3 1761 08097989 1

LC
F

NR. 418 — 422 APRIL 1916 XVIII. JAHR

DIE FACKEL

HERAUSGEBER

KARL KRAUS

INHALT:

Kierkegaard und die Journalisten / Zum ewigen Gedächtnis / Die Historischen und die Vordringenden / Das Lysoform-Gesicht / Glossen / Fahrt ins Fextal / Notizen / Aus jungen Tagen / Sonnenthal / Glossen / 's gibt nur an Durchhalter! / Shakespeare und die Berliner / Zum ewigen Gedächtnis / Weltwende

NACHDRUCK VERBOTEN

400785
3.3.42

Preis dieses Heftes:

1 Krone 50 Heller = 1 Mark 25 Pf.

VERLAG: ‚DIE FACKEL', WIEN
III/2, HINTERE ZOLLAMTSSTRASSE 3 — TELEPHON Nr. 497

F. M. DOSTOJEWSK

Gesamtausgabe

R. Piper & Co., Verlag, München

Roter Leinenband mit Goldpressung Mark 5.
Broschiert Mark 4.— In Halbfranz Mark 8.

Rodin Raskolnikoff	Bd. 1/2
Der Idiot	„ 3/4
Die Dämonen	„ 5/6
Der Jüngling	„ 7/8
Die Brüder Karamasoff	„ 9/1
Autobiographische Schriften	„ 11
Literarische Schriften	„ 12
Politische Schriften	„ 13
Arme Leute. Der Doppelgänger	„ 14
Helle Nächte	„ 15
Das Gut Stepantschikowo	„ 16
Onkelchens Traum	„ 17
Aus einem Totenhaus	„ 18
Die Erniedrigten u. Beleidigten	„ 19
Aus dem Dunkel der Großstadt	„ 20
Der Spieler. Der ewige Gatte	„ 21
Ein kleiner Held	„ 22

DIE FACKEL

Nr. 418—422 8. APRIL 1916 XVIII. JAHR

Wehe, wehe über die Tagespresse! Käme Christus jetzt zur Welt, so nähme er, so wahr ich lebe, nicht Hohepriester aufs Korn, sondern die Journalisten!

*

Gott im Himmel weiß: Blutdurst ist meiner Seele fremd, und eine Vorstellung von einer Verantwortung vor Gott glaube ich auch in furchtbarem Grade zu haben: aber dennoch, dennoch wollte ich im Namen Gottes die Verantwortung auf mich nehmen, Feuer zu kommandieren, wenn ich mich nur zuvor mit der ängstlichsten, gewissenhaftesten Sorgfalt vergewissert hätte, daß sich vor den Gewehrläufen kein einziger anderer Mensch, ja auch kein einziges anderes lebendes Wesen befände als — Journalisten.

Sören Kierkegaard, 1846.

Und nach siebzig Jahren, wo es um so viel siebzigmal wünschenswerter wäre, als es siebzigmal mehr Gewehrläufe und Journalisten gibt, stehen sie nicht vor ihnen, sondern dahinter, haben sie laden geholfen und sehen zu, man zeigt ihnen, wie es schießt und fließt, und wartet, bis sie kommen, es zu beschreiben. Welche Verantwortung nimmt die Erde, die solches will und erträgt, im Namen Gottes auf sich!

Zum ewigen Gedächtnis

Zwei Züge

Das Leid und Elend, das die serbische Bevölkerung, vor dem Feinde fliehend, ertragen mußte, ist schwer in Worten zu schildern. Schweren Herzens, ihre einzige Hoffnung auf Gott setzend, verließen die armen Flüchtlinge ihre Heimstätten. Greise, Frauen, Kinder — alle flohen! Unabsehbare Menschenmassen bewegten sich vorwärts — weiter und immer weiter.... Mit wieviel Schmerz und Mitleid gedenke ich der Kinder, die diesem Zuge folgten. Halbnackt, mit zerrissenen Sohlen, beschmutzt, gingen sie an der Hand der Mutter, die oft noch einen wimmernden Säugling im Arme trug. Tränen der Rührung stiegen mir ins Auge beim Anblick eines zehnjährigen Kindes, das sein kleines Brüderchen auf die Arme hob und ihm sein letztes Stückchen Brot in das weinende Mäulchen steckte. In der Menge, die sich müde und schwerfällig gegen Mitrowitza und Ipek schob, fiel mir eine hohe, kräftige Bäuerin aus dem Morawatal auf. Sie trug die schöne und farbenfreudige Kleidung der Frauen jener Gegend, dazu einen kleinen Sack auf dem Rücken und ein Körbchen in der Hand. Ihr zur Seite trippelte ihr Söhnchen, ein gesundes gutgepflegtes Bauernkind, wie man sie in den gebirgigen Gegenden Serbiens findet. »Wissen Sie, wo die Morawa-Division ist?« Diese Frage richtete die Bäuerin fast an jeden Vorübergehenden. In jener Division diente ihr Mann; ihm brachte sie das Bündel Wäsche, das sie auf dem Rücken trug.... Der Vater, der seit vier Jahren im Felde steht, sollte den Kleinen end-

Der Zug hatte die Halle des Wiener Nordbahnhofes verlassen. Die Lichter der Residenz verglühen in der Ferne; der Train donnert der ungarischen Grenze zu. Das Handgepäck ist untergebracht. Dann beginnt das Abendessen erster Serie in dem Speisewagen, der uns bis Budapest begleitet. Man bummelt durch die Waggons, man ist neugierig. Wer fährt mit dem Zuge. Die Übersicht ist rasch vorhanden. Vielleicht hat man sich's ein wenig anders vorgestellt, mehr würdenträgerartig, mehr repräsentativ; aber zu guter Letzt ist man zufrieden. Um die Bedeutung der Fahrt der großen Öffentlichkeit zu vermitteln, sind zwei Dutzend Männer von der Presse da. Wir vier Österreicher, zu denen sich in Budapest vier Ungarn gesellten, haben uns gleichfalls organisiert, und es war zu unserem Besten. Ein anderes Coupé hat ein Herr, der

lich wieder einmal sehen und herzen können. Mit schmeichelnder Stimme, die großen Augen voll Kinderunschuld zu mir hebend, streckte das Kind sein Händchen aus und bat: »Tschitscha, daj mi hleba.« (Onkel, gib mir Brot.) Und die Mitgehenden, statt des Brotes, das sie selbst nicht hatten, legten eine Geldmünze in das bittende Händchen. ... Hie und da überrascht ein schönes Haus: große Kasernen, viele Moscheen fallen auf. ... In der Stadt Tausende von erschöpften, blassen Flüchtlingen.... So schlief man denn unter freiem Himmel, bei 15 Grad Kälte, ohne Feuer, denn es gab kein Holz. Die mitgeführten Nahrungsmittel waren fast ganz aufgezehrt. Das mitgeführte Vieh, von den furchtbaren Strapazen aufgerieben, blieb größtenteils am Wege liegen .... Angst und Verzweiflung erfüllte sie bei dem Gedanken an das Kommende. Wie sollten sie mit den zarten Kindern in grimmiger Kälte, ohne Brot, über den drohenden steinernen Wall, der sich vor ihren Augen emporreckte, hinüberkommen? ... Es war Sonntag. In der Kirche des Patriarchats feierte man den Gottesdienst. Der serbische und montenegrinische Metropolit zelebrierten die Messe.... Totenstille herrschte in dem großen Raum; dann tönte traurig das Gebet des alten Metropoliten von den hohen Wölbungen wieder. .... »Tschitscha, daj mí hleba«, unterbrach meinen Gedankengang ein zartes Stimmlein. Vor mir stand wieder der kleine Knabe, der uns unterwegs schon mit den nämlichen Worten angefleht hatte.... Die Zeit zur Flucht drängte.... Alles Gepäck wurde zurückgelassen. Doch Brot — Brot mußte man haben.... Die Kälte und das Schneegestöber

auch in diplomatischen Diensten reist, begleitet von seiner liebenswürdigen Gemahlin und ihrem hübschen Hündchen; »Pucki« ist der erste Hund, der mit dem Balkanzug fuhr, und fühlt sich heute bereits wie ein Pfau ... Ich teilte mein Coupé mit dem Schriftsteller Felix Salten. Nach dem Abendessen machte uns Ludwig Ganghofer, der von München gekommen war und nach Nisch reiste, den ersten Besuch. Es war eine Visite um Mitternacht, denn Budapest hatten wir einige Minuten vor 12 Uhr nachts verlassen. Man hatte uns dort mit magyarischer Glut empfangen. Die Zigeunermusik freilich fehlte; die fiedelt jetzt eins den Russen zum blutigen Tanz, und das ist wichtiger. Ganghofer war frisch, lustig und herzlich bewegt von der tiefen Bedeutung des Ereignisses, dessen Teilnehmer wir waren. Er erzählte wie der Jüngste und wir tauschten

nahmen zu. . . . Müden Schrittes setzte sich der traurige Zug gegen das berüchtigte Zljeb in Bewegung. . Plötzlich stockte der Zug. Tausende von Karren, die auseinandergenommenen Batterien, Automobile, verwirrten sich ineinander. Es ging unmöglich weiter. Der Befehl wurde gegeben, die Wagen zu verbrennen, die Kanonen und die Munition zu vernichten. Alles, was man nicht mittragen konnte, sollte zerstört, einzig die Tiere gerettet werden. . . . Wieder mußte die Nacht unter freiem Himmel zugebracht werden, an der Stelle, auf der man sich eben befand, am Feuer, zu dem die Reste der zertrümmerten Wagen herhalten mußten. . . . man schleppte Räder und Holzteile herbei, um nicht auf den eisbedeckten Steinen rasten zu müssen. Leise, traurig floß das Gespräch dahin, bis die Müdigkeit das ihre tat. Stärker wurde der Frost, immer kleiner das Feuer. Das erste Morgenlicht fiel auf eingefallene, blasse Gesichter, in denen noch das Grauen der verbrachten Nacht stand. Die frierenden Kleinen äußerten wimmernd ihren einzigen, bescheidenen Wunsch. Ein Stückchen Brot nur, der schwarzen Erde gleich, eine kalte Kartoffel, mußten das Verlangen der bedauernswerten Kleinen stillen. . . . Kanonen, Karren, Ausrüstung — alles wurde in den Abgrund geschleudert. Dann ging es weiter, einer hinter dem andern; über vereiste Felsen und Geröll, mehr gebückt als aufrecht, rutschend und strauchelnd. Da, plötzlich ein Schrei — ein Pferd stürzte von dem schmalen Pfade in die Tiefe; und wieder ein Schrei, noch verzweifelter und gellender als der erste: sein Führer war ihm nachgestürzt. Die Stunden verrannen

Kriegserinnerungen aus. Man mag noch soviel gesehen und erlebt haben, man hört ihm mit inniger Freude zu. Der Kehrreim aller seiner Worte aber ist das Lob der Schönheit des Krieges. Er plaudert von dem Humor, der selbst in den tragischesten Momenten des Kampfes aufblitzt; der große Shakespeare des Welttheaters weiß eben Ernst und Scherz auch auf der Kriegsbühne richtig zusammenzuschütteln. Ein Straßenkampf tobt; Reserven dringen über die Leichen der Gefallenen vor — ein junger Unteroffizier springt um die Ecke — auf einen Toten. Ein rascher Blick zurück, ein Stammeln: »Pardon... Bitte um Entschuldigung...« und er ist verschwunden. So erzählt Ganghofer, und wir fahren durch die dunkle Einsamkeit der Puszta, in der arme Hirtenfrauen von ihren »roten Teufeln« träumen, die in Wolhynien kämpfen. Der Belgrader

unter mühseligem Wandern, von allen Seiten starrten Tod und Vernichtung den Flüchtenden entgegen. Da lag am Wegesrand ein zu Tode erschöpftes Pferd, dort ein Ochse mit heraushängenden Eingeweiden, weiter unten ein Mensch mit zertrümmertem Schädel. . . . Dort blieb eine Menge entkräfteter, müder Tiere zurück. Sie standen unbeweglich, nur ihre todtraurigen Blicke begleiteten uns. . . . Und wieder umgab uns tiefe Nacht. Mit Händen und Füßen scharrten wir den Schnee beiseite, um einen Herd zu errichten. Aber, wie sollte die wärmende Flamme entstehen, da alles ringsum feucht oder gefroren war?. . . Ein Schluchzen drang an unser Ohr; ein leises, nicht endenwollendes Weinen. Wir gingen hin. Bei dem schwachen Lichtschein erkannten wir jene Bäuerin aus dem Morawatale wieder, die uns mit ihrem Knaben bis hierher begleitet hatte. Mit totenblassem Antlitz saß sie an einen Tannenbaum gelehnt da, in den Armen einen leblosen kleinen Körper haltend, zu dessen Häupten, mit zitterndem Lichte, eine kleine Wachskerze brannte. ›Mein Kind ist gestorben und ich weiß nicht, wie ich es begraben soll‹, sagte die arme Mutter mit bebenden Lippen. Der Atem stockte uns — wir erschauerten. Kälte, Hunger und Krankheit hatten dieses blühende Leben vernichtet, noch ehe ihn der geliebte Vater, den er suchen gegangen, in seine Arme geschlossen und geküßt hatte. Unter der Tanne, wo er verschieden, wurde ihm das Grab bereitet, und in den rauhen Stamm schnitten wir seinen Namen:

›Slobodan Ljubinkovits, aus Morawa 1908—1915.‹

Wagen, der von München kam, wird abgekoppelt; dafür ist der Schrei nach einem Morgenkaffee oder einem Speisewagen vergeblich. Es ist noch keine Restauration im Betrieb, und der Speisewagen erwartet uns erst wieder um 2 Uhr nachmittags in Nisch. Das müssen Passagiere des Balkanzuges zur Notiz nehmen. An sanften Waldbergen vorbei führt der Schienenstrang nach Jagodina. Die zierliche Moschee mit dem maurischen Tore und dem schlanken Minarett interessiert heute alle weniger als die kleine Hütte im Bahnhof, in der ein deutscher Soldat heißen Tee schenkte. Ich hatte mich schon früher gestärkt; Ganghofer, der an Erfahrungen Reiche, hatte im Coupé Tee gebraut, ein Hühnchen aus dem Eßkoffer ausgepackt, den ihm seine fürsorgliche Frau ans Herz gelegt hatte, und

Entblößten Hauptes, den Blick voll Trauer auf das kleine Grab geheftet, bezeugten wir dem unglücklichen Kinde die letzte Ehre. Sein trauriges Schicksal wird für uns ewig verflochten sein mit der Erinnerung an den Leidenszug nach dem schrecklichen Zljeb. Uns Glücklichen aber, denen der Allmächtige Kraft gab, so viel Mühsal und Not zu ertragen und das Leben zu retten, tönt heute noch das traurige: »Tschitscha, daj mi hleba« des armen Knaben nach.

Salten und mich zum Frühstück geladen. Ganghofers Frühstück war gewiß eine Spezialität des ersten Balkanzuges. Der Speisewagen, der heißersehnte, wird angekoppelt, — ein Sturm auf ihn erfolgt.

Hirsch.

Die Historischen und die Vordringenden

Ein Wort an den Adel

Im ungarischen Parlament hat einer, um die sogenannten Bankmagnaten vor Angriffen zu schützen, auf die Verbindung der Magnaten mit den Banken hingewiesen. Das müssen sie sich schon gefallen lassen, daß ihr Wappen, einmal für Tantièmen verkauft, nicht nur als der Schild einer Bankfirma, sondern auch als das Schild der Bankiers seine Dienste tut. Der Graf Tisza aber war wieder der Meinung, daß der Burgfriede zwischen den in Kompagnie getretenen Klassen nicht gestört werden solle, indem auf die von Natur und durch Erziehung gegebenen Gegensätze hingewiesen werde. Sie sollten sich im Gegenteil vertragen und beide von einander lernen. Denn:

»Die historischen Klassen haben von den jetzt vordringenden neuen Schichten der ungarischen Gesellschaft viel zu lernen, sehr viele Eigenschaften und sehr viele Tugenden haben sie sich von ihnen anzueignen und sehr viele alte Fehler haben sie abzustreifen. Auf anderer Seite aber hat es gegen niemanden eine verletzende Spitze, wenn wir hinzufügen, daß auch die neuen Schichten der ungarischen Gesellschaft bemüht sein müssen, all das in sich aufzusaugen, was die alten Faktoren der Gesellschaft an großen Eigenschaften von ihren Vorfahren ererbt haben . . . .«

Man kann nicht übersehen, daß der Graf Tisza in etwas kategorischer Form seine Standesgenossen

aufgefordert hat, im Verdienen tüchtiger zu werden, während er unter höflichen Entschuldigungen die Geldjuden ersucht hat, sich endlich auch die Manieren der guten Gesellschaft anzueignen. Aber das pädagogische Resultat wird, wenn diese Welt noch ein paar Jahrzehnte so weiter läuft und der Fortschritt der Wegmacher der Entwicklung bleibt, nicht ganz den Erwartungen jenes Liberalismus, der auf eine gute Mischung hinarbeitet, entsprechen, weil aller Wahrscheinlichkeit nach schließlich die historischen Klassen ohne irdische Güter und mit schlechten Manieren, die vordringenden Schichten aber mit zweifachem Besitzstand die Gesellschaft repräsentieren werden. Und wann hätte sich diese Evolution besser absehen lassen als an jenem Zustand einer heillosen Vermengung, der eben der Kriegszustand ist? Daß die Aristokratie entschlossen scheint, auf jede geistige Verpflichtung zu Gunsten der ihr imponierenden Intelligenz und auf jede sittliche Verantwortung zu Gunsten der sie umlagernden Crapüle zu verzichten; daß ein ahnungsloses Wetteifern um die Gunst des Auswurfs eingesetzt hat; daß im eklen Gemengsel der Wohltätigkeit der Adel eine Erfrischung erlebt und die Gleichheit im Schützengraben von der Brüderlichkeit im Komitee ergänzt wird; daß Leute froh sind, am Tisch von Leuten einen Platz zu finden, die sie ehedem nicht am Tisch ihrer Leute geduldet hätten, und daß heute der Herr einen Umgang hat, den sein Kammerdiener aus Adelsstolz ablehnen würde — das alles springt aus der großen Zeit und der kleinen Chronik an jedem neuen Tag ins Auge. Sinnfällig kam diese Tendenz zum Rollentausch in dem Stolz des Grafen Karolyi zum Ausdruck, der die voreilige und höchst laienhafte Meinung, der Herr Nordau habe mit seinem Umgang im Konzentrationslager renommiert, hinterdrein durch das Bekenntnis enttäuscht hat, er habe sich vor Glück gar nicht fassen können, den Nordau endlich kennen zu lernen, und dessen eigenes Staunen mit der Versicherung beruhigen müssen, es werde noch schöner

kommen und die Klassenunterschiede würden völlig schwinden, seitdem man einmal zusammen nicht nur im Internierlenlager, sondern auch im Schützengraben gelegen sei. Man trifft sich längst in Redaktionen, auf Jours, in der Nächstenliebe und bei allen Gelegenheiten, wo ein Gedränge ist, und vielleicht kommt noch die Zeit, wo der Adel sogar noch die höchst unadelige Gesinnung abstreift, die Leute, denen er den Hof macht und überläßt, hinter ihrem Rücken grauslicher zu finden als in ihrem Gesicht. Denn das ist ein Vorurteil. Auch wird er sich nicht lange mehr zu schämen haben, mit Bürgerlichen zu verkehren, denn der künftige Adel nimmt bereits in einer Weise überhand, daß es bald mehr Ahnherren in der Kärntnerstraße geben wird, als solche, die ihre Ahnherren schon begraben haben. Viele gibt es, die nicht umsonst an Konserven oder Wolldecken verdient haben wollen, ohne die Aussicht, daß in hundert Jahren ein stolzes Geschlecht undefinierbaren Ursprungs, aber sicher aus der Zeit kriegerischer Verdienste, blühen und gedeihen wird, abhold der Vermischung, unzugänglicher als die fallsüchtige Gesellschaft jener Tage, die seinem Ahnherrn keinen Fußtritt gab. Eheschließungen dürften das ihrige dazu tun, mit der Trennung vom Tisch, die so lange ein soziales Hindernis war, aufzuräumen. Denn es geschieht schon häufig, daß hochgeborne Herren die Koryphäen der Ischler Esplanade nicht nur heiraten, sondern sogar mit ihnen nachtmahlen gehen. Jupiter hat seine erotischen Neigungen so sehr als Privatsache betrachtet, daß er sich auch mit einer Königstochter nur im Inkognito eines Stiers abgegeben hat: und konnte dennoch nicht verhindern, daß es in die Mythologie kam. Er zeugte mit ihr zwei Gerichtspräsidenten. Was für eine Generation droht aber heraufzukommen, da die Väter ahnungsloser waren als die Mütter? Die Welt hat sich auf eine undankbare Art bewiesen, daß sie noch Blut hat. Jetzt wird es ihr auch nicht mehr darauf ankommen, es zu mischen, und es wird

sich zeigen, daß die Vordringenden, deren seit Jahrtausenden frischer Stoßkraft keine Defensive Widerstand leisten konnte, die Sieger dieses kurzen Kriegs waren. Aber hat man ihnen nicht die Schlüssel zu den sozialen Festungen in die Hand gedrückt, als wären es die zu den Ghettos? Gibt es einen Abgrund, aus dem man sie nicht heraufgeholt hat? Eine Strickleiter sozialer Verbindung, die man ihnen nicht gereicht hätte? Kinoschmierer, Operettenlieblinge, Agenten müssen sich den Hochgestellten nicht mehr aufdrängen, sie werden begehrt; und der Parvenü braucht sich nicht mehr anzustrengen, wenn Hoheit ihm auf halbem Weg entgegenkommt. Von einer Fürstin empfangen werden, ist gefährlich, weil man sicher sein kann, einen Revolverjournalisten bei ihr zu treffen, die phantastischesten Zusammenstellungen sind im Geschmack der Zeit, und der arme »Würdenträger«, der unter der Last keucht, ist der mißbrauchte Dienstmann des Großindustriellen, der ihn für schlechte Behandlung durch gelegentliches Essen entschädigt. Kann man denn mit Fug noch von Vordringenden sprechen, wenn die Historischen schon hinter ihnen sind? Wahrlich, nie haben sie selbst sich das Leben so leicht gemacht wie ihnen der Feind, und der letzte Hemmschuh, den die historische Welt ihnen in den Weg legen wollte, ward durch den unerforschlichen, aber seit Jahrtausenden am Sieg wirkenden Ratschluß ihres Gottes beseitigt. Wie sollte eine Rasse, deren Ambition man nahetritt, wenn man ihr nur die Neigung zu greifbaren Gütern vorwirft, nicht auch auf die moralischen, die doch in einem so verwandelten Leben das billige Ornament der andern sind, Appetit haben? Kommt einst der Tag — und wir erleben ihn —, daß der Wert vollends Ware geworden ist, so mag noch eine Gelegenheit bleiben, ihn aus dem Markt zu ziehen, um den ewigen Händlern die Chance zu verderben: der Adel beweise sich, indem er ihn ablegt, und lasse die Gesellschaft als ein Ghetto der Nobilitierten hinter sich!

Das Lysoform-Gesicht

ist das der Zeit. Zu sehen, feixend, an allen Planken. Das Mittel ist eines der Mittel — auf »—it«, »—in«, »—ol« und »—form«, — die die Menschheit erst nötig hat, seitdem sie sie erfunden hat, und ohne welche es die Leiden nicht gäbe, gegen die sie erfunden wurden. Aber das Gesicht, das es empfiehlt, ist die Zeit selbst. Hierzulande, wo aller Vorfall bunter und lauter ist als sonst in der Welt, vergeht einem Hören und Sehen, wenn man eine Planke entlang geht, nur die Zeit steht und feixt. Welch ein Tohuwabohu von Stillstand! Eine brüllende Proletenkunst feiert ihren orgiastischen Abschied vom Sinn des Lebens. Die Tobsucht empfiehlt das Lebensmittel, dessen Tyrannei den Verstand so weit gebracht hat. Die Ware ist rebellisch worden und jauchzt, springt, platzt vor Vergnügen, weil der Händler ihr die Haut des Konsumenten zur Hülle gab. Nein, an keiner Straßenecke des Fortschritts geht es so hoch her wie an der unsern. Das Ohr verspürt noch den Druck der eben verstummten Siegesschreie, deren Gewalt die Behörde eingedämmt hat, weil das Papier, nicht weil die Menschenwürde auszugehen drohte. Das Heroenzeitalter der Wiener Straße — bis auf den Sonntag, der als Unruhtag eingesetzt wurde, abgelaufen — hinterläßt im Gedächtnis einen letzten Glanzpunkt: »Krosser Sick der Türken über die Russen: Erzerum genohmen!« Kein Schweigegebot aber unterdrückt die gemalten Extraausgabenschreie, die das Auge betäuben, die vernichtenden Anschläge der Gewinnsucht auf den Geschmack. Mestizen aus Weanern und Juden, das ewige Hindernis des Trottoirs, erscheinen in liebevoller Übertreibung noch an die Wand gemalt; ein Varieté von Wucher und Wohltat tanzt vor uns, peitscht den Lebensüberdruß zum Gaudeamus und eine Quadrille von Zentauren, halb Mensch, halb Ware, bestürmt uns, kein Spielverderber zu sein. Transzendente Antlitze von Gastwirten, melancholisch überschattete Judenbuben, die einen heitern Abend versprechen, obersschaumgeborne Aphroditen, Bulldogs mit Hausmeistergesichtern, Mißgeburten, die strampelnd schon mit Gummiabsätzen zur Welt kommen, brave Soldaten, die außer sich vor Freude sind, weil Antinikotin gesiegt hat — und über dieser Farbenhölle, die losgelassen ist,

um die Zugkraft des Todes für ein niedriges Lebensinteresse zu verwerten, über diesem schüttelnden Fleckfieber der Zeit, über diesem Gliederkrampf von lebloser Feschität und ausgefressenem Marasmus: das gewitzte Ponem des Lysoformbengels, der zu wissen scheint, was er weiß, der sagen könnte, was er nicht sagen will, nämlich wofür das Mittel auch probat ist. Mit der lächelnden Miene eines, der eine Diskretion begeht, der sich auskennt, der in dem Punkt Erfahrungen hat, dem schon manches untergekommen ist, der viel erzählen könnte, wenn er wollte, schweigt er, und sagt: »Unentbehrlich für die Frauen.« Schweigt so die Zeit nicht? Sieht sie so nicht aus? Die Moral, die das Geschlecht verbietet und als Gegenstand des Humors für geschlossene Zirkel zuläßt, räumt ein, daß die Sache ernst ausgehen kann, und findet das komisch. Der Händler illustriert die Gefahr durch einen wissenden, eh schon wissenden Ladenschwengel, der mit gekniffenem Auge und dem von einem Ohr, das viel gehört hat, bis zum andern verzogenen Lächeln um keinen Preis verraten will, was er weiß, aber schließlich mit sich reden läßt. Die Passantin, der ein Rat erteilt wird, wird angegrinst und entschließt sich, weil Lysoform nun einmal so pikant sein soll, zu einem Kauf. Diesem Lockvogel ist nicht zu entgehen; diesem eingeweihten Schelm, der täglich Lysoform empfiehlt und am Sonntag auch die Plauderei schreibt, kann man nicht nein sagen. Keine Frau, keine Behörde. Solches Vorbild einer Moral, die längst Herrenabend gemacht hat, begleitet uns auf allen Wegen. So angeschaut, so von allen Sendboten der Hölle angerufen zu werden, ergötzt uns, stört uns nicht. Niemand beklagt sich, kein Steinhagel macht der Zumutung ein Ende. Und niemand erschrickt bei dem Gedanken, daß in einer durch gnädigen Zauber plötzlich ausgestorbenen Stadt diese Gesichter in ihrer überlebendigen Überlebensgröße überleben und uns in die Verwesung nachstarren könnten.

Glossen

Lesestücke

Aus einem im Verlag von Karl Meyer in Hannover erschienenen, für den Schulgebrauch bestimmten Lesebuch der Rektoren Kappey und Koch in Hildesheim:

»Regiment greift an«, von Leutnant Hoppe vom Regiment 79:

— — — — — — — — — —

Da drüben, da drüben liegt der Feind
In feigen Schützengräben,
Wir greifen ihn an, und ein Hund wer meint,
Heut würde Pardon gegeben.
Schlagt alles tot, was um Gnade fleht,
Schießt alles nieder wie Hunde,
Mehr Feinde, Mehr Feinde! sei euer Gebet!
In dieser Vergeltungsstunde!

Aus drei im pädagogischen Verlag A. Haase in Prag erschienenen Büchlein des Wiener Lehrers Weyrich:

»Auf daß ihr mit wissendem Herzen und Munde hasset, halte ich euch einen Spiegel vor, aus dem euch das neidverzerrte und haßverfärbte Antlitz des falschen Albion entgegengrinst.«

»Jetzt freilich möchte ich nur wünschen, daß den Russen Galizien all seine Gaben: Armut und Schmutz, verseuchte Brunnen und tolle Hunde, Hunger und Seuchen in verschwenderischem Maße zuteil werden läßt.«

»Von den Kerlen aber ist nichts zu sehen! Schauen in ihren Monturen aus, als wären sie aus demselben Lehm und Sand geformt, um den wir uns nun tagelang raufen. Sind feige Hunde, die Erdfarbenen!«

»Alles schwarz von Russen, grad so wie in einer vernachlässigten Küche! Man braucht nicht zu zielen: einfach losdrücken und schon liegt einer. Na, da knallten wir sie nieder, wie die Köchin raschen Fußes das Ungeziefer zertritt.«

»Sakra, dös war höllisch fein! Bald hab' i 's Vurtl heraußt g'habt. Eini das Messer ins Russenfleisch und gach umdraht!«

»Hei, da haben wir mit unseren Karabinern dreingehauen, als gälte es Klötze zu spalten. Hab' auch viele Russenschädel zerschlagen. Hurra!«

»Es muß ein ganz eigenartiges Gefühl sein: Hier zu stehen, den Feind 'rankommen zu sehen und ihn niederknallen zu können, ohne daß er einem recht ankann.«

»... und jetzt darf ihnen (den Russen, die sich ergeben) niemand mehr etwas tun als: gefangennehmen. Und hätten doch so gern diese Gazember (magyarisches Schimpfwort) ein bißl massakriert....«

»Jeden einzelnen von uns hat der Krieg aus dem Alltag gerissen, hat ihn umgeformt und sittlich wachsen lassen. Wir alle sind bessere Menschen, bessere Österreicher geworden!«

* * *

Gebt Feuer, ihr Berge! Speit!

»Wieder einmal nimmt das Wiener Kaffeehausleben eine Umgruppierung vor.... die Begriffe Semmel, Kipfel, Baunzerl.... gelbes Kriegsweckerl.. bis die Wiener Cafetiers auch diese Position aufgeben mußten.... Und während draußen unsere Helden stürmen und siegen, standhalten und erobern, nahm die bürgerliche Defensive des Wiener Kaffeehausgastes ihren nicht immer erwünschten, aber wirtschaftlich-strategisch höchst notwendigen Fortgang.... das Schlagobers, das üppig und lockend die Wiener Melange zur kulinarischen Sehenswürdigkeit erhob, wurde glattweg konfisziert, und nun ist eine ganz neue Linie bezogen worden.. Die Nachmittagsjause ist auf unbestimmte Zeit beurlaubt. Heute hatten die Wiener Kaffeehäuser ihre melangelose Premiere. Wenige Minuten vor 2 Uhr.... noch ein »Kapuziner« oder eine Melange »mehr dunkel« oder eine »Obers gespritzt« serviert, punkt 2 aber ein derartiges Begehren mit einem, je nach der Gemütsart des Kellners bedauernden oder ironischen Achselzucken verweigert. Und als späterhin einige Gäste in wenig geschmackvoller Weise das Milchverbot umgehen wollten, indem sie ihren Schwarzen durch mitgebrachte Milch zu einem Weißen machten, wurde ihnen klargemacht, daß auch dies nicht erlaubt sei. Der Wiener Kaffeehausgast hat aber auch die neueste Probe auf seine Bereitschaft zum Durchhalten vortrefflich bestanden.... Denn schließlich gehen ja doch die meisten Wiener, Herren und Damen, in erster Linie der Gesellschaft halber, um Zeitungen zu lesen, um eine Ruhepause zu genießen, um zu plauschen und zu politisieren, ins Café, das ja bei uns weniger »Lokal« als Klub ist. Ganz schlaue Leute aber .. wußten sich heute schon zu helfen. Sie erschienen später als sonst, erklärten dem Markör, daß sie noch warten wollen, und bestellten dann pünktlich eine Minute vor 7 Uhr: »Markör, eine Teeschale Melange, sehr licht.«

Nein, Doppelschlag!

* * *

Das Gedankenleben

Zwei Stufen des Denkvermögens gibt es jetzt. Auf der einen, der höhern, sagt man: »Krieg ist Krieg.« Hier ist außer der Erkenntnis noch der Rat inbegriffen, sich danach einzurichten oder wenns nicht paßt, nach einem andern Planeten auszuwandern, falls man die Grenzübertrittsbewilligung bekommt. Diese Formel berücksichtigt die unabsehbaren Schwierigkeiten und Gefahren, die sich aus der einmal gegebenen Tatsache ergeben, ohne jedoch den, der sie anwendet, an diesen Fatalitäten schuldig oder beteiligt erscheinen zu lassen. Nur im Munde solcher, die nicht daran sterben, ist diese Definition des Krieges gebräuchlich, die andern wissen vielfach, daß der Krieg auch etwas anderes ist als Krieg. Auf der zweiten Stufe aber drücken sich die Leute, denen es nicht geschah, weniger kompliziert aus, sondern sagen einfach: »Jetzt ist Krieg.« Diese Erkenntnis hält sich gleichfalls an die einmal gegebene Tatsache, weist aber den barsch ab, der dem Sprecher irgendwelche Zumutungen stellen möchte, denen er schon im Frieden nur schlecht oder ungern entsprochen hat und von rechtswegen auch im Krieg zu entsprechen hätte, also nicht als ob ihm eine neue Leistung aufgebürdet würde, sondern weil die alte von ihm verlangt wird. Es ist allenthalben nicht nur das Zauberwort, das den Wucherinstinkt bis zur Aufopferung des letzten Schamgefühls entfesselt hat, sondern es ist auch in der Niederung jener, die vom Krieg nichts haben können, die Ausrede der Lässigkeit und die Entschuldigung der Schlamperei, und man hat den Eindruck, als sollte die Felddiensttauglichkeit anderer die eigene Untauglichkeit zu jedem andern Dienst erfordern. Man muß darauf gefaßt sein, daß man von einem Kellner, dem man jetzt etwa raten würde, die Tür geräuschloser zu schließen oder den Finger nicht geradezu in den Teller zu stecken, die Antwort bekommt: »Jetzt ist Krieg.« Blitzschnell hat diese Erkenntnis alle Gebiete des öffentlichen und des privaten Lebens, jenseits aller Notwendigkeiten, die sich aus der Tatsache, daß Krieg ist, ohnehin ergeben, durchsetzt und den Zustand eines andern Kriegs geschaffen, den das Hinterland auf eigene Faust zu führen scheint. Jener Krieg ist dieser Krieg. Eben dort, wo noch die Bahn des Lebens frei wäre, pflanzt sich die störrige

Banalität auf und zwingt uns zur Umkehr durch die vorgehaltene Warnung: Jetzt ist Krieg. Der Gedanke lebt und jeder nimmt sich seinen Teil von dem allgemeinen Recht, ein Hindernis zu sein. Alles andere aber, was so tagsüber den Leuten aus dem Mund kommt, ist nur die feierliche Redensart, die öfter gestorben ist, als jener Tod, den sie bezeichnet, erlitten wurde. Wer hätte denn je gedacht, daß eine Zeit anbrechen werde, die solcher Menschenware den Stolz beibringt, einer »Epoche« anzugehören! Glotzende Fettaugen auf der Wassersuppe des Lebens, starren uns die heroischen Worte an, als wäre, wenn das Ohr versagt, auch dem Aug noch ein Tort erwünscht. Dieser Gallert, nicht zertreten, kaum bewegt vom Ereignis, schillert in den Farben der Glorie, und ich weiß nicht, habe ich es erfunden oder ist es nur wahr: in einem Kaffeehaus, in dessen Luft ein Schlachtenlärm ist von Prozenten und Miasmen, in einer jener großstädtischen Lokalitäten, in die der Kriegszwang selten eingreift, seltener die Gerechtigkeit, wiewohl sie es blind vermöchte, in einer jener Baracken, wo sich die Entlausung des Hinterlands durch den Krieg als Utopie herausstellt, sagt einer plötzlich: »Was heißt nein? Ich sag Ihnen sein Vorgesetzter selbst hat ihr geschrieben, so wahr ich da leb, er wird in den Annalen fortleben.«

* * *

Ein Irrsinniger auf dem Einspännergaul

Wunder gibts jetzt nur in der Technik, Symbole wachsen in der lokalen Chronik. Hier ist eines, das ziemlich gut zeigt, wie ich mir die Lage der Welt im Krieg, die Lage unserer Welt, schon immer vorgestellt habe.

[Ein Irrsinniger auf dem Einspännergaul.] Eine aufregende Straßenszene hat gestern abend an der Kreuzung der Alser- und Landesgerichtsstraße eine geraume Zeit lang unter den vielen Vorübergehenden großes Aufsehen erregt. Gegen halb 8 Uhr fuhr ein Einspännerwagen mit zwei Damen als Fahrgästen und Gepäck, das auf dem Bocke verstaut war, in der Universitätsstraße gegen die Alserstraße. Als der Wagen im langsamen Tempo zur Kreuzung der Alser- und Landesgerichtsstraße fuhr, kam ein junger Mann in Infanteristenuniform plötzlich im Laufschritt auf die Straße und stürzte sich dem Einspännerrosse entgegen; er faßte es an dem Zügel und wollte das Pferd anhalten. Der Kutscher

war überrascht, die beiden Insassen waren erschrocken. Der Kutscher schlug mit der Peitsche auf das Pferd ein, um es zu schnellerem Trabe zu veranlassen und dem jungen Menschen zu entkommen; das Pferd lief auch schneller, da sprang der junge Mensch wieder an den Gaul heran und schwang sich auf ihn. Mit der bloßen Hand trieb er das arme Tier zu noch schnellerem Laufe an, indem er dabei wiederholt »Hurra«! schrie. Nun hatte der Kutscher die Lenkung über das Pferd ganz verloren und der sonderbare Reiter ließ den Gaul ganz umkehren. Im Galopp kam das Tier mit dem schleudernden Wagen gegen die Kreuzung. Das Abenteuer hätte noch schlimm enden können, wenn nicht an der Kreuzung ein Sicherheitswachmann das Pferd am Zügel gefaßt und zum Stehen gebracht hätte. Der Wachmann zog den Reiter wieder auf den Boden herab. Kutscher und Fahrgäste atmeten auf. Um den Wagen sammelte sich gleich eine große Menge an. Der junge Mann, der offenbar geistesgestört ist, wurde der irrenärztlichen Behandlung übergeben.

Wann, wann, wann! Wann kommt er, der Wachmann! Wenn man einen braucht, ist natürlich keiner da.

* * *

Wüßt' ichs doch!

Wer liefert
8-cm-Stahlgranatenrohlinge?

3000 bis 5000 Stück per Woche während drei Monaten von April ab. Gefällige Offerten unter »Stahlgranatenrohlinge 4552« an das Ankündigungs-Bureau dieses Blattes.

* * *

Bagatellen

. . . . Tatsächlich hatte der Unfall, abgesehen von dem erwähnten Verluste an Menschenleben (9), nur einen rasch gelöschten Brand zur Folge, ohne daß durch diesen die geringste Betriebsstörung eingetreten ist. Derlei Unfälle sind bei der so umfangreichen, auf das äußerste gesteigerten Erzeugung und Verarbeitung von explosivem Material unvermeidlich, jedoch für die Munitionsversorgung ohne Bedeutung.

Nämlich im Vergleich mit den viel größeren Unfällen, die späterhin den Zweck und nicht die Gefahr der Munitionsversorgung bedeuten. Wenn diese eine wohltätige Einrichtung zur Vermehrung von Menschenleben wäre, ließe sich von der Affäre ein Aufhebens machen. Ebenso unberechtigt ist es aber, wenn von dem Verlust an Menschenleben Notiz genommen wird, den — als die letzte Wirkung der erzeugten Munition — unvorsichtiges Hantieren mit einem vom Vater den Kindern mitgebrachten Explosivgeschoß hie und da verursacht. Solche nicht beabsichtigten Unfälle sollten am besten aus der Diskussion bleiben. Was sich vorher und nachher mit der Munition begibt, zählt nicht. Die Zeit ist viel zu ernst, um sich mit solchen Bagatellen abzugeben.

* * *

Ein Protz

Ein Kinobesitzer (der doch ohnehin von Berufs wegen sein Scherflein beiträgt) verklagt einen Feuerwächter wegen Ehrenbeleidigung.

... Bei der Begründung des freisprechenden Teiles der Klage führte der Richter aus, daß nach den dem Gerichte völlig glaubwürdig erscheinenden Angaben der beiden Zeuginnen der Kläger sich selbst gebrüstet habe, daß er zu einem leichten Dienst gekommen sei und daß es ihm sehr viel Geld gekostet habe. Bezüglich dieser daher von dem Angeklagten nur wiederholten Äußerung erachte das Gericht den Wahrheitsbeweis als gelungen.

Damit ist der Gerechtigkeit genüge geschehen. Bewiesen ist wohl außerdem, daß der Kläger renommiert hat. Man hört oft von solchen Protzereien, aber die Zeit ist viel zu ernst, um dergleichen zu beachten. Die Tatsache der Äußerung kann Gegenstand einer Beweisführung sein, aber nicht ihr Inhalt. Das würde zu Weitläufigkeiten führen und da es nicht gelingen würde, versucht man es gar nicht erst, sondern geht zur Tagesordnung über, in der sich der schwere Dienst von selbst versteht.

* * *

Der Mann von fünfzig Jahren

Goldene Worte

Professor Dr. K. F. Wenckebach, der Vorstand der Ersten medizinischen Klinik in Wien, hat vor mehr als 2 Jahren, kurz nachdem er seiner Berufung nach Wien Folge geleistet hatte, einen Vortrag »Über den Mann von fünfzig Jahren« gehalten, der erhebliches Aufsehen nicht nur in der medizinischen Welt, sondern auch in Laienkreisen, vor allem aber in den Kreisen der Fünfziger erregt hat. Dieser Vortrag ist jetzt im Verlag Moritz Perles, Wien, in dritter Auflage als kleines Buch erschienen, wohl der beste Beweis, wie groß das allgemeine Interesse an der von Wenckebach angeschnittenen Frage ist, ob auch der Mann um die fünfzig herum einer schweren Störung seines Allgemeinbefindens unterworfen erscheint.

Kein Zweifel, denn es ist der Zeitpunkt, wo die Natur auf Wahrheit dringt, weil sie lange genug gewartet hat, daß aus jungen Männern alte Weiber werden. Besonders bei den deutschen Dichtern, die dazu inklinieren, fünfzig Jahre alt zu werden; und man erinnert sich noch, daß nach Ablauf der Periode, da Frau Hermann Bahr am Lido in wallenden Gewändern sich zeigte, die Epoche begann, in der der Kollege Dehmel sich einen Tschako aufgesetzt und sogar Kriegsgedichte verfaßt hat.

Nach einer allgemeinen Übersicht über die Entwicklungskrankheiten des heranwachsenden und erwachsenen Menschen geht der hervorragende Wiener Kliniker auf den fünfzigjährigen Mann als Patienten über und bemerkt: »Es fällt uns zu allererst auf, daß die Patienten fast nie dem arbeitenden Stande angehören, sondern meist besseren und besten Kreisen entstammen, und wenn man sie im allgemeinen charakterisieren soll, könnte man sagen, daß es Menschen sind, von denen das Leben viel verlangt hat, die aber auch selbst viel vom Leben verlangen.«

Gewiß, die Fünfzigjährigen verlangen vom Leben oft mehr Geld als es zu geben hat, besonders, wenn sie Medizin studiert haben. Wiewohl sie aber dem Leben mit dieser Forderung unaufhörlich nachlaufen und sich gehörig abstrapazieren, nehmen sie nicht nur an Geld zu, sondern:

»Meistens ist ein gewisser Grad von Fettsucht vorhanden, ein dicker Bauch, ein festes, pralles Fett . . . .«

Davon kann man sich bei einem Blick auf das Hinterland überzeugen, soweit es nicht schon anderweitig mit besserem Erfolg gemustert wurde. Wenckebach konstatiert eine Arrhythmie des Pulses. Von oft ausschlaggebender Bedeutung sei die Beruhigung des Patienten, der zweite Hauptpunkt die diätetische Behandlung, wobei es oft notwendig sei, das Körpergewicht etwas herabzusetzen. Gewöhnlich genügen

aber fünf bis zehn Kilogramm im Laufe von Monaten oder einem Jahr als Gewichtsverlust. Einschränkung der Fettzufuhr, Sparsamkeit mit Zucker, nicht ausschließlich Fleisch, nicht viel Gewürze, nicht schlemmen, im Alkohol- und Tabakgenuß Mäßigkeit — dies hat Professor Wenckebach fast immer zum Ziel geführt.

Dieser Wenckebach mag sein Fach verstehen, aber man kann nicht leugnen, daß die Größe der Zeit seiner Methode wesentlich zu Hilfe kommt. Zwar läßt sich nicht leugnen, daß die jetzt ohnedies vorgeschriebene Kur, das Körpergewicht etwas herabzusetzen, der Beruhigung des Patienten geradezu entgegenwirkt, ja daß durch die Notwendigkeit, sich ihr zu unterwerfen, die Arrhythmie des Pulses noch verstärkt wird. Man hat jetzt bei Fünfzigjährigen vielfach eine Störung des Allgemeinbefindens beobachtet, die bei jüngeren Jahrgängen sogar häufig zu letalem Ausgang geführt hat. Aber Wenckebach, der kein Chirurg ist und überhaupt im tiefsten Frieden zu leben scheint, empfiehlt auch »eine vernünftige Lebensweise«, nämlich: »geistige Ausspannung und körperliche Bewegung«. Erstere ist mangels dessen, was auszuspannen wäre, schon lange mit den größten Schwierigkeiten verbunden, aber für die letztere ist jetzt hinreichend gesorgt, und wenn es ehedem die grausamste Betätigung des landesüblichen Humors war, den Dickwanst tiefe Kniebeuge machen zu sehen und lachend zu beobachten, wie der Nebenmensch nichts zu lachen hat, so sind jetzt ihrer so viele in solcher Lage, daß die schadenfrohen Zeugen fehlen. Wenckebach mag eine Kapazität sein, aber es dürfte jetzt kaum Einer seiner Ratschläge bedürfen, wo so vielen, auch jenen, die jünger oder älter als fünfzig sind, außer der körperlichen Bewegung Einschränkung der Fettzufuhr, Sparsamkeit mit Zucker, nicht ausschließlich Fleisch, nicht schlemmen, im Alkohol- und Tabakgenuß Mäßigkeit gratis ordiniert wird. Wem würde heute, wenn er in ein Gasthaus kommt, in der festen Absicht zu schlemmen, nicht von der Speisekarte selbst Einschränkung der Fettzufuhr und Maßhalten im Fleischgenuß empfohlen, von der Zuckerkarte nicht die einschlägige Diät, wem nicht von der Trafikantin selbst, die doch gewiß ein Faible fürs Rauchen hat, Enthaltung vom Tabakgenuß? Es braucht kein Wenckebach vom Katheder herzukommen, um das zu sagen. Es wären denn die Worte, die er zu sagen hat, sogenannte goldene Worte. Und zum Schluß spricht Professor Wenckebach die goldenen Worte aus: »Wenn der Patient sieht, daß er durch eine vernünftige Lebens-

weise sein Wohlbefinden zurückerlangt, bekommt er Zutrauen zu seinem Arzt, zugleich aber das erhebende Gefühl, daß er kein Patient mehr ist und, von seinem Arzt nicht mehr abhängig, sein Los wieder selbst bestimmen kann. Das aber ist auch der höchste Erfolg für den Arzt, seinen Patienten so weit zu bringen, daß er den Arzt entbehren kann!«

Wenn man dazu noch bedenkt, daß bekanntlich ein guter Arzt auch ein guter Mensch sein muß und vice versa und daß somit Wenckebach der Nachfolger Nothnagels ist, so sind das entschieden Worte, die mehr Gold für den Patienten als für den Arzt haben, dessen Selbstaufopferung, wenn es einmal so weit kommt, zu den heroischesten Erscheinungen dieses Zeitalters gehört, nur vergleichbar dem Harakiri des Generals Nogi. Aber abgesehen davon, daß soeben allerorten eine »entsprechende Erhöhung der Ärztehonorare« erwogen wird, wiewohl doch schon der Tarif in Friedenszeiten Preistreiberei nicht ausgeschlossen hat, und abgesehen von der menschlichen Erkenntnis, daß am Golde alles hängt, wäre zu bedenken, daß die Weisheit der Ostasiaten in einem anderen, praktischen Glanzpunkte nachgeahmt werden könnte, ohne daß die medizinische Praxis geradezu eine Katastrophe erleiden müßte. Der Arzt kann nämlich den Patienten am Leben lassen, ohne sich umzubringen. Das Geschäft würde allerdings eine materielle Schmälerung riskieren, aber die Seele eines sittlichen Zuschusses sicher sein. Es genügt, sich statt des Heroismus nur die Weisheit der Ostasiaten zum Vorbild zu nehmen und sich einfach statt für die Krankheit für die Gesundheit honorieren zu lassen. Wenckebachs Entsagung würde kein Echo bei der Fakultät finden. Denn Hand aufs Herz — das ja menschlichen Wallungen genau so ausgesetzt ist wie das des fünzigjährigen Patienten, der ein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als Verdiener feiert und vom Leben für die Zukunft noch mehr verlangt —, das ist ja alles ganz gut, ein guter Arzt muß ein guter Mensch sein, aber ein Arzt ist eben auch ein Mensch, also Hand aufs eigene Herz: welcher Wiener Universitätsprofessor und Konsiliarius, welcher europäische Arzt lebt, der den Tag nicht erwarten kann, wo er seine Patienten so weit gebracht haben wird, daß diese den Arzt entbehren können? Solange die Ärzte fürs Kranksein bezahlt werden, mag ein Heiliger unter ihnen der Verlockung widerstehen, wenn schon nicht das Kranksein zu verlängern, so doch dem Gesundwerden mit Besorgnis entgegenzusehen. Kein europäischer Arzt wird sich des Wunsches

überführen können: wenn der zudringliche Mensch von einem Patienten nur schon endlich gesund wäre, damit ich ihn nicht mehr sehen müßte und er mich entbehren kann der Kerl — was ich dem koste, das ist schon wirklich nicht mehr auszuhalten! Dagegen in Ostasien, Herr Kollega, dort sind die Ärzte wirklich sehr interessiert: sie bekommen nur Honorar, solange der Klient gesund ist, und da schauen sie wirklich dazu, daß ers bleibt. Vielleicht, daß eben darum dort auch die Fünfzigjährigen keiner Störung des Allgemeinbefindens unterworfen sind.

* * *

Überreste aus der Vergangenheit

. . . . Sodann protestiert Redner (Graf Josef Karolyi) gegen die Art und Weise, in der Abgeordneter Sandor die Träger historischer Namen mit den Geschäften der Großbanken in Verbindung gebracht habe. Wohl haben, erklärt Redner, die Träger historischer Namen in der Vergangenheit nach dem Beispiele des Grafen Stephan Szechenyi wie in den anderen Zweigen des volkswirtschaftlichen Lebens sich auch im Finanzleben betätigt. Aber sie taten es aus Patriotismus, nicht aus Gewinnsucht. Seitdem ist eine neue Klasse erstanden, welche sich auf volkswirtschaftlichem Gebiet betätigt und davon lebt. Seitdem sind die Träger historischer Namen auf diesem Gebiete immer mehr in den Hintergrund getreten. (Zustimmung links.) Heute gehören Fachleute dazu, um an der Spitze von Banken zu stehen. Wenn heute noch sporadisch Träger historischer Namen an der Spitze von Banken angetroffen werden, so sind dies Überreste aus der Vergangenheit und gehören nicht mehr dorthin. . . .

Hier ist die Entwicklung anders dargestellt, als man sie sich sonst denkt. Wo sind die Zeiten, klagt hier ein Historischer, da sich die alten Adelsgeschlechter noch am finanziellen Leben beteiligt haben. Immer sind sie an der Spitze der Banken gestanden, dann aber sind die Fachleute gekommen und haben sie verdrängt. Die Historischen nahmen die Vordringenden in den Verwaltungsrat auf, der Namen wegen, und jetzt sind sie selbst draußen, und an der Spitze der Banken stehen jetzt Juden, die zu einer solchen aristokratischen Beschäftigung von Natur zwar nicht taugen, aber sehr schnell verstanden haben, sich mit den Positionen das nötige Fachwissen anzueignen, während die Historischen nur mit der Ehre beteiligt waren.

* * *

Narben und Notizen

(Verwundetenjause.) Vorige Woche fand im Palais des Kommerzialrates Thury v. Thurybrugg auf der Seilerstätte eine Bewirtung verwundeter Soldaten statt, welche von der Tochter des Hauses, Fräulein Paula v. Thury im Palffy-Spital gepflegt werden. Nach einer Bewirtung der verwundeten Soldaten folgte eine Reihe künstlerischer Vorträge. Den Reigen eröffnete .... dann sang .... am Klavier begleitet von .... der bekannte Mitarbeiter der ‚Muskete' .... und am Schlusse trug .... Unter den Gästen bemerkte man: Gräfin Hohenwart, Markgräfin Helene Pallavicini, Baron und Baronin Joachim Brenner, Gräfin Hilda Attems; Baronin Foulon-Norbeck, Frau Anna v. Goldegg mit Tochter, FML. v. Feigl, Generalkonsul Stepsky v. Dollivar, Frau von Stepsky-Scoda, Fräulein Irma v. Wittek, Herr und Frau v. Schönthan, Frau Ferraris mit Tochter usw. Mit sichtlicher Freude über das Gebotene und unter lebhaften Dankesbezeigungen wurden die Verwundeten sodann wieder in das Spital zurückgeleitet.

Verwundetenjause — welch ein Wort! Es hieße nicht so, wenn nur Verwundete jausten und nicht auch Gesunde zuschauten. Arme Teufel, die so geführt werden! Warum, warum das alles! Bürgerliche wollen. Aristokraten können. Aber müssen Verwundete?

* * *

Friedensrisiko

(»Im Weltenbrand«) Baronin Stella Berger-Hohenfels wird an ihrem Vortragsabend, der demnächst stattfindet, unter anderm auch Kriegsliedgedichte aus der Feder des Oberleutnants Emil Spitzer vortragen.

Das sollte sie nicht.

Diese wie viele andere Gedichte von Oberleutnant Spitzer sind jetzt in neunter Auflage als Buch unter dem Sammelnamen: »Im Weltenbrand — Kriegslieder aus Österreich-Ungarns und Deutschlands größter Zeit« erschienen. Das mit Illustrationen reich ausgestattete Buch enthält viel Stimmungsvolles und gut Empfundenes, und manches der Lieder eignet sich vorzüglich zur Vertonung und wird wohl den Krieg lange überleben.

Wir sind für den Frieden, aber nicht für den Frieden um jeden Preis.

* * *

Was sie gelehrt hat

(Die letzte große Zeit) hat gelehrt, daß es unnötig ist, Bureaumöbel amerikanischer Herkunft zu kaufen, nur »Austria Bureaumöbel«, Wilhelm Fehlinger u. Söhne, Wien, 4. Bezirk, Rittergasse 3 und 1. Bezirk, Stubenring 16, sind heimisches, erstklassiges Erzeugnis.

Die letzte? Nein, sie ist noch immer groß.

* * *

Die Direktionskrise im Deutschen Volkstheater

— nun die ist aber doch schon überstanden? Die Vertragsbedingungen des Vierverbands, was red ich, die Friedensbedingungen des Fünferkomitees sind doch abgelehnt, was red ich, angenommen? Wenn aber nicht, und wenn vom Herrn Weiße noch einmal während des Weltkriegs die Rede wäre, dann müßte ich doch glauben, daß der Herr Weiße den Weltkrieg inszeniert hat, weil der ja so gar nicht wirksam ist!

* * *

Endlich!

Heute hat der erste Balkanzug Wien passiert .... Nach achtzehnmonatiger Pause rollt heute zum erstenmal wieder ein direkt verkehrender Schnellzug den Donauweg hinab, durch Serbien und Bulgarien nach der türkischen Hauptstadt. Die weltbewegenden Ereignisse der abgelaufenen anderthalb Jahre kommen in der Instradierung dieses Zuges zu sinnfälligem Ausdruck.

.... Die glänzenden Waffentaten unserer und der verbündeten Armeen haben mit gewaltigen Schlägen diesen Ring gesprengt und die Bahn freigemacht für die unmittelbare Verbindung der Länder, die seit Kriegsbeginn einander so nahegetreten waren ....

Der Münchner Zug fuhr nach wenigen Minuten ein und als erster entstieg ihm Dr. Ludwig Ganghofer....

* * *

Ein Pionier

Auf dem Bahnhof ein Durcheinanderwimmeln von Kultur und Orient, von schwarzen Zylindern, deutschen Pickelhauben, österreichischen Mützen, türkischen Tropenhelmen, roten Festtulpen und farbigen Turbanen.

Ein Geschwirre von zwanzig Sprachen und dann die freundliche Frage: »Kann ich Ihnen irgendwie nützlich sein?« Ein Herr von der deutschen Botschaft hat den Landsmann in mir erkannt. Wie nett das ist: in der Fremde sich so dienstwillig behütet zu sehen von der Heimat!

Ja, das ist die Aufgabe der Heimat. Überflüssig zu sagen, daß der Vertreter der Kultur, dem es so gut ging, der Ganghofer war. Aber was nüzt das alles —

Man möchte deutsche Arbeit im Orient verspüren, möchte deutsche Hoffnungen stützen, möchte gleich in der ersten Stunde mit einem tiefen erquickenden Trunk das Aufblühen der Türkei verkosten. Ich guckte mir fast die Augen aus.

Der tief erquickende Trunk erfolgt abends im Hotelsaal, aber außer den dort versammelten Journalisten, wieder nur ein Gewimmel von Kultur und Orient — »alles Leute, die schon seit Monaten als Pioniere der deutschen Arbeit auf türkischem Boden standen«, freilich nicht als Pioniere, aber doch als Kriegsberichterstatter — ist noch nicht viel zu sehen, was für das Aufblühen der Türkei charakteristisch wäre. Im Gegenteil.

Pera ist ein Klein-Paris, wie die Kintöppe Kunsttempel sind. Von denen wimmelt es auf dem untürkischen Ufer des Goldenen Horns. Bis in die Mitternachtsstunde dudelten und quieksten an allen Ecken und Enden der Hauptstraße die maschinellen Musikinstrumente dieser zweifelhaften Kulturfabriken, die das romanische Abendland dem Morgenlande bescherte . . . .

Demnach müßte Paris selbst, das große, doch eigentlich das sein, was man »'ne Nummer« nennt. Da aber von dort die Kinos kommen, so hat es wieder nicht mehr Kultur als Pera. Eine spezifisch romanische Einrichtung das; die Berliner wissen nichts davon und nennen es darum statt Kino irrtümlich Kintopp.

* * *

Als Liebesgabe
ins Feld
eignet sich am besten ein Abonnement auf
„Die Zeit"

* * *

Zeitgemäß!
TOTENKULT IM ZIMMER!
ZIMMERDENKMAL!
RELIGIÖSE ERHEBUNG!

* * *

1916

Im Johann Strauß-Theater erreichte die »Csardasfürstin« die hundertfünfundzwanzigste Aufführung . . . .

Im Carltheater brachte es die Operette »Fürstenliebe« zur fünfzigsten Aufführung . . . .

Im Bürgertheater wurde die Straus'sche Operette »Liebeszauber« zum fünfzigsten Male wiederholt . . . .

Das Lustspieltheater feierte die hundertste Aufführung der »Prinzessin Revue« . . . .

* * *

Die Prager Zensur

hat die Aufführung von Shakespeares »Heinrich IV.« verboten.

* * *

Das ist einer!

[Vortragsabend Otto Treßler.] Herr Treßler vom Burgtheater hielt im mittleren, sehr besuchten Konzerthaussaale einen Vortragsabend aus klassischen Dichtungen. Auch in seiner Lesekunst bleibt Treßler durchaus Schauspieler; die Beweglichkeit seines Naturells, die echt schauspielerische Geschmeidigkeit, sich rasch in vielfache Charaktere umzuwandeln, durch das ungemein lebendige Mienenspiel viele Masken anzunehmen, gibt auch seinen rezitatorischen Darbietungen Reiz und Farbe. Die hauptsächliche Wirkung erzielt aber Treßler durch die auch literarisch höchst anregende Art, oft übersehene dramatische Momente berühmter Balladen und selbst rein lyrischer Gedichte hervorzuheben. So gewann diesmal Goethes »Zauberlehrling« völlig humoristische, um nicht zu sagen, parodistische Deutung. Treßler formte aus der Ballade ein possierliches Lustspiel, in dem der würdige Meister und der drollig betroffene Lehrling zu allgemeiner Heiterkeit anregten . . . . In dem zumeist lehrhaft aufgefaßten Rückertschen

Gedicht »Vom Bäumlein, das andere Blätter gewollt«, schien das Tannenbäumchen, das sich bald in Gold, bald in Glas und zuletzt wenigstens in Blätter hüllen möchte, vor dem belustigten, wenn auch nicht eben lyrisch gestimmten Zuhörer mehrere Rollen der Reihe nach zu spielen, und selbst das Goethesche »Heidenröslein« gewann einen pikanten humoristischen Klang. Die »Braut von Korinth« wirkte völlig als dramatisches Gebilde; zumal der Augenblick, da die entsetzte Mutter die Tochter in den Armen des Fremden findet, erweckte geradezu Theaterspannung....

Um es mit einem Wort, und zwar dem gräßlichsten, das diese neuösterreichische Lebensrichtung kennt, zu bezeichnen: die Klassiker sind also vielmehr »Klassikaner«, und der Herr Treßler ist ein Lustikus. Da gegen seine Verwandlungsfähigkeit der Fregoli ein steinerner Gast und das Chamäleon ein Nashorn ist und da er über und über von Spitzbübereien steckt, so dürfte er sich zum König Lear hingezogen fühlen und riskieren, daß ihn die Töchter einen alten Vokativus nennen. Zu Possen aufgelegt wie ein Tannenbäumchen, das andere Rollen hat gewollt; keck wie ein Zauberlehrling, der so lang' eine spielt, die ihm nicht liegt, bis der Meister kommt, der sie ihm wieder abnimmt. Aber der kommt nicht mehr, eine Polizei, die die Klassiker gegen den Beifall eines lachlustigen Publikums schützt, das sie »klassisch« findet, gibt es leider auch nicht, und von der Wandlung dieses Begriffs wie von solcher Duldung scheint Herr Treßler das Recht zu seinen Produktionen abzuleiten.

* * *

Das ist eine!

Einen höchst interessanten Versuch unternahm gestern Frau Hansi Niese .... indem sie es einmal mit dem trotzigen Käthchen in Shakespeares Lustspiel »Der Widerspenstigen Zähmung« versuchte. Natürlich kann es nicht die Sache der Frau Niese sein, auf das vornehme Hingleiten des Verses zu achten, wie es ja auch nicht Sache der widerspenstigen Katharina ist. Ihr mutwilliges Temperament schlägt ohne viel Umstände die steifen und feierlichen Jamben entzwei, läßt hochgestellte Worte Purzelbäume schlagen. Man sieht schon, wie sich die Künstlerin ihre Rolle zu eigen macht. Hansi Niese spielt immer gern die Einfachheit, die über Prunkhaftes und Prahlerisches triumphiert. Ihr Humor ist am

wirksamsten, wenn er die Geziertheit und Humorlosigkeit anderer verspottet. So stolpert Hansi Niese manchmal absichtlich über einen Vers, wie sonst wohl über eine Schleppe und hat die Lacher auf ihrer Seite. Dieses böse »Käthchen« ist ein von Grund auf gutes »Katherl«, und es bedeutet einen Reiz mehr, daß bei ihr im Affekt die Wiener Mundart zuweilen ganz leicht anklingt. Hansi Niese führt die Rolle auf das rein Menschliche zurück, nicht um die präzise, rein äußerliche Kontur ist es ihr zu tun, sondern um das seelische Moment....

Ja, die Niese! Die haut den Shakespeare z'samm und reißt jedem Vers a Haxen aus!

* * *

Die Antike

Café Capua: Spezialität Capua-Kaffee.
Café Ilion: Gullasch und Debreziner mit Kraut.

Oh säße ich doch schon auf den Ruinen des Café Carthago!

* * *

Der Pfarrer der Penaten

Die Totenmaske der Zeit selbstformend abzunehmen, ist eigentlich gar nicht nötig. In jedem Satz, den sie spricht und schreibt, ist sie enthalten und kann sie auf die Nachwelt gebracht werden. Auf jedem Schauplatz, und wär's die Sportrubrik eines Schweizer Hotelanzeigers, liegt sie aufgebahrt:

... nachdem unsere bewährten Sänger einige flotte Lieder gesungen hatten, kehrten wir singend und johlend zu den heimischen Penaten zurück... Eine flotte Rede des Herrn Pfarrer Hoffmann leitete die Preisverteilung ein.

Welch ein Aufzug von Totenmasken! Die Penaten rieben sich die Augen und trauten diesen nicht. Sie kündigten dem Hausherrn.

* * *

Die Herren trugen Smoking

Da wir uns jetzt in unserer Eleganz selbständig gemacht haben, so ist es kein Wunder, wenn in den Berichten über

jene täglichen tausend Gelegenheiten, wo Leute zum nachtmahlen zusammenkommen, ausdrücklich betont wird, daß »die Herren im Smoking« erschienen seien. Dieses Kleidungsstück hat seit jeher bei der Mondänität eines Semmeringhotels eine große Rolle gespielt und den losen Schelmen, die berufsmäßig über solche Milieus vor unserer Öffentlichkeit zu plaudern haben, Respekt eingeflößt. Im Weltkrieg ist es aber nicht nur ein elegantes Tragen, sondern zeigt auch auf den ersten Blick die Sicherheit und Unbefangenheit, mit der wir uns, und wenn die Hölle voller Teufel wär', in den heikelsten Situationen zu benehmen wissen. Es dürfte ja bei den Botokuden kaum je vorgekommen sein, daß ihre Zeitungen ihnen erzählt hätten, die Herren wären zum Abendessen in einem erstklassigen botokudischen Hotel im Smoking erschienen. Aber dort kommt es freilich, wiewohl den Zentral-Afrikanern ein gewisser Sinn für effektvolle Zusammenstellungen nicht abzusprechen ist, auch ganz gewiß nicht vor, daß sie bei besonders feierlichen Anlässen zum Frühstück den Frack anziehen. Wir Bessern sind doch wilde Menschen!

* * *

So sieht das aus

. . . Im Zuschauerraum waren: Erzherzogin Isabelle, Erzherzogin Maria Alice, die Herzogin von Parma, Prinzessin Hanna Liechtenstein, Prinzessin Alexandrine Windisch-Graetz, die Präsidentin des Fürsorgevereines Gräfin Fünfkirchen-Liechtenstein . . der deutsche Botschafter Herr von Tschirschky, der bulgarische Gesandte Toschew mit Gemahlin und Sohn, der bulgarische Generalkonsul Stiaßny und viele andere Persönlichkeiten der Gesellschaft. Als die Monarchenbegegnung von Nisch mit Kaiser Wilhelm und Zar Ferdinand im Bilde erschien, brachte das Publikum lebhafte Hochrufe aus.

Was gesperrt und was nicht gesperrt zu erscheinen hat, das ordnet sich schon von selbst an, da ist gar keine Absicht mehr dabei, es versteht sich einfach von selbst. Die Liechtenstein und die Windisch-Graetz, die damit ganz einverstanden sind, dürfen sich nicht einbilden, daß sie vorangehen: sie haben nur nicht den Stiaßny von den Potentaten zu trennen.

* * *

Es macht sich

dagegen in umgekehrter Richtung. Die »Laubhütte«, eine Art Amtsblatt in Russisch-Polen, veröffentlicht die folgenden, in jiddischer Sprache verfaßten amtlichen Kundmachungen:

Der Termin, sich einzumelden in der Gewerberole wert verlengert bis'n 29. Februar 1916 . . . . Gesellschaften mussen anmelden seier Firme, a chuz dem mussen besunder gemeldet werden die beschäftigte Direktoren und steierflichtige Angestellte.

Lodz, 28. Januar 1916.

Der Kaiserlich deitsche Polizei-President:
v. Opem.

Verordnung b'naugea der Einführung von allgemeinem Paß-Zwang:

Alle Personen vun'm General Gouvernement musen alt werdendig 15 Johr hoben a Paß und dem dosigen ständig trogen bei sich. Wegen Verlieren a Paß muß teikef gemeldet weren der Ausgabeschtel.

Der Generalgouverneur:
v. Beseier,
General vun Infanterie.

Und da beklagt man sich über die geringen Aussichten der Assimilation!

* * *

Zuzug fernzuhalten
oder
Wie die Russen in Galizien gehaust haben

». . . In einer anderen galizischen Stadt, so wurde uns verbürgt erzählt, geriet der Rabbiner bald nach dem Abzug der Russen in arge Verlegenheit. Sein Haus wurde täglich von jungen Mädchen und Frauen förmlich belagert. Alle waren zu ihm gekommen, um von ihm eine Bescheinigung zu begehren, daß Sie während der Russenzeit in der Stadt anwesend und der Gewalt der Russen erlegen waren. Im Anfang gab der Rabbiner willig dieses Zeugnis. . Aber da schließlich jede Frau der Stadt und jedes Mädchen kam, um von ihm ein solches »Schändungszeugnis« zu verlangen, nahm er die Zeugniswerberinnen einzeln ins Gebet und er kam sehr bald darauf, daß den wenigsten dieser Frauen von den Russen ein Leid angetan worden war. Sie wollten sich nur »für alle Fälle« mit einem Zeugnis versehen. Nun freilich zog der Rabbiner andere Saiten auf und er verweigerte allen Bewerberinnen diese Bescheinigung. Aber viele hatten schon den Schein im Sacke, daß sie »Opfer« geworden waren.«

* * *

Gehn S' weg Sie Schlimmer!

Im Selbstmord hat die Menschheit noch die Geistesgegenwart, an die Fortpflanzung zu denken. Die Geistesgegenwart ist jene Soziologie, die sich jetzt mit der Förderung der appetitlichen und dieser Menschheit würdigen Idee befaßt, daß Urlaube vom Tod erteilt werden, um geschwind für neues Leben zu sorgen. Der Causeur der anständigen Gesellschaft, ein langjähriger Schmunzler, behandelt die Frage in der gutaufgelegten Art, die den Lesern eines Familienblattes umsomehr Spaß macht, als es sich ja um eine Familienangelegenheit handelt. Es ist ein bejahrter Bock, der hier zum Gärtner der Fortpflanzung bestellt wurde. Ich war gespannt, wie sich das entwickeln würde, kam nur zum Schluß und habe meinen Ohren nicht getraut:

. . . Doch getrost, der Landsturm kommt, kommt auf Urlaub, und der bringt wahrhaftig ein anderes System aus dem Schützengraben mit. Manches junge Weib ist ganz erstaunt über das veränderte Wesen ihres Mannes, sein stürmisches Werben . . . . Wenn sich das junge Weib zuletzt trotzdem ein wenig sträubt, eben nach alter Gewohnheit, so wird er vielleicht scherzhaft, und von ihm, der hier wie dort seine Pflicht erfüllt, wollen wir die seichten Späßchen gerne hinnehmen, wollen es nicht wehren, wenn er ihr lächelnd ins Ohr flüstert: »Du mußt nämlich wissen, meine Guteste, es is 'ne Staatsnotwendigkeit.« Dabei gibt er ihr einen schallenden Kuß, und in dem hellen Schmatzlaut singt etwas mit, das wie ein paar Takte von einem Liede klingt, und auch eine Zeile Text glaubt man zu hören, Worte, die sonst über das Schlachtfeld hinbrausen, aber auch hier im stillen Kämmerlein ihren Sinn nicht verlieren: »Lieb Vaterland magst ruhig sein.« Die zwei mögen das Lied miteinander zu Ende singen.

* * *

Kriegsnamen

Wie sich der Krieg in Berliner Standesämtern zu erkennen gibt, davon entwirft das Berliner Tageblatt eine, offenbar zufriedene, Schilderung:

... Eine Frau hat ihrem neugeborenen Sohn den Vornamen »Belgrad« gegeben . . Karl Friedrich Belgrad Schulze heißt nun der junge Erdenbürger. Wenigstens im standesamtlichen Register — der Pastor, der das Kind taufen sollte, weigerte sich, den Namen Belgrad anzunehmen, da es der Name einer heidnischen Gottheit sei. Die Standesbeamten aber weisen alle diese Namen keineswegs zurück — nur »anstößige«

Namen sind verboten —, sondern freuen sich im Gegenteil, wenn der Patriotismus sich auf diese Weise Luft macht. »Belgrad« als Vorname ist durchaus nicht vereinzelt geblieben. Ein Beamter des Admiralstabes nannte seinen Sohn »Wilna«, ein Postsekretär den seinigen »Longwy«, eine westpreußische Flüchtlingsfrau ließ »Tannenberg« eintragen, ein Bauhandwerker »Warschau«, ein Name, der überhaupt mehrfach wiederkehrt. Aber wesentlich häufiger als der Gebrauch von Städte- oder Schlachtennamen ist der von Heerführern . . Von den Generälen steht natürlich »Hindenburg« obenan. In allen Standesamtsbezirken, die dafür überhaupt in Betracht kommen, ist Hindenburg als Vorname sehr beliebt. . . . Nur müssen die Standesbeamten streng darauf achten, daß »Hindenburg« nicht unmittelbar vor dem Geschlechtsnamen stehen darf — es könnte sonst zu leicht ein adeliger Doppelname daraus werden . . . . Neben »Hindenburg« ist »Zeppelin« am häufigsten. . . . Wesentlich seltener sind andere, die eine bestimmte Tendenz zum Ausdruck bringen sollen. So gab ein Oberlehrer an dem Tage, da der Abfall Italiens bekannt wurde, seinem neugeborenen Töchterlein den Namen »Fides« (Treue), womit er jedenfalls gegen die welsche Untreue protestieren wollte. Ein anderer hatte zu Beginn des Krieges noch großes Vertrauen zu dem südlichen Bundesgenossen und wollte, daß sein Sohn »Dreibund« genannt werde, was ihm der Standesbeamte jedoch ausgeredet hat.

In einer patriotischen Berliner Familie, die viele Köpfe hat, dürfte es dereinst so zugehen. Vater: »Jungens, was habt ihr denn nu wieder? Was is'n los?« »Belgrad is gefallen!« »Müßt ihr denn immer 'rumtollen?« »Vater, Hindenburg pisackt Tannenberg, und da kam ik denn zwischen, er kriegte mich zu fassen und da—« »Nu gebt doch mal Ruhe! Nehmt euch ein Beispiel an Zeppelin!« »Nee, is nich, Zeppelin ist der ärgste, vorhin hat er gedroht, daß er über Wilna kommt!« »Ihr seid mir aber Jören!« »Sie hat anjefangen!« »Nu man stille! Longwy, laß deine Nase in Ruh! Ja hört mal, wo is denn Dreibund?« »Wir haben Einkreisen gespielt und da hat er sich den Stiefel abgetreten, 's war zum Schießen!« »Das will mir gar nicht gefallen, benehmt euch doch. Nanu, wo is denn aber Warschau? (Warschau erscheint bleich in der Tür.) »Vater, ik hab mir übergeben müssen.«

* * *

Der Geschmack wechselt

Wantoch:

Jawohl, es ist etwas heiliges um die Fahne. Kein sinnvollerer Festgruß als dieser. »Das Banner hoch halten«, sagt die Sprache. Es

ist das Bekenntnis zur Fahne, zur gemeinsamen Sache, zu unserem großen Hoffen und Wünschen, das wir heute an unsere Häuser stecken. Von unseren Dächern, unseren Fenstern, den Erkern und Balkons weht das Bekenntnis, daß wir, wir alle, 50 Millionen Menschen, dabei sind mit Herz und Hirn und Haus und Heim.

(Und der Hof ist ein Hund?)

Kann ein Giebel, eine Nische, ein Fenster da leer bleiben und ohne das wehende Zeichen, das im Wind seinen Atem mit dem Atem von Hunderttausenden mischt? Wie arm und eng wäre der; denn das Schönste, was ein Mensch erleben kann, bleibt doch immer dies: mit dabei zu sein, bei einem Hochgefühl seines Volkes, teilzuhaben an dem Jubel von Millionen!

Shakespeare:

»Ja, Casca, sag uns, was sich heut begeben. . . .« »Nun, man bot ihm eine Krone an, und als man sie ihm anbot, schob er sie mit dem Rücken der Hand zurück: so —; und es erhob das Volk ein Jauchzen.« »Worüber jauchzten sie zum andern Mal!« »Nun, auch darüber.« »Sie jauchzten dreimal ja: warum zuletzt?« »Nun, auch darüber.« »Wurd' ihm die Krone dreimal angeboten?« »Ei, meiner Treu wurde sie's und er schob sie dreimal zurück, jedesmal sachter als das vorige Mal, und bei jedem Zurückschieben jauchzten meine ehrlichen alten Freunde. . . .« »Sagt uns die Art und Weise, lieber Casca.« «Ich kann mich ebensogut hängen lassen, als euch die Art und Weise erzählen: es war nichts als Possen, ich gab nicht acht darauf. . . . Jedesmal, daß er sie ausschlug, kreischte das Gesindel und klatschte in die rauhen Fäuste, und warfen die schweißigen Nachtmützen in die Höhe, und gaben eine solche Last stinkenden Atems von sich, weil Cäsar die Krone ausschlug, daß Cäsar fast daran erstickt wäre; denn er ward ohnmächtig und fiel nieder, und ich für mein Teil wagte nicht zu lachen, aus Furcht, ich möchte den Mund auftun und die böse Luft einatmen.« »Still doch! ich bitt euch. Wie? er fiel in Ohnmacht?« »Er fiel auf dem Marktplatz nieder, hatte Schaum vor dem Munde und war sprachlos. . . . Wenn das Lumpenvolk ihn nicht beklatschte und auszischte, je nachdem er ihnen gefiel oder mißfiel, wie sie es mit den Komödianten auf dem Theater machen, so bin ich kein ehrlicher Kerl. . . . Als er wieder zu sich selbst kam, sagte er, wenn er irgend was unrechtes getan oder gesagt hätte, so bäte er Ihre Edeln es seinem Übel beizumessen. Drei oder vier Weibsbilder, die bei mir standen, riefen: »Ach die gute Seele!« und vergaben ihm von ganzem Herzen. Doch das galt freilich nicht viel; wenn er ihre Mütter totgeschlagen hätte, sie hätten's ebensogut getan . . . . Lebt wohl! Es gab noch mehr Possen, wenn ich mich nur darauf besinnen könnte.«

* * *

Nachrichten aus dem Hinterlande

[Benagelung eines Stammtisches.] Im Gasthause des Herrn Franz Koci, 2. Bezirk, Blumauergasse 2, fand am 21. d. die feierliche Benagelung des Stammtisches der »Freiwilligen Helfer« zur Förderung der offiziellen Fürsorge statt. Als Obmann dieses Stammtisches wurde Herr Leopold Popper, als Kassier wurde Herr Gustav Frieď gewählt. In einer Ansprache hob Herr Hermann Landau die großartigen Leistungen unserer Truppen hervor und versicherte, daß hier im Hinterlande auch ein jeder mit der größten Opferwilligkeit an dem Kampfe teilnehme, worauf Herr Samuel Bojnitzer erwiderte. Die Benagelung fand unter zahlreichem Zuspruch der Gäste statt.

* * *

Der Russe

Ein Anekdotenerzähler aus Czernowitz erfreut uns also: »Warum wollen denn die Russen so sehr nach Czernowitz?« Auf die Frage wissen die Russen folgende Antwort: »Weiß ich? Man hat mich genommen, in die Uniform gesteckt, das Gewehr in die Hand gegeben und gesagt: Stürm und schieß oder du wirst erschossen!«

Das besondere Merkmal, durch das die russischen Soldaten in diesem Punkt sich von der kulturellen Bewußtheit der sonstigen europäischen Völkergruppen unterscheiden, ist gewiß nicht zu übersehen. Nur ist es ganz unmöglich, daß der Russe die ihm in den Mund gelegte Frage als Antwort gegeben hat. Denn dazu mußte er schon in Czernowitz eingebürgert sein, und eben dorthin will man ihn doch, ohne daß er eine Ahnung hat, warum, erst schicken.

* * *

»Benzinmangel in England«, »Kursrückgang der italienischen Währung«, »Verhaftung russischer Heereslieferanten«

— also bitte!

* * *

»Papierknappheit in Italien«

— was, so gut geht's denen?

* * *

Die Schalek irgendwo an der Adria

Die Schalek, die vom Kriegspressequartier einen »Urlaub« erhalten hat, ausnahmsweise, um in Wien ihren 50. Vortrag zu halten, wiewohl man sie an der Front dringend braucht — die Schalek hat sich zuletzt für die Marine interessiert, nämlich für den »Krieg in den Lüften und Gewässern«.

Einmal, als ich über der italienischen Küste dahinflog —

Nein, nicht die Schalek selbst, sondern —

sagt mir der junge Fregattenleutnant von der Wasserfliegerabteilung, den ich irgendwo an der Adria in seinem Hangar besuchte.

Die Schalek kommt weit herum, und warum sollte sie da nicht der Zufall auch einmal in den Hangar eines jungen Fregattenleutnants von der Wasserfliegerabteilung führen, besonders wenn sie ein spezielles Interesse für Hydroplane hat. Aber die Technik ist nur ein Vorwand, die Hauptsache bleibt doch die Psychologie. Und welches unter den vielen Problemen des Krieges, glaubt man, beschäftigt die Schalek am meisten?

Von allen Problemen dieses Krieges beschäftigt mich am meisten das der persönlichen Tapferkeit. Schon vor dem Kriege habe ich oft über das Heldische gegrübelt, denn ich bin genug Männern begegnet, die mit dem Leben Ball spielten — amerikanischen Cowboys, Pionieren der Dschungeln und Urwälder, Missionären in der Wüste. Aber die sahen zumeist auch so aus, wie man sich Helden vorstellt, jeder Muskel gestrafft, sozusagen in Eisen gehämmert.

Wie erstaunt ist nun die Schalek, daß die Helden, denen sie jetzt im Weltkrieg gegenübersteht, so ganz anders gebaut sind.

Es sind Leute, die zu den harmlosesten Witzen neigen, ein stilles Schwärmen für Schokolade mit Obersschaum haben und zwischendurch Erlebnisse erzählen, die zu den erstaunlichsten der Weltgeschichte gehören.

Dieser Kontrast gibt der Schalek zu denken. Sie erzählt dann, das Kriegspressequartier sei jetzt auf einem leeren Dampfschiff einquartiert, das in einer Bucht verankert liegt, sozusagen in einer Bocche, deren Insassen infolgedessen Bocher genannt werden. Sie sitzt im Speisesaal, wo abends, wie es sich für solche Gäste des Kriegs von selbst versteht, »großes Essen« ist, es geht bei Musik hoch her,

schließt man die Augen — fast träumte man sich zu einem fidelen Kasinoabend zurück —

Die Schalek, diese erfahrene Wasserratte, spricht wie ein

Marineur in China, der die schönen Tage von Pola nicht vergessen kann —

wenn nicht eben zwischen Gesang und Musik der Fregattenleutnant neben mir diese erstaunlichen Dinge erzählte.

Wie denn? Da hat also die Schalek plötzlich eine Ortsveränderung durchgemacht, wieder wie ein Marineur. Sie begann doch damit, daß sie den Fregattenleutnant irgendwo an der Adria in seinem Hangar besucht, was sich sehr schön gemacht hat, und nun spielt sich die Unterredung im Pressequartier beim Essen ab? Das tut aber nichts, im Grübeln über das Heldische kann man sich schon ein bißchen gehen lassen, um dann wieder in das Gemütliche einzukehren. Der Fregattenleutnant ist kein Spielverderber. Er erzählt der Schalek wirklich, wie man's macht.

»Gewöhnlich kreist man ein halbes Stündchen über der feindlichen Küste, läßt auf die militärischen Objekte ein paar Bomben fallen, sieht zu, wie sie explodieren, photographiert den Zauber und fährt dann wieder heim.«

Dabei hatte sein Behälter leider ein Leck bekommen — was freilich noch immer nicht so schlimm ist, wie wenn etwa ein Unterseeboot die Schalek bekommt — und er war in Todesgefahr. Sofort fragt sie, was er dabei empfunden habe.

»Was ich dabei empfunden habe?« Er mustert mich ein wenig mißtrauisch, halb unbewußt abschätzend, wie viel Verständnis für Unausgegorenes er mir zumuten dürfe. Wir Nichtkämpfer haben so erdrückend fertige Begriffe von Mut und Feigheit geprägt, daß der Frontoffizier stets fürchtet, bei uns für die unendliche Menge von Zwischenempfindungen, die in ihm fortwährend abwechseln, keine Zugänglichkeit zu finden.

Die Schalek, die hier ausdrücklich zugibt, daß sie eigentlich ein Nichtkämpfer ist, also eine Drückebergerin, hört interessiert zu, ohne daß ihr die geringste unausgegorene Zwischenempfindung des Frontoffiziers entgeht. Er seinerseits gibt wieder zu, daß er ein Kämpfer ist:

»Ja, das war sonderbar, wie wenn ein König plötzlich Bettler wird. Man kommt sich nämlich fast wie ein König vor, wenn man so unerreichbar hoch über einer feindlichen Stadt schwebt. Die da unten liegen wehrlos da — preisgegeben. Niemand kann fortlaufen, niemand kann sich retten oder decken. Man hat die Macht über alles. Es ist etwas Majestätisches, alles andere tritt dahinter zurück; etwas dergleichen muß in Nero vorgegangen sein. . . .«

Die Schalek, die nunmehr Aufschluß über das Heldische bekommen hat, lernt außerdem noch einen Caligula kennen und plaudert mit ihm über Bombenwürfe auf Venedig, über das sie auch schon sattsam gegrübelt hat:

Venedig als Problem ist auch langen Grübelns wert. Voll von Sentimentalität sind wir in diesen Krieg gegangen, mit Ritterlichkeit hatten wir ihn zu führen vorgehabt. Langsam und nach schmerzhaftem Anschauungsunterricht haben wir uns das abgewöhnt. Wer von uns hätte nicht vor Jahresfrist noch bei dem Gedanken geschauert, über Venedig könnten Bomben geworfen werden! . . . Wenn aus Venedig auf unsere Soldaten geschossen wird, dann soll auch von den Unsern auf Venedig geschossen werden, ruhig, offen und ohne Empfindsamkeit. Akut wird das Problem ja erst werden, bis England —

Nein, die Schalek, ehedem eine Grüblerin, gibt keinen Pardon und der Flieger bestärkt sie darin:

»In Friedenszeiten pflegte ich alle Augenblicke nach Venedig zu fahren, ich liebte es sehr. Aber als ich es von oben bombardierte — nein, keinen Funken von falscher Sentimentalität verspürte ich dabei in mir. Und dann fuhren wir alle vergnügt nach Hause. Das war unser Ehrentag — unser Tag!«

Neben der Schalek steht ein Offizier von einem Torpedoboot, »der auch ein Erlebnis weiß«, auch eine sehr lustige Geschichte.

»Nein, wie wir gelacht haben. . . .« Nur in Österreich wird eine Geschichte von Gefahr und Sterben so erzählt.

Das mag schon sein. Und am nächsten Tage besucht die Schalek ein Unterseeboot, damit sie, wenn sie schon dabei ist, alle Waffengattungen der Marine erprobt. Sie hantiert denn auch gleich mit Kalipatronen und Lancierrohren, Diesel-Motoren und Wassertanks und spricht von diesen Dingen, als ob sie aufgewachsen wäre bei der Marine. Sie kennt das alles schon.

Und da die Erklärung sich nun auf den Maschinenraum erstreckt, bleibe ich auf meinem Platz im Vorschiff zurück und lasse mir vom Maat einiges erzählen.

Wiewohl man bisher geglaubt hat, daß ein solcher Maat anderes zu tun habe als der Schalek einiges zu erzählen. Aber wir müssen uns an solche Dinge gewöhnen. Diese Männer leben unterm Wasser und die ersten Gesichter, die sie wieder sehen, wenn sie an die Luft kommen, sind die von Journalisten. Sie mögen wohl mit ihrem Schicksal hadern und es fragen, ob so das Leben aussieht. Aber nützen tut es ihnen nichts. Da möchten sie wieder

untertauchen. Halt! rufen jene, das gibts nicht! Denn unterm Wasser gibt es Details und die müssen sie ihnen bringen. So lassen die Vertreter des Pressequartiers den armen Maat nicht mehr aus. »Einer meiner Kameraden«, sagt die Schalek — denn die Schalek hatt' einen Kameraden — fragt also den Maat nach Details.

Mir selbst ist zumute, als habe ich die Sprache verloren.

Aber sie hat nicht. Im Gegenteil hat die Schalek die Geistesgegenwart, »an noch ein dunkles Problem zu rühren«. Sie will nämlich, wieder aus Grübelei, wissen, was der Torpedooffizier »gefühlt habe, als er den Riesenkoloß mit so viel Menschen im Leib ins nasse, stumme Grab hinabgebohrt« habe. Nachdem er ihr versichert hat, daß er »zuerst eine wahnsinnige Freude« gehabt habe, verläßt die Schalek den Jour und schließt mit den Worten:

Die Adria bleibt wohl unser.

Es gibt aber kaum einen Patrioten mit Schamgefühl, der sie nicht bei den Friedensverhandlungen gegen die Aussicht, auch die Schalek dafür hergeben zu können, abtreten würde.

* * *

Ein Sonderling

»In der gestrigen Sitzung des Magnatenhauses, in der der Regierungsbericht über die Ausnahmsverfügungen während des Krieges verhandelt wurde, machte Graf Anton Sigray, nach dem Bericht des Korrespondenzbüros, folgende Bemerkungen: Er müsse die Aufmerksamkeit auf einen unlängst vorgekommenen Fall lenken, umsomehr, da er eventuell geeignet wäre, ein falsches Licht sowohl auf die ungarische Nation als auch auf das österreichisch-ungarische Heer und dessen Leitung zu werfen. Anläßlich des letzten Luftangriffes auf Mailand erschienen in mehreren Blättern Berichte, die danach angetan waren, als ob die Heeresleitung mit diesem Luftangriff auch politische Ziele verfolgt hätte. Auch der Erfolg dieses Luftangriffes, bei dem zahlreiche bürgerliche Personen verletzt wurden, wurde in einer Weise besprochen, welche dem Verdacht Nahrung geben könnte, daß man sich bei uns darüber freue, daß Nichtkombattanten dem Luftangriff zum Opfer fielen. Er halte es für notwendig, vor der großen Öffentlichkeit darauf hinzuweisen, daß er, obwohl er nichts Näheres über die Aufgaben und näheren Ziele dieser Aktion wisse, sicher sei, daß unsere Heeresleitung damit bloß militärische Ziele verfolgte und daß die Angriffe einzig und allein gegen militärische Objekte gerichtet waren. Was die ungarische

Nation anlangt, ist diese derart großherzig, daß sie einen Haß gegen unsere Feinde nicht kennt . . . .«

Die Arbeiter-Zeitung bemerkt bei Besprechung dieser Anomalie:

In Wiener Zeitungen tritt bei solchen traurigen Notwendigkeiten — denn anderes hat man in dem Bombenwerfen auf unbefestigte Städte wohl nicht zu sehen — schlechthin eine bestialische Freude hervor.

Dazu wäre nur noch zu sagen, daß man eher das Bombenwerfen auf befestigte Städte eine traurige Notwendigkeit nennen könnte. Das Bombenwerfen auf unbefestigte Städte ist eine so traurige Überflüssigkeit, daß sie — nicht vorkommt.

* * *

Wie ein König, mit Bomben beladen, wie ein Gott!

». . . Heute morgen habe ich einen feinen Flug, meinen dritten, über Verdun gemacht. Um 1/210 Uhr bei schlechtem Wetter aufgestiegen, flog ich über Gravelotte, Amanweiler, Saint-Privat, Sainte-Marie-aux-Chênes — über der berühmten Pappelallee — und Briey an der Maas, dann südlich über Verdun, wo ich zwanzig Minuten gekreist bin und meine Bomben abgeworfen habe, herunter nach Dupuy, Etain und nach . . zurück, wo ich um 12 Uhr landete. Es war die ganze Zeit über sehr bedeckter Himmel, so daß ich, wenn ich etwas sehen wollte, sehr niedrig fliegen mußte. Ich war nie höher als zweitausend Meter und über Verdun einmal sogar nur achtzehnhundert Meter. Es war ein eigenes Gefühl für mich, wie ein König, mit Bomben beladen, über dasselbe Gelände zu fliegen, wo mein Vater schon vor sechsundvierzig Jahren gekämpft und sich das Eiserne Kreuz erworben hat. Ich konnte jedes Haus von Saint-Privat ganz deutlich sehen, jeden Baum an der Chaussee nach Sainte-Marie erkennen, und das alte berühmte Schlachtfeld lag wie ein Spielzeug unter mir. Wenn ich meine Bomben geworfen hätte, hätte ich das halbe Dorf kaput machen können! Über Verdun wurde ich sehr stark beschossen — ich hatte zwei Treffer von Schrapnellkugeln im rechten Tragdeck, wie ich hernach festgestellt habe. Ich warf alle meine Bomben wohlgezielt ab und sah, wie sie unten auseinanderkrachten! Dann zählte ich noch die Brücken über die Maas und flog glücklich nach Hause. Noch nie in meinem Leben habe ich etwas so Herrliches erlebt! Über alles Irdische erhaben, ruhig und sicher dahinfliegend, kommt man sich wie ein Gott vor! Tief unten auf der Erde lag es wie ein Kranz von Rauch um die Stadt: nichts als krepierende Granaten. Die Brände lohten zum Himmel auf, die ganze Erde war zerwühlt und aufgerissen — ein schauriger Anblick! Sonst sieht die Erde wie ein Spielzeug aus, grüne

Wiesen und Wälder wechseln mit dem braunen Acker und darin liegen die Dörfer wie weiße und rote Flecken. Hier ist alles öde und grau, als ob ein Strom von Lava über das Land geflossen wäre. Auf der Erde Loch bei Loch, in den Dörfern Rauchsäulen; das Aufblitzen der platzenden Geschosse folgt unmittelbar dem Feuerschein und Getöse der großen Geschütze, und überall Dampf, Rauch und Feuerbrände — eine Hölle! — Und dann denkt man an die Soldaten, die da unten kämpfen und sich jeden Meter blutig erobern müssen, und an die Verluste! — und ich? Wie ein Gott schwebt man über all diesen Schauern und schleudert seine Blitze auf den Feind! Man denkt an keine Gefahr, fliegt ruhig seine Bahn und tut seine Pflicht.

* * *

Es war einmal

»Zum ersten Mal: ‚Königin Schneewittchen und ihre sieben tapferen Kinder', ein Märchenspiel von Anna Ethel, Bearbeitung für die Volksoper von Karl Schreder.

Mit dem neuen Weihnachtsmärchen hat die Volksoper einen Treffer ins Volle getan. Alter Märchenzauber, geschickt mit der alles bewegenden Tagesgeschichte verwoben, wirkte aufs neue seine Wunder. Mit schwarz-weiß-roten und schwarz-gelben Fahnen wurde das Geäst des uralten deutschen Märchenwaldes neu ausgeschmückt; Zweiundvierziger, Zeppeline und Unterseeboote, hergestellt in der Felsenwerkstatt der deutschen Wichtelmännchen, fahren im sagenhaften Traumland zwei Meilen hinter Weihnachten auf, und zwischen Mäuschen, Fröschlein und Fischlein tummeln sich die feldgrauen Uniformen und blauen Matrosenuniformen der verbündeten Deutschen, Österreicher, Türken und Bulgaren. Der alte Rotbart steigt aus den Tiefen des Kyffhäuser und segnet die Waffen des Gemahls der Königin Schneewittchen, hinter welchem sich kein geringerer als Wilhelm der Starke verbirgt, dessen Krieger im Verein mit jenen des Landes »Danubia« die Völker der Bären, Hyänen, Einhorne, Hammeln und Wildkatzen zu Boden strecken. Auch der deutsche Michel in persona und der lustige Rudi aus der essensfreudigen Wienerstadt fehlen ebensowenig wie der Elefant und das Kamel der heiligen drei Könige aus dem Morgenlande. Mit ausnehmend kundiger Hand hat die Verfasserin Anna Ethel aus diesem bunten Durcheinander fünf lebendige Bühnenbilder gestellt, deren viertes anscheinend der Zensur zum Opfer gefallen ist. Nicht minder geschickt hat Karl Schreder diese Bilder für spezifisch wienerische Verhältnisse zugeschnitten. Direktor Simons hat sein ganzes, nicht geringes szenisches Können in den Dienst der guten Sache gestellt, und die Mitwirkenden wetteiferten, ihre dankbaren Aufgaben aufs prächtigste zu lösen . . so daß der Jubel des höchst befriedigten Publikums kein Ende nehmen wollte, zumal das Ganze mit den feierlichen Klängen der Volkshymne seine Krönung fand.«

Fahrt ins Fextal

Als deine Sonne meinen Schnee beschien,
ein Sonntag wars im blauen Engadin.

Der Winter glühte und der Frost war heiß,
unendlich sprühten Funken aus dem Eis.

Knirschend ergab sich alle Gegenwart,
Licht tanzte zur Musik der Schlittenfahrt.

Wir fuhren jenseits aller Jahreszeit
irgendwohin in die Vergangenheit.

Was rauh begonnen war, verlief uns hold,
ein Tag von Silber dankt dem Strahl von Gold.

Der Zauber führt in ein versunknes Reich.
Wie bettet Kindertraum das Leben weich!

Voll alter Spiele ist das weiße Tal;
die Berge sammeln wir wie Bergkristall.

Trennt heut die Elemente keine Kluft?
Ein Feuerfluß verbindet Erd' und Luft.

Wir leben anders. Wenns so weiter geht,
ist dies hier schon der andere Planet!

Ins Helle schwebend schwindet aller Raum.
So schwerlos gleitet nach dem Tod der Traum.

Nicht birgt die Zeit im Vorrat uns ein Weh.
Bleicht sich das Haar, so gibt es guten Schnee.

Uns wärmt der Winter. Leben ist ein Tag,
da Silvaplanas Wind selbst ruhen mag.

Nicht Ziel, nur Rast ist's, die das Glück sich gab,
hält einmal dieser Schlitten vor dem Grab.

Notizen

Wo Zeilen wie Augenlider sind und zwischen ihnen ein Gesicht: solche Entdeckungen macht man nicht mehr in den Journalen, doch manchmal noch in den Briefen. Jetzt, in jenen vom Schlachtfeld der Menschheit — aber wieder nur in solchen, die nicht in die Zeitung kommen — ist es ein Menschenblick des Verbannten, voll unverstehenden Staunens, welche Interessen, welch eines Lebens, ihr Opfer da wollen, voll Neugier, ob Gott sich doch eine letzte Deutung dieses Wirrsals aufgespart habe, und voll zustimmenden Dankes an einen, der ihnen Mut macht, sich im Leiden wohler zu fühlen als die, welche vom Leiden leben. Und unter den vielen auf solche Art geschriebenen ein Frauenbrief, Bericht vom Schlachtfeld der Natur:

. . . Eine entsetzliche Lawine ist von der Richtung Hahnensee niedergegangen. Wir hörten und sahen sie: eine riesengroße Schneewolke und großes Getöse. Sie hat einen breiten Streifen Waldes mitgenommen, glatt abgeschnitten. Unter dem gehäuften Schnee liegen aufeinandergetürmt und vergraben die schönen alten Bäume samt Wurzeln, und jeder Baum zerrissen, zerzaust, zerbrochen, und weiß Gott, wie tief das geht. Der Schnee ist hart zusammengedrückt, man steigt darauf herum. Es sieht zu traurig aus, ein Bild der trostlosesten Verwüstung. Dazu ein süßer starker Coniferenduft, denn die Zweige sind frisch gebrochen, und aus den Stämmen fließt das Harz. Wohl das grausamste Blut.

Ja, dies Mitleid an einem süß duftenden Leichenfeld ist das wahre, größere. Denn das andere meint den einzelnen, der ihm nahe war und den es nun so verändert sieht. Mit allen aber leidet es nicht. Nur in einem geistigeren Sinne dann, wenn es erbarmungslos sagt: So und nicht anders hat die Menschheit gewollt. Denn der Wald hat die Lawine nicht erfunden, um von ihr zerrissen zu werden: wohl aber der Mensch die Technik. Der Wald war unschuldig, und der Mensch straft sich so hart. Auch hinterläßt das Walten der Unnatur kein Bild. Getöse hier und dort; aber dort verheimlicht die Macht nicht ihren Anblick, die Waffe ist so furchtbar als sie scheint. Aus den Wunden selbst fließt Balsam. Der Tod duftet. Hier siehst du nur das Werk. Du hast Andacht zu vergeben, aber es fehlt die Lawine, das schmerzlich schöne Gesicht des Überwinders, ein Begreifenkönnen der Notwendigkeit und die um so größere Trauer, daß in der Schöpfung nicht nur Blüte ist, sondern auch

Untergang. Hier siehst du nur zerrissene, zerzauste, zerbrochene Menschen. Weiß Gott, wie tief das geht. Und frisch gebrochene Zweige!

* * *

Wo ist der Dichter, den jetzt noch der rasende Lauf der Menschenmaschine, dies unerschütterliche Walten der entfesselten Quantität zu einer segnenden Gebärde verleiten möchte und der nicht ein Spekulant wäre, sondern ein Dichter? Als es begann, gab es hingerissene Schwachköpfe. Was sagt man heute zu den Ausbrüchen eines Richard Dehmel, aus der Zeit, da

aus Schleswig und Elsaß, Tirol, Mähren, Krain —
nur Deutscher wollt' endlich jeder sein —

die Bruderscharen kamen »gegen russischen, welschen, britischen Neid« gefahren.

Und was kommt hintendrein noch getönt,
was stampft so eisern die Erde,
daß uns die Wand des Herzens dröhnt?
Das waren die deutschen Pferde.
Mit witternden Nüstern auf der Wacht
trugen auch sie ihr Blut zur Schlacht
für Deutschlands Ehre und Recht und Macht —
in den Dörfern tobten die Hunde;
Auch unsre Tiere spürten den Ernst
der großen Gottesstunde.

Die große Gottesstunde war damals nicht darnach angetan, einem Dichterherzen die Erleuchtung zu bringen, daß Tiere wohl die tragischesten Opfer des Willens zur Macht sind, da ihnen auch nicht die entfernteste Schuld an dem Zustandekommen der allgemeinen Wehrpflicht beigemessen werden kann und daß ihre Unterwerfung unter den Begriff des nationalen Ehrgefühls sicherlich von allen Kriegsgreueln das tollste ist. Damals hat einen deutschen Dichter noch die Vorstellung inspiriert, daß ein französisches Pferd aus Revanchelust, das eines Kosaken aus Raubgier, das des »Söldners« offenbar aus Konkurrenzneid mitmache und nur dann kein Schuft sei, wenn es zu den eigenen Pferden, den braven, desertiere, und daß auch alle Pferde, die aus Mähren oder Krain requiriert wurden, nichts anderes im Sinne hätten als den Wunsch, endlich deutsche Pferde zu sein.

Dieser Dehmel nannte ehedem nicht nur das Geräusch der Maschinengewehre Sphärenmusik, sondern gab uns auch die Zeile:

Marsch marsch, ruft Gott, schützt euer Land!

Später wurde in Österreich das »Reiterlied« eines Mannes berühmt, der Advokat und Zionist war und sich lyrisch als Reitersmann getragen hat, dem es gleichgiltig ist, ob er am Donaustrand oder in Polen stirbt. Jenes gangbarste Mißverständnis über die Lyrik, das die Teilnahme am Ereignis mit dem Erlebnis verwechselt, während doch selbst nicht einmal der tieftraurige Heldentod des Eingerückten, ob er nun geschwiegen oder geschrieben hat, das allergeringste für das Erlebnis beweist, hat dem Gedicht etwas von der Glorie verliehen, mit der der unvorhergesehene Abschluß einer bürgerlichen Laufbahn heute so häufig registriert wird. Zwei Dohlen, die dort am Wegrand sitzen, spielen neben der Aktivierung der Dehmelschen Tierwelt eine rein ornamentale Rolle. Aber Zeitgenosse zu sein und Zeuge von dem Schicksal der unter die Maschine geratenen Kreatur: dies einzige Erlebnis von heute, das Herz und Mut voraussetzt, hat noch keine Leier gefunden. Diese ganze Versfußtruppe ließ sich lange genug zur Skandierung der ewigen Schande antreiben und war froh, anstatt zu schweigen in zweifach gebundener Rede einem Weltwillen gerecht zu werden, der ihr keine leiblichen Strapazen auferlegte, keine persönlichen Gefahren, die ja doch so oft einen Abbruch der Romantik bedeuten. Heute sind es nur noch Spekulanten, die das Geschäft der Leidenschaft besorgen; aber zur Empfindung dessen, was jetzt erst zu empfinden wäre, jetzt auch von den vielen, denen ich es am ersten Tage vorempfunden habe, ist noch kein Dichterherz mobilisiert. Doch, eines: das eines Kesselschmieds, namens Heinrich Lersch, von dessen Versen (bei Diederichs in Jena) ich in einer ausländischen Zeitung die folgenden zitiert finde:

Ein Kamerad

Den langen Herbst und Winter hielt er getreulich stand,
schuf sich aus Krieg und Fremde Heimat und Vaterland.
Sein Heimweh tranken die Sterne, es floß in die ruhende Nacht,
am Tage hat er der Heimat wie einer Toten gedacht.
Doch als der Frühling mit erstem Scheine die Luft erfüllt,
da war sein hartleuchtend Auge von dunkler Trauer umhüllt.
Da stöhnte er tief im Schlafe und wußte es selber nicht,
da welkte in Träumen und Sehnen sein hartes Kriegergesicht.
Und eines Morgens im Dämmer, da sang es über das Land —
Da stand er, bebenden Mundes, sein Antlitz zum Himmel gewandt,
da war eine erste Lerche, die sang zwischen Krachen und Graus,
da floh die gefangene Seele aus ihres Willens Haus.

Da weinte er. Weinte vor Qual: Jetzt sah er erst Tod und Schlacht,
sah, was des halben Jahres Krieg über die Erde gebracht.
Er griff nicht mehr zum Gewehre, er hat seine Wacht versäumt,
und stand er auf seinem Posten, da hat er geschwärmt und geträumt.
Er küßte die nackte Erde und warf sich an ihre Brust,
hat nichts mehr von aller Beschwerde, nichts mehr vom Kriege gewußt.
Er hörte auf kein Kommando, nicht, wenn ein Schrapnell zersprang,
kein Schießen, kein Stürmen, kein Rufen — nur: daß die Lerche sang.

Dieses letzte Erlebnis, das der Zwang zum Sterben dem Menschenherzen gelassen hat, nach solchem Lärm einen Vogelruf zu hören, ist so überwältigend, daß es nicht allzuschwer sein mag, die Sprache zu finden. Und gar, da statt des halben Jahres schon der Krieg der anderthalb Jahre, im zweiten Frühling, auf die Seele drückt. Aber außer diesem einen ersten Lerchenruf haben wir keinen nächsten vernommen. Herr Richard Dehmel, dessen Ausdruck in den Mysterien der Liebe verschlungener und in den Mysterien des Krieges primitiver ist als die Sprache jenes Dilettanten, sollte nachträglich empfinden, welche Macht die Tiere über die Menschen haben können, wenn die nur wieder zu sehen und zu hören beginnen, nachdem sie so lange das Unnatürliche getan haben. Einen Undank, wie ihn die Großen bei Shakespeare den einmal benützten Mördern zu beweisen pflegen, müßten, so sollte man hoffen, bald die Patrioten für ihre Lyriker übrig haben, ein übernächtiges Grauen vor der Erinnerung, daß man das einst habe gutheißen, wünschen und mitmachen können. Und der fette Intellektuelle, dessen in den sichersten Gegenden des Hinterlands entstandenen »Haßgesang« jedes Gesinnungswerkel durch ein ganzes Jahr in ganz Deutschland gespielt hat, opfere vollends seine Feder auf dem Altar des Vaterlandes, wenn er das Gedicht jenes Kesselschmieds liest, in dem einer in die Kugelgefahr ging, um den toten Feind, der vor dem Drahtverhau lag, zu holen und zu begraben:

Es irrten meine Augen — mein Herz, du irrst dich nicht.
Es hat ein jeder Toter des Bruders Angesicht.

Aber in den Lesebüchern wird stehen: »Eini das Messer ins Russenfleisch und gach umdraht!«, und daß es ein Hochgefühl sei, »den Feind 'rankommen zu sehen und ihn niederknallen zu können, ohne daß er einem recht ankann.«

Aufhören zu verzweifeln — das werden wir nie! Wo aber sollen wir anfangen?

* * *

In einer deutschen Zeitschrift werden zitiert:

Graf Alfred de Vigny:

Ich rufe die Empörung des Gewissens eines jeden Menschen, der mitangesehen hat, wie das Blut seiner Mitbürger geflossen ist, oder der selbst daran schuld war, zum Zeugen dafür auf, daß eines Menschen Kopf nicht genügt, das drückende Gewicht vieler Morde zu ertragen. Dazu braucht es so vieler Köpfe, als es Kämpfende gibt. Um die Verantwortung für dieses Blutgesetz zu tragen, das man geschaffen hat, muß man es zum mindesten gut verstehen. Aber die besten Einrichtungen, von denen hier die Rede ist, werden nur vorübergehende sein, denn, ich wiederhole es noch einmal: die Heere und die Kriege haben ihre Zeit. Trotz der Worte eines Sophisten .. ist es nicht wahr, daß der Krieg gegen einen Fremden ein »heiliger« sei; es ist eben so wenig wahr, daß die Erde »nach Blut dürste«. Der Krieg ist verflucht von Gott, ja sogar von den Menschen, die ihn führen, und die ein geheimes Grauen vor ihm empfinden. Die Erde aber dürstet nach nichts anderem, als nach frischem Regen für ihre Flüsse und nach reinem Tau für ihre Blumen.

Jean Paul:

Das Unglück der Erde war bisher, daß zwei den Krieg beschlossen und Millionen ihn ausführten und ausstanden, indeß es besser, wenn auch nicht gut, gewesen wäre, daß Millionen beschlossen hätten und zwei gestritten. Denn da das Volk fast allein die ganze Kriegsfracht auf Quetschwunden zu tragen bekommt, und nur wenig von dem schönen Fruchtkorbe des Friedens, und oft die Lorbeerkränze mit Pechkränzen erkauft; da es in die Mordlotterie Leiber und Güter einsetzt, und bei der letzten Ziehung (der des Friedens) oft selber gezogen, oder als Niete herauskommt: so wird seine verlierende Mehrheit viel seltner als die erbeutende Minder-Zahl ausgedehntes Opfern und Bluten beschließen.

* * *

Einiges von dem unter den »Glossen« aufbewahrten Material ist — vgl. S. 112 des letzten Heftes — wieder der ‚Arbeiter-Zeitung' entnommen, deren Bemühen, dem durch Tat und Flucht grausamen Tag etwas Besinnung beizubringen, hier auf haltbarerem Papier unterstützt wird.

* * *

Die Tendenz der Sammlung Schopenhauerscher Worte gegen die deutsche Kultur im letzten Heft war nicht nur die Absicht, jener intellektuellen Nachhut, die die Soldaten gegen den Vorwurf des Barbarentums durch die Beteuerung schützen will, daß die Deutschen »das Volk Goethes und Schopenhauers« seien, dieses Vorhaben auszureden. Sie war vor allem das Bestreben, die Nachhut zur Vorsicht anzuhalten und ihr beizubringen, daß sie ihrer Heimat

den schlechtesten Dienst erweise, wenn sie Schopenhauer nicht nur als Repräsentanten ihres Geisteslebens — das ist zu dumm — ausspiele, sondern als Zeugen gegen eine feindliche Nation — das ist gefährlich — bemühen wolle. Denn was immer er gegen andere Kulturen auf dem Herzen gehabt haben mag, jedenfalls taugt er heute schlecht zur Aussage, weil er eben besser gegen die eigene Nation aussagen könnte, und weil es doch vom Standpunkt derer, die vom Gegenteil leben, verfehlt ist, die Feinde auf solche Chance aufmerksam zu machen. Kein Autor sollte jetzt von denen, die Gegenbeweise gegen Barbarentum liefern müssen oder diesen Vorwurf auf den Feind abzuwälzen haben, sorgfältiger versteckt werden als Schopenhauer. Ich bin zu jenem und diesem nicht verpflichtet, und seinen Angriffen gegen das Deutschtum, welche ja nur die Fronde gegen eine heute erst besiegelte Lebensrichtung waren, die sich gegen das Leben und gegen das Gut der von ihm über alle andern gestellten Sprache kehrt, habe ich seine freundlichen Worte über die Italiener entgegengestellt, wieder nur um zu zeigen, wie unvorsichtig die Benützung eines andersgearteten Ausspruchs sei, den ich selbst nicht gefunden hatte und der eben schwerer zu finden ist als die vielen andern. Nun wird mir mitgeteilt, daß diese Äußerung Schopenhauers gegen die Italiener in einem Nachlaßband (»Neue Paralipomena«) feststellbar sei. Das ändert natürlich nicht das geringste an dem Risiko, das deutsche Journalisten eingehen, wenn sie Schopenhauer zu einer nationalen Entscheidung anrufen, ganz abgesehen von der Absurdität der Vorstellung, daß gerade er auch nur mit einem Wort Aufenthalt in solchen Mündern nehmen soll. Ich habe die Echtheit jenes Zitats nicht bezweifelt und ihr Beweis bringt mich keineswegs in Verwirrung. Der Sinn meiner Kollektion — viel patriotischer als er auf den ersten Blick scheint — war, an einem wirksamen Beispiel zu zeigen, daß eine gewisse nationale Dummheit, die dem Feind die Waffe liefert, der wahre Feind ist. Deutsche Literaturkreise aber, von der Fülle Schopenhauerscher Aversion gegen die Deutschen sichtlich überrascht, erwarten nun von meiner »Gerechtigkeit«, daß ich nicht nur die Auffindung jenes antiitalienischen Ausspruchs bestätige, sondern auch noch die folgenden Sätze wiedergebe, die Schopenhauer am 29. Oktober 1822 von Florenz aus an seinen Freund Osann in Jena geschrieben habe (Briefe, Leipzig 1911, S. 125):

. . . . wieder lebe ich unter der verrufenen Nation, die so schöne Gesichter und so schlechte Gemüther hat; am auffallendsten ist die unendliche Heiterkeit und Fröhlichkeit aller Mienen: sie kommt von ihrer Gesundheit und diese vom Klima; dabei sehn viele so geistreich aus, als ob etwas dahinter stäke: sie sind fein und schlau und wissen sogar, sobald sie wollen, brav und ehrlich auszusehen, und sind dennoch so treulos, ehrlos, schamlos, daß die Verwunderung uns den Zorn vergessen läßt. Fürchterlich sind ihre Stimmen: wenn in Berlin ein einziger auf der Gasse so gellend und nachhallend brüllte wie hier Tausende, so liefe die ganze Stadt zusammen; aber auf den Theatern trillern sie vortrefflich.

Die deutsche Literatur hat also nicht vergebens an meine Gerechtigkeit appelliert. Schließlich muß Schopenhauer selbst entscheiden, ob er früher oder später mit den Italienern recht gehabt hat, und wenn man schon gerecht ist, wird man seine reiferen Antipathien für die besseren halten müssen. Wäre er noch älter geworden, er hätte die Fähigkeit, »sobald sie wollen, brav und ehrlich auszusehen«, neidlos einem andern Menschenschlag zuerkannt. Wie recht hatte er aber schon damals mit der Meinung, daß in Berlin, wenn dort ein einziger auf der Gasse brüllte, die ganze Stadt zusammenliefe. An das Gebrüll der Masse gewöhnt sich, wer unter ihr lebt; an die Berliner Individualität niemand. 1822 war ihm noch die Schönheit der Perfidie zuwider, aber später hat er schon gezweifelt, ob die Häßlichkeit das Gesicht der Treue habe, und wie ihm heute die garantiert zuverlässige, einzig authentische, jeden Zweifel mühelos abweisende Wolff-Bürro-Visage behagen würde, das weiß ich ganz genau. »Treubruchnudeln« und »Schurkensalat« hätte er nicht gegessen. Und die deutsche Literatur soll künftig an seinem Geschmack, aber nicht an meiner Gerechtigkeit zweifeln. Und vor allem nicht an seiner Konsequenz. Denn sie mögen seinen italienischen Sympathien getrost seine italienischen Antipathien entgegenstellen: in Bezug auf die Deutschen werden sie ihm sein ganzes geistiges Leben lang keinen Widerspruch nachweisen können.

* * *

Der in Nr. 413—417 veröffentlichte Aufsatz »Die Judenfrage« von Dostojewski ist in den »Politischen Schriften« der im Piper'schen Verlag erschienenen Gesamtausgabe enthalten, die verdienstvoll wäre, auch wenn der Prospekt es nicht nötig fände, die Größe Dostojewskis durch Bahr und Bierbaum beglaubigen zu lassen. Da die Tatsache eines deutschen Dostojewski immerhin

wichtiger ist als die Existenz sämtlicher momentan vorrätigen deutschen Originale, so wird hier (wie in der freiwilligen Anzeige auf dem Umschlag) auf diese Gesamtausgabe hingewiesen.

* * *

In den ‚Weißen Blättern', deren Name von der Farbe des Schleims kommt und die bei Kriegsbeginn ihre Ruhepause mit der im Munde der Generation nicht unebenen Erklärung begründet hatten, daß »jetzt die Zeit zum Handeln« gekommen sei, glaubt sich Fräulein Annette Kolb — die gewiß menschlich mit jenem Milieu nichts zu schaffen hat — mit mir auseinandersetzen zu müssen.

.... Jetzt aber kann man der Verwundeten und der Gefangenen nicht denken, ohne daß sich das Mitgefühl auch jenen Vereinzelten zuwendet, deren es heute in allen Ländern gibt, die von dem Strom der Gedankenlosigkeit, der alles umwarf, nicht fortgerissen wurden, sondern von ihrer brennenden Erkenntnis, wie in Einzelhaft verwiesen, allein und abgetrennt, ihn überragen. Man schreibt gewiß nicht ohne große innere Pein Sätze nieder, wie ich sie heute in der ‚Fackel' finde: »Der kriegerische Zustand scheint den geistigen auf das Niveau der Kinderstube herabzudrücken«; und man stimmt nicht anders als bedrückten Herzens dem Autor bei. Aber nicht länger bin ich des Verfassers Meinung (was nicht geschieht, um ihm entgegenzukommen, der ein paar Seiten weiter die Äußerung zu Drucke bringt: »Eine Frau soll nicht einmal meiner Meinung sein, geschweige denn ihrer«), nicht länger teile ich seine Meinung, wenn er auf die Frage, die er aufwirft: »Was kann durch den Weltkrieg entschieden werden?« sich selbst zur Antwort gibt: »Nicht mehr, als daß das Christentum zu schwach war, ihn zu verhindern«. Ja, ich maße mir die Meinung an, daß er da wirklich mit einer unzureichenden Leuchte an das Problem herantritt.

Nämlich das Christentum war nicht zu schwach, sondern zu stark, die Menschheit evoluiere langsam, nur Geduld, es wird schon kommen.

Aber der Gewalt des Christentums tut die menschliche Hinfälligkeit keinen Abbruch; ja unerbittlicher könnte es nicht wider uns triumphieren ....

Man soll nur am Christentum festhalten, sich nicht »durch das Ekle und Scheußliche«, das den Katholizismus »tief unter sich begrub«, irre machen lassen, »um in der Vermutung nicht gestört zu werden, daß wo einmal dieser viel mißbrauchte Kult zu seinem adäquaten Ausdruck gelangt, eine Höhe des Daseins sich ergibt, die alles andere weit unter sich

läßt« etc. Dies sei zwar sehr selten der Fall. Wenn aber, so tut sich erst das Weltall auf.

Daß heute, wo die Welt wie nie zuvor zu einem Jammertal versank, daß sich ihr da zum ersten Male die Umrisse der Gestalt des Hirten vollgültig umschrieben, ist diese Tatsache keiner Deutung wert?

Wer hat die Tatsache wahrgenommen? Kein Mensch, aber schön wär's:

Nicht Feind vom Feinde, nicht ihre Konfessionen scheidend, ist Gleichgewicht, das hoch und einsam über die gebeugten Völker ragt, bei ihm allein. Ist dies kein Innehalten wert?

Sie halten aber gleichwohl nicht inne, und die Völker bleiben gebeugt.

Die wahre Fahne, die alle umwallt, entrollte nur er. Und wer, Jud oder Heide, spottet heute diese Hirten ohne Herde und dennoch Hirten, wie nie zuvor; nie zuvor so gebieterischen und so weithin deutlichen Reliefs, von der Wahrheit selbst gleichsam emporgehalten und hinausgestellt, aus der Ohnmacht erst geschaffen, wie es scheint.

Wie es scheint. Wem ist das Relief deutlich? Keiner spottet, aber niemand läßt sich stören.

Oder soll ich es in Währungen ausdrücken, da sie es doch sind, welche diese Zeit in ihre Bahnen warfen? Nun, wie zwei Münzen, für was sie gelten und nur auf ihren Klang hin und ohne Kommentar werfe ich sie hin: Wilson und Benedikt. Denn wer hörte nicht von selbst die schwere, gewaltige vor der hohlen und hinfälligen heraus? Wen erschreckte da nicht der Unterschied? Sogar Amerikaner. So viel Phantasie haben sogar sie.

Es ist gefehlt, jetzt etwas in Währungen auszudrücken. Denn die Christen entschädigen sich für den Kursverlust am Blut und für den Blutverlust am Kurs. Auch legt es Zweifel nahe, welchen Benedikt Fräulein Kolb eigentlich meint, den mit der schwersten Münze, oder nur mit der schweren, den starken oder den schwachen Benedikt. Sie scheint den schwachen zu meinen und findet, er habe den Klang in der Welt. Die Dame hat mit allem recht, sie wünscht, daß es so wäre, und sie schreibt gern. Ich bin ganz ihrer Meinung, nur sie nicht meiner und das ist recht so. Was kann durch den Artikel einer Frau bewiesen werden? Nicht mehr, als daß ich zu schwach war, ihn zu verhindern. Beweist das etwas gegen meinen Wert? Im Gegenteil, ich war nicht zu schwach, sondern zu stark, Schriftstellerinnen evoluieren langsam und unerbittlicher konnte ich nicht wider das Fräulein Kolb triumphieren. Ist dies kein Innehalten wert?

Sie schreibt aber weiter. Ich lese aber nicht weiter. Nur bis zu der Stelle, wo ich, nachdem sich herausgestellt hat, daß wir beide das Christentum, von der kriegführenden Menschheit begraben, über eine kriegstaugliche Menschheit triumphieren lassen und es also höher schätzen, als diese ist und es schätzt, die Worte bemerke:

Nein, Herr Kraus, das war gedankenlos!

Und dies, wiewohl ich doch zu jenen gehöre, die »von dem Strome der Gedankenlosigkeit nicht fortgerissen wurden«, sondern »ihn überragen«, nämlich den Strom, sozusagen ein schwimmender Berg. Da hier somit eine Frau meinen Rat, nicht meiner und nicht ihrer Meinung zu sein, denn doch völlig erfüllt hat, schiele ich neugierig, aber vorsichtig zur Fortsetzung hinüber und finde das folgende:

Überhaupt — um von den Männern zu reden — meine ich, daß gegenwärtig kein Grund vorliegt zu ihrer Überhebung. Ich bin nie eine Frauenrechtlerin gewesen und dieser Bewegung gegenüber stets passiv geblieben; aber ich muß schon sagen: daß nach vielen Dezennien eines ausschließlichen Männerregiments ein derartig vollendeter Wirrwarr zutage gefördert wurde, gibt doch zu denken.

Fräulein Kolb will also jetzt die Aufmerksamkeit auf einen Wirrwarr ablenken, den die Männer angerichtet haben, und ich war nur ein Übergang zu der herzhaften Hypothese,

daß, wenn statt der Herren Sonnino, Berchtold, Poincaré, Bülow, Churchill, Iswolski usw. die Damen (ich nenne keine beliebigen, sondern solche, die sich schon erprobten, die es wirklich gegeben hat, die mithin irgendwie weiter vorhanden sind), wenn statt ihrer Damen wie die Markgräfin von Bayreuth, Maria Theresia, Katharina II. und die von Siena, Julie de Lespinasse und auch die alte Queen, daß wenn solche Frauen mehr im Vordergrunde gestanden hätten, statt ausgeschaltet zu sein, mit zu bestimmen, statt zu schweigen gehabt hätten, daß dann — — es läßt sich nichts beweisen.

Das ist nur zu wahr, daß sich nichts beweisen läßt. Aber Fräulein Kolb hat Namen genannt, keine beliebigen, sondern solche, die sich schon erprobt haben. Ärger, sagt sie, könnten die Dinge, wie sie ohne die Mitwirkung jener Frauen, »ohne ihr Zutun« — was beweisbar ist — sich jetzt gestaltet haben, unmöglich sein. Klar erkennt man, daß man mindestens nicht schlecht gefahren wäre, wenn man mit der Katharina oder der alten Queen, die irgendwie vorhanden sind, die man aber nicht auf-

kommen lassen wollte und die jetzt auf Spitalsdienst, Bridgespiel, Theosophie, Kjöringfahren oder gar Bücherschreiben angewiesen sind, einen Versuch gemacht hätte. Natürlich hat die Dame wieder ganz recht mit der Meinung, daß die Frauen das Politisieren, das ja wirklich sogar leichter als Kochen ist, so gut treffen würden wie die heutigen Männer, wiewohl die Unfähigkeit der Männer noch kein Beweis dafür ist, daß sie es besser treffen würden, und ich ja auch schon erprobte Namen nennen könnte wie Perikles, Macchiavelli, Peter der Große, Bismarck. Soweit, was das Politisieren anbelangt. Was aber das Denken im Allgemeinen betrifft, so ist die Frage, ob sich hier den Frauen ein Beruf eröffnet, noch heikler. Denn meine Unfähigkeit dazu beweist schon gar nicht, daß die Annette Kolb es kann.

* * *

Eine jetzt in Schwang gekommene Art des Feuilletonismus, die deutsche Hausmannskost statt der französischen Küche bietet und von braven Jungen zubereitet wird, finde ich in einer Zuschrift mit besserem Geschick parodistisch dargestellt, als es die Biederkeit selbst vermöchte. Die Gemütsart dieses Typus ist zusammengesetzt aus einer Weltweisheit, welche die irdischen Genüsse, wie das Fahren im Schlafwagen, schon überwunden hat, und einer Fibeleinfalt, die deren gründliche Kenntnis nicht verheimlicht. Sie zieht das edle Weidwerk großstädtischen Vergnügungen auch dann vor, wenn von etwas ganz anderem die Rede ist, und in ihrem Ausdruck ist sie ein fortwährendes Butzenscheibenschießen. Sie hat das Herz auf dem rechten Fleck, aber das Wort immer auf dem andern, indem sie den Menschen nicht nur als Jägersmann betrachtet, sondern diesen noch als »Jünger Hubertus'«. Ihr Vorstellungsleben bewegt sich zwischen einer Volkstümlichkeit, die auf einer Kennerschaft von Land und Leuten beruht und bis zur Befassung mit den seltensten Gebrauchsgegenständen geht, und herzhafter Ablehnung jeglichen Komforts, dessen Betätigung sonst von einem Feuilletonisten verlangt wurde, der bislang wissen mußte, daß in einem fashionablen Hotel die Grande-Dame auf das vierte Läuten erscheint, oder andernfalls bereit war, sich über das Fehlen der »dämonischen Frau« lustig zu machen. Hier wird etwas ganz Neues geboten, wie man unschwer an der schlichten, im weitläufigsten Ausdruck immer doch das Einfachste bergenden Sinnesart erkennen wird.

Hinterm Vorhang des Lebens.

An einem der köstlichen Tage, die der liebe Lenz uns jetzt beschert, führte uns kürzlich ein Geschäft frühmorgens auf einen unserer großen Bahnhöfe. Die herbe, frische Luft rief in uns allsogleich die Erinnerung an manchen fröhlichen Pirschgang wach, da wir im grünen Röcklein des Weidmannes, die blanke Büchse über der Schulter, der ritterlichsten und männlichsten Leibesübung oblagen. Bald galt es dem graubraunen Meister Lampe, bald dem rostroten Herrn von Reinecke und seiner Gesponsin, der zierlichen Fehe, bald gar dem wackeren Vogel mit dem langen Gesicht, dessen Anblick jedem echten Jünger Hubertus' das Herz höher schlagen läßt. Mit mitleidigem Lächeln gedachten wir wohl auf solcher Wanderung jener armen Spötter und Hämlinge, die sich um diese Stunde noch in den weichen Federn gütlich tun. Freilich ist es nicht immer ihre Schuld, wenn ihnen manches fehlt, was das Leben köstlich macht.

Nun führte uns unser Weg über einen offenen Markt. Zartrote Lämmer hängen da neben schmackhaften Öchslein von der Farbe des Chrysoberylls und neben den weiten braunen Körben mit maigrünem Inhalt leuchten goldige Pyramiden, aus süßen Früchten gebildet. Nicht jeder freilich ist imstande, solche Farbensymphonie zu genießen, und lächelnd gedenken wir unseres Freundes Adolf, dem ein knusperig braunes »Backhendel« in Begleitung eines würzigen Gurkensalates über alle Kunstgenüsse geht. Jetzt freilich muß der Arme schon seit Wochen auf solche Leckereien verzichten, denn die Fieberhexe hält ihn in den dürren Fängen und zwackt ihn weidlich.

Nun umfängt uns die graulichweiße Bahnhofshalle. Nicht jedem ist es gegeben, in dem hier herrschenden Gewühle Beobachtungen zu machen. Aber uns fällt sogleich ein behäbiges Ehepaar auf, dessen blitzblankes Reisegepäck noch mehr als ihre aufgeregten Mienen verrät, daß sie sich den Luxus einer Reise nur selten gönnen dürfen. Es wäre aber Unrecht zu glauben, daß sie deshalb für den Zauber eines schönen Frühlingsmorgens unempfindlich sind. Vielleicht genießen sie ihren bescheidenen Ausflug mehr als etwa der elegante Globetrotter, den wir hinter dem dicken Spiegelglas eines Abteils I. Kl. bemerken. Er lehnt lässig in dem kirschroten Samtpolster und hat den Arm bequem in die braune Lederschlinge geschoben, die neben dem Fenster herunterhängt. Über seinem Kopf liegt der Frühstückskorb mit seinem appetitlichen Inhalt, daneben ein Reisenecessaire, in dem wir wohl mit Recht zahlreiche geschliffene Kristallflakons mit dicken, kugeligen Silberstöpseln vermuten. Diese Gepäcksstücke sind mit den bunten Reklamemarken vornehmer Hotels beklebt und natürlich unbeschreiblich verwahrlost. Wer weiß aber, ob diesen Weltmann, dessen Benehmen so sicher und unbefangen erscheint, als könnte ihm auf dem Parkett des Lebens nichts mehr zustoßen, nicht längst insgeheim das Zipperlein plagt . . .

Im Gedränge fallen uns einige verdächtig aussehende Burschen auf, denen die Nähe eines diensteifrigen Wachmannes übel zu behagen scheint. Es sind ungute Gesellen, denen man nicht des Nachts allein im Walde begegnen möchte, denn das Messer (Mandl) sitzt ihnen locker genug im Stiefel.

Nun zurück in die Stadt. Es ist die Stunde, da die Läden und Büros geöffnet werden, und die Straße wimmelt von jungen Geschöpfen in einfacher, aber netter Kleidung, die zur Arbeit eilen. Manchen mag das wohl sauer ankommen, aber die meisten dieser guten Kinder verdienen vielleicht eher die Liebe eines braven Mannes, als manche geputzte Dame, die einige Stunden später auf dem Korso erscheint, um ihr buntes Seidenkleid und ihren großen Federnhut bewundern zu lassen.

Aber vielleicht hat auch diese ihre Berechtigung. Nicht jeder freilich vermag sie zu erkennen, aber wer ein wenig tiefer ins Leben geblickt und manchen Vorhang gelüftet hat, der deutet sich alles mit jenem indischen Wort, das da lautet: »Nichts ist wahr und das bist du!«

* * *

Viel Begeisterung hat der Krieg für den Rezitator Wüllner übriggelassen. Es dürfte sich um einen rhapsodisch erhöhten Gregori handeln. Einer der ausführlichsten Wüllner-Verehrer schreibt:

. . . Vorleser ist er nicht, weil er niemals vorliest, alles frei und auswendig vorträgt. Um ihn Schauspieler zu nennen, dazu fehlt ihm das Um und Auf der Bühne.

Ganz richtig, da er nur in Konzertsälen auftritt.

Sicherlich steckt schauspielerische Begabung in ihm; wie weit sie reicht, können nur die beurteilen, die ihn auf dem Theater gesehen haben.

Zum Beispiel ich. Als Jarl Skule in den »Kronprätendenten« von Reinhardt, einem abendfüllenden Sketch, der mir damals viel Spaß gemacht hat. Es war ein Versuch, das Leben und Treiben in einem Zirkus auf die Bühne zu bringen, lange bevor das Gegenteil sich bewährt hat.

* * *

Vorlesung im Kleinen Musikvereinssaal, 21. Dezember: I. Vorwort (Ein Irrsinniger auf dem Einspännergaul) / Schmückedeinheim / Aus großer Zeit / Aphorismen / Hopsdoderoh / »Drückeberger in Frankreich« u. s. w. / Die Freigelassenen / Hier wird deutsch gespuckt / Aus Schopenhauer / Diana-Kriegs-Schokolade / Kinder und Vögel sagen die Wahrheit / Wiese im Park / Abschied und Wiederkehr / Sonnenthal / Elegie auf den Tod eines Lautes. II. Dialog der Geschlechter / Eeextraausgabeee —! — Schweigen, Wort und Tat.

* * *

In Nr. 413–417 ist zu lesen: S. 8, 13. Zeile von unten, statt: vom Tagblad! Extraausgabää —!« *vom Tagblad!« »Weltblad! Extraausgabää —!«;* S. 43, 1. Zeile nach dem Zitat, statt: Wenn die Herren, die die große Zeit *Wenn die Herren die große Zeit;* S. 104, 5. Zeile von unten, statt: und dem die *und der die.*

* * *

Im »Verlag der Schriften von Karl Kraus«, Leipzig (am Jahresbeginn von Herrn Kurt Wolff errichtet) ist das Buch »Worte in Versen« erschienen. Es enthält die folgenden Stücke:

Verwandlung / Vergleichende Erotik / Leben ohne Eitelkeit / Zwei Läufer / Mein Weltuntergang / Beim Anblick einer sonderbaren Parte / Tod und Tango / Die Leidtragenden / Kriegsberichterstatter / Eeextraausgabeee—! / Monolog des Nörglers / Beim Anblick eines sonderbaren Plakates / Die Grüngekleideten / Elegie auf den Tod eines Lautes / Inschriften / Eine Prostituierte ist ermordet worden / Grabschrift / Beim Anblick einer Schwangeren / Zum wohltätigen Zweck / Die Krankenschwestern / Sonnenthal / Wiese im Park / Vor einem Springbrunnen / Aus jungen Tagen / Abschied und Wiederkehr / Widmung des Wortes / Der sterbende Mensch / Sendung.

Die »Inschriften« enthalten:

Vae victoribus! / Fortschritt / Nach Goethe / Sittlichkeit und Kriminalität / Christlicher Umlaut / Sexus und Eros / Elegisches Versmaß / Heroischer Vers / Norm / Reinigung / Kategorien.

Bisher ungedruckt sind: »Sendung« und »Heroischer Vers«. 1. Versform neugeordnet — außer dem im letzten Heft veröffentlichten »Eine Prostituierte ist ermordet worden« — die Stücke: »Beim Anblick einer sonderbaren Parte« und »Sonnenthal« (aus dem Schluß des Aufsatzes: Das Denkmal eines Schauspielers). Sonst manche Änderungen in Text und Titeln. — Das Buch ist bei Drugulin in Leipzig gedruckt.

* * *

Irgendwo wurde kürzlich festgestellt, daß das Burgtheater in einem kläglichen Zustand vor der Shakespeare-Feier steht und heute nicht imstande wäre, Macbeth, Hamlet und Lear aufzuführen, während zum Beispiel das tschechische Landestheater in Prag mit fünfzehn Werken von Shakespeare, die es längst in seinem Spielplan habe, den Gedenktag feiern werde. Dieser Angabe opponiert eine alberne, geradezu burgtheateroffiziöse Zuschrift, in der es, ohne eine Kenntnis der Prager Theaterverhältnisse zu behaupten, heißt, es komme auf die Inszenierung an, auf die das Burgtheater bekannt-

lich so viel Sorgfalt verwende, daß fünfzehn Stücke, die man nie im Repertoire »stehen« habe — man muß also wohl täglich von neuem inszenieren — überhaupt nicht herauszubringen wären. Die Hinweisung auf Prag, so interessant sie an sich sei, werde »doch dem Burgtheater nicht ganz gerecht«, auch in Bezug auf die Frage der Darstellung:

Wir kennen die schauspielerische Qualität der tschechischen Vorstellungen nicht. Wenn es sich bloß darum handeln würde, alle die fünfzehn angeführten Stücke am Burgtheater zu spielen, so wäre das ja auch zu machen. Aber man würde, gewöhnt an erste Darsteller und auch von ihnen verwöhnt, wenig erbaut davon sein, daß hervorragende Rollen nicht ihrem Gewicht gemäß besetzt wären. Man weiß doch, wie anspruchsvoll das Burgtheaterpublikum ist.

Und setzt voraus, daß es sich in Prag »bloß darum handelt etc«. Dem anspruchsvollen Burgtheaterpublikum, das an erste Darsteller gewöhnt ist, aber sie schon so lange entbehren kann, und das nun seit zwei Jahrzehnten von Herrn Reimers verwöhnt wird, wäre offenbar eine Hauptrolle mit einem Schauspieler wie dem Prager Vojan nicht ihrem Gewicht gemäß besetzt. »Es erscheint wichtig«, schließt die Zuschrift, »alle Seiten der Sache besonnen zu erwägen«. Die Verteidigung scheint mit ihrer Besonnenheit zufrieden zu sein und stellt somit an sich selbst geringere Ansprüche, als das Publikum ans Burgtheater. Dieses ist also nicht nur faul und unfähig, sondern bildet sich noch etwas darauf ein und setzt es selbstverständlich voraus, daß eine andere Bühne ihren Hafer nicht auf einem höheren Niveau betätigen könne. Es hat eine Tradition zu hüten, der vom ganzen heutigen Personal vielleicht noch die Toilettefrau auf der linken Seite gerecht wird, und die, nämlich die Tradition, will es nun einmal nicht kompromittieren. Aus Furcht, hinter den berechtigten Anforderungen zurückzubleiben, bleibt es hinter den berechtigten Anforderungen zurück. Denn das Burgtheaterpublikum ist so anspruchsvoll, daß es lieber gar keinen Shakespeare als einen unzulänglichen sehen will, es ist von Herrn Reimers als Othello dermaßen verwöhnt, daß es Herrn Reimers als Macbeth nicht zu sehen wünscht. Anstatt aber die Möglichkeit einzuräumen, daß auf dem heutigen slavischen Theaterboden eher Helden wachsen, als auf dem deutschen, oder anstatt, wenn das Zugeständnis inopportun wäre, zu schweigen, wagt man es, die Leistung zugunsten des Nicht-

geleisteten herabzusetzen, und lehnt es stolz ab, Shakespeare zu spielen, weil man einen Ruf zu wahren habe. Gewiß ist die Unterlassung einer Aufführung des Hamlet die würdigste Shakespeare-Feier, die das Burgtheater heute zu bieten hat. Aber durch welche Leistung wird es dem Rufe gerecht, wie erweist es sich der Tradition würdig, wie erfüllt es die Ansprüche des Publikums, dessen Verwöhntheit doch auf die Dauer nicht damit vorlieb nehmen kann, die Werke, die es nicht schlecht gespielt sehen will, gar nicht gespielt zu sehen? Die Zurückhaltung des Burgtheaters gegenüber Shakespeare in allen Ehren, aber sie ist eine Inkonsequenz. Das Burgtheater kann auch Goethe, Schiller, Grillparzer und noch viele andere Autoren nicht spielen, es muß Scribe, Sardou und andere Zeugen seiner verblichenen Lustspielherrlichkeit verleugnen, und es sollte deshalb gegenüber den Ansprüchen des Publikums an die Darsteller und in Anbetracht der zeitraubenden Mühe der Inszenierungen einen radikalen Entschluß fassen, der seiner Korrektheit und Pietät angemessen wäre, um endlich Ruhe zu haben und sowohl dem eigenen Ruf wie dem des Wagentürlaufmachers, der am Schluß jeder Vorstellung sein »Aus iii—s!« in die Gegenwart ruft, im feierlichsten Sinne gerecht zu werden.

* * *

Wenn das, was heute in deutscher Sprache zu schreiben wagt, ohne ihres Atems einen Hauch mehr zu verspüren, irgendwie, von einem metaphysischeren Anstoß als dem Weltkrieg geschüttelt, imstande wäre, noch ein Quentchen Menschenwürde und Ehrgefühl aufzubringen, so müßte die Armee von Journalisten, Romansöldnern, Freibeutern der Gesinnung und des Worts vor das Grab Adalbert Stifters ziehen, das stumme Andenken dieses Heiligen für ihr lautes Dasein um Verzeihung bitten und hierauf einen solidarischen leiblichen Selbstmord auf dem angezündeten Stoß ihrer schmutzigen Papiere und Federstiele unternehmen. In einer kleinen Biographie — wohl der einzigen anständigen Neuerscheinung der Reclam-Bibliothek —, aus der man auch einigermaßen die Superiorität der vormärzlichen Wiener Gesellschaft über den heutigen Mischmasch feststellen kann, der die Verpoverung österreichischer Werte als einen Triumph des Heute ausruft, sagt der Verfasser, Alois Raimund Hein, über die Beziehung des

Dichters (den J. V. Widmann den Seelenfrieden-Stifter genannt hat) zu einer Epoche, die anfing, ein freches Zeitbewußtsein zu bekommen:

Stifter trat als vollendetes Original vor die Schranken. Sprache und Empfindung waren ursprünglich und unvergleichlich; das bis zu anbetender Verehrung gesteigerte Naturgefühl, das liebevolle Versenken in zarte, weiche Stimmungen, die heilig-fromme Gemütstiefe, der Reichtum der Phantasie und die Fülle des Ausdruckes bei fast ängstlicher Scheu vor allem, was den Lärm des Tages ausmacht und sich im lauten Ringen der Zeit austobt, alles das mußte beifälligste Bewunderung und innigste Zustimmung finden in jenen zahlreichen Kreisen des Vormärz, welche den gedämpften Worten rein-frohen, weltfernen Kindersinnes willfähriger lauschen mochten als den eben damals mit ungestümer Leidenschaftlichkeit zornmütig ausgestoßenen Kampfrufen der literarischen Tumultanten. Inmitten des immer stärker anschwellenden Aufruhrs der Meinungen, inmitten der Verwünschungen und des Wutgeschreis wegen geistiger Knechtschaft, Unterdrückung der bürgerlichen Freiheit und Beschränkung der höchsten menschlichen Güter stand Stifter mit seinem glaubensfrohen Anhang auf einer Insel der Glückseligen, deren den ewigen Göttern geweihter Hain, küstenfern und abgeschlossen, unbehelligt blieb von der tosenden Brandung der Gezeiten. Während eine auf gewaltsame Umwälzung hoffende, dem Umsturz der Dinge in schrillen Tönen eindringlich das Wort redende Sängerschar mit den bedrückenden Erscheinungen des Alltags ihre murrenden Strophen füllte, hielt Stifter den verzückten Blick auf das Ewige und Unendliche, auf das Dauernde und Unveränderliche gerichtet. Gleichwie ihn später, als die Zeit der Erfüllung kam, das revolutionäre Aufschäumen der Volkswut erschreckte und anwiderte, so fanden auch die den blutigen Ereignissen vorangehenden Dithyramben des Freiheitsdranges keinen Weg zu seinem Herzen. Was die Zeitwelle hebt, was die Zeitwelle verschlingt, das achtete er für nichts. Nach seiner Anschauung vom Leben erschien ihm der Gedanke widersinnig, daß die Gewährung politischer Freiheiten an die Massen das Glück des einzelnen zu erhöhen vermöchte. Denn er erblickte das höchste individuelle Glück in dem harmonischen Einklang der Empfindungen, in der stillen Ausgeglichenheit des Innenlebens, in der erhabenen Friedfertigkeit, welche dem Einsamen abseits vom Wege erblüht. Dieses Glück, das jeder einzelne in seiner besonderen Weise sucht und aus der Tiefe seines Wesens gründet, konnte er nicht in Zusammenhang setzen mit den Kämpfen und Erschütterungen einer stürmisch bewegten Zeit. Die politischen und gesellschaftlichen Bestrebungen erschienen ihm in ihrer Wandelbarkeit und Unbeständigkeit klein gegen das unerschütterliche Walten der Natur. Der Halm, welcher genau so wie heute schon vor Jahrtausenden im Kosen der Lüfte sich wiegte, an dessen Wachstum alle Leidenschaften, alle Erfindungen, alle Umwälzungen der Menschengeschichte auch in der fernsten Zukunft keine Veränderung bewirken können, war dem stillen Poeten des Waldes bedeutender, wertvoller, heiliger, vertrauter als das Kampfgetümmel wechselvoller Erscheinungen. ...

Wohin hätte er aus der heutigen Welt entkommen mögen, in welchen Wald entfliehen können, um nicht auf Stacheldraht zu stoßen? Ihn heute lesen und sich dann wieder umsehen, in welcher Welt man lebt, verlangt stärkere Nerven als um nur in dieser durchzuhalten. Aber als Entschädigung für den Genuß der Heineschen »Harzreise«, deren Sprachschwindel mir neulich eine halbe Stunde leer gemacht hatte, habe ich doch wieder einmal jenen »Hochwald« gelesen, in den der dreißigjährige Krieg nicht dringt und aus dem die deutsche Sprache nicht mehr herauswill. Und nach einer notwendigen Durchsicht jener öden Reimeschluderei »Deutschland«, die sich ein Wintermärchen zu nennen wagt und die einst den aufgeweckten deutschen Schulbuben so imponiert hat, daß sie später viel bessere Kneipzeitungen verfaßten, bin ich vor Stifters »Feldblumen« gestanden. Dieser Jean Paul ohne Aufenthalt hat dort eine Stelle, in der ihm, wie alles und vor allem der Wald, die Musik zur Sprache wird. Ich frage, ob vor solchen Sätzen nicht der Krieg und seine sämtlichen Stilisten ihr Dasein einzustellen hätten:

»... Dann, wenn sie vor dem Instrumente sitzt, zieht ein neuer Geist in dies seltsame Wesen; sie wird ordentlich größer, und wenn die Töne unter ihren Fingern vorquellen und dies unbegreiflich überschwengliche Tonherz, Beethoven, sich begeistert, die Thore aufreißt von seinem innern tobenden Universum und einen Sturmwind über die Schöpfung gehen läßt, daß sich unter ihm die Wälder Gottes beugen — — und wenn der wilde geliebte Mensch dann wieder sanft wird und hinschmilzt, um Liebe klagt oder sie fordert für sein großes Herz, und wenn hierbei ihre Finger über die Tasten gehen, kaum streifend wie ein Kind andrücken würde, und die guten, frommen Töne wie goldene Bienen aus den vier Händen fliegen und draußen die Nachtigall darein schmettert, und die untergehende Sonne das ganze Zimmer in Flammen und Blitze setzt — und ihr gerührtes Auge so groß und lieb und gütig auf mich fällt, als wäre der Traum wahr, als liebte sie mich: dann geht eine schöne Freude durch mein Herz, wie eine Morgenröte, die sich aufhellt — die Töne werden, wie von ihr an mich geredete Liebesworte, die vertrauen und flehen und alles sagen, was der Mund verschweigt. . . .«

Aus jungen Tagen

Nie kann es anders sein.
Nun wirft mein Glaube keinen Schatten mehr.
Von deinem großen Lichte kam er her,
von des Geschlechtes rätselhaftem Schein.

Nun bin ich ganz im Licht,
das milde überglänzt mein armes Haupt.
Ich habe lange nicht an Gott geglaubt.
Nun weiß ich um sein letztes Angesicht.

Wie es den Zweifel bannt!
Wie wirst du Holde klar mir ohne Rest.
Wie halt' ich dich in deinem Himmel fest!
Wie hat die Erde deinen Werth verkannt.

Du gabst dich zum Geschenk
der Welt, ich hab es für dich aufbewahrt.
Ich habe Gott den größten Schmerz erspart.
Geliebte, bleibe deiner eingedenk!

Wie glänzt mir deine Pracht.
Dein Menschliches umarmt, der beten will.
Er heiligt es im Kuß. Wie ist sie still
von Sternen, deiner Nächte tiefste Nacht.

Nie soll es anders sein.
Ob alles Irdische zerbricht und stirbt,
nur dein Zerfall ein geistig Glück verdirbt.
Vergib dich an die Erde nicht, sei Dein!

Sonnenthal

Faßt Mut zum Schmerz, daß seine Thräne nicht mehr fließt
und dieser große Chor der Jugendbühne stumm ist:
Die Glocke, die Charlotte Wolter hieß;
der Hammer, der mit Lewinskys Rede das Gewissen schlug;
und einer Brandung gleich die Stimme des Zyklopen
Gabillon;
Zerlinens Flüstern; und Mitterwurzers Wildstroms
Gurgellaune;
eine Tanne im Wintersturm jedoch war Baumeisters Ruf;
und schwebend, eine Lerche, stieg des jungen
Hartmann Ton,
vermählt dem warmen Entenmutterlaut Helenens;
und Hagel, der durch schwülen Sommer prasselt,
Krastels Sang;
und edlen Herbstes Röcheln Roberts Stimme;
und Sonnenthals: die große Orgel, die das harte Leben löst.
Und all der Sänger Stimme und Manier,
die noch verstimmt, von solchem Geiste war,
daß sie bewahrt sei gegen alles Gleichmaß,
womit die Narren der Szene und der Zeit
die lauten Schellen schlagen.

Glossen

Ein Druckfehler

Die Erinnerungen der Baronin Ebner-Eschenbach an das alte Burgtheater, das der Löwe, Fichtner, Korn, werden irgendwo zitiert. Wir lesen, sind ganz in den Tagen der dürftigen Herrlichkeit, da zwischen zerfransten Zimmerdekorationen großartige oder liebenswürdige Menschen auftraten, und so entrückt, müssen wir die, welche es erlebt haben, gar nicht um ihre Entrückungen beneiden und besinnen uns nicht des Schmerzes, Zeitgenossen der prunkvollen Schäbigkeit zu sein. Plötzlich, ein Blitz:

Löwy war ja herrlich und kam uns in manchen Rollen, zum Beispiel als Siegfried in Raupachs »Nibelungen« wie ein Halbgott vor....

So selbstverständlich hat die Hand des Setzers das Nächstliegende ergriffen, und wüßten wir auch nicht gleich, daß dieser Siegfried Löwy ein Löwe, ein Siegfried war, wir spürten doch den Zusammensturz von Bühnen- und Lebenswerten und hörten den Klang des neudeutschen Siegfried. Dieser Druckfehler ist wahrlich des Teufels.

* * *

Rascher Szenenwechsel

oder

Was ihr wollt

Im Feuilleton, Seite 2 und 3:

.... Der Ulk wächst, schwillt bis zum Ungeheuerlichen. Man kann sich totlachen an diesen Ausgelassenheiten, muß jedoch zugeben, daß sie in ihrem Übermaß das Gleichgewicht des Werkes stören.... Und was noch schlimmer, das tolle Gebaren färbt auf die anderen Darsteller ab und verleitet sie zu der irrigen Meinung, in diesem Lustspiel sei überhaupt nichts ernst zu nehmen, auch nicht Gefühl und Empfindung, nicht Liebe und Liebesweh.... So schädigt das aufdringliche Vorwalten des Derbkomischen den Gesamteindruck, den dieses Lustspiel hervorbringen sollte. Alles Süße, Holde,

Liebliche, womit es der Dichter begnadete, verliert seinen Duft, der Dramatiker Shakespeare kommt selten zum Wort, der Lyriker muß ganz verstummen, und das Märchen entflieht bestürzt ans andere Ufer. Sogar die eigentlich komischen Rollen werden auf die Seite gedrückt. . . . Man sollte nun glauben, dieser lustige Karneval würde im flottesten Tempo erledigt werden, in Saus und Braus vorüberstürmen. Dem ist aber nicht so. Spiel um Spiel wird von den Darstellern mit äußerstem Behagen ausgeführt, und Behagen will sich Zeit lassen, liebt die gemächliche Gangart. Dazu kommt ein anderer Zeitverschwender: der Zwischenvorhang. Er bietet den Vorteil, daß man die Szenen so ziemlich in der vom Dichter gesetzten Reihe bringen kann, unterbricht aber dafür jeden Augenblick den Fluß der Handlung, reißt jeden Augenblick den Zuschauer aus der Stimmung. . . . Es läßt sich gar nicht beschreiben, wie grausam dieser Spielverderber die Harmonie des Ganzen zerstört, ein so schön gebautes Meisterwerk zerstückelt und zerhackt. Um dann den Zeitverlust einzubringen, den er verursacht, haben sich einschneidende Kürzungen als notwendig erwiesen. . . . Alle technischen Bühnenreformen, die nicht den blitzschnellen Dekorationswechsel bei offener Szene ermöglichen, sind keine zwei Heller wert. Wir haben die Schattenseiten dieser Vorstellung vielleicht zu stark hervorgehoben. Zum Glück fehlt es nicht an erfreulichsten Eindrücken. . . .

Hier sind sie schon, auf Seite 18:

Die heutige Wiederaufnahme und Neuinszenierung von Shakespeares Lustspiel »Was ihr wollt«, über die wir im Feuilleton des vorliegenden Blattes berichten, fand überaus lebhafte Zustimmung des dichtbesuchten Hauses. Der Szenenwechsel vollzog sich in wünschenswerter Raschheit, die Bühnenbilder selbst, namentlich des Strandes, der Halle und des Parkgebäudes, waren von prächtiger Wirkung. Die ernsten Partien sprachen sinnvoll an, die launigen erweckten behagliche Heiterkeit. Auch der Shakespearische Übermut der grotesken Rüpel- und Narrenscherze fand volles Verständnis.

Die Harmonie des Ganzen bleibt immerhin zerstört. Wer's nicht glaubt, sehe sich das Lustspiel, das der autoritative Schwachsinn am 12. März in einer und derselben Neuen Freien Presse aufgeführt hat, im Original an. Daß die Hauptstadt von Montenegro noch am Tag vor der Einnahme ein Misthaufen und am Tag nachher ein Schmuckkästchen war, kann man für möglich halten. Krieg ist Krieg. Aber die Unbekümmertheit, mit der solch eine Meinungshure mit demselben Atemzug zweierlei bekennt, ist doch ein Maßstab für die Erweichung der Gehirne, die einen doppelten Eindruck schmerzlos hinnehmen.

* * *

Verwandlungen

. . . . die intellektuelle Kühnheit, mit der der Dichter (Shaw) gegen englische Heuchelei, gegen englische Überheblichkeit und Beschränktheit darin zu Felde zieht, würzt noch heute diese englische Komödie.... Er macht sich den Spaß, zu zeigen, wie einer, den die gute bürgerliche Gesellschaft verachtet, sich unversehens in einen Helden verwandelt, der sich aus purem Edelmut für einen anderen hängen lassen will, während dieser andere, der bis dahin ein ehrsamer Pastor war, sich eben so schnell in einen Raufbold und Rebellen verwandelt: beide kannten sich nicht, noch wir sie, denn nur die Tat enträtselt den Charakter, weshalb der Bürgerbegriff von Gut und Böse nicht viel Wert hat. Dies bildet ungefähr den geistigen Kern des Stückes . . . .

Es scheint sich also doch um eine allgemeine Kritik der Heuchelei zu handeln, was die spezielle Beschränktheit nur nicht sieht, denn sonst könnte sie Herrn Shaw, den Dichter, auch darauf aufmerksam machen, daß die beiden Verwandlungen, in den Helden und in den Raufbold, häufig identisch sind und daß somit nicht nur der früher Verachtete, sondern sogar der ehrbare Pastor unter Umständen ein Held sein kann.

* * *

Strindberg und Koofmich

„Über den nicht alltäglichen Fall einer Erkrankung als Folgeerscheinung des Krieges wurde in der letzten Sitzung der zweiten Kammer des Berliner Kaufmannsgerichts verhandelt. Anlaß dazu bot die Klage des Kontoristen Kurt N. gegen die Verlagsgesellschaft »Häute und Leder« .... Auf Grund dieser Mitteilung hielt sich die Gesellschaft für berechtigt, N. als sofort entlassen anzusehen.... fragte der Verhandlungsleiter den Gutachter, ob denn nach seiner Ansicht N. während der noch gar nicht erloschenen Krankheit in der Lage gewesen wäre, seine Tätigkeit wieder aufzunehmen. Sanitätsrat Dr. R. erwiderte darauf, daß es ein ganz sicheres objektives Merkmal für die Arbeitsfähigkeit eines Menschen überhaupt nicht gebe. Die Möglichkeit, daß N. beim Aufbringen der nötigen Energie arbeiten konnte, bestehe jedenfalls. Zeige es sich doch bei vielen modernen Dichtern — der Gutachter wies bei dieser Gelegenheit auch auf Strindberg —, daß sie selbst beim Vorhandensein starker Hystero-Neurasthenie eine rege Schaffenskraft entfalten können. Andererseits mußte der Sachverständige zugeben, daß beim Kläger im Falle der Wiederaufnahme der Arbeit die Möglichkeit bestand, daß beim Eintreten neuer psychischer Erregungen sich die Anfälle in leichterer Art wiederholen könnten. . . .«

Richtig ist, daß die meisten modernen Dichter Deutschlands, deren psychisches Verhalten ja auch eine Folgeerscheinung des

Krieges ist, ohne aber die Einstellung der Arbeit und infolgedessen die Entlassung nach sich zu ziehen, eine Schaffenskraft entfalten, die auf dem Vorhandensein starker Hystero-Neurasthenie beruht. Das Berliner Kaufmannsgericht kann mir als einem Sachverständigen aufs Wort glauben, daß diese Erscheinung sehr häufig ist. Ich behaupte aber, daß von allen Verlagshäusern Deutschlands ausschließlich das Verlagshaus »Häute und Leder« Anspruch auf die Schaffenskraft dieser Patienten hat und daß sie verurteilt werden müßten, die Arbeit, die sie leider noch nie eingestellt haben, ausschließlich dort fortzusetzen. Wiewohl ich aber die Identität des Kontoristen Kurt N., der das einmal gerichtlich festgestellte Übel wiederum ohneweiters für die Mitarbeit an einer modernen Revue fruchtbar machen könnte, mit allen jenen, die schon in dieser Lage sind, anerkenne, muß ich doch sagen: daß ich die Zitierung Strindbergs vor das Berliner Kaufmannsgericht behufs Vergleiches seiner Arbeitsfähigkeit mit der Schaffenskraft eines deutschen Kommis für einen kulturellen Schlager ersten Ranges halte, der mich in der längst errungenen Ansicht bestärkt, daß die Weltgeschichte das Kaufmannsgericht ist.

* * *

Die Metapher ist keine!

... Bei der Kaiserfeier im Rathaus hielt Oberbürgermeister Wermuth eine Rede, in der er hervorhob, daß kein noch so heftiger Anprall das Guthaben der deutschen und verbündeten Heere zunichte machen wird, das sie in unendlicher Mühsal in das Kontobuch der Länder mit stählernem Griffel eingetragen haben. . . .

* * *

Von der Ware gefangen

. . . . hat von befreundeten Zivilkriegsgefangenen aus Astrachan die Nachricht erhalten, daß Herr Graf und der Schokoladen-Hildebrand als Kriegsgefangene in Astrachan sind. . . .

Das ist traurig, aber noch trauriger ist, daß der Mensch selbst in der Gefangenschaft nicht aufhört, der Gefangene seiner Ware zu sein. Die Hildebrand-Schokolade mag unser Traum bis nach Astrachan verschicken: der »Schokoladen-Hildebrand« gehört nach Wien, und eben diese Art zu assoziieren macht uns untauglich zum Export.

* * *

Verwaltungsräte der Kunst

Preisausschreiben der A E G

Für ein künstlerisches Plakat

zur Förderung des Vertriebs von A E G - Nitrallampen

veranstalten wir ein Preisausschreiben.

Für die Preise sind insgesamt M. 8000 ausgesetzt.

Preisrichter sind: die Herren Professor Peter Behrens, Curt Herrmann, Professor Emil Orlik, Professor E. R. Weiß, Kommerzienrat Paul Mamroth, Dr. Walther Rathenau, Dr. Ernst Salomon.

Die Bedingungen liegen im Sekretariat der A E G, Berlin NW 40, Friedrich-Karl-Ufer 2—4 auf.

Allgemeine Elektricitäts-Gesellschaft.

Nanu, wo bleiben denn Avenarius, Corinth, Gurlitt, Mauthner, Meier-Gräfe, Naumann, Simmel, Sombart?

* * *

Lichnowsky und Barnowsky

... Nach dem vierten Bilde konnte die Verfasserin auf der Bühne erschelnen. Ihr Gatte Prinz Lichnowsky, der ehemalige deutsche Botschafter in London, wohnte der Vorstellung in der Direktionsloge bei. ...

Die Welt gäbe viel darum, wenn der Herr noch in einer bezahlten Loge eines Londoner Theaters säße.

* * *

Die Verbindung

Ein als »jüdische Tragödie« bezeichnetes Drama »Ritualmord in Ungarn« wird wie folgt angekündigt:

Die germanische Verbindung von mystischer Phantastik und wuchtig gestaltendem Realismus zeigt Arnold Zweig als ein dramatisches Talent von ganz urgewaltiger Kraft und Eigenart ....

Das Germanische inkliniert zu Verbindungen. Es ist selbst eine, dazu kommt noch die mit dem andern, das auch Verbindungen gern hat — traun, so wahr ich da leb, etwas viel Verbindungen auf einmal.

* * *

Es geht in Einem

. . . Sein »Reiterlied«, das an die kernigsten Soldatenweisen aus »Des Knaben Wunderhorn« erinnert, war zum deutschen Volkslied geworden. Auch seinen übrigen Gedichten stand nun der Weg zur Wirkung offen. — — — — — Aus allen diesen Gedichten, namentlich aus den »Makkabäer« überschriebenen entschlossenen Strophen sprach starkes, ungekünstelt dichterisches Gefühl . . . .

* * *

Eine Chimäre

Einheitspreis für alle Sitze (ausgenommen Logen und Cercle zu 10, 6 und 4 Kronen) 3, 2 und Eine Krone bei den Konzertkassen der Heller'schen Buchhandlung.

Macht nichts. So siehts wohl immer mit der Einheit aus. Der einzige Einheitspreis, den es im Chaos gab, war noch der Heller, und selbst der ist ein Phantom. Der Heller ist keinen Heller mehr wert.

* * *

Er ist nie seiner Meinung

Der Kommentar, Spalte 1:

. . . . Nach der amtlichen Mitteilung schließt dies die Verwendung in allen jenen Gebieten aus, in denen die politische Verwaltung nicht einem militärischen Kommandanten zusteht. . . .

Die amtliche Mitteilung, Spalte 2:

. . . . läßt die Verwendung nur in jenen Teilen des österreichischen Staatsgebietes zu, bezüglich deren die Befugnisse der politischen Verwaltung nicht an einen militärischen Kommandanten übertragen sind. . . .

Unser Ohr hat sich daran gewöhnt, zu allem was uns die entsetzlichste Stimme auszurichten hat, auch noch ihren Kommentar zu hören. Läßt uns Gott oder die Regierung etwas sagen, so bestellt es der jüdische Dienstmann nicht nur, sondern wiederholt es auf seine Art und immer schon vor der Botschaft selbst. Das kann dann so werden: Jener kommt atemlos gelaufen und sagt »Sie müssen nämlich wissen, er meint nämlich — —«. »Wer? Was?« »Lassen Sie mich ausreden, er meint, Sie sollen — —« »Ich verstehe, das ist unangenehm, aber geben Sie den Brief her und schaun Sie, daß Sie weiterkommen.« »Er meint also — — und hier hat er es aufgeschrieben, sehn Sie, so seht das aus.« »Hier steht doch

das gerade Gegenteil! Ja was haben Sie denn hineinzuschauen, seien Sie froh, daß Sie selbst nicht —, ich bin schön erschrocken und jetzt stellt sich heraus, Sie Trottel —«. »Entschuldigen Sie, Herr Dokter, bei so einer wichtigen Nachricht kann einem das schon passieren.« »Abfahren!« »Eine gute Partie hätt ich noch für Sie Herr Dokter! —«

* * *

Der Rausch der Titel

Das Schönste sind doch die Titel. Oder eigentlich die Untertitel. Im Abendblatt nämlich, wo er so gern »in sich hineinhört« und aus sich herausredt. Früher war er gar lebhaft: ».. und .. und Vorstoß gegen einen russischen Flügel und Hineinwerfen in die masurischen Sümpfe.« Das war keine Meldung, sondern ein Kommando und man sah und hörte förmlich, wie er es diktierte, und schon waren sie drin in den masurischen Sümpfen. Jetzt setzt er ganz ruhig an. Etwa: »Die Affäre der Lusitania.« Darunter aber: »Übertreibung der ganzen Angelegenheit.« Um das auszusprechen braucht man die Hand und muß den Kopf einige Mal bewegen, etwas gereizt über eine Störung, deren Grund man aber doch nicht ganz übersehen kann; wie: laßt's mich aus, ich hab andere Sorgen. Das Wort »ganz« ist eigentlich ein Attribut von »Übertreibung«, eine Steigerung dieser, und gehört gar nicht zur »Angelegenheit«, die ja ohnedies als ganze hingenommen werden muß. Aber man kennt den Ton: anstatt, daß ihm der Krieg schon sehr fad sei, sagt er, der ganze Krieg sei ihm schon fad. Aber der ganze Text ist nicht für den Leser, sondern für den Hörer geschrieben; und vor allem diese übertriebenen Titel. Es ist der persönlichste Schrei, der je aus Druckerwerk in die Welt gedrungen ist. Langweilig ist diese Lektüre nicht; um bei ihr einzuschlafen, müßte man sich schon die Ohren zuhalten. Nur ein purer Zufall ist es, daß wir nicht den Titel gehört haben: »Die Einnahme von Erzerum«, mit dem Untertitel: »Nicht der Rede wert.« Oder es heißt etwa: »Die Konferenzen in Rom.« Darunter: »Kühle Aufnahme in Paris.« Und gleich wieder: »Kühle Antwort in der Duma.« Man glaubt gar nicht, wie schwer dieses »Kühl« auszusprechen ist. Kühl ist eine überaus jüdische Kopfbewegung, womit zugleich der Feind »gedeftet« und unsere Leute beschwichtigt werden. Für Anfänger, die sich im

Jüdeln ausbilden wollen — was sehr bald notwendig sein wird und in den Schulen obligat werden soll —, ist dieser Kurs, zweimal täglich, eine nicht genug zu empfehlende Gelegenheit. Sowohl in Bezug auf die »Stimmungen« wie in deren korrekter Aussprache bietet diese Methode alles, was heutzutag von einem, der im praktischen Leben eine Rolle spielen will, verlangt wird. Die textlichen Erläuterungen sind überaus lehrreich, aber die Titel allein sind so einprägsam, daß man mehr profitiert als wenn man ein Semester auf der Börse zugebracht hätte. Ganz persönlich sind aber die Titel, wenn ihnen überhaupt keine Nachricht folgt, sondern nur die 5676te Wiederholung der Gewißheit, Überzeugung, Hoffnung, Aussicht, Möglichkeit, daß »sie«, jenne, zerschmettert, zerbrochen, zertreten, zermalmt, ausdividiert sind, daß sie mit einem Wort auch schon genug haben und daß »die Sorge nagt« oder es wenigstens im Gemäuer zu rieseln beginnt. Sie waren nämlich zuerst ganz hin, so daß kein Hund mehr einen Bissen von ihnen genommen hat, vor Abscheu über »die Verderbtheit«, dann waren sie so gut wie fertig, dann waren sie alle schon verdrossen, später hat sich der Zweifel ausgebreitet, jetzt sind sie auch nicht mehr das, was sie einmal waren, rosig ist ihre Laune grad auch nicht, eine gewisse Herabstimmung und Nachdenklichkeit ist bereits zu bemerken, man sieht, sie sind schon sehr gedeftet, »und vielleicht« werden sie bald genug haben. Sie. Wir natürlich nicht. Denn so leben wir, so leben wir alle Tage, nun schon seit fast zwei Jahren. Neulich aber kam eine Auffrischung:

Beginn einer großen Zeit.

Die Blicke der Völker nach dem Westen gerichtet.

Was folgte, war nicht etwa die Meldung, daß die große Zeit soeben begonnen habe, sondern der Monolog eines verstörten Seelenlebens. Es sind nicht Telegramme, sondern Visionen; Umsetzungen eines furchtbaren Dialekts in Gesichte, die man wieder hören muß, und wieder und noch einmal. Es war kein Bericht. Denn die nüchterne Wirklichkeit gibt doch zu erkennen, daß die große Zeit seit Kriegsausbruch da ist und darum nicht erst im neunzehnten Monat beginnen kann, was ja eine Fopperei wäre, und daß es in einer großen Zeit auch nicht mehrere große Zeiten geben kann, sondern zum Glück nur eine.

* * *

Die Einbildungskraft

Frauen mit verweinten Augen sind in den Straßen von Paris zu sehen. Sie denken an die Schlacht auf beiden Ufern der Maas, und Bangigkeit überfällt sie, weil dort die Jugend von Frankreich in Kämpfen, in denen zwei große Völker um ihre Zukunft ringen, niedergemäht wird. Die Landleute erzählen, daß sie das Rollen der Schüsse aus schweren Mörsern in einer Entfernung von mehreren hundert Kilometern hören. Vielleicht ist es nur Sinnestäuschung, obgleich bekannt ist, daß bei günstiger Windrichtung der Lärm auf den Schlachtfeldern weithin vernehmbar wird. Was die Ohren nicht vermögen, kann die Einbildungskraft vortäuschen. Die Frauen von Paris horchen nach dem Osten, wo die Blüte des Volkes vergeht und jeder Augenblick vielen Herzen tiefe Wunden schlägt und den Gatten, den Sohn, den Bruder hinwegrafft . . .

Die Einbildungskraft glaubt — nein, »schwelgt in der Vorstellung« —, daß nur die Mütter derer, die in einer besiegten Armee fallen, verweinte Augen haben, die andern aber, deren Söhne im Angriff gefallen sind, pure Freudentränen vergießen, wiewohl selbst deren Enkel schon wissen, daß der Sieg zuweilen mehr Opfer kostet als die Niederlage. Die Einbildungskraft »stellt sich vor«, daß nur eine Armee kämpft, nämlich die des Feindes, und daß Frauen nach dem Westen (wohin nur die Blicke gerichtet sind) überhaupt nicht horchen können, erstens weil die Mörserschüsse in dieser Richtung nicht vernommen werden und zweitens weil es da nichts zu horchen gibt, höchstens aus Neugierde, und neugierig, wie sie schon sind, sind schließlich die Frauen überall. Aber daß die Trottelei noch nicht niedergemäht oder hinweggerafft ist, sondern täglich neu ersteht, zeigt doch, was für ein Kinderspiel die Verwüstung ist verglichen mit dem, was uns bleibt. Denn weinende Frauen, die wohl ein Argument gegen den Krieg wären, gegen einen der kriegführenden Teile ins Treffen zu führen, gelingt nur einer ausdauernden Journalistik, der zwar das Feuer das Hirn verbrannt hat, deren gewalttätige Schmockerei aber das Ereignis überleben wird.

* * *

Ein Demosthenes gesucht

Der Korrespondent der »Neuen Freien Presse« in Saloniki ist auf Befehl des französischen Oberkommandanten General Sarrail verhaftet worden. Das Schicksal dieses Blattes ist es schon wiederholt gewesen, daß die Persönlichkeiten, die ihm angehören, die

Mitarbeiter und Korrespondenten, von den Wirkungen der Weltbegebenheiten unmittelbar und persönlich getroffen werden ....

Aber was nützen alle Hinauswürfe, wenn der Betrieb weiter geht. Weltbegebenheiten, die nicht einmal die Kraft haben, da etwas zu ändern, sind nicht die richtigen. Ein Weltkrieg müßte doch mindestens und zu allererst einem sogenannten Weltblatt ein Ende bereiten, sei es durch Verbot, sei es durch Bomben oder wenigstens dadurch, daß er dem Publikum Mut zur Verachtung macht. Statt dessen werden die Persönlichkeiten üppig und beklagen sich noch darüber, daß der Feind sie nicht ganz so wichtig nimmt wie der Abonnent. Sie erhoffen sich vom Frieden eine Besserung dieser Zustände:

.... Der glorreiche Krieg, den wir in siebzehn Monaten geführt haben, muß jedem einzelnen von uns den Vorteil bringen, sich überall in der Welt, wo immer der Beruf oder die Neigung ihn hinbringt, sicher zu fühlen. Gerade mit einer Spitze gegen Griechenland .. hat Lord Palmerston in seiner Verteidigungsrede das Wort gebraucht, der Engländer müsse in jedem Winkel der Erde das Gefühl haben wie einst im Altertum, da es keinen besseren Schutz und Schirm gab, als sagen zu können: Ich bin ein römischer Bürger. Die gleiche Empfindung sollen auch die Bürger von Österreich und von Ungarn haben.

Mit einem Wort, der glorreiche Krieg soll dafür geführt worden sein, daß der Nordau oder gar der Frischauer wieder in Paris leben, was heißt leben, sich sicher fühlen kann wie einst im Altertum und den geringsten Versuch der Einschüchterung nur mit der Antwort abzuwehren braucht: Ich bin ein römischer Bürger. Daß Griechenland den Korrespondenten, der sich selbstredend durch »Besonnenheit« — ein Perikles! — hervorgetan hat, nicht besser zu schützen wußte, ist ein Kriegsgrund, den man getrost zu den übrigen legen könnte.

... Aber seine jetzige Neutralität, die sich beständig selber preisgibt, fängt an unbegreiflich zu werden. Ein Demosthenes wäre nötig, um Einsicht und Klarheit zu schaffen. Wir hoffen, daß unser Ministerium des Äußern die Angehörigen der Monarchie mit allem Nachdruck schützen werde.

Wo nimmt man nur schnell im Ministerium des Äußern einen Demosthenes her, der die Entfernung des Perikles wettmachen könnte? Am besten, man versucht es mit dem Münz, der

schon einmal in einer griechischen Angelegenheit erfolgreich interveniert hat und der im Weltkrieg ohnedies ungebührlich vernachlässigt wird.

* * *

Das neue Jahr

ist so begrüßt worden. Vorn:

Bekenntnis zum Optimismus.

Hymnen tönen im Herzen. Das Ausdrucksvermögen fehlt, sie in Worten ausklingen zu lassen, aber Dichter sollten in rauschenden Versen sagen, daß diesem Lande, daß dem deutschen Volke beschieden war, in einem Kriege, der an das Leben ging, gebietend zu sein. Hymnen tönen im Herzen, weil die Sicherheit in unseren Wohnstätten von keinem Feinde gestört wird, fast überall die Äcker bebaut, das Handwerk betrieben werden kann und die Menschen, von Beschwerlichkeiten, Kümmernissen, Not und Trauer heimgesucht, dennoch zukunftsfroh zu dem Tage sich hinüberdenken, an dem zur Erfüllung und Erlösung reifen muß, was jetzt sprießt und wächst. Erinnert euch der Senke beim Duklapaß. . . . herrlich ist alles geworden, frei ist das Land, zurückgeworfen sind die Feinde, ausgemerzt die serbischen Truppen, zerstört die russischen Festungen . . . . Die Gedanken kreisen um die Zukunft, um den Feierabend, aber reich ist auch der Segen in der Gegenwart. . . . Rußland und Serbien besiegt und Italien gedemütigt! Hymnen klingen im Herzen. . . . Der Philosoph Fichte war zum Landsturm eingerückt, und die Ernennung zum Offizier hatte er mit den Worten abgelehnt: Hier tauge ich nur zum Gemeinen. Er machte seine Übungen gemeinsam mit Buttmann, berühmt durch seine Forschungen im griechischen Altertum, mit dem Geschichtsschreiber Rühs und dem Theologen Schleiermacher. Buttmann und Rühs konnten nicht erlernen, rechts und links zu unterscheiden, und seufzten, wenn sie die Wendung wieder einmal verfehlt und den Spott zu ertragen hatten, das sei zu schwer. Diese Zeit, die so viel Ähnlichkeit mit unserer hat, reizt die Neugierde, und vielleicht kann die Vergangenheit auf die Frage antworten: Wie ist der Verlauf von wirtschaftlichen Krisen, die von einem Kriege hervorgerufen werden? Der Vergleich führt zu auffallenden Übereinstimmungen bis in die Einzelheiten.... Erleben wir jetzt nicht das Schöpfungswunder in der Stickstoffindustrie? . . . Wie ein Rausch der Hoffnungen wird es durch unser Land ziehen . . . . Das Bekenntnis zum Optimismus hat jedoch noch eine Voraussetzung . . . . nur starke Männer, die alles von sich werfen, was tot ist in der Vergangenheit und sich den Trieben der Gegen-

wart hingeben wie die Braut dem Bräutigam . . nur sie können die Krise überwinden . . . . Die Wirkungen eines politischen und wirtschaftlichen Großbetriebes können wir nur ahnen und die Ziffern selbst durch die Einbildungskraft uns nicht vorstellen . . . . Der Krieg hat besondere Absatzstockungen und der Friede auch, und so schwingen die Einflüsse fort und der Wechsel braucht eine Leitung des Staates, die in das Volk hineinhorcht, aus ihm heraushört und in den zittrigen Augenblicken dieser Veränderung in den Bedürfnissen und in der Erzeugung auf der Höhe ihrer Pflicht ist. Das Jahr der Erfüllung kommt! . . Rußland gebeugt, Serbien zertreten, Italien beschämt! Die Menschheit ist für Jahrzehnte entlastet, das Bohren in den Nerven wird nicht mehr empfunden werden, und das muß ein Wohlgefühl verbreiten und die Einleitung zu Abschnitten sein, in denen das Staunen über die wirtschaftliche Entfaltung uns wieder gefangennimmt . . . .

Hinten:

Theodor.

Um Gotteswillen denke Deiner Kinder und das Geschäft. Auflösung in Aussicht, wenn Du nicht in einigen Tagen dort bist. Habe Mut und Vertrauen zu mir, die alles verzeiht. Kann alles noch jetzt geregelt werden, nur sofort heimfahren. Lese »Fremdenblatt«.

* * *

Und noch ein

Bekenntnis zum Optimismus

In Cetinje hundertvierundfünfzig Geschütze und zehntausend Gewehre erbeutet, Bestürzung im Vierverbande, günstiger Verlauf der russischen Neujahrsschlacht in Ostgalizien und an der Grenze von Beßarabien.

Wien, 15. Januar.

Der verstorbene Generalsekretär der Österreichisch-ungarischen Bank, Wilhelm v. Lucam, ist nahezu vergessen. Der jetzige Gouverneur, Herr v. Popovics, hat eine Vergangenheit, die zu einer Zukunft berechtigt, und wir begegnen ihm vielleicht dereinst an einer Stelle in der Monarchie, wo der Gesichtskreis noch weiter und die Verantwortungen noch ernster sind. . . . Das Bekenntnis zum Optimismus muß ähnliche Hilfsmittel zur Begründung anwenden. Wir stellen uns den Offizier und den Soldaten vor, der von Cattaro über Geröll und Felsblöcke, in den höheren Lagen über Eis und Schnee, beständig von den Geschoßen des Feindes bedroht, auf den Lovcen gestiegen ist. . . . Er muß ein Anderer geworden sein . . .

Das wäre zu hoffen und von ihm sei zu bewähren, daß er die Individuen, die sich ihr vorgesetzt haben, wie er über Gerolf auf den Löwen gestiegen ist, eben durchs schickt und so ans Vaterland von der Gefahr befreit, das Opfer einer zu kühnen Einbildungskraft zu werden. Dies Bekenntnis zum Optimismus sei das unsrige!

* * *

Der Pantherspring

Wien 20. März.

Der russische Dichter Puschkin heiratete ein junges Mädchen aus einer vornehmen Familie, Natalia Gontcharow war gefallsüchtig und der Dichter eifersüchtig. Der Sohn des niederländischen Gesandten in Petersburg, Baron George Heckeren, reizte durch seine Werbungen um die Gunst der schönen Frau den Verdacht des Mannes, wurde zum Zweikampfe herausgefordert und verwundete Puschkin so schwer, daß ein Spiel mit der Liebe, ein oberflächliches Verhältnis ohne Leidenschaft das Leben eines Dichters kostete, der von der Petersburger Gesellschaft unter dem alten Nikolaus als Schöpfer nationaler Kunstwerke verehrt worden ist. Die Nachwelt hat ihn nicht vergessen, und bei der Enthüllung seines Denkmals wurde Dostojewski eingeladen, die Gedenkrede zu halten. Er sagte, der innerste Gedanke der russischen Volksseele ist: Dulde! Der heute veröffentlichte Bericht der deutschen Obersten Heeresleitung erzählt, daß die Verluste des Feindes bei Postawy eine selbst für russischen Massenelement ganz außerordentliche Höhe erreicht haben. Die Ziffern aus der Kampfhandlung — — —

* * *

Gedankenleser

Die Menschen haben jetzt nur Sinn für die Berichte der letzten Generalstäbe. Die Spaziergänger auf den Straßen streifen sich gegenseitig mit den Blicken und wollen in den Augen die Gedanken über Verdun und die Champagne lesen.

Interessant. Gestern streifte mich ein Spaziergänger mit den Blicken und machte den Versuch, in meinen Augen die Gedanken speziell über Dornaux zu lesen. Es gelang ihm aber nicht, da ich wegschaute und mich absichtlich langsam. Dagegen habe ich mich schwer ernsten, daß er soeben eine Liebeserklärung abgeschossen hatte, auf dem Weg ins Bureau so, nachmittag zu

Demel gehen werde, wo eine sehr versierte Gedankenleserin, die sich besonders für die Champagne interessiert, auf ihn wartet, und hierauf, um mit dem angebrochenen Abend etwas anzufangen, zur Csardasfürstin, das heißt, wenn man durch Protektion noch eine Karte kriegt, denn es soll dort von Leuten wimmeln, die sich Gedanken über Verdun machen.

* * *

Zur Darnachachtung

»Das k. k. Ministerium für Landesverteidigung fand mit Erlaß vom 12. Juli 1915, Nr. 863/XIV, im Einverständnis mit dem k. u. k. Kriegsministerium zu verfügen, daß im Hinblick auf den dermaligen Kriegszustand — in gleicher Weise, wie bereits seinerzeit mit dem Erlaß des genannten k. k. Ministeriums vom 13. Jänner 1915, Dep. XIV. Nr. 1596 ex 1914, h. o. Erlaß vom 18. Jänner 1915, Zl. 1068, hinsichtlich der Begünstigung nach § 31 und 32 W.-G. (als Familienerhalter) angeordnet — auch der nach § 109 I, 1. Abs., § 118 I und § 121 I W.-V. I., im Juni 1915 zu erbringende Nachweis des Fortbestandes der die Begünstigungen nach § 30, § 32 (als Landwirt) und § 82 W.-G. (§ 32 W.-G. von 1889) begründenden Verhältnisse bis auf weiteres aufgehoben wird, wobei die bezeichneten Begünstigungen einstweilen — die Begünstigungen nach § 30 und nach § 32 mit der gemäß § 108 I, zweiter Absatz W.-V. I, dem termingemäß erbrachten Fortbestandsnachweis zukommenden Wirkung — als fortbestehend anzusehen sind.«

* * *

Unkenntnis der Zeitung schützt nicht vor Strafe

»Je einen Tag Gefängnis erhielten zwei Leute einer Gemeinde bei Osnabrück, weil sie entgegen der verfügten Beschlagnahme einige Pfund Schafwolle verkauft hatten. Sie brachten zu ihrer Verteidigung vor, die Verordnung sei ihnen unbekannt geblieben, da sie in der Gemeinde nicht in der üblichen Weise bekanntgemacht worden war: Zeitungen lesen sie nicht. Das Gericht erklärte aber: ‚Wer jetzt keine Zeitung liest, handelt fahrlässig und kann sich bei Kriegsverordnungen auf Unkenntnis, die ihn sonst straffrei machen würde, nicht berufen.‘«

Unkenntnis des Gesetzes, das nicht in der Zeitung steht, würde straffrei machen. Das Delikt besteht also nicht in der Übertretung des Gesetzes, sondern in der Unterlassung des Abonnements. Die wird nicht belohnt, sondern bestraft.

* * *

Die Amerikaner sind ungebildet und eingebildet

Durch die gesamte in jener Sprache geschriebene Presse, von welcher die, die sie sprechen, behaupten, es sei die deutsche, geht eine Notiz »Jung-Amerikas Bildung«, in der das Ergebnis einer mit amerikanischen Studenten vorgenommenen Prüfung dem Hohn der gebildeten Mitteleuropäer preisgegeben wird. An die Studenten waren Fragen gestellt worden, »die sich auf den Weltkrieg und seine Ereignisse beziehen«, und die Antworten sind so ungebildet ausgefallen, daß das vernichtende Urteil gefällt werden konnte, die jungen Leute schienen nur Sinn für Sport zu haben, und »sich um die Zeitungen und ihre Neuigkeiten nicht zu kümmern«. Der »Wissensstand dieser Vertreter angelsächsischer Kultur«, wie ihre Unbildung mit beißender Ironie bezeichnet wurde, soll sich darin manifestiert haben, daß sie nebst Irrtümern über die geographische Lage von Saloniki und Montenegro zum Teil von den Persönlichkeiten der Heerführer und Politiker keinen blauen Dunst hatten und einer sogar der Meinung war, der Name des Königs von Bulgarien sei August. Die Zeitungsleute, die dieses klägliche Resultat verzeichnen, geben mit einem unterdrückten: »Wie wollen Sie denn da ins Leben hinaustreten?«, der Überzeugung Ausdruck, daß »ein aufgeweckter Mittelschüler von 13 Jahren besser Bescheid im Weltkrieg zu wissen scheint als diese Blüte der amerikanischen Universitätsjugend«. Das ist, wenn es sich, wie anzunehmen, auf die europäischen Mittelschüler bezieht, ohne Zweifel richtig, und bekanntlich läßt sich ja sogar die Orientiertheit der Volksschulen über den Weltkrieg nicht in Abrede stellen, sondern im Gegenteil beweisen. Aber nicht nur die deutsche, auch die englische und die amerikanische Presse haben den beschämenden Vorfall erörtert, und ein New Yorker Blatt, das sich für Munitionslieferungen offenbar mehr interessiert als die amerikanischen Studenten, beklagte, daß diesen »das meiste vom menschlichen Fortschritt unbekannt« sei, ein Zugeständnis, von dem die mitteleuropäische Presse gerne Notiz genommen hat. Zu dieser Debatte erhalte ich nun von einem in München lebenden Amerikaner das folgende Nachwort:

Daß wir Amerikaner in wenigstens dem einen oder dem andern Punkt etwas vor den so gebildeten Deutschen voraushaben, fühlte ich immer nur unbestimmt; hier habe ich aber die Gewißheit. Wohl haben

wir die meisten, die feilsten, und die am schlechtesten redigierten Zeitungen, aber — wir lesen sie nicht!

Ich hoffe, daß Sie mir diese Zuschrift verzeihen werden: ich weiß ja wie ungern Sie von Ihren Lesern solche empfangen. Doch konnte ich dieses eine Mal der Versuchung nicht wiederstehen, Ihnen den Ausschnitt zuzusenden. . . .

Das ist wieder so ein Stück echt amerikanischer Großsprecherei. Denn die meisten Zeitungen mögen sie ja haben. Aber die feilsten und die am schlechtesten redigierten haben wir!

* * *

Ein Freund der Bescheidenheit

Herr Felix Salten, der sich die ersten Sporen im Balkanzug verdient hat, bringt etwas aus Konstantinopel mit:

»... Die Büffel und Pferde brachen erschöpft zusammen, aber unsere braven Kanoniere, in deren Schar alle österreichisch-ungarischen Nationalitäten vertreten sind, arbeiteten noch die ganze Nacht durch, und am 24. Dezember um die Mittagsstunde konnten wir bereits dem Feinde unsere ersten Weihnachtsgrüße entbieten .... Den Abzug des Feindes sahen wir mit an, auch den Angriff der türkischen Truppen, die unter dem Donner der Artillerie die Franzosen und Engländer bis auf den letzten Rest ins Meer warfen ....«

Das hat er im Teesalon des Pera-Palace-Hotels erfahren, wo die Offiziere »staubbedeckt, gleichsam noch von dem Dampf der Schlacht umwallt«, ihm entgegenkamen, um ihm zu berichten. Natürlich hat er auch mit Enver Pascha gesprochen. Und eine Abenddämmerung auf der Perabrücke — ein Naturschauspiel, das jetzt vor Kriegsreportern aufgeführt wird — benützte er, um einen türkischen Offizier nach Stambul zu begleiten. Das Marmarameer erglänzte, die Linien der Hügel verschwammen und er erfuhr:

»Wissen Sie«, sagte der türkische Offizier, »es ist wunderbar, wie die Österreicher und Ungarn da draußen geschossen haben. Die feindlichen Schützengräben waren stellenweise nur fünf Meter von den unseren entfernt, und da feuerten die österreichisch-ungarischen Batterien so genau hinein, daß unsere Soldaten einfach zuschauen konnten....« ich unterbrach ihn: »Davon haben unsere Herren nichts erzählt!« — »Ach was«, entgegnete er lebhaft, »die Österreicher und die Ungarn erzählen überhaupt zu wenig..., immer... sie sind zu bescheiden.«

Und immer, wenn die Landsleute zu bescheiden sind, gibt Herr Salten es in die Zeitung. Es ist jammerschade, daß das Ensemble heimatlicher Bescheidenheit durch die Referenten gestört wird, die nicht wie jene, das Licht unter den Scheffel, sondern den Namen unter den Artikel setzen, sich mit ihrer ganzen Persönlichkeit neben die Batterien stellen und einfach zuschauen können, wie geschossen wird. Hinein, statt daneben. Daneben statt hinein.

* * *

Wenn es nur das Ausland nicht erfährt!

. . . Wenn ich an solchen übertriebenen Märztagen durch den Stadtpark gehe und das erste zarte Grün, das schüchterne Knospen der Sträucher sehe, so wirkt das auf mich jedes Jahr sehr ergreifend, weil ich da merke, daß es auch für unsereinen Zeit ist, zu knospen, nämlich Krawatten und Hemden zu kaufen und zu einigen Anzügen Maß nehmen zu lassen.

Uniformen? Gott beschütze. Aber der liebe Schneck will durchhalten.

. . . Jetzt, wo alles umlernt, sich läutert, einschränkt und nach der Decke streckt, könnte ich es wirklich auch wieder einmal versuchen, in den jahrelangen sorglosen Schlendrian meines Privatlebens ein bißchen Ordnung zu bringen . , . . Man kann auch ganz gut zu Hause kalt nachtmahlen . . . . und in das Herrenmodegeschäft trete ich mit der festen Absicht ein, mir nur drei Zephirhemden machen zu lassen . . . .

Und das wird im letzten Winkel einer schäbigen Seele nicht nur gefühlt, von Kommislippen nicht nur gemurmelt, nein, in dem unsere Kultur vor der Welt vertretenden Organ 1916 als Sonntagsplauderei gedruckt. Wie schützen wir uns aber dagegen, daß es der Feind als Probe unserer Gemütsart und — um in unserem Sinne zuzugeben, daß wir unsere Munterkeit nicht eingebüßt haben — in eine der vielen jetzt verpönten Sprachen übersetzt? Times, Figaro, Nowoje Wremja, Corriere della Sera sollten wirklich das dumme Erfinden von Lügen über uns aufgeben und sich damit begnügen, ihre Informationen aus der Neuen Freien Presse zu nehmen. Und in Anbetracht dieser Möglichkeit sollte wieder die Behörde statt der Einfuhr feindlicher Blätter, die uns ja nicht schaden können, solange sie nicht die Wahrheit über uns sagen, die Ausfuhr der unsrigen verbieten.

* * *

Ein Fauxpas

. . . Vor allem aber wird der sogenannten »Mehlhamsterei« ein Ende bereitet. Dieses Mehlhamstern ist im Laufe der Zeit zur allgemeinen Völkerpsychose der Zentralmächte geworden . . . .

Wenn die Lügen der Entente-Presse alt werden, werden junge Wahrheiten der unsrigen daraus.

* * *

Die europäische Melange

Drei Nachrichten hintereinander, mit den Titeln:

Genügender Kaffeevorrat in Deutschland.

Milchmangel in Frankreich.

Stürmische Zuckernachfrage in England.

»Was? Ihr habt keine Milch? Wir haben genug Kaffee!« »Kaffee haben wir auch. Habt ihr denn Milch?« »Wir haben Kaffee in Hülle und Fülle. Ihr scheint keinen Zucker zu haben!« »Wir haben auch Kaffee. Ihr scheint auch keinen Zucker zu haben.« »Wir? Wer sagt das? Ihr habt keine Milch und keinen Zucker! Wir aber haben Kaffee!«

* * *

Aus eiserner Zeit

. . . . Der Komiteepräsident hat besonders darauf geachtet, das Büffet, welches in eigener Regie des Komitees durch den Oberbaurat Fieger des Ministeriums des Innern in liebenswürdigster Weise besorgt wurde, in einer dem Ernste der Zeit und dem finanziellen Zwecke der Veranstaltung entsprechenden Weise unter Vermeidung jedes überflüssigen Luxus nur auf das notwendigste zu beschränken.

* * *

Durchhalten!

Professor Marceli Salzer hat am Tage der Eroberung des Lovcen im österreichisch-ungarischen Hauptquartier dem Feldmarschall Erzherzog Friedrich und seinem Gefolge im intimen Kreise Kriegsdichtungen österreichischer und reichsdeutscher Dichter vorgetragen.

Der bulgarische Konsul in Wien Rudolf Stiaßny hat der Gemeinde Sofia eine Wehrmannstatue zum Zwecke der Benagelung für die Witwen und Waisen gefallener bulgarischer Krieger angeboten. . . .

Der Private Eduard Beer in Wien erhielt vom Kabinett des Königs Ludwig von Bayern für einen anläßlich des Geburtsfestes des Königs an ihn gerichteten poetischen Glückwunsch ein herzliches Dankschreiben.

Auf Anregung des Reisemarschalls Franz Meißner hat kürzlich Frau Anna Sacher vierzig österreichisch-ungarische und reichsdeutsche verwundete und rekonvaleszente Soldaten aus dem Rudolfsspital zu einer Jause ins Hotel Sacher geladen.

Frau Tiny Schweitzer, Wien-Hietzing, hat für ihr Gedicht »Huldigung für das türkische Heer« mehrfache Anerkennungsschreiben von den verbündeten Herrschern und aus höchsten Militär- und Diplomatenkreisen erhalten.

Der Herzog von Anhalt hat dem Professor Marcell Salzer für Verdienste im Kriege das Friedrichskreuz am grün-weißen Bande verliehen, das bisher nur Militärs erhielten.

* * *

Immer feste druff

Reichsdeutscher (evang.) Kaufmann, gebildet, Vertrauensstellung bei Aktien-Gesellschaft in Deutschland, 40 er, kerngesund, militärische Erscheinung, grundsolid, arbeits- und lebensfreudig, Natur- und Kunstfreund, ohne Anhang, sucht Lebensgefährtin. Witwe nicht ausgeschlossen, möglichst durch Einheirat in Geschäft oder Fabrik. Gefällige Anträge unter Chiffre »W. O. 650« an Rud. Mosse Wien, I., Seilerstätte 2. 3755

* * *

Hinten ist international

Herr sucht spanischen Unterricht gegen Französisch. Antwort unter Chiffre »S. M. Nr. 25.« an das Ankündigungs-Bureau dieses Blattes.

* * *

Der Schalk

»... Dies komplizierte Gebilde konnten die Franzosen allerdings nicht abbauen, als sie sich zur Cote Loraine zurückzogen. Dazu hatten sie es zu eilig. So fiel der ganze »Laden« mitsamt dem unversehrten Geschütz und tüchtigem Vorrat an Munition in deutsche Hände, denn auch diese Granätlein, von denen jedes an 45 Kilo wiegt, erschienen bei dem schleunigen »Partir« als unbequemes Reisegepäck. Noch am 24. Februar und bis in den frühen Morgen des 25. hatte das Maul, das immer noch drohend aus seinem Betonpanzer herauszulugen scheint, nach Conflans hinübergespien. Noch am letzten Tag wurden über fünfzig Geschosse verknattert. Das war sein Schwanengesang. Dann legte der Unhold sich schlafen, wieder wie Fafner in seiner Höhle.«

* * *

Ein Wahrwort

.... Sie (die Asche) kann daher mit dem Müll, der aus verunreinigtem Staub und anderen von Miasmen durchsetzten Körpern besteht, nicht in einem Atem genannt werden. ...

* * *

Die Sammelwut der Dichter

Von den Sammlungen, die unsere Dichter von heute ihr Eigen nennen, ist die Uhrensammlung der Marie v. Ebner-Eschenbach besonders zu nennen. ...

Ja, ist denn das ein Merkmal oder eine Gewohnheit der Dichter, eine Sammlung ihr Eigen zu nennen? Sammeln sie außer ihren Werken, die nicht sehr wertvoll sind, noch etwas anderes? Gewiß, zum Beispiel fremde Werke. Nicht immer, um sie zu verwerten, sondern nur um sie zu bewahren. Wie gleich darunter eine andere Notiz dartut, in welcher von einem Schriftsteller, der sammelt, die Rede ist:

Der schwedische Schriftsteller Graf Birger Mörner hat in seiner Bibliothek auf Schloß Mauritzberg eine interessante Handschriftensammlung . . .

Was sammle denn ich? Zeitungsausschnitte, und das ist eine Leidenschaft. Denn sobald ich nur irgendwo das Gesicht eines Trottels zu erkennen glaube, gleich muß ichs haben. Selbst dann, wenn es nicht der Zeit zum Schreiben ähnlich sieht, sondern nur ein Maß ist für die Lizenzen der Zeit, die jedem Trottel erlaubt, einen Gedanken unter die Leute zu bringen, den er sonst nur privatim lallen würde, wie zum Beispiel den Hinweis auf die notorische Tatsache, daß unsere Dichter von heute Sammlungen ihr Eigen nennen.

* * *

Einer, den die Erlebnisse herumgeworfen haben

[Ernst Decsey. »Krieg im Stein.« Erlebtes, Gesehenes, Gehörtes aus dem Kampfgebiet des Karstes. »Leykam«, Graz.] Der Krieg hatte eines schönen Tages in dem bekannten Musikkritiker und Feuilletonisten den längst vergessenen Reserveleutnant aufgeweckt. Wie sah ich aus, erzählt Decsey. Gestreifte Zivilhose, grüner Alpenrock, weißer Sturmkragen, gelbe Feldbinde, langer Säbel, und auf dem Haupte, dem haarwallenden, die rutschende Offizierskappe. Ich hatte nicht mehr Zeit gehabt, mich auszurüsten. Samstag noch auf der steirischen Alpe, 1200 Meter hoch, Montag früh unten am Spiegel des Meeres, so hatten mich die Ereignisse herumgeworfen.

Der Spiegel des Meeres dürfte erschrocken sein, als er das Bild dieses verwandelten Decsey sah.

Jedenfalls war Decsey bei seiner Kompagnie der erste eingerückte Offizier. Das Büchlein schildert die Kriegserlebnisse des Autors von den Tagen der Mobilisierung an.

Die Leute, die den Decsey von den Tagen der Mobilisierung an im Vorraum eines Kriegsbureaus in Graz gesehen haben wollen, sollen der Meinung gewesen sein, es sei sein Spiegelbild, so frappant war die Ähnlichkeit. »Sie irren sich, ich bin nicht der Decsey, alle fallen darauf herein, ich bin längst unten!«

Der Krieg im Stein ist der Krieg am Karst, der Kampf an der Isonzofront.

Sehr richtig bemerkt, aber was geht das den Decsey an? Doch.

Dieser deutsche Steirer empfindet den Verrat Italiens wie eine ihm persönlich zugefügte tiefe Beleidigung. Vergeudete Liebe läßt immer Scham zurück. Und Ernst Decsey hat zu den begeistertsten Italienschwärmern gehört. . . .

Ich weiß nicht, wie lange es her ist, daß der Decsey jodeln gelernt hat. Aber daß er sich jetzt des Verrates Italiens schämt, macht ihm alle Ehre. Er hat seine Liebe vergeudet, er hat vergebens seine Visitkarte im Hotel abgegeben, ganz wie seinerzeit in Graz, als ich dort noch Vorlesungen hielt und hinterdrein den Decsey, der für mich geschwärmt hatte, verriet. Aber in Graz kann man doch den Krieg nicht so recht erleben, nicht gut sehen, man hört höchstens hin und wieder etwas von ihm, wenn man aus dem Kriegsbureau in die Redaktion geht. Deshalb mußte sich

Decsey doch persönlich bemühen. War er also dabei oder war er nicht dabei? Er war dabei.

Die Stimme des Krieges hat Decsey so deutlich vernommen, als er einen Zug mit Liebesgaben an die Isonzofront geleitete. Dort hat er Land und Leute gründlich studiert, Offiziere und Mannschaft beobachtet, und auch er singt mit Inbrunst das hohe Lied von dem Großartigen und Menschenunfaßbaren, das dort geleistet wird. Zu den anziehendsten Kapiteln des Buches gehört sein Hymnus auf die Lasttiere, die auf dem Karst gebraucht werden. »Nur kein falscher Genierer«, wie man gut wienerisch sagt. Es sind Esel, veritable Esel, keineswegs bildliche Esel, denen dieses Lob gilt. Diese Karstesel sind Muster an Bescheidenheit und Pflichterfüllung, die buchstäblich für andere ins Feuer gehen und die Decsey sehr nett die Diurnisten unter den Vierfüßlern tauft.

Während die Journalisten unter den Vierfüßlern — nun, wie tauft man die? Esel sind sie jedenfalls nicht. Auf den Karst gehen sie nicht. Dazu sind ja die Karstesel da. Meint auch der Rekommandeur, der mit der Chiffre St—g zeichnet, als hätte der blutige Hohn hinter die tollgewordene Trivialität einen »Sterbetag« gesetzt. Aber den erleben doch nur die Karstesel!

Was täten wir auf dem Karst ohne sie? Wir könnten diesen Krieg nicht führen. Im Kriege wurden die Tugenden des Verkannten erst entdeckt. Ganz wie bei gedrückten, unscheinbaren Zivilmenschen, die sich in der Schlacht plötzlich als Helden zeigen. . . . Das ist eine Stichprobe des liebenswürdigen Humors, der nicht zu den wertlosesten Eigenschaften —

Kusch! Denn Stichproben gibt es jetzt, eines Ernstes, die Millionen erlitten haben. Und den Zehntausend, die ihr Blut behalten, erstarrt es nicht im Leibe? Karstesel, Kreaturen Gottes, wenn ihr eure Pflicht getan habt, für andere ins Feuer zu gehen — kehrt euch und trampelt diese Brut zu Tode!

* * *

Gott strafe England

». . . Das neue englische Gesetz über die Dienstpflicht nimmt Männer, die gegen den Kriegsdienst Gewissensbeschwerden haben, unter bestimmten Bedingungen aus . . . In Godalming war es ein Lehrer, Roland M. J. Knaster, der erklärte, tiefe religiöse und moralische Überzeugungen zu haben, die ihm den Kriegsdienst

und alle damit zusammenhängenden Dienste verbäten. Er sagte, zu jedem Opfer bereit zu sein, wenn das Gericht ihm die vollständige Befreiung nicht zubillige. Im Verhör gab er an, 25 Jahre alt zu sein und der englischen Hochkirche anzugehören. Ins Heer zu gehen, sagte er, würde für ihn bedeuten, daß er die Gesellschaft über seine religiösen Überzeugungen stelle und dies wolle er unter keiner Bedingung tun. »Ich liebe meine Mutter und bin ihre einzige Stütze,« sagte er. »Wenn man mich ins Gefängnis schickt oder erschießt, wird sie verhungern. Ich stelle meine religiösen Überzeugungen meiner Mutter voran und wenn jemand dazu entschlossen ist, glaube ich nicht, daß er noch mehr tun kann, um Sie zu überzeugen.« — Tribunalmitglied Fletcher (Schulleiter in Charterhouse): Gesetzt den Fall, daß jemand Gewalt gegen Sie anwendete, was täten Sie? — Knaster: Ich würde wahrscheinlich mit ihm diskutieren, aber ich hoffe, daß ich ihm nicht Schlag um Schlag zurückgeben würde. — Als man ihn fragte, was er täte, wenn ein Deutscher seine Mutter an seiner Seite tötete, erwiderte Knaster, das sei eine ungehörige Frage, die er nicht beantworten könne. Der vorsitzende Bürgermeister verkündete hierauf die Entscheidung, daß der Antragsteller vom aktiven Kampfdienst vollkommen befreit und auch von jedem anderen militärischen Dienste solange enthoben sei, als er die einzige Stütze seiner Mutter sei. — Die Verhandlung in Fulham war darum merkwürdig, weil der um Befreiung Ansuchende ein Beamter des Kriegsamtes war. Der jetzt Neunzehnjährige gab an, sich 1911 bekehrt zu haben. Sein Gewissen verbiete ihm, jemandem das Leben zu nehmen, sei es auch sein Feind. Der Vorsitzende fragte ihn, warum er dann seinen Posten im Kriegsamt nicht aufgegeben habe. Der Ansuchende erwiderte, daß seine Beschäftigung mit der Feststellung der Folgen des Krieges, aber nicht mit der gegenwärtigen Kriegführung zu tun habe. Das Ansuchen wurde abgewiesen. Alderman Evans erklärte, Enthebung vom Dienste könne solange nicht gewährt werden, als der Ansucher seine Stelle im Kriegsamt nicht aufgebe ....«

* * *

Wie es in Rom zugeht

»... Das Straßenleben ist im allgemeinen so bewegt wie sonst in Friedenszeiten; auf dem Korso drängen sich die Menschen wie immer geschäftig oder im süßen Nichtstun, die Schaufenster sind glänzend erleuchtet und die großen Kaffeehäuser .. sind überfüllt. Aber hinter diesem äußeren Bild verbergen sich doch erhebliche Veränderungen. Der Kleinhandel ist ruiniert und auch die großen Geschäfte haben schwer gelitten. ... Die Buchhandlungen sind überfüllt mit Kriegsschriften, denn es ist ja nötig, immer noch den Krieg .. zu rechtfertigen, das gute Recht .. zu beweisen, Haß und Verachtung des Feindes zu verbreiten .. Spottkarten und Zerrbilder müssen dem gleichen Zweck dienen, sie

werden einem auf Schritt und Tritt angeboten, in Massen verkauft und finden sich in allen Händen. In den Kinos werden die Heldentaten des . . Heeres und seiner Verbündeten in schwindelhafter Weise verherrlicht. . . . Der Krieg hat die Stadt äußerlich umgewandelt. . . . Auf den Dächern flattern große Standarten im Winde, Bündel von Fähnchen schmücken die Fenster und Bänder in den Nationalfarben zieren die in den Geschäften ausgelegten Waren. Schuhfabriken, Modeartikel- und Wäscheläden bieten dem erstaunten Kunden . . mit dem Roten Kreuz geschmückte Börsen, Mappen, Notizbücher usw. an. Aber in den Stadtvierteln, wo die armen Leute wohnen, sieht es anders aus. Männer und Frauen zeigen in ihren Mienen, wenn nicht Besorgnis, so doch Gleichgültigkeit. In den Unterhaltungen, die man zufällig mit anhört, klingen Müdigkeit und Angst durch vor der immer schwerer lastenden Lebensnot. Die gedrückte Haltung dieser Leute ist zu augenscheinlich, als daß man sie übersehen könnte. Der Lebensunterhalt ist teurer geworden und die Arbeitslosigkeit, die in gewöhnlichen Zeiten schon groß war, ist gestiegen, die Armen stehen täglich von neuem vor der bedrückenden Frage, wie sie ihren Hunger stillen sollen. Obgleich die Kriegshetzer, die auf die einfältige Leichtgläubigkeit rechnen, einen nahen Sieg vorspiegeln, so kommt doch in der dürftigen Atmosphäre der schmutzigen Stadtviertel die Ruhmesgewißheit nicht zum Durchbruch und gibt sich nicht mit der hochmütigen Roheit kund, welche die Kriegsfreunde, die Eroberer . . zur Schau tragen, alle die Herren und Damen, die mit ihrem Kleideraufwand, ihren Diamanten und wohlgenährten Backen über den Korso schlendern. Diese Leute, die mit einem Lächeln auf den Lippen vorübergehen, diese Damen in hellen Kleidern, die Menschenmassen, die sich unaufhörlich in den Kaffeehäusern und Weinschenken drängen . . die überfüllten Theater und die flatternden Fahnen, gehört das alles wirklich zur Hauptstadt eines Landes, das in einem schweren Kriege steht, dessen Grenzen bedroht sind, dessen Söhne in großer Anzahl dahingemäht werden? Ein Schauspiel, das ebensowohl Staunen wie Trauer erweckt.«

* * *

In Frankreich

ist nach Originalbriefen — von und nach der Front —, die das Wolffsche Bürro veröffentlicht, die Stimmung so:

». . . Wir wünschen sehnlichst das Ende des Krieges herbei; ich bin schon seiner überdrüssig und ich glaube, Kameraden zu haben, die ebenso denken wie ich . . . .«

». . . Du sagst mir, daß wir 1200 Gefangene gemacht haben, die Zeitungen hätten es gebracht; aber was sie nicht gesagt haben, ist, daß die Boches ihrerseits 1800 der Unserigen zu Gefangenen gemacht haben . . . . Ich frage mich, wie das enden wird. Jedermann leidet und hat dieses traurige Dasein satt . . . .«

»... Wir haben schwere Verluste .... Ich gäbe alles mögliche darum, um von hier wegzukommen ....«

»... Meine Liebe, wenn Du wüßtest, welches Blutbad zurzeit hier angerichtet wird! .... Wie es hier zugeht! .... Man sagt wohl, daß man mutig sein soll; ich bin es ja auch, aber manchmal verläßt uns doch der Mut, wenn wir so viele Kameraden unter dem Maschinengewehrfeuer fallen sehen .... Ich sehe jetzt, daß unsere Offiziere unseren Tod wollen. Diese Angriffe sind tatsächlich unnütz und ich sehe nun schießlich. ein, daß unsere Offiziere unsere Feinde sind ....«

»... Es ist doch traurig, daß sich das arme Volk so hinrichten und hinschlachten lassen muß, bloß um einigen Dutzend Dickköpfen Spaß zu machen. Sie sind die einzig Schuldigen; sie würden es verdienen, vernichtet zu werden, und nicht das Volk, welches nur Frieden und seine Ruhe verlangt ....«

»... Unser moralisches und materielles Leben liegt in den Händen von Verbrechern. Du kannst dir wohl denken, daß sie von den Greueltaten, die sie verbrechen, nichts erzählen. In den Zeitungen liest man doch nur Lügen ....«

»... Mir scheint, es soll dieser Krieg keine Ende nehmen .... Ich glaube, wenn der Krieg noch lange dauern sollte, weiß Gott, es würde keine Soldaten mehr geben. Was täglich fällt, das ist entsetzlich ....«

»... Immer länger und länger wird die Liste, ich glaube, der Krieg wird aus Mangel an Kämpfern aufhören ....«

»... Wieder ist Allerheiligen und ich habe noch keine Handvoll Getreide gesät .... Wie oft hatten Allerheiligen viele die Aussaat beendet. Man verreckt oder schuftet bis zum Ende dieses verfluchten, Krieges, der so unzählig viele in Kummer und Trauer stürzt und gar manche Familie ins Elend für immer ....«

»... Alles ist ausgehoben .... Wenn das noch lange dauert, frage ich mich, was aus uns werden soll ....«

»... Diese jungen achtzehnjährigen Leute unter den Fahnen zu sehen, das bedeutet den Ruin der Welt und vor allem der Heimat. Dieser Mangel an Arbeitshänden bewirkt für die Zurückbleibenden eine große Teuerung .... Viele Güter, die kein Kapital haben, lassen sie einfach brach liegen .... Ich fürchte, im nächsten Jahre wird es noch schlimmer werden ....«

»... Ich werfe nur einen Blick auf die amtlichen Kriegsdepeschen, wie gewöhnlich jeden Abend. Marie fragte mich, was es Neues gebe, und ob die Zeitung immer wieder diese berühmten Lügen bringe. Voll Zorn nahm sie mir dieselbe weg und warf sie in den Ofen, indem sie zu mir sagte, daß dies für die Blöden gut wäre. In der Tat glaubt man den Zeitungen nichts mehr, wenn man die Soldaten aus den Schützengräben hat erzählen hören. Sie sagen die volle Wahrheit und sind glaubwürdig, aber das Papier läßt sich ruhig bedrucken ....«

»... O daß dieser Krieg doch schnell zu Ende ginge! Es ist jetzt genug ....«

»... Man ersehnt nur die glücklichen Tage der Befreiung, wo man sich in guter Gesundheit wiedersehen kann, und es ist zu wünschen, daß dieser schreckliche Krieg, der uns so viele Tränen verursacht, so schnell als möglich zu Ende gehe ....«

»... Wenn doch nur das Ende dieses Krieges käme! Denn ihr müßt doch jetzt sehr müde sein und ihr habt schon so viele Leiden ausgestanden seit so langer Zeit. Es wird gewiß noch viel mehr Kranke geben als Tote. Wir ersehnen lebhaft das Ende dieses Alpdruckes ....«

* * *

Bei uns ist es so!

(Alpenglühen im Semmeringgebiet.) Der letzte Sonntag zählte zu den schönsten, welchen die Wiener Touristen seit langem im Semmeringgebiet erlebt haben. ... Ein prachtvoller blauer Himmel wölbte sich über den Bergen, die in fleckenlosem Weiß dalagen, übergossen von den Strahlen der warmen Frühjahrssonne, die das Quecksilber in der Mittagsstunde auf dem Sonnwendstein bis 15 Grad Wärme hinauftrieb.... Auf allen Höhen und Hängen tummelten sich Ausflügler und die Sportsleute fanden wieder einmal voll ihre Rechnung. In die gehobene Stimmung kam dann eine weitere Steigerung, als das Telephon aus Wien die Freudennachricht vom Falle Durazzos und von den weiteren glänzenden Erfolgen der Deutschen vor Verdun brachte. Diese Mitteilungen weckten natürlich großen Jubel und waren der allgemeine Gesprächsstoff. Den Brennpunkt des bunten Treibens bildete wie immer die Terrasse des Südbahnhotels, auf der sich jung und alt, groß und klein versammelte, um das prachtvolle Gebirgsbild zu genießen, das die Aussicht auf Rax, Schneeberg und Sonnwendstein darbot. Es ist dies ein Fernblick, der wahrhaftig mit den schönsten Schweizer Aussichten erfolgreich zu konkurrieren vermag. Bei Sonnenuntergang gab es dann eine neue Überraschung für das Publikum. Der Abend schloß nämlich mit einer grandiosen Höhenbeleuchtung, wie sie gleich prächtig nur die Natur zu inszenieren vermag — mit einem Alpenglühn, wie es klare Sommerabende im Hochgebirge hervorzubringen pflegen. Alle Berge waren von den Strahlen der scheidenden Sonne in herrliches Purpurrot getaucht und die Berge wetteiferten an Farbenpracht und Schönheit. Lange blieb die Gesellschaft auf der Terrasse des Südbahnhotels versammelt, um das unvergeßlich schöne Naturschauspiel zu genießen. Der Stimmung der Anwesenden entsprach es, als eine Touristin mit tiefer Empfindung die Worte Heines rezitierte:

»Schaust du diese Bergesgipfel,
Aus der Fern', so strahlen sie
Wie geschmückt mit Gold und Purpur
Fürstlich stolz im Sonnenglanze.«

Die Sprecherin erntete reichen Beifall. Die Getreuen des Semmerings blieben noch lange in stiller Betrachtung beisammen, und unwillkürlich drängte sich ihnen der Gedanke auf, daß die Natur diese herrliche Illumination der Bergspitzen zu Ehren der Erstürmung der Hauptstadt Albaniens inszenierte, um den Siegern ihre Reverenz zu machen. Unter den Besuchern des Semmeringgebietes vom letzten Sonntag bemerkte man unter andern nachstehende unbedingte Verehrer desselben: (folgen dreizehn und zwei Gemahlinnen) — — — — — — — — — — — — — sowie Hofrat Deutsch, den erfolgreichsten und unermüdlichsten Bergsteiger und eminenten Distanzgeher im Semmeringgebiet, von dem ein gleichfalls der Gesellschaft angehörender Humorist behauptet, er nütze die Zeit am Semmering so gewissenhaft aus, daß er auch Verspätungen der Südbahnzüge ins Kalkül ziehe, und falls diese Verspätungen es halbwegs gestatten, sogar zu Wiederholungen von Ausflügen auf den Sonnwendstein im Schritt, Trab oder, wenn die Zeit drängt, im Galopp benützt. Für die Genauigkeit seiner Berechnungen und seiner touristischen Meisterschaft sprichtes, daß er den sogenannten »Tarockzug« noch nie versäumt hat.

So ist es bei uns! Du gerechter Gott im Himmel, weißt du das? Bietet es sich auch dir, das Panorama, uns bietet es sich, wie es diese in allem Erdenleid unveränderte Gegend noch nie geboten hat. Auf der Semmeringterrasse, du hast Blitze und schleuderst sie nicht, auf der Semmeringterrasse — wo es sich, weil für die Siriusbewohner ein Spuckverbot erlassen wurde, auch noch im Jahre 1916 wohl sein läßt — dort haben wir es erlebt. Die Durchhalter sind vollzählig, schwarz und rosenrot, Schakale und Hyänen, vom Hunger genährt, einverständigen Blicks, daß ihnen das Blut der Welt gut angeschlagen hat, jeder ist sich selbst der nächste und herausragen die Spitzen. Man bemerkt die Spitzen und die Spitzen bemerken die Gipfel. Die Natur ächzt, ihnen zu dienen, und tut es doch, denn es ward zu den Bäumen gesagt, daß sie sich zusammennähmen, auf daß sie den Semmeringbesuchern eine Freude wären, wenn sie kommen, zu genießen. Berge wetteifern, ihnen zu imponieren, der Himmel produziert sich, die Sonne taucht unter wie noch nie, damit ein erstklassiges Alpenglühen das Antlitz des Verwaltungsrats überglänze. Laßt es uns von dort holen und zusehen, ob nicht

besser sei, im finstern Grab zu liegen, als den letzten Sonnenstrahl aus solchem Prisma zu empfangen. Irgendwo ruhen Sieger auf Stroh und die Natur macht ihre Reverenz den Nehmern. In stiller Betrachtung scheint sie vor ihnen versunken. Ihr Tagewerk verklärt sie, der Magen verrichtet das Abendgebet. Vergiftete Gase gehen von ihnen aus, die Unschuldigen zu töten, und sie selbst haben noch die Geistesgegenwart, zum Telephon zu stürzen, um es zu erfahren. Jetzt wissen sie, der Gedanke drängt sich ihnen auf, unwillkürlich: der Kosmos hat sie gern, er hat diesmal wegen Durazzo illuminiert, also indirekt für sie. So kommen sie doppelt auf ihre Rechnung, mit dem Schnee und mit dem Export, und es ist der feierliche Moment eingetreten, wo die Pflicht jeden Mann an seinen Posten ruft und die große Heerschau über die unbedingten Semmering-Verehrer beginnt, über die Getreuen, jung und alt, groß und klein. Wo ist Deutsch? — Bittich schrei nicht, Stukart hört — Habts ihr gehört von Durazzo, Kleinigkeit — Das Panorama war fabelhaft — Begierig bin ich, ob er heut zurecht kommt — Nutzt nix, Heine ist und bleibt der größte deutsche Dichter und wenn sie zerspringen — Ich hab den Sektionschef gegrüßt, er hat auch gegrüßt — Sie wern sehn, er wird in den Annalen fortleben — Am Sonnwendstein will er herauf hat er gesagt — Nicht wern sie Verdun bekommen! — Sind Sie eigentlich ein starker Esser? Ich bin nämlich ein starker Esser — Das Panorama war fabelhaft — Ich sag dir, im Schritt, er hat Zeit — Die Verluste müssen gesalzen sein — Der muß auch hübsch verdienen — Wie sie das deklamiert hat, war ich effektiv begeistert — Wetten, er kommt heut im Trab — Der Dokter hat gesagt, unten steht es glänzend — Ich hätt noch drei Waggons — Wie er sich getauft hat, hat sie sich geschieden — Heut versäumt er aber ja, sag ich euch — Wenn ihr euch kugeln wollts, müßts ihr in die Josefstadt — Was heißt Truppentransporte? Der Tarockzug geht immer! — Das Panorama war fabelhaft — Dorten kommt er gelaufen, was hab ich gesagt, Deutsch im Galopp!

's gibt nur an Durchhalter!

Zu den grauslichsten Begleiterscheinungen des Durchhaltens, als wär's kein Leiden, sondern eine Passion, gehört dessen tägliche Feststellung, Belobigung und behagliche Beschreibung. Wie der Wiener schon in Friedenszeiten davon durchdrungen war, daß er ein Wiener ist, sich das täglich zum Frühstück und zur Jause nicht nur selbst ins Ohr sagte, sondern es auch zweimal in der Zeitung zu lesen bekam, und in einer Art, daß wenn ihm erzählt werden sollte, viele Leute seien auf dem Stefansplatz herumgestanden, ihm statt dessen gesagt wurde, es seien viele Wiener gewesen — so wird in der Zeit der schweren Not keinem das Durchhalten so leicht gemacht wie dem Wiener, denn keiner trifft es so leicht wie der Wiener, weil er eben vor allem ein Wiener ist und wiewohl der Wiener nicht nur Bedürfnisse hat wie ein anderer, sondern auch speziell als Wiener einen speziellen Gusto auf Spezialitäten, diese Triebe doch spielend zu unterdrücken vermag, indem er eben ein Wiener ist und deshalb also natürlich auch zu seinem Kaffee, den er nicht bekommt, Hab' die Ehre sagt und wenn er schon nicht seine Kaisersemmel dazu hat, so doch seinen Humor hat, mit dem er sich jederzeit nicht nur über die Teuerung, sondern auch über den Mangel leger hinwegsetzen kann und mit dem er erforderlichenfalls sogar ein Zigarettl, das er nicht kriegt, sich anzuzünden vermag, so fesch wie es außer ihm auf der weiten Erde eben nur er kann, der Wiener.

Wie die Beziehung des Wieners zur Natur sich in einer fortwährenden Berufung auf die »Anlagen« ausspricht, so ist die Beziehung des Wieners zum Leben eine unerschöpfliche Auseinandersetzung mit den Viktualien, und es muß einen tiefen Grund haben, daß jene häufige Redensart, durch die der Wiener dem Ernst einer Situation gerecht werden will, den keine Illusion übriglassenden Wortlaut hat: »Da gibts keine Würschteln!« Anstatt sich nun mit dieser Tatsache im gegebenen Zeitpunkt abzufinden, läßt sich der Wiener jetzt unaufhörlich versichern, wie vortrefflich er die Würschteln zu entbehren verstehe und daß es direkt ein Hochgenuß sei, auf

sie zu verzichten — eine Wiener Spezialität, ein Gustostückl, vom Schicksal eigens für den Wiener reserviert. Nicht nur davon überzeugt, daß ihn die Schöpfung als ihren eigentlichen Zweck beabsichtigt habe und daß der Stephansturm annähernd Sitz und Mittelpunkt der Verwaltung des Kosmos sei, ist es ihm gelungen, den Glauben, daß es nur eine Kaiserstadt, nur ein Wien gebe — einen ähnlichen Hinweis hat bekanntlich unlängst der englische Zensor nach Deutschland mit einem »Gottseidank« durchgehen lassen —, daß es nur eine Fürschtin gebe, die Metternich Paulin, in einer Art sangbar zu machen, daß es für ihn auf der Welt nur a Kaiserstadt, nur a Wien und nur a Fürschtin zu geben scheint, und durch den gerechten Zufall eines schlechtgebauten Couplets hat er sich des Unvermögens schuldig bekannt, nichts sonst zu sehen, wo immer er hinkommen mag, als eben diese ihm vertrauten Erscheinungen. Wien in jeder Stadt suchend, war er ungehalten, wenn er es nicht wiedererkannte, fuhr nach Paris, um »auf ein Rindfleisch« zu Spieß ins Restaurant Viennois zu gehen, verglich es undankbar mit dem von Meißl & Schadn, und kehrte an Selbstbewußtsein bereichert zurück. Wie der Deutsche, ohne auf besondere Wünsche des Berliners dabei Rücksicht zu nehmen, sich in jeder Lebenslage einen Deutschen nennt und auch vor Leuten, die nie daran gezweifelt, ja es auf den ersten Blick selbst bemerkt haben, so muß der Wiener nicht erst vor einem Spiegel stehen, um sich als Wiener zu erkennen. Man mag aber zugeben, daß der Deutsche in der Verwendung der Methode, sich aus sich selbst zu definieren, sparsam ist im Vergleich mit dem verschwenderischen Wiener, der seit einigen Jahrzehnten nicht müde wird, sein Gemüt sowohl wie sein Gemüse, seinen Schick sowohl wie seinen Schan als spezifisch wienerisch zu bezeichnen, und sehr wohl imstande wäre, bei der Ausfertigung eines Reisepasses, der ihn heute zwar nicht in Konflikt mit der Welt bringen kann, darauf zu dringen, daß sein Geburtsort zugleich als besonderes Kennzeichen notiert werde. Denn es gibt wohl kaum einen Wiener, der nicht felsenfest darauf bauen würde, daß er ein apartes Blut mitbekommen habe. Das wäre freilich noch keine Überhebung, sondern nur eine ethnologische Behauptung, die sich am Ende sogar beweisen ließe. Das Bedenkliche aber ist, daß er von sich überzeugt

ist, daß überhaupt nur er ein Blut bekommen habe und kein anderer, denn er wäre wohl peinlich überrascht, wenn er eines Tages hörte, in den russischen Zeitungen sei jetzt etwas von einem feschen Petersburger Blut zu lesen. Und mit ihm wäre die ganze Welt erstaunt, denn es ist Tatsache, daß so etwas noch nie vorgekommen ist. Es kommt eben nur in Wien vor, wo Leute, die daselbst schon 50 Jahre und mehr ansässig sind und längst nicht mehr ihre Zuständigkeit beweisen müssen, in der Zeitung plötzlich als »Wiener« agnosziert werden, während man doch noch nie gelesen hat, daß zur Begrüßung des Königs von Schweden sich ein Spalier von zahllosen Stockholmern gebildet habe. Höchstens die Schweizer noch haben diese Ehrlichkeit, ohne Umschweife sich selbst als »Schweizerbürger« anzusprechen, wobei aber mehr die Anständigkeit, sich an einen einmal geleisteten Eid öfter zu erinnern, mitspielt, als die Selbstgefälligkeit einer unverantwortlichen Gegenwart. Auch sind die Schweizer die unvergleichlich besseren Hoteliers, die nicht so ungeschickt wären, Ausländer durch eine lästige Hervorhebung der eigenen Vorzüge vor den Kopf zu stoßen, während die Wiener den Fremdenverkehr, zu dem sie einen unglücklichen Hang haben, um jeden Preis heben wollen, ohne zugleich ihre Einrichtungen zu heben, deren Attraktion sie gerade darin erblicken, daß sie um ihrer selbst willen geschätzt werden müssen, weil sie eben spezifisch wienerisch sind.

Dieses Monopol des Wieners auf Einzigartigkeit in allen Lebenslagen, und nun sogar im Verzicht auf die Lebensgüter zu verteidigen und tagtäglich zu stützen, dazu hat vorzüglich die israelitische Presse einen Tonfall, dessen Überredungskraft es nicht nur gelungen ist, einen Menschenschlag, der einst an der noblen und weltsinnigen Lebensführung des Vormärz wie kein anderer teilnahm, kulturell einzukreisen, sondern ihm auch unter täglicher Entschädigung durch eine ekelhafte Liebedienerei einzureden, das Gegenteil sei der Fall und der Wiener habe vor dem allgemeinen Fortschritt, nämlich dem, der mit der Eisenbahn die Menschen weiterbringt, noch seine besondere »Note« voraus, weil er eben trotz der Fähigkeit, sich der Eisenbahn zu bedienen, doch mit Leib und Seele ein Wiener geblieben sei. Wie er jetzt nur auf die Seele angewiesen ist, um diese Eigenschaft zu betätigen, wie er ohne Fett selbstlos geworden ist,

das hören wir jetzt von Tag zu Tag bestätigt und gepriesen, und der Wiener fühlt sich, gebildet wie er ist, besonders geschmeichelt, wenn ihm sein Entbehrungsschmock nun versichert, daß er über alles Erwarten, nein mehr: wie man nicht anders von ihm erwarten konnte, und akkurat wie es bei ihm vorauszusehen war, die Opfer, die man von ihm eigentlich nicht verlangen dürfte, deshalb bringt, weil sie von ihm »geheischt« werden.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man erst ausdrücklich betonen, daß die Schadenfreude unserer Gegner sich der bestimmten Erwartung hingab, der Aushungerungs- und Erschöpfungskrieg werde den als leichtlebig und genußsüchtig verschrienen Wiener als das erste Opfer zur Strecke liefern. Diese Hoffnung ist, wie wir alle wissen, gründlich vereitelt worden. Wien hat sich mit heiterer Unbefangenheit in alle Entbehrungen zu schicken gewußt, die der Krieg mit sich brachte. Nach einigen leicht begreiflichen Unsicherheiten schwenkte die ganze Bevölkerung mit einer Sicherheit und Promptheit, die auch unseren preußischen Bundesbrüdern Ehre gemacht hätte, in das System der Reglements und Verordnungen ein, die den Verbrauch der notwendigen Nahrungsmittel regelten. Die Brotkarte ist ebenso eine Selbstverständlichkeit geworden, wie die fleischlosen Tage. Ohne jede Sentimentalität gedenken wir des Wiener Gebäcks.

Freilich könnte die gute Laune noch gehoben werden, wenn man Eulen, die vielleicht ganz schmackhaft sind, statt immer nur nach Athen, wo man an einem embarras de richesse zugrunde geht, zur Abwechslung einmal nach Wien tragen wollte, und die Frage, ob die preußischen Bundesbrüder, auf die beim Einschwenken geschaut wurde, es nicht doch noch besser getroffen haben, da sie's ja gleichzeitig üben mußten, bleibe unentschieden. Aber es läßt sich nicht leugnen, die Zeiten, wo einem das Herz aufging, wenn es einem Guglhupf geschah, sind vorbei, und auch in Bezug auf das Rindfleisch ist der Wiener aus einem Epikuräer ein Stoiker geworden. Und ich bin Zyniker genug, es zu beweisen:

Wir haben die liebevoll gehätschelten Idiosynkrasien des Wiener Geschmacks abgelegt, uns zum Schöpsernen und sogar zum Seefisch bekehrt. Fallen sehen wir Zweig auf Zweig! Nach dem mit verschwenderischer Auswahl auf den Tisch gestellten Gebäckkörbchen verschwanden die Kaisersemmel, das Salzstangel und das mürbe Gebäck.. Wir haben die Maisperiode mit klassischem Stoizismus übertaucht

und fühlen uns magenkräftig genug, eine neue Maiszeit mit der Hoffnung auf Wandel zu überstehen.

Man beachte die nur scheinbar scherzhafte, im Innern — oder muß man jetzt »Innerei« sagen — ganz ernsthafte Verwendung der religiös-philosophischen Sphäre. Der Mangel an Schweinernem ist Zuwag an Seelischem. Es gibt noch andere kriegführende Völker, aber keinem trägt das brave Durchhalten eine so gute Sittennote ein wie dem Wiener, dessen Reife nicht nur in der Entsagung, sondern auch in der heitern Würde, mit der sie sich vollzieht und die beinahe an die Seelengröße des in den Tod gehenden Sokrates hinanreicht, von allen Historikern bemerkt wird. »Ohne Deklamation, ohne Ruhmredigkeiten« haben die Wiener, nach der Versicherung des Herrn Salten, auf den Jausenkaffee verzichtet. Bitte — könnte ein Wiener einem Londoner einmal vorhalten — haben Sie damals kein Weißgebäck gehabt? No alstern, nacher reden S' nix! Heute aber beißt er die Zähne zusammen und schweigt. Denn so dulden kann nur er:

Nicht einmal das Wort Patriotismus wird um dieser Dinge willen bemüht. Man nimmt sie einfach hin, richtet sich danach ein und spricht nicht darüber.

Nur täglich bißl in den Zeitungen. Eine »Haltung, die in ihrer gleichmäßigen Ruhe wie in ihrer Würde bewundernswert und, nebenbei, ergreifend ist«, rühmt jener Salten den Wienern nach.

Natürlich redet man vom Krieg, wo zwei Menschen beisammen sind, allein Gespräche über Mehl, Butter, Milch und ähnliche Dringlichkeiten gibt es fast gar nicht. Wollte jemand in Gesellschaft oder sonstwo feierlich erklären: wir müssen durchhalten! . . . er würde dem gleichen kühlen Schweigen begegnen, wie ein effekthaschender Schauspieler. Denn das Durchhalten ist selbstverständlich, es wird einfach geschafft. Aber man liebt es nicht, daß darüber mit Pathos geredet wird. . . .

Vielleicht unter jenen, die Hunger haben. Aber nicht unter den Armeelieferanten und Kriegsreportern, also in der Gesellschaft.

Eine Wiener Eigenschaft hat sich übrigens auch während des Krieges nicht verändert. Sie stellen ihr Licht noch immer geflissentlich hinter den Scheffel und nennen das: Diskretion.

Sie nennen es Diskretion und machen draus ein Feuilleton. Der Wiener tut seine Pflicht, aber er sagt nicht, daß er seine

Pflicht tut, sondern er sagt, daß er nicht sagt, daß er seine Pflicht tut — wer sagt, daß er nicht seine Pflicht tut? »Mit humorvollem Lächeln« verstehe man hier, so heißt es, Lasten zu tragen, man mache aber »kein Reklamegeschrei«. Nun, wenn einer in alle Welt hinausruft, daß er ein großer Schweiger sei, so hat die Welt allen Grund, es zu bezweifeln. Und vielleicht auch, ob er wirklich tue, wovon er so lärmend zu schweigen versteht. Aber die Welt täte dem Wiener Unrecht. Er duldet nicht nur, er duldet nicht nur still, sondern so dulden und so still dulden, mit einem Wort so schön dulden, das kann nur er. Schauen wir uns um in unserm Weltblatt weit und breit, ob's einer dem Wiener nachmacht! Wenn in Petersburg die Musik abgeschafft und die Speisekarte geändert wird, so ist es, ganz abgesehen von solchen Symptomen des Zerfalls, ein »Tändeln mit dem Krieg« und beileibe »kein Zeichen innerer Teilnahme, zu der die Genußmenschen in Petersburg gar nicht fähig sind«. Wie anders der Wiener. In dem Bewußtsein, daß er ein Wiener ist und daß ihm mit Rücksicht auf diesen Umstand nichts Ärgeres geschehen kann, benimmt er sich auch danach, hält er die paar selbstlosen Tage in der Woche und schweigt. Gibts keine Würschteln, so hat er doch noch seine Extrawurst. Es ist schwer genug ein Licht zu haben, wenn Not an Kerzen ist, und es noch unter den Scheffel zu stellen, in dem kein Getreide ist. Aber man tut's, man lebt weiter, man schafft's, und schafft man's nicht, so wird's einem geschafft. So ist der Wiener. Und weil es seine Haupteigenschaft ist, ein Wiener zu sein, so kann er sie nun bewähren wie nie zuvor, so daß er auch jetzt noch etwas vor der Welt voraushat, nämlich: ein Durch und Durchhalter zu sein.

Shakespeare und die Berliner

»Max Reinhardt brachte im Deutschen Theater den ‚Macbeth' zur Aufführung. . . . Die Regie hatte mit ihren Künsten nicht gespart. . . . Beispielsweise war auf der Bühne eine Dreiteilung geschaffen, bei der dem Mittelstreifen eine Art symbolischer Bedeutung zugewiesen war. Das Hauptthema, über welches die Regie ihre Variationen spielte, war das Blut. Farben und Beleuchtung waren auf Blut gestimmt, und als das Ehepaar Macbeth den Mordplan ausheckte, umringelten den Hals der beiden blutrote Streifen, die von einem Beleuchtungsapparat projiziert wurden. Ein blutbefleckter Vorhang ging herunter, als der Mord ausgeführt war. . . .«

Die Frage, wann der Herr Reinhardt, nicht aus irgendeinem Bühnenverein, sondern aus jedem besseren Wohnzimmer ausscheiden werde, ist im Weltkrieg leider nicht aktuell. Bis zum Weltkrieg war sie es auch nicht, denn sonst wäre er nicht entstanden. Der Zusammenhang ist klar. Wie es mit den geistigen Aussichten einer Nation bestellt sei, deren Ludimagister von einem verirrten Bankprokuristen dargestellt wird und deren Hochadel auf den Privatbällen des zum Diktator aufgedunsenen Theaterhändlers die Komparserie stellt, das konnte bloß dem politischen Blick verborgen bleiben. Daß die deutsche Botschafterin aus London in solchem Milieu sich sowohl dramatisch wie gesellschaftlich bewegt, ist ein Symbol, das sich einer Dichterin erschließen könnte, wenn sie ein Dichter wäre. Aber in dieser mechanischen Wunderwelt, die in ihrer ganzen Auflage ein Generalanzeiger des Weltuntergangs ist, grast die Fürstin neben dem Literaten, und wo kein Gras mehr wächst, gibt es doch jene echte Sommernachtstraumwiese,

täglich frisch aus der Natur gerupft, durch die Herr Reinhardt sich längst schon um Shakespeare verdient gemacht hat. Es besteht eine Beziehung zwischen den lebendigen Versatzstücken des neudeutschen Theaters und den Surrogaten des neudeutschen Lebens, das um einen Fleischersatz so wenig je verlegen wird wie um eine Stellvertretung des Geistes, und dessen Wissenschaft im Bedarfsfall auch für Homunculus-Reserven sorgen wird. Diese Lebensrichtung hat einen philosophischen Anhalt. Es ist der Bocksbart des Herrn Shaw, des unermüdlichen Schalksnarren, dessen Weisheit dem Geist paradox gegenübersteht und dessen Dienste kein Shakespeare'scher König auch nur eine Stunde lang in Anspruch genommen hätte. Mit dem von Fall zu Fall herübergerufenen Troste, daß seine Landsleute die wahre Handelsnation seien, gehört er ganz in den Wurstkessel einer Kultur, in deren heilloser, von Reinhardt'schen Hexen zubereiteter Mischung demnächst der Gedanke entstehen mag, mit Bomben erfolgreich belegte Brötchen zu erzeugen. Dieser gut ins Englische übersetzte Trebitsch hat neulich den Einfall gehabt, die Würdigkeit, Shakespeares 300. Todestag zu feiern, den Berlinern zuzusprechen. Sie haben sich das nicht zweimal sagen lassen und, m. w., auf den Hals Macbeths blutrote Streifen projiziert. Die Engländer, neidig wie sie sind, glaubten in diesem Warenzeichen jenes bekannte made in Germany zu erkennen, das so lange die englische Provenienz vorgetäuscht hat, ehe es sich zum ehrlichen deutschen Ursprung bekennen mußte. Aber jetzt hat sich auch auf der deutschen Szene, wo man in besseren Zeiten bekanntlich oft mit Wasser gekocht hat, die Erkenntnis durchgesetzt, daß Blut dicker sei. Dekorativ soll se wirken. Das ist nicht so wie bei armen Leuten. Ehedem sind bloß Helden aufgetreten, denen das Wort des Dichters aus dem Hals kam, ohne daß dieser selbst Spuren der dramatischen Absicht verraten hätte. Traten sie von der Szene, so fiel ein

Vorhang, auf dem nichts zu sehen war als eine Landschaft mit einer Göttin, die eine Lyra in der Hand hielt, und dennoch war der Zwischenakt voll des Grauens über Macbeths Tat. Herr Reinhardt hat zwar nicht die Kühnheit, die Shakespeare'schen Akteure wie die Offenbachs geradezu durch das Parkett auftreten zu lassen, um jeden einzelnen Kommerzienrat von dem bevorstehenden Mord zu avisieren, aber er läßt immerhin — der intelligentere Teil von Berlin M W wird's schon merken — einen blutbefleckten Vorhang niedergehen, auf daß der erschütterte Goldberger seiner Mitgenießerin die Worte zuflüstere: »Kolossal, paß mal auf, Trude, jetzt wirste sehn, wie Machbet den Schlaf mordet!« Die Berliner allein sind würdig, Shakespeare zu feiern; wenn sie ihn aufführen, ist er zum dreihundertsten Mal gestorben. »Mir wars, als hört' ich rufen: Schlaft nicht mehr. Reinhardt mordet den Shakespeare, den heil'gen Shakespeare, den stärksten Nährer bei des Lebens Fest — Es rief im ganzen Hause: Schlaft nicht mehr. . .« Solche Avisos und Lichtsignale dem feindlichen Verständnis zu geben, solcher Einfall, den Teufel, den das Völkchen nicht spürt, wenn er sie schon am Kragen hat, an die Wand zu malen, ist gewiß praktisch gegenüber einer Zeitgenossenschaft, deren Phantasie von einem rechtschaffenen Theatervorhang nichts weiter als eine gediegene Fußwohl-Annonce erwartet. Wie war doch stets und in jedem Belang die Bühne ein Wertmesser der Lebenskräfte! Die unheimliche Identität der Aufmachung eines Reinhardt mit der Regie des jetzt wirklich vergossenen Blutes ist keineswegs zu übersehen. Schöpfen nicht beide aus Quantität und Technik, aus Komparserie und Mache den Gedanken? Und nicht ganz ohne Bedeutung dürfte es sein, daß der Schauspieler, solange er noch Vagabund, Jongleur und Persönlichkeit war, von der guten Gesellschaft gemieden wurde, aber der geschminkte Kommis von heute ihr von seinem Triumphsitz

Gnaden austeilt. Nein, dies alles ist nur ein Druckfehler der Weltgeschichte, dort wo sie vom Sieg des indogermanischen Geistes handelt. Nein, es wäre zu schön, wenn wir mit Anstand eines Morgens aus diesem Angsttraum erwachten und sich herausstellte, daß das Ganze nur die Illusion eines Theaterabends war, und in Wahrheit werde vor einem endlich ernüchterten, endlich begeisterten Publikum auf der deutschen Bühne ein echtes Blutbad veranstaltet, und das viele Blut in der Welt war nur von einem Beleuchtungsapparat projiziert.

Zum ewigen Gedächtnis

Zwei Ergebnisse

»Abends auf Feldwache 1 in dem Schützengraben. Ich werde bestimmt als Horchposten im Drahtverhau vor dem Schützengraben. Da sitze ich von 8 bis 12 Uhr nachts in meinem Erdloch und spähe gegen den Feind. Die Nacht ist mondscheinklar und mild. Es ist ruhig. Man hört graben und schaufeln auf Seite der Franzosen, hastiges Fahren von Automobilen und Wagen, auch einzelne Stimmen. Ich mache mir klar, was ich zu tun habe, wenn feindliches Artilleriefeuer einsetzt, wenn ich feindliche Stimmen höre, wenn feindliche Patrouillen bis an den Drahtverhau herankommen. In allen Fällen komme ich zu dem Ergebnis, daß mein Leben gefährdet ist. Ich bemühe mich, mir vorzustellen, daß der Tod nichts Furchtbares ist. Mein Wachtdienst verläuft indes ohne besondere Zwischenfälle. Um 12 Uhr nachts muß ich noch zum Schaufeln in den Schützengraben in die Nähe des Unteroffizierspostens.

Das chemische Untersuchungsamt der Stadt Düren (Rheinland), dem auch die Kreise Düren, Erkelenz, Jülich und Schleiden angeschlossen sind, veröffentlicht seinen Jahresbericht. Die Ergebnisse der Untersuchung beweisen die vielfache Übervorteilung des Publikums, ja direkte Fälschungen der Nahrungs- und Genußmittel. Besonders war dies der Fall bei Waren, die ausdrücklich »für unsere Feldgrauen« angepriesen waren. Ein Liter Milch, der aus Tabletten kondensierter Milch hergestellt war, stellte sich in einem Falle auf 7·50 Mark. Ein Pfund Butter, das in Tuben feldpostmäßig verpackt war, berechnete sich bei Packungen vier verschiedener Firmen auf 5·88 bis 10·41 Mark.

unterstandes und der Maschinengewehrabteilung eines stark vorgeschobenen Postens. Da plötzlich, während ich im Graben stehe und schaufle, ein unheimliches Schwirren, Pfeifen, Knallen, gleichzeitig der Einschlag in der Nähe. Ich werfe mich mit meiner Schaufel zu Boden und stürze mit dem Knie auf das Eisen. So urplötzlich und unwillkürlich ist der Drang, sich zu ducken und zu decken. Es folgt ein furchtbares Bombardement auf unseren Flügel. Dreimal zwölf Schüsse in schneller Folge. . . . Kaum bin ich ausgetreten und habe mich über den Rand des Schützengrabens hinausgestellt, als mir in furchtbarer Nähe eine Granate entgegenschlägt. Ich sehe das blitzende Explodieren des Einschlags und die aufsteigende Rauchwolke im Mondenschein, nehme Reißaus und fliehe in den Unterstand zurück. Nun geht ein ungeheures Granaten- und Schrapnellfeuer unmittelbar über unsere Feldwache hinweg. Es wurden zweiundsiebzig Schüsse gezählt. Die Balken dröhnen in den Fugen, die Fensterscheiben klirren, das Licht flackert wild. Ich war davon so lebhaft erregt, daß ich die ganze Nacht mich nicht schlafen gelegt, sondern gelesen und gesonnen habe . . . .

Schweineschmalz war mit Baumwollsaatöl verfälscht. Ein Pfund Himbeermarmelade in Tuben stellte sich auf 5·33 Mark. Naturhonig war vielfach nur Kunsthonig. Grogwürfel Marke »Südrol« enthielten 0·5 Gramm Alkohol, ein Liter Rum würde sich danach auf 95·75 Mark stellen. Bei »Rumgranaten«, die für 1 Mark die Schachtel verkauft wurden und nur einen Kaffeelöffel Rum enthielten, kostet der Liter Rum 80 Mark. Kaffee war stark mit Sojabohnen verfälscht. Im Idealkaffee »Marke Pif« konnte Kaffee nicht nachgewiesen werden. Marke »Schützengraben« kostete 8 Mark, Tuti-Gusti-Kaffee, meistens gemahlene Zichorien, 10·42 Mark das Pfund, Marke »Unseren Kriegern stets das Beste« 11·90 Mark, Drugies Kaffeetabletten 10 Mark. Ein Pfund Tee stellt sich bei Atrol-Tabletten auf 26·04 Mark, bei Drugies Teetabletten auf 21·74 Mark, bei »Unseren Kriegern stets das Beste« auf 25·75 Mark.

Weltwende

Das Schauspiel »Freier Dienst« von Leo Feld, das derzeit am Deutschen Volkstheater gegeben wird, ist soeben als Buch erschienen. Es ist Conrad v. Hötzendorf mit folgenden Worten zugeeignet: »Dieses Schauspiel ist aus den großen Eindrücken des letzten Jahres erwachsen. Aus der dankerfüllten und staunenden Ergriffenheit, mit der wir alle dem unbesiegbaren Opfermut unseres Heeres gefolgt sind. Aus einem Gefühl der Demut und des Stolzes, wie wir es nie gekannt haben. Aus dem Bewußtsein, daß eine neue Ordnung unserer inneren Mächte der letzte und versöhnende Gewinn dieser furchtbaren Tage sein muß. Das ist unsere Zuversicht. Wie unablässige Übung körperliche Kräfte erhält und steigert, so muß die Unnachgiebigkeit dieses harten Jahres alle sittlichen Kräfte der Pflichterfüllung und Hingabe gehegt und vertieft haben. Es hat den Menschen aus einsiedlerischer Beschaulichkeit oder Armut erlöst und ihn das größte Glück fühlen lassen, das uns gegönnt sein mag: opferbereiten Dienst für ein höheres als es das eigene Leben ist. Unser Heer ist uns die Verkörperung dieses Geistes, Eure Exzellenz sind uns das Symbol, das edle Beispiel dieses glorreichen Heeres. Indem ich mein bescheidenes Werk, das nichts will, als das allgemeine Gefühl dieser Tage in Worte fassen, Eurer Exzellenz verehrungsvoll zueigne, weiß ich, daß ich auch hierin nur einem Gefühl Ausdruck gebe, das heute jeden Österreicher erfüllt. In Eurer Exzellenz lieben wir das schlichte und lächelnde Heldentum unserer Offiziere.«

In dieser Zeit der Weltwende, in der die »Csardasfürstin« auf Monate ausverkauft ist und alle Anzeichen dafür sprechen, daß mit dem Fenriswolf noch ein kolossaler Rebbach zu machen sein wird, geschieht jeden Augenblick leibhaftig, was bis dahin aus dem Bereich des Unvorstellbaren nicht einmal in die Region fiebriger Halbschlafgesichte gerückt war. Zeichne allen Wurmfraß der Welt in das

Dunkel deines Schlafzimmers, und er wird zur Hippokrene. Dann aber geh zu den Journalen, zu den Plakaten, zu den Passanten, sieh mit Augen und höre mit Ohren — so magst vor solcher Erfüllung des Unerfüllbaren, vor dem Hexentanz der Kontraste, vor dem Kopfstehen der Werte, vor solcher Heiligkeit des Unrechts und dieser unfaßbaren Ergebung unter die Tyrannei des Nichts du glauben, jetzt müsse doch gleich, nein jetzt, aber jetzt ganz sicher werde ein Zeichen am Himmel stehen, das den Ablauf der Zeit verkündet, nicht zu mißdeutende Absage des Universums an einen kompromittierten Planeten, der die Blutprobe so schlecht bestanden hat! Welche Hoffnung hält uns? »Gott, wer kann sagen: schlimmer kann's nicht werden? 's ist schlimmer nun, als je. Und kann noch schlimmer gehn; 's ist nicht das Schlimmste, solang' man sagen kann: dies ist das Schlimmste.« Wer noch eine ferne Erinnerung an Menschenwürde gefühlt, wer Luftbomben und Stinkgase nicht für den eigentlichen Sinn der Schöpfung gehalten, wer daran gedacht hatte, daß es Erdhöhlen, Wassergrab und Trommelfeuer gibt und daß von rechtswegen jetzt jede Stunde mit dem letzten Schlag von tausend unschuldigen Herzen durch die Welt dröhnen müßte, der hatte hoffen können, solange dieser Zustand andaure, wenigstens dem Leo Feld nicht zu begegnen. Diese letzte Assoziation des sonst unentrinnbaren Feldlebens hatte man sich ersparen wollen. Nicht war man darauf gefaßt, daß dieser Feld, dessen einzige Beziehung zur vaterländischen Idee und zum Kriegsgedanken das Opfer seines Namens war und die Verstümmelung zu einem nom de guerre, sich aus einem Hirschfeld gar zu einem Schlachtfeld entpuppen könnte. Man hätte geglaubt, daß eine so unerbittliche Gegenwart, wenn sie schon die Kraft habe, Armeelieferanten aus der Erde zu stampfen, doch wenigstens auch die Energie aufbringen werde, Literaten nicht aufkommen zu lassen und so zu schrecken, daß sie sich aus einem durchsichtigen Pseudonym in das finsterste Inkognito zurück-

ziehen. Man hat das Gegenteil erlebt und die große Zeit war zu klein, die Kriegsgreuel des Wortes zu fassen. Aber auf den Leo Feld war man nicht vorbereitet! Von Blut Tantièmen kriegen — daß solches geschehe, hat eine erbarmungslose Untermenschheit geduldet. Daß sich unter den Auspizien des Sternenhimmels eine Operette des Namens: »Gold gab ich für Eisen« abspielen konnte, diese Tatsache wird den Nachlebenden mehr über den Weltkrieg, den wir gleichzeitig führten, zu denken geben als alle Geschichtsbücher aller Friedjungs, die da kommen werden. Daß an dem Tag, an dem vierzigtausend Söhne von Müttern an elektrisiertem Draht gestorben sind, eben dies im Zwischenakt von der Gerda Walde Smokinghemdbrüsten vorgelesen und eben dafür der Viktor Leon hervorgejubelt wurde, wird, wenn in Äonen noch ein Menschenherz geboren würde, ihm mehr über uns sagen als die Taten selbst, die unser Erfindergeist ermöglicht hatte. Mit dem Abscheu der Ahnung eines vorweltlichen Breis, aus dem einstens Menschenleiber, Maschinen und Druckwerke nach Bedarf gebildet wurden, als ob sie noch den Schleim und Aussatz an ihren Fingern fühlte, wird die künftige Menschheit an die Betonperiode zurückdenken, in der die gepanzerte Hinfälligkeit Gott zum Narren gehalten hat. Da hoffe ich denn zuversichtlich, daß das Drama des Leo Feld, wenn es einmal den Weltkrieg überlebt hat, auch noch den Anschluß an jene ferne Gelegenheit finden wird, die sich doch irgend ergeben mag, um unsere sittliche und geistige Verlassenschaft zu sichten. Ich persönlich kenne die Dichtung nicht, denn ach die Zeiten sind vorbei, wo ich das Leben vom frischen Quell einer Volkstheaterpremière bezogen und noch nicht mit müdem Blick in der papierenen Nacht gesucht habe. Ich spreche von dieser Angelegenheit wie der Blinde von einer Farbe, die ihn geblendet hat. Aber indem ich weiß, daß es jetzt auch so viele Menschen gibt, die im Auftrag eines für Exportinteressen tätigen Fatums das Augenlicht hingeben mußten und darum nie mehr in der

Lage sein werden, zu sehen, was im Deutschen Volkstheater aufgeführt wird, so bescheide ich mich, und wenn ich dann überdies höre, daß es ein Stück ist, dessen Autor von einem Sturmangriff Prozente bekommt, während ein darin auftretender polnischer Jude gratis und aus purem Edelmut Spionage gegen Rußland treibt, so habe ich doch einen gewissen Eindruck und sage mir, daß Blut dicker ist als Schmalz, daß Rußland wissen dürfte, warum es die Juden nicht in die Zivilisation läßt, und daß diese nur selbstlos sind, solange sie Spionage und nicht bereits Literatur treiben. Der »Freie Dienst« von Feld brauchte aber nichts zur Repräsentation vor der Nachwelt als sein Geleitwort, diese feierliche Ansprache, die ein vom Felddienst Freier an den Generalstabschef zu halten so frei war. Solche im Staat bloß als »Handlung gegen die Kriegsmacht« qualifizierbare Demonstration geht nämlich über die Grenzen des blutigen Faschings, den die noch immer nicht gelangweilte Menschheit nun schon durch zwei Spielzeiten tanzt. Es war nicht vorauszusehen, daß ein Armeebefehl des Herrn Leo Feld kundgemacht würde, worin er sich selbst unter jene einreiht, die zwar nicht dem Heere, jedoch dessen unbesiegbarem Opfermut »gefolgt« sind. Aber nun ist er erschienen und in der Theaterrubrik angeschlagen worden. Und in der Tat — das heißt in jener Tat, die die andern tun müssen —: solange das Heer unbesiegbar ist, kann ein Theaterschmierer noch auf den »letzten und versöhnenden Gewinn dieser furchtbaren Tage« hoffen. Die Zuversicht eines solchen Bürgers ist mit Recht unerschütterlich, denn er kann den »opferbereiten Dienst für ein höheres als das eigene Leben« nicht nur empfehlen, sondern auch aufführen lassen. Und sein »bescheidenes Werk will nichts als das allgemeine Gefühl dieser Tage in Worte fassen«. Da aber das allgemeine Gefühl dieser Tage der Wunsch ist, abgewandt allem nun einmal systemisierten Grauen und Leiden und durch eben dieses einen letzten und versöhnenden Schab zu

machen, wobei das Friedensrisiko ohnehin ein großes ist und die Aktualität der bezüglichen Waren und Stoffe jeden Tag eine Passivpost sein kann, so bleibt das Volkstheaterrepertoire so ziemlich in Übereinstimmung mit dem Weltgeschehen. Und wie die Sprache noch als Lüge die Wahrheit sagt und der Satz noch als Aussatz die Verwahrlosung der Seele beschreibt, so erschüttert uns wie ein letzter Ausdruck unserer Erdennot das Bekenntnis, das ein Gemeiner der Zeit vor dem Generalstabschef ablegt: dieser Krieg habe »den Menschen aus einsiedlerischer Beschaulichkeit oder Armut erlöst«, je nachdem. Fürwahr, Worthändler waren Trappisten, ehe er begann, und Börseaner waren Bettler! Aller Orte und Meere, zu Land und Luft stirbt es sich wohl für den Aufschwung jener, die ihr Leben nicht nur gerettet, sondern auch bezahlt haben wollen, Söldner fremden Blutes, die sich in Nachrufen, für welche sie noch honoriert werden, neidlos durch die Anerkennung der »Helden« revanchieren. Denn zuhause ist das Talent und draußen »das schlichte und lächelnde Heldentum«: so sind die Gaben und Berufe verteilt! Wie nun die, welche im Granatenfeuer gekrochen sind, es tatsächlich hinnehmen, daß ihnen einer, der ein dreckiges Saisonstück daraus macht, das schlichte und lächelnde Heldentum ausdrücklich attestiert, das weiß ich nicht. Wohl aber wünsche ich: Das Heldentum, dem es zu Gesicht oder Geruch kommt, sollte nicht mehr lächeln. Nicht in eine Lache ausbrechen. Nicht schelten, nicht fluchen. Sondern es sollte, um nicht wahnsinnig zu werden vor Schmerz über diese Hinterbliebenen, heimgekehrt alle Waffen zusammenraffen, die ihm das Ingenium der Zeit beigebracht hat, und den heiligen Krieg erst beginnen! Mit dankerfüllter und staunender Ergriffenheit dieser Bewegung, dieser Erhebung, dieser Vergeltung folgend, will ich ihrem Generalstabschef mein Werk widmen. Oder er selbst sein!

KARL KRAUS

WORTE IN VERSEN

LEIPZIG

VERLAG DER SCHRIFTEN VON KARL KRAUS

1916

Druck der Offizin W. Drugulin

leiner Konzerthaussaal

(III. Lothringerstraße 20)

IONTAG DEN 17. APRIL 1916

PRÄZISE HALB 8 UHR

VORLESUNG

KARL KRAUS

ARTEN zu K 10.—, 8.—, 6.—, 4.—, 2.—, 1.— an der Konzerthauskassa, III. Lothringerstraße 20, bei Kehlendorfer, I. Krugerstraße 3 und in der Buchhandlung Friedländer, Kärntnerstraße 44

HALT der vorigen fünffachen Nummer 413—417, 10. Dezem-r 1915: Eeextraausgabeee —! / Dialog der Geschlechter / okumente / Schweigen, Wort und Tat / Glossen / Die Leid-genden / Die Judenfrage. Von F. M. Dostojewski / Eine Prosti-erte ist ermordet worden / Glossen / Die Kunst im Dienste s Kaufmanns / Elegie auf den Tod eines Lautes / Notizen / uge Schopenhauer / Abschied und Wiederkehr / Wiese im Park

NR. 423 — 425 MAI 1916 XVIII. JAH

DIE FACKEL

HERAUSGEBER

KARL KRAUS

INHALT:

Die letzten Tage der Menschheit / Ein Prophet / Verkündigung
nschriften / Notizen / Briefe Adalbert Stifters / An einen alte
Lehrer / Gruß an Bahr und Hofmannsthal / Feldpostbrief
Feldpostskriptum / Worte Luthers / Gebet an die Sonne von Gibeo

Mit einer Beilage

NACHDRUCK VERBOTEN

Preis dieses Heftes:

90 Heller = 75 Pf.

VERLAG: DIE FACKEL, WIEN

Erhöret mich!

Auf dem Schlachtfelde bei Saarburg, an der Straße zwischen Saarburg und Bruderdorf, steht ein Kruzifix. Während des Kampfes wurde es von einer Granate getroffen, das Holzkreuz wurde zerschmettert, die Christusfigur aber blieb unversehrt.

DIE FACKEL

Nr. 423—425 5. MAI 1916 XVIII. JAHR

Die letzten Tage der Menschheit

Tragödie

(Schlußszene eines Aktes)

Zimmer im Hause des Hofrats Schwarz-Gelber. Spät am Abend. Hofrat und Hofrätin Schwarz-Gelber treten ein.

Er (schwer atmend): Gott seis getrommelt und gepfiffen, da sind wir — puh —

Sie: Tut sich was, Märtyrer was du bist.

Er: Das letzte Mal — das letzte Mal — darauf kannst du dich verlassen!

Sie: Ich mit dir auch! Darauf kannst du Gift nehmen! (Sie beginnt sich zu entkleiden. Er läßt sich in einen Stuhl fallen, stützt die Stirn in die Hand, springt wieder auf und geht im Zimmer umher.)

Er: Warum — sag mir nur bittich warum — warum, nur das eine sag mir hat Gott mich mit dir gestraft — grad ich? — ausgerechnet — muß dieses Leben führen — warum — hätt nicht können ein anderer?! — Gerackert hab ich mich — bis in die sinkende Nacht — für dich — du bringst mich um mit deiner Kriegsfürsorg — Hilfskomitees und Zweigstellen und was weiß ich, Konzerte und Nähstuben und Teestuben und Sitzungen, wo man herumsteht, und jeden Tag Spitäler — Gott, is das ein Leben — (auf sie losgehend) was — was willst du noch von mir — hast du noch nicht genug — ich — ich — bin nicht gesund — ich bin nicht — gesund —

Sie (schreiend): Was schreist du mit mir? Ich zwing dich? Du zwingst mich! Ob ich einen Tag Ruh

gehabt hätt vor dir! — Ich — hab ich dir nicht helfen müssen treppauf treppab — bis sie gesagt haben, damit sie endlich Ruh haben vor dir und du bist Vizepräsident geworn! Glaubst du, man steht um dich? M i r verdankst du — wenn ich nicht fort wär hinter ihm hergewesen, Exner — Gott, was hab ich treten müssen — Ich wer dir sagen was du bist! Ein Idealist bist du, wenn du dir einredst, auf andere Art wärst du geworn was du bist! Auf was herauf? Auf dein Ponem herauf, was? Auf deinen Tam herauf, was? Daß dus weißt, m i r hast du zu verdanken, deine ganze Karrier, mir, mir, mir — Liharzik ist tot — heut könntest du dort stehn, wo er war, überall könntest du sein — ein Potsch bist du! — die gebratenen Tauben werden dir ins Maul fliegen, ausgerechnet — ich stoß und du kommst nicht vom Fleck — möchten möchtest du viel und zu nix hast du die Gewure!

Er: Gotteswillen bittich — schweig — in meiner Stellung — riskier ich genug —

S i e: Ich pfeif auf deine Stellung, wenn wir nicht weiterkommen. Stellung! Auch wer! Weil ich gelaufen bin, hast du e Stellung! Bin ich für mich gerannt? Für mich hab ich Wege gemacht? Darauf antwort mir!

Er: Nu na nicht.

S i e: Hör auf! Ich kann dich nicht sehn! Du weißt am besten, wie du lügst. Gott, g e t r i e b e n hast du, wenn ich nicht heut da war und morgen dort — gestuppt hast du mich — wenn Grünfeld gespielt hat, hab ich reden müssen — a u s g e s t a n d e n hab ich — ich hab schon nicht mehr gewußt, is Sitzung bei der Berchtold oder is Tee bei der Bienerth, der Blumentag hab ich geglaubt is für die Patenschaft statt für die Flüchtlinge, da hats geheißen Korngoldpremier, fortwährend Begräbnisse, Preisreiten, Wehrmann und Wehrschild, wie sie den Kriegsbecher angeregt haben, gleich warst du aufgeregt, ich kenn dich doch, aber s o hab ich dich n o c h nicht gesehn, schon hast du dabei sein müssen, warum,

ohne dich wär's nicht gegangen, ich hab dir gesagt laß mich aus, konträr, gejagt hast du mich, in die Tees und Komitees hast du mich förmlich gestoßen, gequält hast du mich wegen Lorbeer für unsere Helden, da bin ich gerannt, dort bin ich gerannt, nix wie Hilfsaktionen, zu Gunsten da, zu Gunsten dort, zu wessen Gunsten, frag ich, wenn nicht zu deinen? zu meinen nicht! An den heutigen Tag wer' ich zurückdenken — Gott — von einem Spital ins andere muß man sich schleppen — und was hat man davon? Was hat man? Undank!

Er: Um Gotteswillen, hör auf! Wenn dich einer reden höret, möcht er sich schöne Begriffe machen von deiner Nächstenliebe, die Gall geht einem heraus —

Sie: Vor dir! Kann ich dafür, daß sie dich heut übersehn haben? Ich kann schwören, ich hab mit dem Delegierten gesprochen, ich hab ihm gesagt, wenn sie kommen, soll er trachten, daß wir ganz vorn stehn, weil wir das letzte Mal Pech gehabt haben, ich hab ihm im letzten Moment noch einen Stoß gegeben, er weiß, daß ich Einfluß hab auf Hirsch, er hat ihn schon lang nicht genannt — auf mich willst du deine Wut auslassen? Kann ich dafür, daß sich im letzten Moment Eisner vorgestellt hat mit seinem Koloß, wo er alles verdeckt? Pech hast du, weil er größer is, und ich muß büßen! Mir — mir — machst du Vorwürfe —ich — ich — weißt du was du bist — ich — eine Bardach (kreischend) bin viel zu gut für einen Menschen wie du (sie wirft das Mieder nach ihm) — du — du Nebbich!

Er (stürzt auf sie los und hält sie): Duuu! — mich reg nicht auf — mich reg nicht auf, sag ich dir — ich steh für nichts — ich vergreif mich an dir — was — was — willst du von mir — Ausraum, der du bist — von dir sprichst du nicht? — Dein Ehrgeiz bringt mich ins Grab! — hättst du Kinder, wärest du abgelenkt — schau mich — an — grau bin ich geworn durch dich (schluchzend) — ich — war — bei — Hochsinger —

das Herz is — nicht mehr — wie es sein soll — du bist schuld — jetzt sag ich dir die Wahrheit — weil du nicht erreicht hast — eine Flora Dub zu sein! — für Hüte hätt ich müssen ein Vermögen — woher — nehm ich — was will man von mir —

Sie (in Paroxysmus): Mit — Flora — Dub! — Du wagst es! — mich in einem Atem — Flora — mit der Dub! — mich — eine geborene Bardach! Weißt du, was du bist — ein Streber bist du! Aus der Hefe empor! Gelb bist du vor Ehrgeiz! Schwarz wirst du, wenn du einmal nicht genannt wirst! Wenn du an Eisner denkst, wälzst du dich im Schlaf! Bin ich schuld, daß er ein Aristokrat is? Geh hin zu Fürstenberg und laß dich adaptieren!

Er (weicher werdend): Ida — was hab ich dir getan — schau — laß ein vernünftiges Wörtl — schau — Gotteswillen — was — was bin ich — Hofrat — ich — lachhaft — ein Jud bin ich! — (Er fällt schluchzend in den Stuhl) — Ausstehn! — Ist das — ein Leben — is das ein Leben — immer hinter — ganz — hinter — allen andern — auf Hirsch angewiesen sein — beim letzten — letzten — Preis — treiben — reiten — man hat uns — überhaupt nicht — bemerkt — (gefaßter) ich hab dich noch gestoßen — die Wydenbruck hat es bemerkt — sie hat Bemerkungen gemacht — und heut — der Skandal! — die Leute reden — ich bin fertig — Spitzy hat gelacht —

Sie: Laß mich aus mit Spitzy! Der hat zu reden! Spitzy is erst durch den Weltkrieg heraufgekommen. Nie hat man früher den Namen gelesen. Jetzt? Übel wird einem täglich auf jeder Seite von Spitzy!

Er: von Spitzy!? Er is doch noch nicht — das fehlte noch!

Sie: Ich sag übel wird einem von Spitzy.

Er: Er drängt sich unter die Spitzen.

Sie: Auf ihm hat man gewartet! Mir scheint stark, er bildet sich ein, er is Spitzer.

Er: Er spitzt auf die goldene.

Sie: Ich hab so mit dem Delegierten gesprochen. Er hat gesagt, da kann man nichts machen, das is wieder einmal echt wienerisch, hat er gesagt, bittsie der Spitzy, er hat die Presse und außerdem leistet er für die Prothesen.

Er: Auf den Delegierten soll ich sagen!

Sie: Ich gift mich genug über ihm.

Er: Den Unterschied zwischen der Gartenbau heut und wie der Krieg angefangen hat, möcht ich Klavier spielen. Wenn ich zurückdenk, damals bei der Schlacht von Lemberg, du weißt doch, wie die Presse das Jubiläum gefeiert hat, Weißkirchner hat ihr gratuliert, neulich erst sag ich zu Sieghart —

Sie: Du, zu Sieghart?

Er: Du — weißt — nicht mehr, wie ich mit Sieghart gesprochen hab? Das hat die Welt nicht gesehn! Wie er gekommen is, wir sollen beitreten zum Subkomitee in die Hilfssektion — du weißt doch, er hat doch die Idee gehabt zu einer Sammlung »Kaviar fürs Volk«, es is eigentlich eine Anregung von Kulka — sag ich also zu Sieghart, Exzellenz, sag ich, der Delegierte gefällt mir etwas nicht und der Primarius gefällt mir nicht und die ganze Schmonzeswirtschaft gefällt mir nicht. Er schweigt, aber ich hab gesehn, er denkt sich. Sag ich zu ihm, Exzellenz, die Zeit ist viel zu ernst. Ich kann dir nur soviel sagen, er hat nicht nein gesagt. Wieso das kommt, frag ich. Er zuckt mit die Achseln und sagt, Krieg is Krieg. No hab ich doch gewußt, woran ich war. Jetzt brauch ich nur —

Sie: Wenn du damals, bei der konstituierenden Versammlung für die Walhalla nicht wie ein Nebbich dagestanden wärst, wäre die Sache schon erledigt.

Er: Erlaub du mir, grad bei solchen Gelegenheiten vermeid ich aufzufallen. Alle haben sie sich

den Hals ausgereckt, wie er von der Korrespondenz Wilhelm gekommen is —

Sie: Und ich hab dir Zeichen gemacht, du sollst auch!

Er: Nein, sag ich. Auf geradem Weg gehts nicht, so hör zu meinen Plan. Mit Eisner wirst du sehn, er is imstand und geht eines schönen Tages hinauf und wird sichs richten. Aber ich hab mir fest vorgenommen — ich wart jetzt nur — das nächste Mal — no ich könnt ihm gut schaden — er hat, aber sag's nicht, er hat eine abfällige Bemerkung über Hirsch fallen lassen!

Sie: Bitt dich, fang dir nichts an! Misch dich in nichts. Ich könnt auch, ich halt mich genug zurück, die Dub hat etwas über die Schalek gesagt — daß sie sich patzig macht in der Schlacht und so — zur Odelga könnt ich eine Anspielung machen, Sonntag, schätz ich, kommt sie zum Invalidentee — Sigmund — hör mich an — weißt du was — sei nicht nervös — du bist überanstrengt — ich sag dir, wir setzen es durch! Komm zu dir — ich wett mit dir, Freitag is eine Gelegenheit, wie sie noch nicht da war — die Jause, du weißt doch, für unsere Gefangenen in Ostsibirien. Oder hör zu, wart, noch vernünftiger, Samstag, für die deutschen Krieger! Du wirst sehn, paß auf, du kriegst! Wenn nicht die erste, so die zweite. Ich garantier dir. Bis zum Kabarett vom Flottenverein warten wir nicht! Jetzt zeig was du imstand bist. Nimm dir ein Beispiel an Riedl von Dobenau, an ihm, mein ich, nicht an ihr — siehst du, er is nur ein Goj, aber tüchtig! Jetzt entscheidet sich alles. Daß du mir nicht wieder wie ein Stummerl dastehst, hörst du? Sie warten bloß, daß du den Mund aufmachst. Ich kann mir nicht helfen, aber ich hab das Gefühl, wir sind sowieso vorgemerkt —

Er: Glaubst du wirklich — das wär ja — lang genug hätt man sich geplagt — aber woher glaubst du?

Sie: Was heißt ich glaub, ich weiß! Du bist der Meinung, es is schon alles verpatzt. Ich sag dir, nix

is verpatzt. Du warst von jeher ein Pessimist mit dem Krieg. Ich kann dir nicht alles sagen, aber die Frankl-Singer von der »Sonn und Mon« is wie du weißt intim mit der Lubomirska, frag mich nicht. Du hättest das Gesicht von der Dub sehn sollen, wie sie gesehn hat, ich sprech mit ihr. Was soll ich dir sagen, sie hat sich gejachtet. Sogar Siegfried Löwy hat mit dem Kopf geschüttelt, da hab ich alles gewußt. Es wird vielleicht eines der größten Erfolge sein, wenn mir das gelingt. Nur bei der Ausspeisung dürfen sie nichts erfahren, sonst zerspringen die Patronessen, behauptet Polacco. Selbst heut hab ich das Gefühl gehabt, es kann nicht mehr lange dauern. Weißt du, nämlich wie der Lärm war, und sie alle hinüber sind, zu dem sterbenden Soldaten, du weißt doch, der getrieben hat, weil er geglaubt hat, unten steht seine Mutter, sie haben sie nicht herauflassen wollen, es is verboten wegen der Disziplin, Hirsch hat noch gesagt, er wird in den Annalen fortleben, er gibt ihn hinein — da hab ich das Gefühl gehabt — nämlich, wie sie so gestanden sind — da hab ich mir eigens achtgegeben, ich hab hingeschaut und da hab ich deutlich bemerkt, wie die Palastdame hergeschaut hat, alle sag ich dir haben sie auf uns gezeigt — ich hab dich noch aufmerksam machen wollen — aber da hab ich Eisner beobachten müssen, ob er nicht vorgeht, der Lange — und dann haben sie noch besprochen — grad wie Hirsch die Stimmung notiert hat, haben sie besprochen wegen dem Konzert für die Witwen und Waisen — da hab ich wieder das Gefühl gehabt — ich kann mir nicht helfen — aber wenn du nur jetzt nicht wieder bescheiden bist — nur jetzt nicht — meinetwegen immer, aber um Gotteswillen nicht jetzt!

Er (eine Weile nachdenklich, dann entschlossen): Was haben wir morgen?

Sie (sucht Einladungen hervor, nach einer Pause): Wien für Ortelsburg — liegt mir stark auf, wir gehn, aber wir müßten auch nicht. Verwundetenjause bei Thury, nicht

der Rede wert, aber kann nicht schaden. Konstituierende Sitzung des Exekutivkomitees für den Blumenteufel-Rekonvaleszenten-Würsteltag — du, da muß ich als Patroneß. Aber da, wart, Kriegsfürsorgeamt, musikalischer Tee, der Fritz Werner singt, ich sprech sicher mit ihm, er hat auch immer größeren Einfluß —

Er: Sagst du!

Sie: Wenn ich dir sag!

Er: Einfluß, lächerlich —

Sie: So! Also kürzlich hat er ihm das Bild schicken müssen. Er is ein großer Verehrer. Er hat schon fünzigmal »Husarenblut« gesehn.

Er: Zufällig kennt er ihn nur flüchtig.

Sie: Wenn du also besser informiert bist! Gut, nehmen wir schon an, Werner hat nicht Einfluß, was is aber mit Spitzer? Wenn ich auf keinen halt, auf Spitzer halt ich! Man brauch nur sehn, was sich da tut jedesmal, was sie angeben, wenn er kommt. Spitzer is heut maßgebend, alles spricht nur von Spitzers Karrier. Ich sag dir, man muß das Eisen schmieden, solang man Gold dafür kriegt. Nur jetzt keine Versäumnisse! Du, hör mich an — was nützt das alles — jetzt nimm dich zusamm, sei ein Mann! Mach dich beliebt! Was denkst du so nach? Du hasts ja bisher getroffen, warum nicht weiter. Also! Jetzt heißt es durchhalten.

Er (die Stirn in der Hand): Das heut is zu schnell vorübergegangen. Man hat gar nicht können zu sich kommen. Ich war heut nicht auf der Höhe. Ja, ich hab gleich gespürt, etwas is nicht in Ordnung. Von allem Anfang hab ich bemerkt, sie bemerken uns nicht, und zum Schluß, wie sie uns ja bemerkt haben, war ich zerstreut. Ich sag dir, es is das Herz. Hochsinger is unbedingt für Schonen, schonen sagt er und wiederum schonen. Aber wie soll man — Gott — du sag mir bittich, wie war das eigentlich, wie sie alle mit Spitzer geredet haben, wie er —

Sie: Mit Spitzer? Das war doch nicht heut! Das war doch Sonntag!

Er: Gotteswillen, ein Kreuz is das, Sonntag — alles geht einem durcheinander im Kopf — also gut — ärger is wenn ich Gottbehüt vergessen hätt mit Sieghart zu sprechen. Wie, also was, also sag mir mit Spitzer, das intressiert mich —

Sie: Sonntag? No ja, da war es doch schon auf ein Haar so weit, daß der Delegierte, ich hab schon geglaubt — hast du gezweifelt? No hörst du, das is doch so klar, wie nur etwas!? Wenn nicht die Schwester dazwischengekommen wär, das Skelett, du weißt doch, die den Schigan hat, den ganzen Tag zu pflegen, überhaupt eine bekannt exzentrische Person, grad wie ich zum Bett hingehen will, Pech, kommt sie daher, einen Schritt war ich —

Er: Moment! Das — wart — wo sind sie da gestanden? Das war doch, wo die Rede war, daß man wieder sammeln gehn soll, etwas einen Gardenientag weiß ich!, haben sie beschlossen für Wiener Mode im Hause oder —

Sie: Freilich, Trebitsch hat noch erzählt, daß er tausend Kronen anonym gegeben hat —

Er: Bekannter Wichtigmacher, gibt sich jetzt aus für intim mit Reitzes — siehst du, jetzt hab ich, also wart — ob ich weiß! unterbrich mich nicht, da war, ich wer dir sagen, da war auch die Rede von Aufnahmen im Spital, für den Sascha-Film, wächst mir auch schon zum Hals heraus, siehst du, daß ich weiß? Aber nur — wo sind sie gestanden? Die Situation? Wir sind nicht durchgekommen, so viel weiß ich —

Sie: Du kannst dich nicht erinnern? Ich seh's vor mir! Bei dem Bett von dem Soldaten —

Er: Bei dem Bett — mit der Mutter der?

Sie: Geh weg! Das war doch heut!

Er: Wart. Der Blinde!

Sie: Das war doch Dienstag in der Poliklinik! Der Blinde! Ich seh es vor mir! Damals, du weißt doch, Hirsch hat sich notiert —

Er: Entschuldige, aber das war bei der Staatsbahn beim Labedienst! Wo sich noch die Löbl-Speiser vorgedrängt hat, die Geschiedene —

Sie: Konträr, damals is es sehr günstig gestanden, wenn du mir nur gefolgt hättst, ich hab dir noch geraten, mach dich an an Stiaßny.

Er: An Stiaßny? Das war doch beim Wehrmann! Siehst du, jetzt verwechselst d u!

Sie (lauter): Ich verwechsel! Du verwechselst! Beim Wehrmann! Wer redt heut vom Wehrmann?

Er: Also wart — beim Bett — übrigens was gibst du Rebussen auf, sag mir den Soldaten und fertig.

Sie: Grad nicht! Siehst du, wenn ich nicht wär mit meinem Gedächtnis —

Er (lauter): Laß mich aus mit deinem Gedächtnis! Was nutzt mir dein Gedächtnis! Es is alles für die Katz!

Sie: Du marterst mich — ich lauf mir die Füße wund — soll ich dir noch helfen erinnern!

Er: Schrei nicht — ich laß alles stehn und liegen — ich geh morgen nicht — du kannst allein gehn ausspeisen — ich hab es satt — der ganze Krieg kann mir gestohlen wern — das hat uns noch gefehlt — als ob früher nicht genug Lauferei war — geh mir aus den Augen! — jetzt reißt mir die Geduld! — von mir aus soll —

Sie (schreiend): Du schreist mit mir, weil du kein Gedächtnis hast! Du weißt nicht mehr, wem du grüßt! Du grüßt Leute, wo es nicht nötig is, und wo es ja nötig is, grüßt du nicht! Jedesmal am Graben muß ich dich stoßen! Ich hab für dich gearbeitet — du — weißt du, was du ohne mich bist? Ohne mich bist du ein Tineff für die Gesellschaft!

Er (sich die Ohren zuhaltend, mit einem Blick zum Plafond): Ordinär —! (nach einer Pause, in der er herumgeht) Möchtest du jetzt die Güte haben — bist du jetzt vielleicht beruhigt — also sag mir —

Sie: Grad sag ichs nicht — Sonntag — wie sie alle um das Bett gestanden sind — ich bin vorgegangen — alle sind sie —

Er: Moment! Laß mich ausreden — im ganzen Belegraum —

Sie (schreiend): Du quälst mich aufs Blut — jetzt tust du als ob du nicht bis drei zählen könntest — ich lauf mir die Füße wund —

Er: Das weiß ich zu schätzen. Leicht is es nicht.

Sie: Also gib Ruh und bohr nicht in mich — daß du's endlich weißt und frag mich nicht mehr — ich hab Recht und nicht du — ich hab dir gesagt, Sonntag hat man uns bemerkt, wie sie beim Bett gestanden sind —

Er: Noo-o! Also beim Bett — mir scheint, du redst dir da was ein —

Sie: So wahr ich da leb! Beim Bett von dem Soldaten, wo der Primarius alles gezeigt hat —

Er: Ah jetzt — weiß ich! Was sagst du nicht gleich? Der mit den abgefrorenen Füßen!?

Sie: Ja — und mit der Tapferkeitsmedaille!

Ein Prophet

5. September 1848.

— — — Mein Leben und mein Geist sind im leeren Raume, und die Tiefe des Schmerzes ein unergründlicher Abgrund, da ich vergebens das darin versunkene theure Vaterland noch zu erblicken suche. Ach! armes Vaterland! zerfleischt von Juden und Knaben, zerwühlt von deinen eigenen Söhnen, gequacksalbert von der Ignoranz und Anmassung!

19. September 1848.

Derjenige, welcher mit eigenen Augen die erschreckliche Verwirrung der Geister und Thaten sieht, Derjenige, der sich überzeugt, wie Keiner der Schauthäter weiß, welches Stück eigentlich aufgeführt wird, wie Keiner das Geheimniß seiner eigenen Rolle kennt, muß entweder die Geschichte wie eine beängstigende Komödie ansehen, welche der Zufall mit menschlichen Puppen spielt, und verzweifeln, oder an die Vorsehung glauben, an jene unnennbare höchste Weisheit, welche das Chaos ordnen und der blinden Bewegung Wesen und Gestalt geben wird, die jede menschliche Berechnung als eitle Anmassung zeichnet.

Man druckt in Wien, so viel und so vielerlei, daß die Pressen seufzen. Man hat die Freiheit der Presse erzwungen; es ist aber noch die Fähigkeit ihres Gebrauches für Schreiben und für Lesen zu erringen. Es ist übrigens eine der gewöhnlichen Täuschungen unserer Tage, die Gewährung zum Gebrauche, mit der Geschicklichkeit des Gebrauches zu verwechseln; das Recht des Gedankens, für die Fähigkeit des Denkens, das Recht zum Handeln für die Kraft der That, das Recht zur Freiheit schon für die Freiheit selbst anzusehen. — — —

20. September 1848.

Unglückliches Oestreich! Theueres Vaterland! Gegen Außen stehst Du da als schwebender Schatten. Da, wo Du noch Friede hast, bist Du ohne Einfluß, und dort, wo Deine Helden den Sieg erkämpften, wirst Du, von Deinen eigenen entarteten Söhnen verrathen und Deines guten Rechtes gefährdet. Du kannst nicht auf Deinen nächsten guten Nachbar zählen, denn er sieht in Dir mit Schauder einen Kranken, den man flieht, um nicht angesteckt zu werden. Dein Revoluzionsschwindel kann Dir auch bei den Völkern keine Sympathie, keine Achtung erringen, denn er ist das Ergebniß feiger Unwissenheit, die Dich als Beute dem Auswurfe der Gesellschaft, der Dich fortschleppt und schändlich mißbraucht, Preis gibt! Im Innern schnappst Du nach Freiheit! Weißt Du, was Freiheit ist? Für Dich ist sie nur die schaudervolle Macht, Ehre, Ruhm und Grösse Deines Landes zu zerstören; Eigenthum, Wohlstand, Vertrauen und Familienglück zu vernichten, und den blutigsten wie den schmählichsten Selbstmord, an Dir selbst, zu vollziehen.

Ach! wie bin ich in der tiefsten Seele verwundet; Alles reitzt mich, Alles betrübt mich! Der Anblick des Untergangs der Sonne allein, erleichtert mein Herz. Er ist das Bild des Todes, der wahren Freiheit, der Befreiung von dem Gefühle des kummervollen Schmerzes über die Schmach und Erniedrigung des herrlichen Reiches, dessen ruhmvolle Vergangenheit die Schamröthe über die unwürdige Gegenwart erglühen macht.

Aus den »Tagebüchern des Carl Friedrich Freiherrn Kübeck von Kübau«.

Verkündigung

Am Tag des Blutes und der Auferstehung, in dem Blatt, das von dieser Welt ist, am dreihundertsten Todestag von Shakespeare und Cervantes:

Ich habe die Ehre, mich vorzustellen

Friedrich Müller, 38 Jahre, grosse technische Erfahrungen im praktischen Maschinenbau und im kommerziellen Aufbau grosser Sachen. Bekannte Erfolge.

Lange in Amerika gelebt, in Europa grosse Abschlüsse für nordamerik. Firmen getätigt, in Oesterreich-Ungarn Geschäfte begründet und Markt kennen gelernt; sehr bekannt in der Branche.

Intime praktische Kenntnisse in Masch.- und mech.-Apparatenbau, langjährige internationale Beobachtungen sich fühlbar machender Bedürfnisse des Marktes, last, not least, ein Plus an Energie und Unternehmungsgeist, liessen mich die Lücke finden, wo

viel Geld leicht zu machen ist.

Der amerik. Erfolg des Artikels, den ich vertrat, genügte mir nicht: Besser machen, und zwar mit den Rohmaterialien des Inlandes, unabhängig von draussen sein — das war mein Ziel.

Nach jahrelanger Arbeit — mit eigenem Kapital, denn ich bin mein eigener Prophet — gelang mir soeben die gänzliche Umwälzung des amerikanischen Konstruktionsprinzips und es entstand nicht nur eine gänzlich neue Erfindung, sondern auch eine derartige Vervollkommnung des amerik. Originals, dass meine einfache Maschine eine der grössten Nützlichkeiten des privaten und ein unentbehrlicher Faktor des geschäftlichen Lebens werden muss; so sagen einige hervorragende Oesterreicher.

Und diesen Artikel — die eigene Arbeit meiner besten Jahre — will ich Ihnen in fertigen, pat. Maschinen-Modellen im Gebrauche praktisch zeigen und erklären und alles Für und Wider offen und ehrlich mit Ihnen besprechen — als ob Sie mein Bruder wären.

Sie sollen sich dann selbst Ihr eigenes Urteil über den Wert meiner Erfindung bilden und sich ruhig klar werden, ob Sie an dem glücklichen Ergebnis ernsten Studiums und harter Arbeit mit mir

dick verdienen

wollen; natürlich bitte ich nur dann um Ihre Adresse, wenn Sie ein ernster, vermögender Mann sind, Ihr Kapital investieren und ein grosser Fabrikant sein wollen (einzig in Europa), und — nach behördlichen Äusserungen zu schliessen — obendrein sogar gerade jetzt noch ein gesuchter Wohltäter. Gefl. Zuschriften unter „Fritz Müller“ an Rudolf Mosse, Wien, 1., Seilerstätte 2.

Er kam, wie aus der Kanone geschossen. Er war nicht zu erfinden. Er ist erstanden. So muß er heißen. An dem Ort, wo das Wunder geschah, sprach der Dichter: »Die heutige Zeit kennt keinen tieferen Drang, als über sich selber hinauszukommen.« Aber die Zeit ist erfüllt und er ist sein eigener Prophet. Besser machen war sein Ziel. Und er ruft den Menschen, seinen Bruder, der ein ernster, vermögender Mann ist. Und lehrte sie dick verdienen bis ans Ende der Welt.

Inschriften

Einem schwerhörigen Freunde

Glaubst du noch jetzt, es geh' zu Gott empor?
Mißtrau dem Aug, hat dich getäuscht dein Ohr.
Hätt'st du so gut gesehn, wie schlecht gehört,
du wüßtest, daß sich's gegen Gott empört.

Dem Schönfärber

Der beste Teil ist noch das Eingeweide.
Wie rosig malt Kokoschka manchen Wicht!
Ihn zu entlarven, das gelingt ihm nicht.
Wie anders Schattenstein. Der malt am Kleide!

Das Buch und die Frau

Sprach einem Buch sie zu, so sprach's ihr zu.
Es machte nicht viel Kopfzerbrechen,
und ließ das Herz in Ruh.

Sprach sie von einem Buch, so sprach sie gut.
Sie haben beide mit sich sprechen lassen,
und waren leicht zu fassen.

Doch einmal nahmen beide es genau:
die Sprache selbst und selbst die Frau.
Sie zeigten höhern Mut
und konnten zu einander sprechen.

Verzicht

Man sagt, zu sauer seien uns die Trauben.
Sie hängen höher, als man glaubt.
Begehre jeder, was er raubt!
Wir glauben nicht mehr an die Welt. Wir glauben.

Notizen

Vorlesung im Kleinen Konzerthaussaal, 17. April:

I. Kierkegaard und die Journalisten / Es war einmal / Ein 2½jähriges Kind zeichnet Kriegsanleihe / Kinder und Vögel sagen die Wahrheit / Elegie auf den Tod eines Lautes / Der kleine Brockhaus / Kriegsnamen / So? / Endlich! / Als Liebesgabe / Gedankenleser / 's gibt nur an Durchhalter! / Die Panik... / Die Grüngekleideten / Zur Darnachachtung / Die Direktionskrise im Deutschen Volkstheater / Lichnowsky und Barnowsky / Die europäische Melange / »Drückeberger in Frankreich« etc. / »Benzinmangel in England« etc. / »Papierknappheit in Italien« / Bei uns ist es so! / Leben und Taten der Schalek / Weltwende. II. Dialog der Geschlechter / Eeextraausgabeee —! III. Gebet an die Sonne von Gibeon.

Ein Teil des Ertrags wurde der Kinder-Schutz- und Rettungs-Gesellschaft zugewendet.

* * *

Die nächste Vorlesung findet in demselben Saal am 12. Mai statt.

Eine Shakespeare-Feier (Vorlesung der »Lustigen Weiber von Windsor«), deren gesamter Ertrag den Gefangenen in Beresowka (Transbaikal) gewidmet wird, folgt am 24. Mai.

* * *

In Nr. 418—422 ist zu lesen: S. 32, im Shakespeare-Zitat, 4. Zeile, statt: „Mall" *Mal?*; S. 90, 9. Zeile, statt: „nur eine Fürschtin gibt" *nur eine Fürschtin gibt*; ebenda, 13. Zeile, statt: „bekannt, nichts" *bekannt: nichts*; S. 91, 13. Zeile von unten, statt: „Lebensgüter zu verteidigen" *Lebensgüter, zu verteidigen*; S. 93, 7. Zeile, statt: „Völker, aber" *Völker; aber*; ebenda, im 3. Zitat ist unter den Worten: „gibt es fast gar nicht" nur das Wort *fast* als gesperrt zu lesen.

* * *

Bibliographisches: »Der Sozialismus als Ware« von Constantin Jurenew (Bern) im ‚Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung' (herausgegeben von Prof. Dr. Carl Grünberg, Wien), Band VI, Heft 2, S 270 bis 272. — »Kultur, Kunst und der Krieg« von Paul Wengraf (Verlag Konegen, Wien 1916), S. 64 bis 68.

* * *

Ein Titel im letzten Vorlesungsprogramm: »Leben und Taten der Schalek« wies auf die folgende, an jener Stelle gesprochene Erklärung hin:

Ich wollte nun eine jener Glossen vorlesen, die von der eigentlichen Heldin dieser großen Zeit, von der Schalek handeln und in denen sie, wie ich hoffe, als eine einprägsame satirische Figur fortleben mag, zur Erbauung der Nachwelt, die sich verflucht wundern wird und von der ich überhaupt glaube, daß sie mich für einen der größten Erfinder dieser technischen Epoche halten wird! Ich will aber keine jener Gestaltungen, in denen ich das Novum einer Jourjüdin, die sich untersteht, ihre Neugierde in Unterständen zu befriedigen, das Monstrum eines Bramarbas mit Lorgnon festgehalten habe, dem Gelächter einer Hörerschaft preisgeben. Denn abgesehen davon, daß die Wirklichkeit, dieser täglich nachwachsende Teufel, den Hohn zuschanden macht und der täglich erneute Heldenmut der Schalek neue Preislieder verlangt, abgesehen davon ist die Sache viel zu traurig! Wohl ist die Schalek an und für sich eines der ärgsten Kriegsgreuel, die der Menschenwürde in diesem Kriege angetan wurden. Aber darüber hinaus bietet sie noch das Schauspiel einer Entartung, das unsere besondere kulturelle Situation als eine vor dem übrigen Europa weit avancierte zeigt. Denn es ist möglich geworden — und ich sage das mit deutlicher Betonung gegenüber einer Schreiberin, die den Anspruch erhebt, wehrfähig zu sein! — es ist möglich geworden, daß unsere Öffentlichkeit die obszönen Tagebuchblätter vorgesetzt bekommt, die ein Frauenzimmer verfaßt hat, das sich für seine Weiblichkeit kein anderes Feld der Anregung zu verschaffen wußte als das Feld der Ehre — ausgerechnet! Pfui Teufel! Auf Galanterie erhebt dieser Kriegsberichterstatter keinen Anspruch. Aber mit tiefer Betrübnis wollen wir der Tatsache eingedenk bleiben, daß sie — sie durfte sich dessen rühmen! — in allen Felsenklüften, wo jetzt Menschen schießen und geschossen werden, einen gedeckten Tisch gefunden hat, und daß tapfere Soldaten noch immer die Todesverachtung der Schalekverachtung vorziehen und der Verachtung einer Dreckpresse, gegen deren entsetzliche Macht ich als wahrer Patriot und Freund der Menschheit meinem Vaterland mehr Mut wünschen möchte als gegen seine sämtlichen Feinde!

Nur damit man sehe, daß ich einem Bericht der Schalek auch eine Wahrheit, eine mein Herz folternde Wahrheit entnehmen kann, will ich die folgende Gegenüberstellung, die ich ihr verdanke, bekanntmachen:

— — — Das sind die alten Arbeiter, die mit ihren Tragtieren Nacht für Nacht den Proviant zu den Stellungen bringen — — — ob er Angst vor Granaten empfindet, ob er Kinder im Felde hat oder daheim ein hungerndes Weib — fragt einer darnach? Im Finstern, im Regen, in der Bora und zwischen Granaten hindurch trottet er immer wieder 500 Meter bergauf und bergab. Armer alter Held! — — — Ich wünschte, ich vermöchte das Bild ihres eintönigen, allnächtlichen Marsches durch die Feuerlinie mit stählernen Worten zu schildern, tief in die Seele wollt' ich es jedem prägen — — »Ihr Hornviecher, ihr gottverdammten! Werd's auseinanderrücken! Müßt ihr von einer Granate alle gleichzeitig hin werden?«

Mitten in meine andächtige Bewunderung tönt es hinein, kräftig und nicht mißzuverstehen. »Entschuldigen Sie den temperamentvollen Empfang,« begrüßt mich lachend der Kommandant — — Alle Herren sind zu unserem Empfange oben versammelt. Sonst hockt jeder wohlgedeckt oder er schläft, jedenfalls hütet er sich sehr, hier offen spazieren zu gehen. Aber weil der erste Kriegsberichterstatter angekündigt worden ist, sitzen die Herren gemütlich wie im Rathauskeller beisammen und erwarten uns — — — Man hat mit der Beschießung gewartet, bis wir oben angelangt sind, weil sonst das »Vergeltungsschießen« uns den Weg recht unangenehm hätte gestalten können.

Man — hat — gewartet!

*

Zu diesem Thema sei nunmehr auch nachgetragen, daß man bei mir Einblick in die zahlreichen Zuschriften von der Front nehmen kann, mit denen mir Offiziere aller Grade, einzelne und Offiziersmessen, ihren Dank für die Besprechung dieses Schauspiels abstatten, das sich vor ihren Augen abspielen darf und die Trauer jenes, in dem sie mitwirken, ihnen selbst vermehrt.

* * *

In dem Roman »Die Vogesenwacht« erzählt Anny Wothe — Seite 57 bis 59 —, wie dem Unteroffizier Meisel im Felde seine Frau die Geburt eines Jungen mitteilt. »Jott sei Dank wieder een Soldat,« schreibt die Frau ihrem Manne. Sie habe ihren Jungen Wilhelm genannt nach dem Kaiser, weil sie meint, »der Junge muß dann ooch so kreuzbrav, so frei und fest werden, wie unser Kaiser is, und druffschlagen, dat de Stücken man so fliegen«. Und dann heißt es in dem Briefe: »Ik kann bald wieder arbeeten, und ik wer die fünfe schon satt kriegen. Die Jungen beten alle Dage, du solltest recht ville Franzosen dotschlagen. Ik bete oock, aber nicht um Dein Leben. Det steht bei Jott. Ik beet, det Du ordentlich deine Pflicht dust, det Du nich ruckst, wenn de Kugel kommt, un det Du ruhig stirbst, wenn et sein muß, vor unser Vaterland, un unsern Kaiser, un nich an uns denkst... Und wenn Du vor Deinen Hauptmann sterben kannst, so denke och nich an uns... Die fünfe grüßen Dir mit mir. Bei der Taufe von Wilhelm wollen sie »Heil dir im Siegerkranz« singen, womit ik verbleibe Deine treue Jattin.« ... Der Hauptmann hatte einen Augenblick die Hand über die Augen gelegt, um die tiefe Bewegung zu verbergen. Er streckte seinem Unteroffizier die Hand entgegen und lobte ihn: Sie können stolz sein auf Ihre Frau.« ...

Eine Jötterjattin.

* * *

Der ‚Kunstwart', der jetzt selbstverständlich ‚Deutscher Wille' heißt, aber schon im Frieden ein rechtschaffener Schund war, also mehr deutscher Wart als Kunstwille, bringt aus der Feder des unverwüstlichen Avenarius — ein Fremdwort, das man nun einmal hinnehmen muß — die folgende charmante Anregung:

Das vergnügte Büchel

Die im Felde wollen nicht immer aus dem Sauertopf essen, sie wollen auch was Fröhliches haben, sie erst recht. So hat der Kunstwart von Avenarius' Fröhlichem Buch einen Auszug auf Dünndruckpapier als Taschenausgabe soeben herausgegeben. Schicke man den als Ostergruß hinaus, das »Vergnügte Büchel« findet ja hoffentlich seinen gesetzten Bruder, die Taschenausgabe vom »Hausbuch« draußen schon vor. Es selber bringt zwar die eingehefteten Bilderbeilagen des »Fröhlichen Buches« nicht, aber eingedruckt eine große Menge der geist- und sinnreichsten Zeichnungen der deutschen Kunst. Auch diese »bedenklich verkleinerte« Ausgabe ist immer noch nicht weniger als 376 Seiten stark. Dabei kostet sie in lustigem Einbande

doch trotz der teuren Zeiten nur zwei Mark. Mit dem »Fröhlichen Buch«, von dem schon 50000 Stück gedruckt sind, kam der Humor als Seelsorger ins deutsche Haus, mit dem »Vergnügten Büchel« zieht er als Kamerad Feldgeistlicher in die Gräben.

Ist das ein Vokativus dieser Avenarius! Einen Schluck aus des Kunstwarts Humor und dann sterben! Aber läßt sich der Tod das wirklich gefallen? Macht er nicht den Soldaten lebendig und nimmt mit dem Seelsorger vorlieb? Im Schützengraben soll's erst heiter werden, wenn Kamerad Feldgeistlicher dran glauben mußte. Welch eine Bagage! Warum wirft der Soldat, ohne sich erst auf umständliche Unterscheidungen zwischen dem Fröhlichen Buch und dem Vergnügten Büchel einzulassen, dem guten Kameraden nicht beide an den Schädel und seinen Sauertopf dazu? Nach so viel Humor soll doch endlich einmal Ernst gemacht werden!

* * *

»— — — — — Gott ist ihm weit mehr als ein theologischer Begriff; er wird ihm, ohne dabei ein »Gott der Deutschen« zu werden, gerade in der Schlacht in seiner ganzen überwältigenden Größe bewußt. In einer packenden, weit mehr als geistreichen Umwertung schließt er ein Gedicht, in dem die Bajonette aufgepflanzte Kreuze, die Schrapnelle Weihwasser sind, die Granaten Weihrauch qualmen, die Handgranaten am Gürtel Rosenkränze bedeuten und das Händefalten zum Krallen um Gurkhagurgeln wird, mit den Worten:

»Und wir kreuzigen die Liebe,
Daß sie euch erlösen will.«

Von diesem religiösen Erleben kommt er zur Vaterlandsliebe:

»So muß das deutsche Vaterland
Sich selber Heiland werden,
Bis daß durch seine starke Hand
Der Friede kommt auf Erden.

Bis daß das schwere Werk vollbracht
Und neu die Welt gereinigt,
Bis Schicksalsgang und unsre Macht
in uns sich hat vereinigt.

Und so lang muß noch Weib und Mann
Den Weg des Leidens gehen,
Bis über Tod und Not hinan
Kommt groß das Auferstehen.«

Hier zeigt er, wie stark in ihm Religiosität und nationales Empfinden verknüpft sind, und zwar in einer durchaus unkonfessionellen Weise: in der Art, wie wir Deutsche nun einmal zu allerletzt den Begriff Religion fassen. Im engeren Sinne ist nun freilich L. schon deshalb ein guter Deutscher, weil er ein guter Soldat ist.«

Und außerdem noch leider identisch mit dem guten Kesselschmied, welcher hier kürzlich um jenes Naturlautes willen gerühmt wurde, der die ganze Schmach der deutschen Kriegslyrik wegzurufen schien. Die Poesie ist heutzutage eine so zweideutige Beschäftigung, daß man das dichterische Wertobjekt nicht rühmen darf, ehe man sich vergewissert hat, ob es einen Schöpfer oder nur einen Besitzer hat. Aber das Lerchengedicht wurde hier nicht als Kunstwerk, sondern als Dokument gewertet und sicherlich ist, was auch literarische Anpassungsfähigkeit an vorhandene Stimmungswerte sein könnte, hier der innere Umschwung einer reinen Seele. Denn der Durchbruchsversuch der Menschlichkeit in diesem Krieg war ja eben das Neue. Der Autor war nur so weit Literat, als der Rausch der gehirnstürmenden Phrase den Dilettanten dazu machen konnte, später erst wurde er wieder der Kesselschmied, der er vorher war, und schrieb das Gedicht von der Lerche. Von der Andacht vor umkrallten Gurkhagurgeln bis dahin ist ein weiter und furchtbarer Weg; nicht jeder, der deutsch sprechen kann, ist ihn so reuig gegangen. Es mußte hier aber zurückgeschaut werden, damit nicht der Verdacht aufkomme, ich hätte einen Kriegslyriker, von dem ich nur eine Probe kannte und nicht das Buch, geschweige denn den Menschen, vorschnell gerühmt. Welche Verschiebungen nebst allem andern »des halben Jahres Krieg über die Erde gebracht«, mag das Beispiel eines aus der Fackel hervorgegangenen Lyrikers zeigen, der, als die Zeit plötzlich groß wurde, an jenem übelsten Ort, wo Blut sich mit Druckerschwärze zum Humor verbindet, ein Schützengrabengedicht abgelagert hat, worin er beteuerte, daß er nichts anderes im Sinn habe, als Wut gegen die »russische Kanaille« und Glut auf die »güldene Medaille«, und solchem Vorrat von Sehnsucht Rhythmus gab. Später aber hat er das Bekenntnis abgelegt:

. . . Diese »Katakomben« sind endlich das Ereignis, von dem ich fürchtete, es könnte ausbleiben. Umso unwahrscheinlicher und grauenhafter wirkt es jetzt, daß im Kriege fast alle Geister versagt haben. Nur K. vermochte

es, in 74 Seiten Prosa (»Nachts«) alles zu leisten, was eine Myriade von Schriftstellern in einer ganzen Kriegsbibliothek antileistete. Der Krieg hat K. nicht gebrochen, im Gegenteil, er hat ihn erst so recht bestätigt, begründet, unterstrichen! Ich .... habe das, was er gestaltet, alles mit unsäglichsten Gefühlen erlebt und bin fast erstickt an dem Bewußtsein meiner Stummheit, meiner ewigen Stummheit .... Wenn ich irgendetwas vom Krieg gelernt haben sollte, so ist es gerade das, was K., da es mit ihm geboren war, schon vor dem Kriege wußte .... Ich werde meinen Dank geistig bewirken und das, was ich hier sage, jederzeit und unter allen Umständen sagen. Es steht fest, außer und über aller Wandlung.

So darf es auch hier gesagt sein. Und nichts wäre erfreulicher als eine Wandlung bis dorthin, wo man nicht bereuen muß, weil man vergaß, daß man sich vergessen konnte. Ich bin der letzte, einer Begabung, die sich hinreißen ließ, zu sprechen, was Millionen nicht empfinden, noch dann zu mißtrauen, wenn sie wieder den Anschluß an ein Gefühl gefunden hat. Von den tausend Anhängern, die ich durch die Lockung jenes andern Machtworts losgeworden bin, unter dessen Gebot man die Persönlichkeit nicht sein darf, die man ehedem nicht sein konnte, fehlt mir keiner und in all dem verwünschten Chaos gibt mir noch der Gedanke Ruhe, daß es auch den Verehrern eine Erleichterung war, nun zu den Verheerern zählen zu müssen, zu können. Aber ich habe kein Recht, den nicht zu achten, der zwar durch eine Probe von Selbstverleugnung, die ein schlechteres Heldentum ist als das des Schützengrabens, zur Kriegslyrik gekommen war, aber dann durch einen Akt des Vergessens, der ein besseres Heldentum ist, als das der Schützengrabenpoesie, wieder zur Besinnung kam. Nicht zu mir, aber zu sich. Denn es würde mir leid tun, nicht glauben zu sollen, daß in vier Zeilen, die hier einmal veröffentlicht waren: »Wenn der Tag zu Ende gebrannt ist / ist es schwer nach Hause zu gehn / wo viermal die starre Wand ist / und die leeren Stühle stehn« — mehr Leben und Erlebnis ist als in einem Weltbrand, der eben begonnen hat.

* * *

Ein langer Satz, der aber dafür auch alles enthält. Nämlich: Eines unter jenen Tinterln, die jetzt Bluterl sind, aber eines, das schon im Frieden ein Krafttinterl war, unruhig hin und her

bewegt zwischen dem Herrn Roosevelt (der auch Shaw heißt) und trotzalledem mir, an dem es litt wie alle: so daß es mich in einem Stil von meinem Stil — und keine größere Strafe gibt es doch als meinen Stil in fremder Hand —, mit einer Wutverzerrung meines Gesichts in Broschüren beschimpfte, deren Absatz von meinem Namen auf dem Titelblatt garantiert, aber nicht durchgesetzt wurde; einer von den vielen, die im Konflikt zwischen dem Erlebnis meiner Gegenwart und dem tiefer gefühlten ihrer Unwesenheit aufgewachsen sind, aber ein ganzer Mann, weil er außer für mich ja auch noch für die Elektrodynamik schwärmte, und dessen Schreiben ein Amoklauf war in der Reportage, ein epileptischer Anfall auf mich, ein Krampfhusten vom Hin und Her zwischen solchen Sphären; hei, ein frisch Zugreifender, dessen geistige Verläßlichkeit meine Abstellung des Falles Harden auf die mir neue Tatsache zurückführte, daß er mit Bierbaum befreundet war, den ich eben deshalb wieder »Bierbaumbach« nannte, was ich schon zwanzig Jahre vorher tat, und so, oder umgekehrt; viel Rotz, jetzt gewaffnet, hat sich gegen mich erhoben, mich mit sich selbst beworfen, mich gar zu psychoanalysieren gesucht: dieser aber war aus Erz, höchstens daß auch er leider, auch er, schade, schade, ein so gesundes Gehirn, sich vorübergehend dazu hinreißen ließ, mein Werk aus dem »Inzestmotiv« zu erklären; — mit einem Wort, so einer hat jetzt, hei, nebbich, einen Artikel geschrieben, »Isonzobibel«, der beginnt schlicht und herb: »Wir sind Frontleute«, erhebt — ein männlicher, aber nicht ganz so männlicher Schalek — Anspruch auf Heiligerklärung durch die Nachwelt, und beweist immerhin, daß wir am Isonzo noch die Geistesgegenwart hatten, an S. Fischer Berlin, zu denken, unsern Lieben in der Heimat; selbstredend wird es jetzt ein ganz neues Österreich, bis dahin hatte die Generation gelitten, wie die Juden in der Wüste — der Vergleich liegt so nahe, daß er fast gar keiner ist — hatten sie Prüfungen zu bestehen, die vom akademischen Verband, nämlich außer den Staatsprüfungen, die sie nicht bestanden; wie Pferde im Stall — der Vergleich ist schmeichelhaft, denn er ist von mir — nein, wie Automobile in der Garage, haben sie ungeduldig gestampft, Taten zu tun waren sie gesonnen, fähig und bereit, aber man hat sie nicht gelassen — und jetzt, ah, wie das wohltut: jetzt wird das Leben einfach angekurbelt werden, siehste so, und es wird gehen, nur daß man früher, um zu zeigen, daß man 4 Wochen in Amerika war, also beinahe ein Cowboy, bei jeder Gelegenheit, zum Beispiel statt guten Tag »allright!« gesagt hat, während man das jetzt nicht mehr darf, sondern Gott strafe Amerika sagen wird oder schlicht: m. w., also mit einem Wort wie die Juden in der Wüste hatten sie gelitten.

Aber waren wir nicht weniger wehleidig? Machten wir nicht weniger Wesens daraus? Es soll noch geschehen. Wir wollen hernach, in den friedlichen Jahren, ein Wesens daraus machen, zum ewigen Gedenken und zur Erbauung und Besinnung behaglicherer Menschheit.

Da haben wir's. Das ist es, was ich immer befürchtet hatte. Die Generation war bescheiden, sie hat sich in Adjektiven ausgelebt, und das rächt sich jetzt. Aber es wird kein prunkender Kriegsbericht, sondern nur eine anspruchslose Bibel werden:

Wir wollen unsere Bibel noch in Demut und Bescheidenheit erst schreiben, nicht eine prunkende Geschichte aus dem Ärmel geschüttelter Siege. . . . Unsern Sieg wollen wir feiern, weil er uns instandsetzt, unsere Bibel zu schreiben, unsere Psalmen zu sammeln, unsere Choräle zu erheben. . . . Und so wollen wir unsern Sieg feiern in einer alltäglichen Sprache und Art.

Da hat sich schneller als man geahnt hätte eine Gelegenheit geboten. Wir sind Frontleute. Frisch vom Isonzo kommt einer nach Wien, um das folgende Referat zu übernehmen:

Der regenerierte Verein für Kunst und Kultur hat es als Nachfolger des ehemaligen akademischen Verbandes unternommen, ein nachgerade allgemeines Bedürfnis zu decken und die Genießersolidarität einer gewissen Wiener intellektuellen Schicht wiederherzustellen. Der erste Versuch war vielversprechend. Er gelang im diskreten Format einer Alfred Grünewald-Vorlesung; Ort: Saal des Wissenschaftlichen Klubs: äußerer Umfang: voller Saal. Alfred Grünewald kennt man. Vor nicht ganz 10 Jahren wurde er unter der Serie jungdeutscher Lyrik mit George und Rilke zugleich genannt. (!) . . . Seine Entwicklung . . . . zeigt . . eine Art dichterischen Gewerbefleißes, die Solidarität, die bürgerliche Dämonie, die patriarchisch-legendarische Autorität eines Hans Sachs . . . . Modern und entzückend für den Hörer ist der Wörterwille des Dichters, seine schaffigen Bilder sind tüchtig und ehrenwert wie Prosaisteneinfall; dies muß zur heutigen guten Stunde unserer deutschen Prosa als ein Lob für den Lyriker genommen werden . . . Sie (die Vorleserin) stilisierte die an und für sich melodische Lyrik zur Noch-einmal-Melodie, zu einem zweiten, sehr schlichten Gesang, zu sich: zu melodisch für den immerhin männlichen Dichter, aber reizend musiziert aus der eigenen streng getonten Seele (der, nebenbei, auch das schnittig geschulte Gesicht im Halbdunkel entsprach.) Grünewald selbst als Sprecher in seiner trockenen, verknaxten, stets vom Leben erreichten und poetisch deformierten, in seiner (wenn bewährt, schön erklingend) steifen Haltung, seiner fähigen Stimme, seiner barocken Figurenfreude war eine Nummer. »Kunst und Kultur« möge deren mehr erbringen.

Krieg ist Krieg.

* * *

»Paul Wegener ist als Filmdarsteller für die Berliner Filmfabrik ‚Union' verpflichtet worden. Er wird ziemlich zwei Films herstellen, für die er ein verträgliches Honorar von 60.000 Mark erhält.«

Welch eine Friedenswelt!

* * *

Es kommt die Zeit, wo im Hinterland viel geschossen werden wird. Aber warum darf man es nicht jetzt schon in Fällen, wo es angebracht ist? Zum Beispiel:

Mk. 100.— Prämie
für das beste Gedicht!
Kriegsgedichte!

Ernst, Humor, Satire, Ironie, Scherz, nur selbst verfaßte, aus allen Schichten des Volkes gesucht für unser nationales Sammelwerk Deutsch-österreichische »Volkspoesie aus großer Zeit«. (Rücksendung der Manuskripte findet nur bei Portobeifügung statt.) Annahme von nur Originalgedichten bis 31. März

Hall & Ackermann,
Deutscher Literatur-Verlag, Köln a. Rh.
Antwerpenerstraße 4.

Es meldeten sich Freiwillige in unübersehbarer Zahl. Sie alle wurden genommen. Und zwar so:

Deutscher Literatur-Verlag
Hall & Ackermann

Baarzahlungen
werden erbeten auf Reichsbank-Giroconto
des Barmer Bank-Vereines
Hinsberg, Fischer & Comp., Köln

Köln a. Rh. den 10. April 1916
Direktion: Agrippina-Haus

Herrn . . . .

Wien . . . .

Anschließend an unsere Karte teilen wir Ihnen mit, daß das von Ihnen eingesandte Gedicht ». . . .« in unserem nationalhistorischen Werke

»Volks-Poesie aus großer Zeit«

Band I. aufgenommen wird. Die Prämiierung des besten Gedichtes wird bei Drucklegung der Gesamtmanuskripte unter Leitung unseres literarischen Mitarbeiters, Herrn Schriftsteller und Nationaldichter Hall erfolgen und ist ihr Gedicht unter No. . . bereits mit in die engere Wahl gefallen.

In Anbetracht des einzig und unerreicht dastehenden kulturhistorischen Werkes und ganz besonders auf Anregung unserer vielen Mitarbeiter, hoher und höchster Herrschaften haben wir, spec. auch um der allgewaltigen großen Nationalsache Rechnung zu tragen, uns entschlossen, im Werk nicht nur die Namen der Verfasser und Verfasserinnen, sondern gleichzeitig auch das Bildnis derselben mit aufzunehmen, um der Nachwelt ein ganz eigenartiges

Zeitdokument zu überliefern, um der Jugend der Zukunft im Spiegel der Literatur die Größe unserer heutigen Zeit anschaulich und lehrreich vor Augen zu führen.

Da wir mit der Drucklegung in etwa 8 Tagen beginnen, so bitten wir, sofern Sie noch Ihr Bild mitherein haben wollen, um sofortige Einsendung der Photographie.

Die Verbildlichung wird einheitlich gehalten und stellt sich der Durchschnitts-Selbstkostenpreis für Klichee etc. auf nur Mark 5,80, welcher Betrag uns ebenfalls mit Einsendung des Photos zu übersenden wäre, damit wir in der korrekten Zusammenstellung des Ganzen nicht aufgehalten werden.

Wir bemerken aber hierzu ausdrücklich, daß das Gedicht auch ohne Bild aufgenommen wird, mithin die Aufnahme nicht von der Verbildlichung abhängt, jedoch möchten wir gerne, da einmal der Wunsch angeregt ist, auch demzufolge alles einheitlich gestalten und für alle Zeiten etwas schaffen, wie solches auf dem Gebiete der Literatur bisher noch nicht herausgebracht wurde. Deshalb hoffen wir, daß auch Sie sich den Wünschen Anderer mit der Tat anschließen werden.

Der I. Band des Werkes wird in etwa 4 Wochen erscheinen und werden wir unseren Mitarbeitern, zu denen nun auch Sie zählen, dasselbe zum Vorzugs-Groß-Buchhändlerpreise überlassen. Der genaue Preis kann heute noch nicht angegeben werden, da wir in Anbetracht der Prachtbandausführung mit Illustrationen etc. noch nicht festlegend kalkulieren können. Jedenfalls wird aber der Preis auf Grund der nationalen Sache billig sein.

Sofern Sie sich nun auch das Werk zulegen wollen, bitten wir Sie, da die erste Auflage schon zum größten Teile durch den Buchhandel vergriffen ist, uns gleichzeitig mitteilen zu wollen, wieviel Exemplare wir evtl. außerdem für Sie reservieren dürfen, da wir annehmen, daß Sie doch wohl auch in Ihrem Bekanntenkreise einige Werke unterzubringen beabsichtigen.

Wir sehen Ihren postwendenden Nachrichten und Einsendung an unsere Adresse (Büro Agrippina-Haus) entgegen und zeichnen

hochachtungsvoll

Deutscher Literatur-Verlag
Hall & Ackermann
R. Ackermann

* * *

»... es ist durchsetzt mit einer ins Tragische hinauf gesteigerten Ironie; es vibriert hier in manchen Zeilen eine so tiefe, gereizte Bitterkeit, daß man wohl annehmen darf, Shakespeare habe hier die eigenste schmerzliche Welterfahrung niedergelegt....

... Der hier erreichte Grad von Welthaß und Weltverachtung wird den meisten unverständlich bleiben; die tragisch-ironische Verzerrung der ganzen Welt ist dem großen Publikum an und für sich kaum willkommen....

. . . Die Szenen sind voll lebendigsten Lebens; Menschen-Art und Menschen-Unart findet hier einen blanken, mitunter etwas böse, immer aber geistreich verzerrenden Spiegel . . . .«

Das war irgendwo über »Troilus und Cressida« zu lesen. Wenn somit der Dichter der Welt zwar etwas böse, aber immerhin geistreich mitspielt, so wird ja auch das große Publikum nicht mehr böse sein.

* * *

Der Stifter-Biograph, Alois Raimund Hein, schreibt:

— — — Hätte ich nicht bereits vor einer Woche nach Berlin an Herrn Studienrat Prof. Dr. . . . . die Absage auf die Einladung geschrieben, an dem von ihm und zahlreichen Geheimräten und geheimen Hofräten geplanten Werke »Deutsche Dichter und der Krieg« durch Übernahme des Abschnittes »Adalbert Stifter und der Krieg« mitzuwirken, so wäre die Darreichung ihrer letzten . . . . ‚Fackel'-Nummer die deutlichste, überzeugendste und verständlichste Ablehnung der ungeheuerlichen Absicht gewesen, Stifter in die blutrünstige Kriegsliteratur unserer arg verblendeten Zeit hineinzerren zu wollen. Man kann jetzt nicht scharf genug Vorsicht gegen literarische und journalistische Scharfmacher einschärfen. Gott sei Dank! Sie tun es!

Es ist doch kein Tag ohne Überraschung. Hat der Fasching der Geister, die sich mit fremdem Blut beschmieren, seinen Höhepunkt erreicht? Adalbert Stifter soll mittun! Fragte man so einen gebildeten Arrangeur, warum, wozu, weshalb, wieso, er würde nur lallen: Na hören Sie mal, erlauben Sie mal, sehn Sie mal, bedenken Sie mal, Stifter war doch immerhin 'ne Nummer, und der Krieg, das können Sie nicht leugnen, ist doch auch 'ne Nummer, also müßte es fesselnd für jeden Gebildeten sein, die Beziehung Stifters zum Krieg — na sehn Sie! Und überdies kommt ja im »Hochwald« sogar der Dreißigjährige Krieg vor! . . . Oder sollte die Frage nach dem Kriegsstifter bei dem großen Lärm ein Mißverständnis hervorgerufen haben? Oder sollte nebst dem Interesse eines Studienrats für den Krieg etwa die Beziehung eines Studienrats zum Dichter der »Studien« die Sache aufklären? — Was fängt man aber mit den vielen geheimen Räten, die der Krieg übrig lassen wird, an? Man hätte sie schon vorher umbringen sollen. Denn gäb's keinen geheimen Rat, gäb's keine laute Tat. Aber sollten sie, einmal zur Ruhe gewiesen, noch weiter Lust haben, sich an Stifter zu vergreifen, so wird auch ein lautes Wort am Platze sein!

Briefe Adalbert Stifters

(herausgegeben von Johannes Aprent. Pest, Verlag von Gustav Heckenast, 1869)

An Gustav Heckenast.

Linz, am 25. Mai 1848.

— — — Ich bin ein Mann des Maßes und der Freiheit — beides ist jetzt leider gefährdet, und Viele meinen, die Freiheit erst recht zu gründen, wenn sie nur sehr weit von dem früheren Systeme abgehen, aber da kommen sie an das andere Ende der Freiheit. Nicht in der Alleingewalt, sondern in der Vertheilung liegt sie. Solange die Leidenschaft forthastet und nie genug gegen den Gegner gethan zu haben meint, ist meine Stimme nicht vernehmlich und sind Gründe nicht zugänglich. Deshalb bin ich stumm, bis man Meinungen überhaupt sucht, nicht mehr blos Meinungsgenossen.... Betrübend ist die Erscheinung, daß so Viele, welche die Freiheit begehrt haben, nun selber von Despotengelüsten heimgesucht werden; es ist auch im Gange der Dinge natürlich; wer den Übermuth Anderer früher ertragen mußte, wird, sobald er frei ist, nicht etwa gerecht, sondern nur seinerseits übermüthig; das ist der große Unterschied, aus Gehorsam gehorchen oder aus Achtung vor dem Gesetze. Die früher blos gehorsam waren, die werden nun willkürlich, und möchten, daß man ihnen gehorsame; die ihrem innern, eigenen Gesetze Genüge thaten, thun es auch jetzt, und sind gerecht. Solche sind Männer der Freiheit, die andern müssen es erst werden. Erst, wenn die Anzahl Männer, die sich selbst zügeln können und die ihnen im Übermaße zuströmende Gewalt als Gleichgewicht in irgend eine andere Schale zu legen

vermögen, sehr groß wird, ist das constitutionelle Leben fertig. Und das ist schwerer, als man denkt. Die Edelsten, welche lange Jahre gehorsamt haben, kennen nur Gehorsam, und kommen, wenn sie selber anzuordnen haben, ins Befehlen statt ins Organisiren, so wie Kinder, wenn sie Eltern spielen, nur die ihrigen copiren können. Durch Überwachung seiner selbst, durch fleißiges Studiren der Engländer, die die längste Schule haben, und durch Ergründung der Ursachen mancher Gleichgewichtsanstalten der Geschichte können wir den Lernweg abkürzen, sonst wird er lang, und enthält alle Fehler, die unerfahrene Vorgänger schon früher gemacht und gebüßt haben. Und es sind schon, meine ich, bedeutende Fehler in unserem neuen constitutionellen Gebahren vorgefallen. Eine andere für den Menschenbeobachter merkwürdige Thatsache kommt auch jetzt zum Vorscheine: mancher Ehrenmann ist jetzt plötzlich von bösen Leidenschaften und gierigen Gelüsten beherrscht — er war nämlich nie ein Ehrenmann, sondern seine Triebe waren blos gehemmt, jetzt fühlt er den Damm weg, und sie strömen aus.... Unter Manchen, die ich kannte, sind die sprudelndsten Stürmer jetzt die, die früher die Schwächsten waren. Sie können eben sich selber nicht widerstehen. Das ist der Stoff zu Tyrannen.... Möge ein günstiger Gott alle unsere deutschen Männer segnen, daß sie bei so vielen herrlichen Eigenschaften unserm uralten Fehler der Uneinigkeit nicht wieder unterliegen, und die Ohnmacht des schönen Landes forterben. Möge Europa sich bald in der theils neu errungenen, theils schon länger bestandenen Freiheit festigen und ordnen — sonst gehen wir bei dem Auftauchen so vieler nicht meßbarer Gewalten einer düstern Zukunft entgegen....

An Joseph Türk.

Linz, 28. Juni 1848.

So viele Freunde versprachen mir bei meiner Abreise Briefe, und kein einziger hat Wort gehalten. Von Dir habe ich einige Zeilen erhalten, die ich beantworten wollte, aber anfänglich nicht dazu kam, und dann wartete, bis ich überhaupt mehr zu schreiben hätte — allein ich habe nichts zu schreiben, denn hier geschieht nichts von Belang, als daß sich die Natur mit unermeßlichem Schmuck und, Gott sei Dank, auch mit unermeßlichem Erntesegen beladet, aber wer schaut jetzt auf die Natur.... Möge der Himmel das schöne Land und die herrliche Stadt beschützen, daß seine Bewohner, die fast den schönsten Schatz von Gemüth und Herz unter allen deutschen Stämmen bewahrt haben, auch Rath, Weisheit, Mäßigung bewahren, daß sie (auf beiden Seiten) die Leidenschaft nicht hören mögen, die hier zu Befürchtungen, dort zu Rache anspornt, sondern daß sie wie entzweite Freunde anfangen, nicht mehr das Böse an einander, sondern das Gute zu sehen, und daß so die Einigung, die Versöhnung und als schönste Tochter beider, die Kraft, hervorgehe. Selbst die Tschechen, die uns aus Verblendung und Verkennung so schwere Stunden bereiten, und die in letzter Zeit eine traurige Erfahrung gemacht haben, sollen wir mit Vergessenheit alles Geschehenen als Brüder aufnehmen, wenn sie sich uns wieder nähern, und von uns die Gewährung aller ihrer Sitten, Gewohnheiten, Sprache empfangen, so wie sie dem Deutschen, wo er vereinzelt in ihrer Mitte ist, nach seiner Art und Weise gewähren lassen sollen.... Was aber den allergrößten Schaden bringt, sind die unreifen Politiker, die in Träumen, Declamationen und Phantasien herum irren, und doch so drängen, daß nur das Ihrige geschehe. Könnte jeder, der die Sache nicht versteht, dies nur auch mit solcher Gewiß-

heit wissen, wie daß er keine Uhr machen kann, und würde er auch mit so viel Bescheidenheit begabt sein, das, was er nicht kann, auch nicht machen zu wollen — so wäre uns fast aus aller Verlegenheit geholfen. . . .

An Gustav Heckenast.

Linz, am 8. September 1848.

— — — Der Mensch kann nicht leben ohne dem sittlich Großen, ja, wenn es ihm entzogen wird, verlangt er darnach mit heftigerem Hunger, als nach jedem andern Dinge dieser Erde. Schon jetzt ist eine Entrüstung über die Schandliteratur unserer Tage in allen Gemüthern, und sie verlangen mit Sehnsucht wie nach einem Tropfen Quellwasser in der Wüste nach dem Edleren. Wenn einmal die Welt im Grimme aufstehen wird, um all das Bubenhafte, das in unsern äußern Zuständen ist, zu zertrümmern, dann wird die geschändete Schönheitsgöttin auch wieder mit ihrem reinen Antlitze unter uns wandeln, ja, statt der bisherigen blos lieblichen oder naiven Miene wird sie das höhere, würdigere und siegesreichere Angesicht der wahren Göttin tragen. Geschähe das nicht, so wären wir alle ohnehin verloren, und das Proletariat würde, wie ein anderer Hunnenzug, über den Trümmern der Musen- und Gottheitstempel in trauriger Entmenschung prangen. Das ist aber heute und im heutigen Europa unmöglich — eher bricht die Knute über uns herein. . . .

An Gustav Heckenast.

Linz, am 6. März 1849.

— — — Das war ein fürchterliches Jahr! Ich habe mich in Bezug der Dinge, die da kommen werden, keinen Augenblick getäuscht, als ich nur einmal von der Haupttäuschung frei war, nämlich von der,

von unsern sogenannten gebildeten Leuten etwas zu halten. Von da an habe ich fast buchstäblich die Ereignisse vorausgesagt, in Linz sind viele Zeugen über diese Tatsache, die mich damals ausgelacht haben. Den ungarischen Krieg sagte ich am 15. März 1848 zu Grillparzer voraus (ich glaube, an diesem Tage wurden die Separatministerien bewilligt). Ich sagte einmal zu Zedlitz: Wenn einmal eine Bewegung ausbräche, dann behüte uns Gott vor den Journalisten und Professoren. Gewiß wird sich Zedlitz dieses Satzes jetzt oft erinnern. — Wir hatten eine furchtbare Zeit, wo sich die Staatskomödianten im Grenzboten etc. etc. recht entwickelten, nur nicht die Staatsmänner, und wer ein schlechter Dichter, ein ruinirter Student u. s. w. war, wird jetzt Staatsmann. — Das Ideal der Freiheit ist auf lange Zeit vernichtet. Wer sittlich frei ist, kann es staatlich sein, ja ist es immer, den andern können alle Mächte der Erde nicht dazu machen. Es gibt nur eine Macht, die es kann: Bildung. Darum erzeugte sich in mir eine ordentliche krankhafte Sehnsucht, die da sagt: »Lasset die Kleinen zu mir kommen,« denn durch die, wenn der Staat ihre Erziehung und Menschwerdung in erleuchtete Hände legt, kann allein die Vernunft, die Freiheit gegründet werden, sonst ewig nie! — »Unsere Schule wird eben die Übung sein,« sagte ein Freund. »Ja« — antwortete ich — »mein Knabe muß schwimmen lernen, dazu muß er ins Wasser, also werfe ich ihn von der Brücke in die Donau!« Ich habe diesen Sommer durch so vieles Schlechte, Freche, Unmenschliche und Dumme, das sich dreist machte und für Höchstes ausgab, unsäglich gelitten. Was in mir groß, gut, schön und vernünftig war, empörte sich, selbst Tod ist süßer, als solch' ein Leben, wo Sitte, Heiligkeit, Kunst, Göttliches nichts mehr ist, und jeder Schlamm und jede Thierheit, weil jetzt Freiheit ist, ein Recht zu haben wähnt, hervorzubrechen; ja, nicht blos hervorzubrechen, sondern zu terrorisiren. Das Thier

kennt nicht Vergleich mit dem Gegner, sondern nur dessen Vernichtung. Sind diese Menschen frei? fragte ich oft. Früher lag der Stein der Polizei auf ihren Lastern, jetzt treten dieselben auf, und die Besitzer werden von ihnen zerrissen. Sind sie frei? Darum gibt es nur das einzige Mittel: »Bildung!«

Ich habe im Mai, Juni, Juli fleißig in der Geschichte zu meiner Erzählung gearbeitet. Später war ich unmächtig. Ich habe einmal zu Ihnen gesagt: »Nur Krankheit kann mich hindern,« aber Krankheit wäre ein Labsal gewesen in Vergleich mit diesen Seelenleiden. Jetzt, wo wenigstens äußere Ruhe ist, lebe ich sehr zurückgezogen, arbeite sehr viel, und lebe von meiner eigenen, innern Gestalt.... Viele Menschen in Wien kennen mich, manche Stimmen nennen mich, und wenn der Boden so ist, daß ein Samenkorn sittliche Früchte bringen kann, dann werde ich gewiß redlich dazu arbeiten helfen. Daß ich keinen Ehrgeiz habe, so weit werden Sie mich kennen (ich hätte sonst wohl schon irgendwo zugetappt), aber daß ich einen Thatengeiz hätte, d. h. die menschliche Bildung wesentlich fördern möchte, das wissen Sie auch. Mein Gott, ich gäbe gerne mein Blut her, wenn ich die Menschheit mit einem Rucke auf die Stufe sittlicher Schönheit heben könnte, auf der ich sie wünschte. Unter einem Minister arbeiten, der die Weite und Größe rein menschlichen Blickes hätte, der mit einfacher Formel die große Menschheit zusammenfaßt, und sie als Endziel der einzelnen Strebungen hinstellt, welche Seligkeit! Etwa Grillparzer? Er fällt mir immer dabei ein. Um einen solchen Mann dann die beigearteten Kräfte gruppirt, daß sie ihn begriffen und die Theile ausfüllten — welch' ein schönes Bild. Aber dann müßte es kein Unterrichtsministerium geben, das immer mit den andern abdankt, sondern eine Unterrichtscommission (oder dergleichen), die bleibt. Ich habe einen ganzen Plan über Volksschulen (Unterricht — [Fachschule]) und Erziehung — [Humanitarschule] ins

Detail ausgearbeitet. Meine jetzige Lage ist sehr schlecht, alle Bestrebungen sind im Augenblicke unmöglich. . . .

Nach 6 (der „Studien") erhalten Sie zwei oder drei Bändchen für Kinder, die Sie bandweise ausgeben können, Kinder revolutioniren nicht, und Mütter auch nicht, also schauen Sie auf das Werk. . . .

An Joseph Türk.

Linz, am 26. April 1849.

— — — Ich habe oft Tage, wo mir das Herz brechen möchte. Jetzt nimmt man allerlei Anläufe, aber das oberste Prinzip steht noch nirgends fest; daß nämlich Erziehung die erste und heiligste Pflicht des Staates ist; denn darum haben wir ja den Staat, daß wir in ihm Menschen seien, und darum muß er uns zu Menschen machen, daß er Staatsbürger habe und ein Staat sei, keine Strafanstalt, in der man immer Kanonen braucht, daß die wilden Thiere nicht losbrechen. Man bessert jetzt in den bereits bestehenden Anstalten immer herum, als wie wenn jemand am Senegal einen eisernen Ofen hätte, der ihm in der Regenzeit allemal verdirbt, und den er allemal mit neuem Bleche flickt. Ich habe hier manche derlei Arbeiten gehabt. Wie war ich dabei traurig. . . .

An Gustav Heckenast.

Linz, am 4. September 1849.

— — — Könnte ich Ihnen nur zum zehnten Theile schildern, was ich seit März 1848 gelitten habe. Als ich sah, welchen Gang die Dinge nehmen, bemächtigte sich meiner die tiefste und düsterste Niedergeschlagenheit um die Menschheit, ich folgte den Ereignissen mit einer Aufmerksamkeit und Ergriffenheit, die ich selber nie an mir vermuthet hatte. Als die Unvernunft, der hohle Enthusiasmus, dann die

Schlechtigkeit, die Leerheit, und endlich sogar das Verbrechen sich breit machten, und die Welt in Besitz nahmen: da brach mir fast buchstäblich das Herz ....

Die Verhältnisse sehen, und doch die Verwirrung und Schlechtigkeit geschehen lassen müssen, ist ein Schmerz, der sich kaum beschreiben läßt. Ich habe in diesem Jahre Gefühle kennen gelernt, von denen ich früher keine Ahnung hatte. Alles Schöne, Große, Menschliche war dahin, das Gemüth war zerrüttet, die Poesie gewichen. Erst langsam kehren die schönen Gestalten wieder zurück, der Fels, der Baum, der Himmel beginnen wieder zu sprechen, und edle Menschen gibt es ja auch, die man lieben kann, und die man mit desto heißerer Liebe liebt, je treuer sie geblieben waren, als so viele zu den Schlechten abfielen....

An Gustav Heckenast.

Linz, am 16. October 1849.

— — — Ich machte mir den Grundsatz, mich zu beherrschen und gerecht und rechtschaffen zu sein, nebstbei nie in etwas einzugreifen, von dem mir mein Gewissen sagte, daß ich es nicht verstehe, und ließ dann die Welt urtheilen, wie sie wollte. Meinten doch auch Viele, die Kunst sei dem Ernste und der Größe der Zeit gegenüber unbedeutend, und auf viele Jahre hin würden sich die Menschen mit dieser Spielerei nicht mehr abgeben. Ich sagte darauf, die Kunst sei nicht nur höher als alle Welthändel, sondern sie sei nebst der Religion das Höchste, und ihrer Würde und ihrer Größe gegenüber seien die eben laufenden Dinge nur thörichte Raufhändel; wenn die Menschen nicht alles Selbstgefühles bar geworden sind, werden sie sich bald von dem trüben und unreinen Strudel abwenden, und wieder die stille, einfache, aber heilige und sittliche Göttin

anbeten. Und siehe, so ist es. Ja, des hohlen und öden Phrasenthums müde und ekel, werden sie dasselbe jetzt auch in der Kunst erkennen, wenn es auftritt, werden es verschmähen, und es steht daher diesem schönsten irdischen Dinge der Menschen eine Reinigung bevor. Die Revolution ist sogar aus dem Phrasenthume der Afterliteratur hervorgegangen. Ich habe Briefe aus der Gegenwart zu schreiben begonnen, sie sollten in die Allgemeine Zeitung kommen, aber ich that es nicht. In denselben wird die Revolution aus der Hohlheit unserer Sitten und Literatur hergeleitet. Vielleicht wäre in Kurzem die Zeit, wo eine solche ruhige, philosophische Entwicklung Anklang fände.

Seien Sie getrost und heiter, wir wollen sehr thätig sein, und Gott wird helfen. Vertrauen Sie mir, meine Kräfte sind aus dem Sturme der Zeiten fester hervorgegangen, als sie früher waren, wie man nach einer Krankheit oft gesünder ist, als vorher....

An Louise Baronesse von Eichendorf.

Linz, am 23. März 1852.

— — — Ich habe, wie ich in der Vorrede zu den Studien sagte, nie auf Schriftsteller- oder Dichterruhm Anspruch gemacht; Ruhm ist etwas so Eitles und Kurzdauerndes, daß das Streben darnach nur einem niederstehenden Geiste zukommt, und ein Dichter (ich meine ein echter, ein hoher Priester der Menschheit) ist wieder etwas so Erhabenes, daß ich beides nicht anstrebe: aber guten Menschen eine gute Stunde zu bereiten, Gefühle und Ansichten, die ich für hohe halte, mitzutheilen, an edleren Menschen zu erproben, ob diese Gefühle wirklich hohe sind, und das Reich des Reinen, Einfachen, Schönen, das nicht nur häufig aus der Literatur, sondern auch aus dem Leben zu verschwinden droht, auszubreiten und in einer nicht ganz unschönen Gestalt vor die Leser treten zu lassen, das war und ist das Streben meiner Schriften. Daher ist es mir immer

eine große Freude, wenn ich an höheren Menschen wahrnehme, daß ich in meinem Streben nicht ganz geirrt habe, und ein schönes Gefühl, ein heiteres Lächeln, eine sittliche Freude, die mir entgegen kommt, und sich als Frucht meiner Schriften ankündigt, ist meinem Herzen weit wohlthuender, als alle gelehrten und lobspendenden Kritiken. Namentlich freut mich die Wirkung an einfachen, ungekünstelten Gemüthern, denn sie stehen der Natur näher, und an die reine Natur wollte ich mich wenden. Mit Menschen menschlich sein, mit Höheren das Höhere lieben, an Gottes Schöpfung sich freuen, die festgegründete Erde nicht verachten, sich einem praktischen Handeln hingeben, es nicht verachten, wie Maria in den »Schwestern« selbst Gemüse zu pflanzen und Gartenbeete zu düngen und doch ein höherer, opferfreudiger Mensch zu sein, endlich mit fühlenden, geistigen Menschen gleichsam einen unsichtbaren Umgang zu haben, das war ungefähr die Grundlage meiner Schriften.

Sie haben mir so lieb und dankbar geschrieben, daß mir Ihr Brief theuer ist, und wenn ich Ihnen einen Theil Zufriedenheit wieder gegeben habe, wenn ich das vielleicht an andern Menschen auch noch zu thun vermag, so ist ja das ein Lohn, der weit das Verdienst meiner anspruchlosen Bücher übersteigt, und ich kann Gott nicht genug danken, daß er mir ins Herz gegeben hat, die Feder zu nehmen, und Dinge niederzuschreiben, wie sie mir ungefähr im Gemüthe waren. Ich habe kein Verdienst an meinen Arbeiten, ich habe nichts gemacht, ich habe nur das Vorhandene ausgeplaudert. Von Kindheit an mit einem gesunden Körper ausgestattet, schloß ich mich mit Freude an alle Naturdinge, liebte an Menschen die Äußerungen unverdorbenen Gemüthes, liebte überhaupt die Menschen, war (bis 1848 wenigstens) heiter wie die antiken Völker — und diese Dinge mochten auch in meine Schriften gekommen sein. . . .

An einen alten Lehrer

(Henricus Stephanus Sedlmayer)

Da neulich sah ich wie in der Jugendzeit
Dich weißen Hauptes, irgendwohin den Blick
Gerichtet nach einer Vokabel,
Welche ein Schüler verloren hatte.

Ein andrer mußte, nicht auf den Ruf gefaßt,
Eh er sich fassen konnte, sie fassen schon,
Und war auch er es nicht imstande,
Nanntest du es eine Seelenroheit.

Von strenger Milde war dieser Unterricht.
Du guter Lehrer hattest den Schüler gern.
Doch näher deinem reinen Herzen
Lag wohl das Wohl eines armen Wortes.

Latein und Deutsch: du hast sie mir beigebracht.
Doch dank ich Deutsch dir, weil ich Latein gelernt.
Wie wurde deutsch mir, als ich deinen
Lieben Ovidius lesen konnte!

Denn jenes wahrlich machte mir Schwierigkeit.
Mir fehlten Worte, und es gelang mir nicht,
Den Frühling, den ich erst erlebte,
In einem Aufsatz auch zu beschreiben.

Ovid ja selber hätte es nicht vermocht,
Und Goethe länger als eine Stund gebraucht —
Wie sollte es ein Schulbub treffen,
Wenn er nicht grade ein Journalist war?

Du guter Lehrer wußtest das nur zu gut.
Du übtest Nachsicht und weil ich in Latein
Doch vorzüglich bestanden hatte,
Gabst du in Deutsch mir nicht nichtgenügend.

So kam ich durch und besserte später mich,
Weil ich es fühlte, daß ich dir schuldig war,
Im deutschen Aufsatz nach der Schule
Deinen Erwartungen zu entsprechen.

Hätt' ich schon damals gleich zwischen acht und neun
So Deutsch geschrieben, wie zwischen zehn und elf
Latein ich las, wär' diese Ode
Diese horazische nicht entstanden.

Nimm diese Fleißaufgabe als Jugendgruß.
Denn du stehst milde heute wie einst vor mir.
In Bild und Wort bist du mir nahe,
Als ob ich heute noch vor dir säße.

Ich sehe dich, wie du mit der feinen Hand
Die Stirn dir streichst, die sorgende, als ob du
Ein krankes Wort betreuen müßtest —
Heilige Pflicht vor profanen Zeugen.

Schneeweiß wie damals, neigend den Kopf, doch hoch
Den Sinn wie damals, traf ich dich auf dem Weg
Zur Schule neulich und es war mir,
Daß ich mit dir in die Schule ginge.

Wohin verlor sich, sag mir, dein Altersblick,
Mir unverloren? Lehrest du immer noch
Verlorner Gegenwart die Sprache?
Folg mir und lasse die Klasse fallen!

Gruß an Bahr und Hofmannsthal

Gruß an Hofmannsthal

Ich weiß nur, daß Sie in Waffen sind, lieber Hugo, doch niemand kann mir sagen, wo. So will ich Ihnen durch die Zeitung schreiben. Vielleicht weht's der liebe Wind an Ihr Wachtfeuer und grüßt Sie schön von mir.

Mir fällt ein, daß wir uns eigentlich niemals näher waren, als da Sie Ihr Jahr bei den Dragonern machten. Erinnern Sie sich noch? Sie holten mich gern abends ab und wir gingen zusammen und ich weiß noch, wie seltsam es mir oft war, wenn wir im Gespräch immer höher in die Höhe stiegen, über alle Höhen uns verstiegen, und dann mein Blick, zurückkehrend, wieder auf Ihre Uniform fiel; sie paßte nicht recht zu den gar nicht uniformen Gedanken. Im Oktober werden's zwanzig Jahre! Seitdem ist man »berühmt« geworden, es hat uns an nichts gefehlt, aber wer wagt zu sagen, daß diese zwanzig Jahre gut für uns waren? Wie sind sie jetzt plötzlich so blaß geworden in diesem heiligen Augenblick! Es war eine Zeit der Trennung, der Entfernung, der Vereinsamung; jeder ging vom anderen weg, jeder stand für sich, nur für sich allein, da froren wir. Jetzt hat es uns wieder zusammengeblasen, alle stehen für einander, da haben wir warm. Jeder Deutsche, daheim oder im Feld, trägt jetzt die Uniform. Das ist das ungeheure Glück dieses Augenblicks. Mög es uns Gott erhalten!

Und nun ist auf einmal auch alles weg, was uns zur Seite trieb. Nun sind wir alle wieder auf der einen großen deutschen Straße. Es ist der alte Weg, den schon das Nibelungenlied ging, und Minnesang und Meistergesang, unsere Mystik und unser deutsches Barock, Klopstock und Herder, Goethe und Schiller, Kant und Fichte, Bach, Beethoven und Wagner. Dann aber hatten wir uns vergangen, auf manchen Pfad ins Verzwickte. Jetzt hat uns das große Schicksal wieder auf den rechten Weg gebracht. Das wollen wir uns aber verdienen.

Glückauf, lieber Leutnant. Ich weiß, Sie sind froh. Sie fühlen das Glück, dabei zu sein. Es gibt kein größeres. Und das wollen wir uns jetzt merken für alle Zeit: es gilt, dabei zu sein. Und wollen dafür sorgen, daß wir hinfort immer etwas haben sollen, wobei man sein kann. Dann wären wir am Ziel des deutschen Wegs, und Minnesang und Meistersang, Herr Walter von der Vogelweide und Hans Sachs, Eckhart und Tauler, Mystik und Barock, Klopstock und Herder, Goethe und Schiller, Kant und Fichte, Beethoven und Wagner wären dann erfüllt. Und das hat unserem armen Geschlecht der große Gott beschert!

Nun müßt ihr aber doch bald in Warschau sein! Da gehen Sie nur gleich auf unser Konsulat und fragen nach, ob der österreichisch-ungarische Generalkonsul noch dort ist: Leopold Andrian. Das ist nun auch gerade zwanzig Jahre her, daß Andrian den »Garten der Erkenntnis« schrieb, diese stärkste Verheißung. Er wird sie schon noch halten, mir ist nicht bang: ein Buch mit zwanzig, eins mit vierzig, eins mit sechzig Jahren, weiter nichts, in jedem aber volle zwanzig Jahre drin, dann wird er der Dichter der drei Bücher sein, das ist auch ganz genug. Und wenn ihr so vergnügt beisammen seid, und während draußen die Trommeln schlagen, der Poldi durchs Zimmer stapft und mit seiner heißen dunklen Stimme Baudelaire deklamiert, vergeßt mich nicht, ich denk an euch!

Es geht euch ja so gut, und es muß einem ja da doch auch schrecklich viel einfallen, nicht?

Auf Wiedersehen!

Bayreuth, 16. August 1914.

Hermann Bahr.

Heute kann's ja doch endlich zugestellt und ohne Verletzung des Briefgeheimnisses verbreitet werden. Heute muß ja der Humor dieser brieflichen Feuertaufe von durchschlagendem Effekt sein. Denn damals, als das Grauen noch eine Sensation war und man noch aufhorchte, wenn Mörser losgingen, ist die Wirkung verpufft. Und doch war dieses Schreiben des damals national, jetzt katholisch spekulierenden Literaturfilous, das ihn zugleich von der Seite jener Dummheit zeigte, die das aussichtsvollste Geschäft verderben kann, — und doch war es damals, ernsthaft, in den Zeitungen veröffentlicht, bei uns und in Berlin, und wurde von dem Meister noch in ein Buch, das er »Kriegssegen« nannte, aufgenommen. Das Glück, dabei zu sein, wurde von diesem Hermann Bahr allerdings zu einer Zeit empfunden, wo die Kriegsleistungspflicht noch nicht auf die 50- bis 55jährigen ausgedehnt war. Aber schließlich, wer hätte denn je gefürchtet, daß man auf Herrn Bahrs Dienste reflektieren würde, solange die Charge eines Kriegshanswurstes eine freiwillige und noch nicht systemisiert ist? Er ist darum noch kein Soldat, weil er den Kriegsausbruch einen »heiligen Augenblick« nennt, wie er darum noch kein Heiliger ist, weil er einen katholischen Roman geschrieben und ihn »Himmelfahrt« genannt hat. Es handelt sich indes nicht um sein Wohl und Wehe, von dem man überzeugt sein kann, daß er es in den Dienst jeder guten Sache stellen würde, die gerade aktuell ist, da er ja überall unabkömmlich ist und

nie daran dächte, sich anders als auf die bisherige Art reklamieren zu lassen. Es handelt sich vielmehr um die Einziehung des Herrn v. Hofmannsthal in die kriegerische Sphäre, die hier auf eine in der Geschichte der Mobilisierungen noch nicht erhörte Weise besorgt wird. Was die Verhältnisse der Wirklichkeit anlangt, in der Herr v. Hofmannsthal lebt und in der er, wenn schon nicht mit seinem Ruhme, so doch mit seiner Gesundheit den Weltkrieg überleben wird, so läßt sich nur sagen, daß es keine privatere Angelegenheit auf dieser blutigen Erde geben könnte als die Frage, ob einer mit größerer oder geringerer Begeisterung dabei ist, wo er dabei sein muß; daß es die letzte Privatangelegenheit ist, die der heutige Mensch hat; und daß es höchstens Sache des Staates, nie aber des Mitmenschen sein darf, der Kreatur den ungestörten Genuß des Erdenglücks zu mißgönnen. Aber die völlige Schamlosigkeit, mit der in diesem Fall auf publizistischem Wege die Gewißheit verbreitet wurde, daß der Herr von Hofmannsthal »in Waffen« sei und irgendwo — wer weiß wo — an einem Wachtfeuer sitze, an das der »Wind« den Gruß des Altmeisters, des daheim sitzenden, leider nicht mehr mitkönnenden, wehen möge — bitte, wehen möge! — nur dieser übertriebene Optimismus fordert zu der tatsächlichen Feststellung heraus, daß selbst im Krieg, der bekanntlich Krieg ist, auf die postalischen Verbindungen mehr Verlaß ist als auf den Wind. Denn die Post kann, wenn es ihr auch noch so schwer gemacht wird, immerhin findig sein, während der Wind ein von Natur schwanker Geselle ist, ehrgeizlos und ein Blatt öfter auf einen Misthaufen wehend, als Mist zu einem Wachtfeuer, an dem ein vaterländischer Dichter, wenn er gerade nichts zu singen und zu sagen hat, der Lieben in der Heimat gedenkt, welche jetzt Briefe an ihn schreiben mögen, die ihn nicht erreichen. Aber auf die Post kann man, wenn sich nicht die Zensur ins Mittel legt, Häuser bauen, die sie dann eins nach dem andern abläuft, bis sie den Adressaten gefunden hat, und der Briefträger hätte dem Herrn Bahr, der sich einmal beklagt hat, daß ihm die Briefe der Cosima Wagner nicht zugestellt werden, während die von Gabor Steiner ankamen, triumphierend beweisen können, daß er den Leutnant Hofmannsthal gefunden habe, gleich beim Ausbruch des Weltkriegs und die ganze große Zeit hindurch, an einem Wachtfeuer, das im Kriegsfürsorgeamt brennt und wo die Meinung des Herrn Bahr,

daß man dort warm habe und alle für einander stehen, durchaus zutrifft. Wer weiß wo: ehedem der schwermütige Refrain eines Soldatenliedes, ist in diesem Fall nicht einmal ein Postvermerk, da es sich keineswegs um die Feldpost handelt, deren Arbeit selbst bei zustellbaren Briefen immerhin durch die Truppenbewegungen erschwert wird. Denn es ist einfach nicht wahr, daß es je eine Zeit gab und wäre sie noch so groß gewesen, da niemand sagen konnte, wo Herr v. Hofmannsthal, und hätte er selbst in Waffen gestarrt, sich aufhalte. Er hat vor zwanzig Jahren als Dragoner Herrn Bahr begleitet; er wäre, da er in solcher Eigenschaft den Weltkrieg keineswegs begleitet hat, von Herrn Bahr zu finden gewesen. Diesem ist nur eingefallen, »daß sie sich eigentlich niemals näher waren«, als damals. Aber es hätte ihm eigentlich einfallen können, daß sie sich jetzt noch näher sind. Zum Beispiel dem Setzer, der diesen meinen Gruß gesetzt hat, ist es gleich beim Anblick des Bahr'schen Grußes, wiewohl der ihm schon gedruckt vorlag, eingefallen, und er hat die Stelle, wo es von jenen zwanzig Jahren heißt, daß »sie« so blaß geworden seien, irrtümlich für einen Druckfehler gehalten und richtig so gesetzt: »Wie sind Sie jetzt plötzlich so blaß geworden in diesem heiligen Augenblick!« Und er hat ein Übriges getan: er hat die Stelle, wo Herr Bahr von dem Glück, dabei zu sein, spricht, von dem ungeheuren Glück des Augenblicks: »Mög es uns Gott erhalten!«, er hat auch diese für einen Druckfehler angesehen und als ein gründlicher Kenner der wahren Seelenbeschaffenheit der beiden Herren die Worte hingesetzt: »Möge uns Gott erhalten!« Warum auch nicht? Es hat ja den beiden Herren durch all die zwanzig Jahre »an nichts gefehlt«, sie hatten sich so viel verdient, nun wollen sie sich auch noch das Glück des Augenblicks verdienen und einen Schluß auf Heroismus machen, wenn die Geschäftsspesen nicht allzu groß sind. Gott möge sie erhalten. Gott weiß, wie es der Setzer weiß, wie es der Briefträger und alle Welt weiß: wo Herr v. Hofmannsthal jenes Glück, von dem Herr Bahr behauptet, daß es kein größeres gibt, tatsächlich erlebt hat. Nur Herr v. Hofmannsthal selbst hat gezögert, es zu sagen; und da er die Bescheidenheit hatte, den offenen Brief des Mentors nicht auf der Stelle offen zu beantworten und nicht in jenen Zeitungen, die ihn gedruckt hatten, zu erklären, er sei zwar noch nicht in Warschau,

werde aber in Wien bleiben, weil er nicht mehr in Rodaun sein könne — so ist es erlaubt, an seiner Statt nachträglich die Berichtigung vorzunehmen. Dem rapiden Sturmlauf der Entwicklung vom Nibelungenlied über Herrn Walther von der Vogelweide, Mystik und Barock, Klopstock, Kant, Schiller, Beethoven bis zu der Erwartung: »Nun müßt ihr aber doch bald in Warschau sein!«, will ich mich dabei nicht hinderlich in den Weg stellen, da ja der Weg zweifellos der »rechte« ist. Indes, der Aufgeber des verloren gegangenen, aber viel gelesenen Briefes, der Autor dieses von der eigenen Windigkeit verwehten Bekenntnisses, dürfte längst wissen, daß am 16. August 1914 oder in den folgenden Tagen die Österreicher im Allgemeinen noch nicht in Warschau waren, daß speziell aber der Leutnant Hofmannsthal überhaupt nie so weit vorgedrungen ist, wenn ihm nicht etwa nach der Einnahme dieser Festung Gelegenheit geboten war, mit Liebesgabenpaketen oder in sonst einer honorigen Mission des Kriegsfürsorgeamtes dortselbst zu erscheinen. Was nun vollends die andere Erwartung des Herrn Bahr anlangt, Hofmannsthal werde, sobald er mit der österreichischen Armee seinen Einzug in Warschau halte, die Gelegenheit benützen, den dortigen österreichischen Generalkonsul aufzusuchen, so gehört sie so sehr in den Bereich jener Vorstellungen, die der kleine Moriz vom Kriege hat und die keineswegs zu verwechseln sind mit den Vorstellungen des großen Moriz, die wir tagtäglich im Leitartikel mitmachen, daß man sich wundern muß, wie die Setzer, die es das erstemal zum Druck brachten, die Setzer des Herrn Bahr, doch zweifellos von Gelächter geschüttelt, keinen Mißgriff gemacht haben. Ich habe, wie schon erwähnt, die meinen vor Ausschreitungen bewahren müssen. Denn mit den Setzern ist nicht zu spaßen, wenn sie einmal etwas Spaßiges in die Arbeit kriegen; da ist ihnen kein Augenblick heilig. Daß aber die Leser, ergriffen von dem Vorbild der Treue im Hinterland, wo auch der alternde Dichter seiner Lieben im Felde gedenkt, nicht gelacht haben, ist begreiflich. Was könnte man ihnen, die zu jedem vaterländischen Opfer des Intellekts bereit sind, in einem heiligen Augenblick nicht alles zumuten! Herr Bahr aber, der ja auch damals schon mehr als 50 Jahre alt war, also in einem Alter stand, das ihn zum Waffendienst wie zum Ammenmärchen in gleicher Weise untauglich macht, war

ernstlich der Meinung, daß der müde Sieger Hofmannsthal gleich beim Einmarsch und ehe er sich noch im Hotel die Hände vom Blut gereinigt hat, aufs Konsulat gehen werde, das an einem Tage, wo österreichische Truppen einziehen, natürlich noch nach zwei Uhr offen hat, und dort fragen werde, ob der Poldi, nämlich der Generalkonsul, da sei oder zufällig außer Haus. Denn es versteht sich von selbst, daß ein österreichischer Generalkonsul in einer russischen Festung bei Ausbruch eines Krieges nicht davonläuft, sich aber andererseits auch nicht fangen läßt, sondern auf seinem Posten ausharrt, bis die braven Österreicher kommen, die Eigenen, zu deren Empfang er natürlich anwesend ist, nicht etwa nur aus Gründen der Repräsentation, sondern auch, um den einziehenden Truppen das im Krieg notwendige Paß-Visum zu erteilen. Fragt sich höchstens, ob noch der Poldi — Herr Bahr scheint darüber nicht informiert — das Amt hat, das er vielleicht schon an den Rudi abgetreten hat, während er selbst in Moskau amtiert, wo er vorläufig noch auf die österreichische Armee warten muß. Vielleicht ist aber der Poldi noch in Warschau. Wenn ja, wird er zweifellos zur Feier des Tages, »und während draußen die Trommeln schlagen«, nicht nur in vergnügtem Beisammensein mit seinem Gast aus Wien, mit dem Hugerl, des gemeinsamen Gönners in der Heimat gedenken, sondern auch, durchs Konsulat stapfend, Baudelaire deklamieren, wie einst im Mai. Beiden aber, dem Generalkonsul und dem Eroberer Warschaus wird »schrecklich viel einfallen«, mehr noch als dem Bahr, dem es die Zeitungen in Wien und Berlin gedruckt haben. Nein, die Druckereien sind nicht geborsten vor Heiterkeit, denn sie waren sich der Wichtigkeit ihrer Mission bewußt, die sonst unbestellbare Botschaft an Leutnant Hofmannsthal weiterzugeben, der am Wachtfeuer wohl selten einen Brief, aber immer pünktlich seine Zeitung bekommt. Sie sind ja dazu da, den Wind zu machen statt des Windes, wiewohl selbst sie nicht verhindern können, daß, wenn künftig einmal ein rechtschaffener Wind Mist heranwehen sollte, ich glauben werde, es sei ein schöner Gruß vom Hermann Bahr. . . . Nun müßte man allerdings meinen, daß ein Mensch, dem das aus der Feder geflossen ist, auf Lebenszeit verhindert wäre, eine »Himmelfahrt« mit Erfolg auf den Markt zu bringen, weil es ja doch unmöglich sei, daß sich die Leser je noch von einem solchen Salzburger etwas

erzählen lassen werden. Denn wenn es bekannt ist, daß es keine hypertrophischeren Formen in der Welt der Erscheinungen geben kann als einen Christen, der ein Schmock, und einen Juden, der dumm ist, so könnte eine Verbindung dieser verschiedenen Eigenschaften und Zustände nicht eben das Ragout sein, das die Feinschmecker in der Belletristik vertragen. Aber was vertragen sie nicht! Wenn sich ein Herrgottsschwindler in einem Feldpostbrief, den er in Wien durch einen Dienstmann abgeben könnte, nur auf Eckhart und Tauler beruft, so glauben sie ihm sogar die Mystik; und wenn ein ausgewitzter Literaturschieber von einem heiligen Augenblick sprach und sich als sterbender Attinghausen noch einmal aufrichtete, um den Krieg zu segnen und die beiden Jünger, die an ihm auf so exponiertem Posten teilnehmen, mit der Bitte zu entlassen, ihn, während sie Baudelaire singend in den Tod ziehen, nicht zu vergessen, da stand wohl in manchem Auge eine Träne. Hätten wir unberufen die Einbildungskraft des größten Moriz, so »möchten wir uns das Gesicht des Herrn Hofmannsthal vorstellen«, wenn er dem alten Mystiker zum erstenmal wieder auf einem Jour bei Schlesingers begegnet und wenn der die Frage stellt, wie sich das damals in Warschau gemacht habe. Aber die beiden Herren, der Grüßer und der Gegrüßte, müssen sich irgendwie auf den Schlachtenruhm geeinigt haben, denn das Buch, in dem der Brief steht, ist im Handel geblieben und gewiß sind sie einverständlich zu dem Entschluß gekommen, es in dieser großen Zeit nicht einstampfen zu lassen. Mindestens ist nicht bekannt geworden, daß Herr v. Hofmannsthal aus Wien einen Feldpostbrief nach Salzburg, das doch immerhin zum weiteren Kriegsgebiet gehört, geschrieben hat, des Inhalts: »Lieber Bahr, machen Sie sich meinetwegen keine Sorgen. Weit entfernt, in Warschau zu sein, bin ich in Wien, ich bin gesund und arbeite an einem »Prinzen Eugen«. Ob ich das Glück fühle, dabei zu sein? Ob ich es fühle! › Ich weiß, Sie sind froh ‹, schreiben Sie. Wie Sie das erraten haben, Sie Kenner. Ob ich froh bin! Mir fällt schrecklich viel ein, zum Beispiel, daß wir uns eigentlich niemals näher waren als jetzt. Ich meine das nicht im lokalen Sinne, denn Sie sind in Salzburg; sondern im Punkt der Gesinnung. Sie können sich noch erinnern, wie ich Dragoner war. Sehen Sie, es ist das einzige, was ich ganz vergessen hatte. Ja, Sie haben recht. Wie sagt doch Baudelaire: Was wir vor zwanzig Jahr'n für zwei

Hallodri war'n! Sonst hat sich wenig verändert. Was den Poldi anlangt, an dessen Stimme Sie sich seit damals dunkel erinnern, so kann ich Ihnen mitteilen, daß auch bei ihm sich wenig verändert hat, es wäre denn, daß die Umstände schon zu der Zeit, wo ich nicht vor Warschau stand, ihn verhindert haben, dort Generalkonsul zu sein. Ich hätte ihn also nicht getroffen; gut, daß ich nicht dort war. Das Buch, das er mit vierzig Jahren hätte schreiben sollen, ist noch nicht erschienen, und zu dem mit sechzig, sagt er, hat er noch Zeit. Tatsächlich aber hat er neulich, während draußen die Burgmusik spielte, Baudelaire deklamiert, um Ihre Illusionen, Sie lieber Phantast, nicht ganz zu enttäuschen. Er hat durchgehalten. Die Zeit ist ernst; die Stimmung zuversichtlich. In diesem Sinne grüße ich Sie.« So ungefähr hätte Herr v. Hofmannsthal sich aussprechen sollen, ohne gezwungen zu sein, auch nur anzudeuten, daß er im Krieg eine Tätigkeit ausübe, mit der verglichen die im Kriegsarchiv auf der Mariahilferstraße gefahrvoll ist, von den Helden der Kriegsberichterstattung nicht zu reden, die doch oft den Rauch der Kaffeehäuser im engeren Kriegsgebiete zu schlucken kriegen, und ganz zu schweigen von manch einer draufgängerischen Kollegin, die eben dort, wo Männer auf Eroberungen ausgehen, am liebsten auch die Hände nicht in den Schoß gelegt hätte. Die Dienstleistung aber, die Herr v. Hofmannsthal erwählt hat, bietet dafür den Vorteil, daß sie den Funktionär in einem angenehmen Inkognito erhält, dem zwar kein Lorbeer blüht, das aber den Glauben, er stehe vor Warschau, weder hervorruft noch ausdrücklich in Abrede stellt. Hätte Herr v. Hofmannsthal der Gnade des Schicksals oder wie die Protektion heißen mag, die ihn unsichtbar gemacht hat, sich durch den Vorsatz würdig gezeigt, auf Kriegsdauer auch unhörbar zu sein, so hätte ich gern davon Abstand genommen, die Verlegenheit, in die ihn der taktlose Gruß des Herrn Bahr gebracht hat, zu vergrößern. Niemand hätte ihm vorgeworfen, daß er, der doch einst als Dragoner sein Jahr an der Seite des Bahr absolviert hat, das Glück, dabei zu sein, in einer ziemlich versteckten Filiale des Kriegs verspiele. Er hätte nichts zu tun gebraucht, als den gewagten Ausspruch, mit dem er seine »Österreichische Bibliothek« eingeleitet hat: »Es ist etwas Stummes um Österreich«, für seine Person wahr zu machen. Er hätte nichts zu tun gehabt, als zu schweigen, in einer Zeit, in der manche »nichtgediente« Kollegen, die zum Wort eine,

wenn auch nicht so erlesene, so doch tiefere Beziehung haben als er, es der Tat, zu der sie nicht geboren wurden, opfern mußten! In dem Augenblick, als er Musenalmanache auf das Jahr 1916 herausgab, schwarz-gelbe Büchel aussteckte und die unleugbare Popularität des Prinz Eugen-Marsches für literarische Zwecke zu fruktifizieren begann, war jede Diskretion über die weite Entfernung, in der sich seine einwandfreie Gesinnung von dem ihr angemessenen Schauplatz aufhält, überflüssig. In dem Augenblick, als er hervortrat, war es klar, daß er nicht in Warschau sei. Er mußte es nicht mehr dementieren. Er konnte die Theaternotizen, in denen von seinem Abmarsch an die Front berichtet wurde, unwidersprochen lassen. Er konnte die Ehre, die ihm durch das Manifest des Bahr angetan wurde, auf sich sitzen lassen! Jeder wußte es und konnte ihm ins Gesicht sagen, daß er in Wien sei, und an diesem Zustand ist nichts unstatthaft als der volle Mund einer Kriegsfürsorge, die anderen den Krieg besorgen möchte und sich selbst mit der Literatur zufrieden gibt. Denn da möchte ich doch bitten: wenn einer bei Kriegsausbruch im Vorzimmer einer Wohltätigkeitsanstalt gesehen wurde, von des Gedankens Blässe angekränkelt, wenn einer in einem heiligen Augenblick so verfallen aussah, wie zwanzig Jahre in der Erinnerung, so hat er auf Kriegsdauer jede Annäherung an den Prinzen Eugen zu unterlassen; wiewohl dieser auch wenig Freude an dem Weltkrieg gehabt hätte, aber selbst heute und trotz dem Bündnis mit der Türkei das mit der Brucken nicht so gemeint hätte, daß man konnt hinüberrucken ins Kriegsfürsorgeamt! Es ist unwürdig, sich von einem Professionsgrüßer ein »Glückauf, lieber Leutnant« zurufen zu lassen, wenn man bei sich selbst weiß und sich jeden Tag davon überzeugen kann, daß man das Glück hat, hinauf in ein Bureau gekommen zu sein. Man hat den Zuruf »Ich weiß, Sie sind froh« in solcher Lage mit einem lauten und vernehmlichen Ja zu quittieren, ganz als stünde man vor einem andern Altar als dem des Vaterlandes. Niemand hat von Leuten wie Bahr und Hofmannsthal Bravourstückeln in den Dolomiten erwartet; von Hofmannsthal nicht, weil er dazu zu gut erzogen ist, und vom Bahr nicht, wiewohl der Alterston des Abschiednehmers, der zwar nicht mehr mittun kann, aber von der rüstigen Jugend nicht vergessen werden will, keineswegs darüber hinwegtäuschen darf, daß die Biederkeit auch waffenfähig ist und

daß schon ältere Älpler in diesem Krieg losgegangen sind. Item; man war nie so herzlos, die Namen der beiden Herren in einer Verlustliste zu vermissen — obgleich sie schon manch wertvollere, wortärmere Menschen angeführt hat und wenige, von deren Fortleben sich eine ungünstigere kulturelle Wendung befürchten ließ. Aber der Übermut, der, nicht zufrieden, daß das Glück des Augenblicks lebenslänglich erstreckt wird, noch täglich in der traurigen Gewinnliste des Hinterlands figurieren will, ist wahrlich die lästige Kehrseite des Mutes, der einem erlassen wird. Herr Hofmannsthal hatte erst zu dementieren und dann ein Patriot zu sein! Oder zu schweigen und dann auch, solange der Krieg dauert, keine Musik dazu zu machen! Wenn er nicht bis Warschau gekommen ist, so hatte er auch nicht nach Berlin zu gehen und dort nebst einigen anerkennenden Worten für »Hindenburgs Siegeszug nach Warschau« eine Rede über den Krieg gegen Italien als »unseren Krieg« zu halten und durch solche Wendungen den schon ganz konfusen Bahr in Versuchung zu bringen, bei ihm anzufragen, ob er nun bald in Venedig sein werde, nämlich am Lido, wo Bahr selbst schon in den buntesten Uniformen Aufsehen erregt hat. Aber niemand hat dem Herrn v. Hofmannsthal, den der Treubruch Italiens einen Dreck angeht — privat mag er ihn schmerzen, weil er ihn verhindert, Goethes dritte italienische Reise zu machen —, niemand hat ihm außer dem Kriegsfürsorgeamt noch das Amt gegeben, die Nation zu vertreten. Er mag ja, was nicht schwer ist, eine ehrlichere Haut sein als der d'Annunzio, aber es ist kompletter Größenwahn, der ihn in die künstlerische wie politische Rivalität treibt, denn abgesehen davon, daß er mit dem bißchen ästhetischen Kram in Österreich weit weniger Staat machen kann, als jener mit seiner melodischen Fülle in Italien, wird doch d'Annunzio aus diesem Krieg mit etwas geschwächter Sehkraft hervorgehen, während Herr Hofmannsthal schon heute mit zwei blauen Augen davongekommen ist. Wenn einer statt vor Warschau zu stehen, im Kriegsfürsorgeamt sitzt, statt in Venedig einen Bombenerfolg zu haben, auf dem Podium der Berliner Singakademie steht und statt in Belgrad einzurücken, im Verlag der ‚Muskete' einen Prinzen Eugen mit Bildeln herausgibt — dann hat selbst einer, der sonst der letzte wäre, aus jenen Unterlassungen jemand einen Strick zu drehen, das Recht, sie festzustellen. Der alte Weg, den schon das Nibelungenlied

ging, ist jener gerade nicht, den der Herr Hofmannsthal gegangen ist, aber sicher hat der alte Mentor recht, wenn er bezweifelt, ob diese zwanzig Jahre, die so blaß wurden, als sollten sie gehalten werden, gut für uns waren. Was sein Telemach — »griechisch: Telemachos, der aus der Ferne Kämpfende« — getan hat, entspricht höchstens der Sorge, »immer etwas zu haben, wobei man sein kann«, oder wo man dabei sein kann. Gewiß, man soll ihm nicht vorwerfen, daß er die große Zeit nur mit dem Erlebnis der Bündnistreue hingebracht hat und damit, andere patriotisch zu ermuntern: er war wie bei manchem harten Strauß auch wieder bei jenem beteiligt, dem er die Libretti liefert, und er hat die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, zu Ehren Shakespeares ein intellektuelles Feuerwerk abzubrennen, bei dem die Einfälle knallten, ehe sie leuchteten und durch den Widerspruch, mit dem sie aufeinander losplatzten, einiges Aufsehen entstand. Er sprach davon, daß die »heutige Zeit keinen tieferen Drang kenne, als über sich selber hinauszukommen« — Glückauf! — und wenn Shakespeare bisher der Geist war, der alles sagt, »was in Momenten ungeheurer Ereignisse sich in den Herzen der Menschen verbirgt, was ein Gemüt ängstlich versteckt«, so werde »einem anderen Geschlechte ein stummer Shakespeare entgegentreten«. Shakespeare hätte das Gemütsleben einer Zeit, an der nichts ungeheuer ist als der Kontrast von ängstlich versteckten Gedanken und angemaßten Taten, wohl zur Gestalt gebracht; aber was uns vorderhand genügen würde, ist nicht so sehr die Erwartung eines stummen Shakespeare, als die Vermeidung eines lauten Hofmannsthal. Denn eben dieser ist eines der hervorragendsten Beispiele aus der Armee von Literaten, die zur Verherrlichung von Ereignissen ausgesendet wurden, welche sie um keinen Preis erleben möchten, und denen im Krieg »schrecklich viel eingefallen« ist. Sein ganzer Ruhm, der immer auf so schwachen Beinen stand, daß er nun vollends militärtauglich wurde, ist ihm dabei eingefallen. Der Krieg hat durch die Anziehung, die er auf die schwerpunktlosen Gehirne, auf das Scheinmenschentum, auf die dekorationsfähige Leere ausgeübt hat, Unwerte vernichtet und sich wenigstens darin von seiner positiven Seite gezeigt. Herr Hofmannsthal, der vom Vaterland erwartet, daß es ihn nicht rufe, wenn er von Schlachtenruhm träumt, aber wenn er erwacht, ihm Grillparzers Ehren erweise, er,

der nie mehr war als ein tauglicher Übersetzer fremder Werte oder ihr kunstgebildeter Vertreter, nie mehr als der gefällige Platzhalter eines vor ihm gegebenen Niveaus, auf dem sich die Natur unwohl gefühlt hat, dieser Hugo Hofmannsthal ist wie kaum einer aus der Schar geistiger Flüchtlinge um sein bißchen Besitzstand gebracht. Österreich irrt wie immer, wenn es in einem, der heute eben noch die Geschicklichkeit hat, sich mit den Landesfarben zu schminken, seinen geistigen Vertreter sieht. Es müßte ihm die Lizenz entziehen, das Wort in vaterländischer Sache mit mehr Anspruch auf Glaubhaftigkeit zu führen als ein beliebiger Journalist, und ihn endgiltig in die Redaktion verweisen, aus der Sphäre der Wohltat, wo an Literaten Kriegsfürsorge geübt wird, in einen jener dunkeln Privatbetriebe, wo Worte unerlebten Gesinnungen dienen müssen. Schon damit Herr Bahr, dessen Wehrfähigkeit trotz der Musterung, der er sich am Lido freiwillig unterzog, nicht mehr in Anspruch genommen wird und dessen nationale Bestrebungen weniger die politische Arena als die eines Zirkus verlangen — schon damit er wisse, wo er ihn und seinesgleichen zu finden hat, ihn nicht vergebens am Wachtfeuer suche und dort auch nicht vermisse!

Feldpostbrief

(Einer von vielen)

3. II. 16

Ich bekam hier im Felde zwei Hefte der Fackel aus den Jahren 1912/13 in die Hand. Also schon damals, im Balkankrieg, haben Sie die Kriegsberichterstatter erkannt.

Ich bin seit Beginn im Felde. Im Frieden ein Alleingeher, das Leben mein schwankender Gegner, die Welt mein verhaßter Feind.

Leider ist sich die Menschheit über die Ursache des Krieges noch nicht klar geworden und kläglich muten einen die Versuche der Nationen an, einander die Schuld zu geben.

Wir haben, was wir verdienen. Daran ist nicht zu rütteln. Der Krieg hat die Schufte gelassen, der Gemeinheit die Hand gegeben, den Unsinn zur Tragödie gewandelt, Worte zu Taten gemacht. Die wenigen Rechtwinkeligen an Leib und Seele niedergepreßt mit allen Krallen.

In manch ein gebrochenes Auge habe ich geblickt, manch einen zerfetzten Leib verscharren gesehen. Es hat mir nicht so weh getan wie die Berichte vom Krieg, die Verstümmelungen im Innern. Dieses in den Kot treten der Wahrheit, des Unbeschreiblichen; das Wort »Held« in der Feder solcher Kreaturen! Schütteln möcht's einen vor Abscheu. In allen Lagern der Nationen betreiben sie ihre gefährliche Giftmischerei. Was haben sie aus dem Krieg gemacht! Eine Hure, die sie außerdem noch vergewaltigen. Und kein Mittel, dieser Brut die Gurgel zuzudrücken? Keine Seele im Hinterland, die begreift? Die diesen feilen Schändern das Handwerk legt?

Nimm's wie's kommt! Aber da muß einem das Blut in den Kopf schießen, wenn so ein Schuft von der Feder mit seiner Unwissenheit, die nur von seiner verantwortungslosen Frechheit über-

troffen wird, uns zu loben wagt! Wenn er das Seelenleben des Soldaten schildert, den Krieg, seine Wirkungen, seine Höhen und Tiefen. Und dieses Gift wird als Serum gegen die Wahrheit eingeimpft. Diese Lehre bleibt Evangelium für alt und jung. Schmutz auf Schmutz gehäuft, und dann ein Wundern, weils stinkt. Statt zum Weg zurück, bringt uns der Krieg noch mehr seitab.

Und es ist alles umsonst. Als ich Ihre Hefte las, hat's mich im Innern berührt: Also doch Einer! Darum schreib' ich Ihnen.

Wenn man schon früher zu sterben hat, so wüßte man auch gerne, warum! Für die gegenwärtige Menschheit es zu müssen, ist — ironisch.

Mit Handschlag ein Ihnen unbekannter

Mensch

Feldpostskriptum

Wien, 9. April 1916

Ich weiß nicht, ob Ihnen diese Zeilen willkommen sein werden oder nicht.

Dennoch will ich aussprechen, daß ich Ihnen danken muß und dies aus innerstem Bedürfnis, dafür, daß Sie in dieser Welt, in der kraftlose Dummheit und brutalste Verderbtheit dualistisch regieren, der einzige Schriftsteller sind, der die Wahrheit anzudeuten wagt.

Wenn auch das Vergnügen, geboren zu sein, durch das Leben- und Sterbenmüssen für diese Menschheit wahrlich allzu teuer bezahlt ist, so bleibt doch auch dem tiefen Dunkel dieser Gegenwart das Erwarten der vereinzelten Lichtschimmer, welche die Fülle Ihrer Gedanken verbreiten wird, wenn vielleicht einmal glücklichere Enkel bessere Menschen zu sein bestrebt sein werden als die Generation von Sklaven und Aufsehern, die uns umtobt.

Ein Kriegsinvalider.

Worte Luthers

Tischreden von Kriegen.

»Büchsen und das Geschütz ist ein grausam, schädlich Instrument, zersprengt Mauern und Felsen, und führt die Leute in die Luft. Ich gläube, daß es des Teufels in der Hölle eigen Werk sei, der es erfunden hat, als der nicht streiten kann sonst mit leiblichen Waffen und Fäusten. Gegen Büchsen hilft keine Stärke noch Mannheit, er ist todt, ehe man ihn sieht. Wenn Adam das Instrument gesehen hätte, das seine Kinder hätten gemacht, er wäre für Leid gestorben.«

Eines großen Helden und Kriegsmanns Amt.

»Eines guten, frommen, vortrefflichen Kriegsmanns Wille und Meinung ist, daß er lieber will einen Bürger oder Mann, der Freund ist, erhalten, denn tausend von Feinden umbringen; wie Scipio der Heide und der Römer oberster Feldherr sagte. Darum fähet kein rechter Kriegsmann leichtlich und ohne große Ursache ein Krieg an, liefert nicht gerne eine Schlacht, noch belagert eine Stadt.«

Tischreden von Juden.

». . . Aber unser Herr Gott kann diese Kinder fein scheiden, denn diesen gibt er hier ihren Lohn, jenen behält er ins künftige Leben. Doch haben sich die Juden Abrahams gerühmt, nicht um seinet, sondern um ihrer Ehre willen. . . .«

»Die Juden haben ihre Zauberei gleich sowohl als andere Zauberer, sie gedenken also: Geräth's uns, so stehet's wohl um uns; wo nicht, so ist's um einen Christen gethan; was liegt uns daran? Denn sie achten eines Christen, wie eines Hundes. . . . Noch sitzen sie bei uns in großen Ehren.«

»... sind allenthalben im Reich zerstreut, nach ihren Worten, die sie zu Pilato sagten: ‚Wir haben keinen König, denn den Kaiser.‘ Es ist aber ein schändlich Volk, es erschöpft Alles aus mit dem Wucher; wo sie einer Obrigkeit tausend Gulden geben, so saugen sie dagegen von den armen Untersassen zwanzigtausend Gulden.«

Darnach las der Doctor aus einem ebräischen Buch etliche ihrer sehr stolzen Gebete, darinnen sie Gott loben und anrufen, als wären sie allein sein Volk, und verfluchen alle andern Völker; dazu brauchen sie den 23. Psalm: ‚Der Herr ist mein Hirt, mir wird nichts mangeln‘; gleich als wäre er eigentlich und vornehmlich von ihnen geschrieben. Summa, den armen Leuten ist nicht zu helfen, sie wollen Gottes Wort nicht hören, sondern ihre Gedanken und Fündlein.

»... Die Juden können sich mit den Türken viel besser vergleichen, denn mit den Christen, denn Juden und Türken sind eins, und bekennen, daß nur Ein Gott sei. ...«

»... Nimmermehr hält ein Christ so fest an seinem Christo, als ein Jude oder auch ein Schwärmer an seiner Lehre hält. Denn obwohl ein Christ auch dabei bleibt, bis in den Tod, doch strauchelt er oft, und beginnet zu zweifeln. ...«

Tischreden von Landen und Städten.

»... Daß Gott allein uns ernähret, nicht Geld und Gut; denn dasselbe, da es vorhanden ist, machet uns faul und sicher; deß sind die Venediger, das doch die allerreichste Stadt ist, ein Exempel, die bei unsern Zeiten große Theuerung erlitten haben. ...«

»Es ist keine verachtetere Nation, denn die Deutschen. Italiäner heißen uns Bestien; Frankreich und England spotten unser, und alle andern Länder. Wer weiß, was Gott will und wird aus den Deutschen

machen; wiewol wir eine gute Staupe vor Gott wol verdient haben.«

». . . Gott gäbe uns ja gern Allen genug, wenn wir seine Gaben nicht so schändlich mißbrauchten, und mit unserm Geiz verderbten.«

Der Welt Bild.

»Die Welt ist gleich wie ein trunkener Bauer, hebt man ihn auf einer Seite in den Sattel, so fällt er zur andern wieder herab; man kann ihm nicht helfen, man stelle sich wie man wolle. Also will die Welt auch des Teufels sein.«

Ein Anders von Undankbarkeit.

»Wer seinen Besitz nicht verlieren will, der sterbe vor dem Verlust desselben.... Die Welt ist ein solcher Haufe, der die väterlichen Wohlthaten so hinnimmt, und dieselben mit Lästerungen und Undank vergilt.«

Wie Gott D. Martin Luthern wider der Welt Toben erhalten hat.

». . . Ich halt, daß Keiner in hundert Jahren gelebt hat, dem die Welt so feind gewesen, als mir. Ich bin der Welt auch feind, und weiß nichts im ganzen Leben, da ich Lust zu hätte, und bin gar müde zu leben. Unser Herr Gott komme nur bald und nehme mich flugs hin, und sonderlich komme er mit seinem jüngsten Tage, ich will ihm der Worten gern den Hals herstrecken, daß er ihn mit einem Donner dahin schlage, daß ich liege.«

Gebet an die Sonne von Gibeon

Sonne, immer du noch purpurnen Abschied nimmst,
immer doch unbeirrt, immer den Erdentag
segnend, der ins Gesicht dir in Finsternis prahlt —
wieder vorbei dem Menschenkreis.

Keines irrenden Sterns zitternder Funke war
je verborgener den vom Dunkel Verblendeten
als dein flammendes Meer, das den Abend umarmt
wie ein brennendes Gottesherz.

Sonne, dankloser dir, dunkler sich selbst verbleibt
alles Lebendige, das nicht Athem der Pflanze hat,
nicht die Weisheit des Thiers — wahllose Geberin,
nur du, Sonne du, weißt es nicht!

Sieh diese Kugel aus Kot, die einst der Teufel warf
in die Planetenbahn, wie sie sich um sich dreht,
und nur um dich, daß sie in gutem Lichte sei,
Spielball eigener Eitelkeit.

Oder aus Raum und Zeit sprang dieser Wechselbalg,
wähnt sich selbst eine Welt, wähnt, daß die Welten nur
seine Trabanten sind — doch für den Sternenlauf
lebt er ein ewiges Hindernis.

Daß du noch Farben hast, Sonne, ob solchem Grab
aller Liebe, die je kosmischer Geist vergab!
Daß du noch prangen kannst vor der Armseligkeit —
Wunder dieser Entgötterung!

Nicht das Gold deines Strahls hält ihren Blick gebannt,
für einen Silberling ist eine Andacht feil.
Daß vor höchstem Gericht du ihres dunkeln Sinns
zeugtest, fürchtet die Erde nicht.

Liehe die ewige Nacht ihr eine Aussicht nur
auf noch besseres Gold als sie dem Tage stahl,
gingst du auf immer dahin, keine Thräne dir nach
flöß' aus erloschenem Menschenaug.

Welcher Sinn denn befiehlt irdischen Lebens Gang?
Nicht in Athem und Dank an Gott, daß er Athem gab,
lebt der Mensch seine Zeit, sondern er zahlt damit,
endlich schuldig nur an sich selbst.

Gibt es der Götter noch, denen das All sich beugt:
blieb der Bezirk, worin Wahn mit der Gier regiert,
blieb die Stätte, worauf Menschliches irregeht,
unvermindert Jehovahs Reich.

Heil dir, o Israel! wer ist wie du, vor ihm,
der deiner Hilfe Schild und deines Sieges Schwert?
Siehe, es schmeicheln dir deine Feinde, o Volk,
aber du trittst auf ihre Höhen!

Keiner von ihnen soll vor dir beştehn, und du,
fürchtest du Gott allein, aber sonst nichts in der Welt:
durch alle Wässer gehst trockenen Fußes durch,
immer den Kopf zum Ziel gewandt.

Durch die Schärfe des Schwerts schlugst du sie, immer sind
gottverschworner Vertilgung alle sie ausgesetzt.
Und es fielen vom Himmel große Steine auf sie.
Denn der Herr stritt für Israel.

Sie zu vertilgen gab er sie in Israels Hand,
daß es setzte den Fuß auf der Könige Hals;
alles Lebendige gab, alle Seelen der Gott
gottverschworener Rache preis.

Und so wird es der Herr all ihren Feinden thun,
denn er stritt wider sie, stritt nur für Israel.
Denn ihr Herz war verstockt, daß sie sich weigerten,
Zins zu geben dem Gottesvolk.

Nicht Weib noch Mann entrann, nicht Kind und Greis
dem Schwert,
verschont nur ward und geehrt, wer den Verrath ersann,
und alles Silber und Gold und alles Geräth aus Erz
legten sie zu dem Schatz des Herrn.

Doch die zu Gibeon hielten zu Israel.
Denn sie fürchteten sich. Nicht erwürgt wurden sie,
nur verflucht wurden sie, ewig Sklaven zu sein
für die Gemeine Israels.

Weil sie schlossen den Bund, wurden sie nur bestimmt,
Holz zu hauen und auch Wasserträger zu sein
für die Gemeine und auch für den Altar des Herrn,
desselbigen Tags bis auf diesen Tag.

Doch der Geschlechter Geschlacht nichts Lebendiges ließ,
und so plünderten sie alle Beute für sich.
Und es war auch kein Tag diesem erwählten gleich,
vor ihm keiner und nach ihm nicht.

Denn zur Feier des Siegs am Himmel ein Wunder war
und die Sonne blieb stehn, die Sonne zu Gibeon,
und auch der Mond im Thal stand stille zu Ajalon.
Denn es geschah für Israel.

Mitten am Himmel stand, wie es geboten war,
beinah sie den ganzen Tag, nicht eilte sie unterzugehn,
bis das Volk sich gerächt an seinen Feinden. Dies
im Buch des Frommen geschrieben steht.

Und der eifrige Gott, welcher am siebenten Tag
der Zerstörung nicht ruht, hieß sie vollenden, bis
sie der besiegten Welt den Fuß auf den Nacken gesetzt
und ein Geschrei erheben gedurft.

Denn es ward ihnen gesagt, nicht zu erheben so lang
Geschrei, bis ihnen gesagt, daß sie erheben Geschrei,
dieses hielten sie ein, dann aber gingen sie hin,
Geschrei zu erheben wie ihnen gesagt.

Wie das Geschrei nun erscholl, da fiel die Mauer ein,
und wie das Volk es sah, daß da die Mauer fiel
auf das Geschrei, das Volk ein großes Geschrei erhob,
herzufallen über die Stadt sogleich.

Völker, die es gehört, wurden hörig dem Volk;
alle schrieen wie es, alles ward Israel.
Alle Sprachen durchdrang einzig die Melodie,
deren Schalmei das Geld anlockt.

Und sein Wechsel verlangt anderen Wechsel auch –
Schwarz von Tinte der Tag, rot vom Blute die Nacht!
Aber welche es sei: Fluth, die im Wechsel wuchs:
Israel ging trocken durch.

Ist die Erde ein Meer, so braucht die Erde mehr,
mischt das Blut mit dem Meer, immer noch mehr und mehr –
Rache, der Raubfisch, steigt, Drache, hoch in die Luft,
daß sie Freistatt des Mordes sei!

Näher, mein Gott, zu dir! Näher der Sonne zu!
Sonne, dir angethan bleibt es in Ewigkeit!
Leuchtest wieder und lachst? Hingang und Wiederkehr
bleibt die Uhr dieses Menschentags?

Wirft diese Erdenschmach keinen Schatten auf dich?
Sonne, quält es dich nicht, wenn du im Mittag stehst,
daß der Strahl deines Augs fällt auf das Leichenfeld,
wo die Hyäne Mahlzeit hält?

Lasse stehen die Zeit! Sonne, vollende du!
Mache das Ende groß! Künde die Ewigkeit!
Recke dich drohend auf, Donner dröhne dein Licht,
daß unser schallender Tod verstummt!

Goldene Glocke du, schmilz in eigener Gluth,
werde Kanone du gegen den kosmischen Feind!
Schieß ihm den Brand ins Gesicht! Wäre mir Josuas Macht,
wisse, wieder wär' Gibeon!

Richte dich auf zum Gericht! Eile nicht unterzugehn,
bis sich das Licht gerächt an dem dunkeln Geschlecht,
und deine blutige Pracht trockne sein elendes Blut
gottverschworener Rache gemäß!

Keiner von ihnen soll vor dir bestehn, und du
auf ihre Höhen tritt, zum dunkeln Untergang
brenne, leuchte herab, lache Sonne, daß du
es nun doch an den Tag gebracht!

Aber ein Wunder hier thu auch an Pflanze und Thier.
Flamme des Menschentods sei ihnen Wärme nur.
Rufe Frühling zurück allem, was unterthan
rauchgeborenem Leben war.

Allem Erschöpften gib Farbe und Lust zurück.
Laß den Menschen jedoch, Henker an allem was
mit der Natur verwandt, laß die Maschingeburt
sterbend sehn, wie das Gras gedeiht!

Und das Thier, das er trieb, seine Ware zu ziehn
und in den Kampf zu ziehn um seiner Ware Heil —
labe es, wenn du statt Strahlen doch Blitze hast,
zu vertilgen den Seelenfeind.

Wenn du ein Ende gemacht hochmüthiger Niedertracht
und du dem Blutgeschäft unendlichen Sieg entreißt —
von deiner Glorie schweigt irdischer Lobgesang,
weil sie den Schmeichler hinweggerafft.

Aber es rauschen dir erwachende Sphären. Dank
tönet im Äther, wo Harfen der Liebe sind.
Welch einen Wandel führst du den Sternen herauf!
Staunend erkennt die Schönheit sich.

Es wird ein Sonntag sein. Götter kommen zum Fest.
Ursprungs eilen herbei Geister, ledig der Zeit.
Ohne den Menschen ist Freude. Am neuen Tag
sonnt sich, der dich geschaffen hat.

Und die Liebe um dich höret nun nimmer auf,
und die Musik im All schallt deiner Herrlichkeit,
und dein erhabener Glanz ist ohnegleichen heut,
weil ihm das Menschenauge brach!

KARL KRAUS

WORTE IN VERSEN

LEIPZIG
KREUZSTRASSE 3b
VERLAG DER SCHRIFTEN VON KARL KRAU
1916

Druck der Offizin W. Drugulin

INHALT der vorigen fünffachen Nummer 418—422, 8. April 191
Kierkegaard und die Journalisten / Zum ewigen Gedächtnis
Die Historischen und die Vordringenden / Das Lysoform-Gesicht
Glossen / Fahrt ins Fextal / Notizen / Aus jungen Tagen

Kleiner Konzerthaussaal

(III. Lothringerstraße 20)

FREITAG DEN 12. MAI 1916

PRÄZISE HALB 8 UHR

VORLESUNG

KARL KRAUS

ARTEN zu K 10.—, 8.—, 6.—, 4.—, 2.—, 1.— an der Konzerthauskassa, III. Lothringerstraße 20, bei Kehlendorfer, I. Krugerstraße 3 und in der Buchhandlung Friedlaender, Kärntnerstraße 44

in Teil des Ertrages wird der Kinderfürsorge zugeführt)

BENDA, MITTWOCH DEN 24. MAI

PRÄZISE HALB 8 UHR

SHAKESPEARE-FEIER

Die lustigen Weiber von Windsor

vorgelesen von KARL KRAUS

ARTEN zu K 6.—, 4.—, 3.—, 2.—, 1.—, 50 Heller an den oben angegebenen Verkaufsstellen

er gesamte Reinertrag wird den Gefangenen in Beresowka

NR. 426 — 430 JUNI 1916 XVIII. JA

DIE FACKEL

HERAUSGEBER

KARL KRAUS

INHALT:

Das übervolle Haus jubelte den Helden begeistert zu, die stra
salutierend dankten / Das Gegenstück / Glossen / Der tragis
Karneval / Notizen / Der Krieg im Schulbuch / Glossen
Desertion in den Tod / Die Fundverheimlichung

NACHDRUCK VERBOTEN

Preis dieses Heftes:

1 Krone 50 Heller = 1 Mark 25 Pf.

VERLAG: ‚DIE FACKEL', WIEN

DIE FACKEL

Nr. 426—430 15. JUNI 1916 XVIII. JAHR

Das Gegenstück

Aus München wird uns geschrieben: Unter dem Schlagworte »Die Feldgrauen für die Feldgrauen« veranstalten Offiziere und Mannschaften der hiesigen Ersatzformationen ein ganz eigenes Theater, wobei sie das von einem Feldgrauen verfaßte Stück »Der Hias« zur Aufführung bringen. Im Rahmen einer dreiaktigen Komödie werden uns einzelne Bilder aus dem Leben in Feindesland vor Augen geführt, und wir lernen so ziemlich alles kennen, was der Krieg an Abenteuerlichem, Verwegenem und Überraschendem, nicht minder aber auch an herzhaft Erfrischendem und Ergreifendem mit sich bringt. Patrouillengänge, Gefangennahme, Kriegsgericht gegen »deutsche Barbarei«, französischer Chauvinismus und frohgemutes Lagerleben wie die Feier des Königsgeburtstages wechseln in bunter Reihe ab, wobei ganz besonders das kameradschaftliche Zusammenleben der Offiziere und sonstigen Vorgesetzten mit der Mannschaft und deren treues Zusammenhalten geschildert wird. Die Anhänglichkeit der Mannschaft an die Offiziere zeigt sich im schönsten Licht, — und solch ein Muster echt bayerischer Art ist der Offiziersbursche Hias,

der durch seine rasche Entschlossenheit, seine Tapferkeit und seine Klugheit seinen verwundeten Leutnant vor schmachvollem Ende in den Händen der Franzosen rettet und die Schuldigen der gerechten Vergeltung zuführt. Aber um die Fabel des Stückes handelt es sich gar nicht; was uns bei diesem Theater so mächtig packt, ist der frische Zug, der es durchweht, ist die Ursprünglichkeit und Echtheit, die ihm anhaften. Es ist Theater und doch keines, vielmehr in höherem Sinne wahrhaftiges Leben, das durch die unbeholfene Darstellung nur noch gewinnt. Was diese Feldgrauen uns jetzt auf der Bühne des Münchner Volkstheaters »vorspielen«, das ist nur die Wiedergabe des Erlebten, wenn auch in anderer Form, das ist aus ihren Empfindungen herausgeboren und wohl nur ein Spiegelbild ihres ureigensten Wesens, wie es sich draußen im Felde gebildet hat. Am deutlichsten zeigt sich dies im zweiten Akte, da der »Geburtstag des Kini« (Königs) gefeiert wird und die Soldaten nun durch ihre bescheidenen, von den Kameraden bejubelten Darbietungen das Fest verschönern und für deren Erheiterung sorgen. Und während Schnadahüpfeln gesungen werden und ein unverfälscht bayrischer Schuhplattler getanzt wird — dabei zwei Soldaten als fesche Dearndln —, arbeitet am Offizierstische das Feldtelefon, werden Meldungen entgegengenommen und abgegeben, arbeitet die Kriegsmaschine ihren eisernen, unerbittlichen Gang! Dieser Akt ist vom Publikum beklatscht worden, wie dies noch keine Kunstleistung erfahren hat. In den Zwischenpausen spielte das Militärorchester patriotische Lieder und Märsche. Es ist wohl überflüssig zu betonen, daß sämtliche Mitwirkenden, denen sich auch einige Damen der Gesellschaft angeschlossen haben, keinerlei Spielhonorar beziehen, die gesamten Einnahmen aus diesen Vorstellungen fließen dem Roten Kreuz für militärische Wohlfahrtseinrichtungen zu. Und da es also auch nach dieser Richtung hin kein Theater im üblichen Sinne sein will, nennt der Theaterzettel keinen einzigen Namen der Mitwirkenden, ja, nicht einmal der Verfasser des Stückes tritt aus seiner bescheidenen Zurückhaltung heraus. Im dritten Akte sollte auch ein Film vorgeführt werden, aber leider hat die Polizei ihn wegen Feuersgefahr gestrichen, so daß wir darum kamen, die Auffahrt der Artillerie, Handgranatenkampf, Handgemenge und Nahkampf zu sehen. Zum Schlusse endlich gab es noch ein in großen Dimensionen gehaltenes lebendes Bild »Krieg und Frieden«, das ebenfalls sehr viel Beifall fand. Wie uns mitgeteilt wird, beabsichtigt das Theater der Feldgrauen, das in München nur acht Vorstellungen veranstaltet, das ganze Land zu bereisen; es wird sicherlich überall herzliche Aufnahme finden, um so mehr, als in diesem Stück so manches kluge, liebe und zuversichtliche Wort fällt, das lebhaftes Echo in den Herzen der Zuhörer weckt. Und dazwischen viel Scherz und gesunder, kräftiger, echt bajuvarischer Humor, der wirklich zündend wirkte. Daß schließlich auch unserer Verbündeten, ganz besonders aber der ruhmreichen österreichisch-ungarischen Armee,

gedacht wird, versteht sich von selbst. Kein Zweifel, der »boarische Hias«, der unverfälschte Typus des »bayrischen Löwen«, wird auf seiner Rundfahrt durch die deutschen Gaue seinen Weg machen, und er wird sicherlich überall herzhaftem Verständnis begegnen, — jenem stillen, behäbigen, guten Lächeln, das so sehr die Seele erwärmen kann.

Nur daß wir hier, gemäß der Volksart, mehr aufs Individuelle gegangen sind, die dort mehr aufs Allgemeine. Aber auch dies ist so schön, so in höherem Sinne wahrhaftiges Leben, so traulich ist es, dazusitzen, während die Kriegsmaschine auf der Bühne ihren eisernen unerbittlichen Gang arbeitet, und Soldaten zu sehen, die Soldaten spielen und, solche wieder, die fesche Dearndln sind, und Damen der Gesellschaft, die mittun, und nur der Handgranatenkampf entfällt wegen Feuersgefahr, aber der Tod stellt lebende Bilder, die andern sind im Nahkampf umgekommen, wir sind um den Nahkampf gekommen, aber gesunder Humor bringt Ersatz, und so ans Herz geht es, daß man hoffen kann durchzuhalten, bis man mit jenem stillen, behäbigen, guten Lächeln, das die Seele erwärmt, einst im ewigen Frieden zu sich kommt. Kein Handgemenge — Schuhplattler gibt's heut! Kein Nahkampf — Schnadahüpfeln! Kein Ärgernis in der Welt. Ich habe die Regie. »Was für eine Gesellschaft ist es? ... Wie kommt es, daß sie umherstreifen?. . .« »Die besten Schauspieler in der Welt, sei es für Tragödie, Komödie, Historie, Pastorale, Pastoral-Komödie, Historiko-Pastorale, Tragiko-Historie, Tragiko-Komiko-Historiko-Pastorale, für unteilbare Handlung oder fortgehendes Gedicht. Seneka kann für sie nicht zu traurig, noch Plautus zu lustig sein. Für das Aufgeschriebne und für den Stegreif haben sie ihres Gleichen nicht.« ». . . der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten: der Tugend ihre eignen Züge, der Schmach ihr eignes Bild, und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen . . . . O es gibt Schauspieler, die ich habe spielen sehn und von andern preisen

hören, und das höchlich, die, gelinde zu sprechen, weder den Ton noch den Gang von Christen, Heiden oder Menschen hatten, und so stolzierten und blökten, daß ich glaubte, irgend ein Handlanger der Natur hätte Menschen gemacht, und sie wären ihm nicht geraten; so abscheulich ahmten sie die Menschheit nach .... Und die bei euch den Narren spielen, laßt sie nicht mehr sagen, als in ihrer Rolle steht: denn es gibt ihrer, die selbst lachen, um einen Haufen alberne Zuschauer zum Lachen zu bringen, wenn auch zu derselben Zeit irgend ein notwendiger Punkt des Stückes zu erwägen ist.« »... Die Schauspieler können nichts geheim halten, sie werden alles ausplaudern.« »... Habt ihr den Inhalt gehört? Wird es kein Ärgernis geben? — Nein, nein; sie spaßen nur, vergiften im Spaß, kein Ärgernis in der Welt. — Wie nennt ihr das Stück? — Die Mausefalle. Und wie das? Metaphorisch....« »Der König steht auf. — Wie? Durch falschen Feuerlärm geschreckt ...?« »Ei, der Gesunde hüpft und lacht, dem Wunden ists vergällt; der eine schläft, der andere wacht, das ist der Lauf der Welt. Sollte nicht dies, und ein Wald von Federbüschen (wenn meine sonstige Anwartschaft in die Pilze geht) nebst ein paar gepufften Rosen auf meinen erhöhten Schuhen, mir zu einem Platz in einer Schauspielergesellschaft verhelfen?...« »Ha ha! Kommt, Musik! kommt, die Flöten! Denn wenn der Kini von dem Stück nichts hält, ei nun! vielleicht — daß es ihm nicht gefällt.« O lieber Horatio, ich wette Tausende auf das Wort des Geistes!

Glossen

Die Welt als Vorstellung

Was die Behauptung Cadornas betrifft, daß die von unseren Truppen bisher erstürmten Stellungen nur »Vorstellungen« seien, so sei nur neuerdings —

Erschütternd, wie hier der neue Sinn des Worts zum alten zurückfindet, ohne Vorstellung davon. Denn die von uns genommenen Stellungen sind keine Vorstellungen, sondern richtige Stellungen, und die Behauptung Cadornas, daß es bloße Vorstellungen und nur in unserer Vorstellung existierende Stellungen seien, ist eine falsche Vorstellung. Nun war aber auch kürzlich von den Stellungspflichtigen und den »Vorstellungspflichtigen« zu lesen. Hier ist wieder Zuwachs zum Leid der Menschheit, durch das Leid der Sprache. Sind es solche, die verpflichtet sind, eben hievon eine Vorstellung zu haben? Nein; es wäre von übel. Solche, die verpflichtet sind, sich irgendwo vorzustellen? Ja und nein. Etwas vorzustellen? Danach wird nicht gefragt. Einem etwas vorzustellen, wie ihre Jugend, ihr Alter, ihre Krankheit, ihre Unentbehrlichkeit? Das können oder brauchen sie nicht. Einem Vorstellungen zu machen? Keineswegs. Solche, die verpflichtet sind, Vorstellungen zu beziehen oder zu nehmen? Noch nicht. An Vorstellungen mitzuwirken? Auch noch nicht. Sich vor die anderen zu stellen? Das dürfen sie nicht. Also was denn? Sich vor d e n anderen zu stellen, früher als die andern zu stellen! Das muß es sein, denn eine andere Vorstellung kann man sich darunter nicht vorstellen. Die Sprache hat ohnehin mehr gesagt, als sie von rechtswegen verpflichtet wäre. Mehr vorstellungspflichtig ist sie nicht. Aber muß man denn in einer Zeit, die so viel Worte hat, gerade mit den besten durchhalten und so, daß man sie zu jeder Verrichtung benützt? Eher sollte man Wortkarten einführen und auf eine solche nicht mehr Vorstellungen beziehen dürfen, also auch auf eine »Vorstellung« nicht mehr Vorstellungen, als Zucker zum Kaffee. Denn eben wo zu viel Begriffe sind, da dankt ein Wort, das auf sich hält und selbst dort, wo nur Taten gelten, noch etwas vorstellen will, zur rechten Zeit ab.

* * *

Die Phrase des Kriegs im Krieg gegen den Krieg der Phrase

Dicht nebeneinander die Titel:

Der heldenmütige Vorstoß bei Olyka.

Der Vorstoß gegen die englische Regierung in der Rekrutierungsfrage.

Oder:

Cadorna hat gesiegt.

Wie?

. . . Der Rücktritt Zupellis, der im Gegensatz zu Cadorna als Vorkämpfer der vom Dreiverband gewünschten Erweiterung der italienischen Militärkonventionen gilt, ist perfekt geworden.

Wenn nur diese Vorstoßer und Vorkämpfer einmal beim Vorstoßen und Vorkämpfen dabei wären!

* * *

Eine waffenbrüderliche Vereinigung

. . . Wie in Deutschland und Ungarn, werden auch bei uns in Österreich alle Kräfte des öffentlichen Lebens und des geistigen Schaffens der waffenbrüderlichen Vereinigung zugeführt werden.

Aber da muß man denn doch wohl gefragt werden! Gegen die Zuführung des Wilhelm Exner habe ich ja nichts einzuwenden. Er ist auch schon dabei und sagt:

. . . Es gibt ja unzählige kulturelle Gebiete, auf denen ein gegenseitiges Sichkennenlernen und eine innige Befreundung erfolgen kann und soll. Alle diese möglichen Beziehungen, die zu einem regen Gedankenaustausch und noch mehr zu einer regen Wechselwirkung führen, sollen von der Vereinigung gepflegt werden.

Aber warum solche Zusammenkünfte von nichtgedienten Gschaftlhubern älterer Jahrgänge gerade »waffenbrüderliche Vereinigung« heißen müssen, ist nicht ganz klar. Das Schlaraffen-Leben scheint zu Ende zu sein und die Greise wollen es in der Militarisierung den Kindern gleichtun. Eine »führende Persönlichkeit der österreichischen Vereinigung«, die offenbar nicht genannt sein will, bezeichnet als eines der Mittel zur Verwirklichung des Zieles — nun, was denn? Also natürlich die Hebung des Fremdenverkehrs. Hat ihn schon. Dieser Staatsmann dürfte der Suckfüll sein, dessen Riesenschatten bereits am Horizont der Völkerversöhnung auftaucht. Er rast mit dem Fenriswolf um die Wette, holt ihn aber ein, setzt ihn matt und serviert die Friedenstaube, eine Spezialität, ganz frisch, wenn auch etwas teuer. (Man glaubt mir ja

solche Dinge nicht: daß der Zufall oder das Unterbewußtsein des Setzers oder wie man das Ding an sich nennen will, für mich arbeiten: Oben stand im ersten Druck »Sackfüll«.) Ich hoffe nicht, daß ich genommen werde, wenn dieses Ressort des geistigen Schaffens in Österreich der waffenbrüderlichen Vereinigung zugeführt wird. Ja, der Fremdenverkehr! Ein Leichnam zuckt hierzulande, wenn man vor ihm das Wort »Fremdenverkehr« ausspricht. Alles ist wie elektrisiert, gerät ins Zappeln, schürzt die Hemdärmel, macht Anstrengungen, zu heben, anzutauchen, und jeder antwortet auf einen unausgesprochenen Vorwurf wegen Saumseligkeit: »Schieb i denn net eh an?« Oder wie sagt doch Hans Müller? »Aus den Gräbern selbst die Toten tanzen heute Brust an Brust«, wobei ja das Schulter an Schulter-Motiv deutlich anklingt. Mitten im Krieg regen sich bereits die Keime. Die Grenzen sind gesperrt, damit keine Fremden hereinkommen. Aber wenn man dem Österreicher sagte, es könne dem Fremdenverkehr schaden, würde er den Nachteil der Maßregel in vollem Umfang erfassen. Selbst die Mitglieder der waffenbrüderlichen Vereinigung können jetzt — mit Recht — schwer zu einander gelangen. Aber die Verständigung ist bereits »angebahnt« und im Entwurf ist der Himmel auf Erden fertig. Als einer der Hauptpunkte ist ein Professorenaustausch geplant. Das kann nie schaden, ist lustig und bildet schon einen integrierenden Bestandteil der Hebung des Fremdenverkehrs. Und vor allem verlieren weder wir noch die Deutschen, wenn man etwa den Brockhausen gegen den Kohler austauscht; oder den Arnold gegen den Walzel, um auch etwas Bewegung in die Literaturgeschichte zu bringen. Den Hirth würde ich ohne Anspruch auf Gegenwert draufgeben. Professorenaustauschen — das ist ein Spiel, um das die Schulbuben von ehedem die Regierungen von heute beneidet hätten. Das ist viel mehr als eine »Cap der guten Hoffnung« hingeben und eine »Bolivia« bekommen und höchstens noch ein Stückerl Amethyst dazu. Du liebe Zeit. Die Markensammlung war schöner; aber heute ist's bunter. Was es jetzt für Abwechslung gibt! Ein Gedankenaustausch ist auch geplant. Etwas riskant ist das insofern, als man ja nicht wissen kann, ob er nicht durch den geplanten Professorenaustausch ins Stocken geraten würde und umgekehrt. Aber zunächst ist es gut, daß überhaupt ein Wollen da ist, daß die Kräfte des öffentlichen Lebens sich zu regen

beginnen, daß man nach dem vielen Tod wieder einmal sieht, wie das wahre Leben ausschaut, daß ein bißl aufgemischt wird, daß man den Wunsch hat, sich endlich gegenseitig kennen zu lernen und eine allfällige Enttäuschung nicht weiter übelzunehmen. So sprechen denn alle Anzeichen dafür, daß der kommende Friede sehr animiert verlaufen wird.

* * *

Drei Engel — drei Räuber
oder
Gerhart Hauptmanns Höllenfahrt

1894:

Erster Engel

Auf jenen Hügeln die Sonne,
Sie hat dir ihr Gold nicht gegeben.
Das wehende Grün in den Thälern,
Es hat sich für dich nicht gebreitet.

Zweiter Engel

Das goldne Brod auf den Äckern,
Dir wollt' es den Hunger nicht stillen;
Die Milch der weidenden Rinder,
Dir schäumte sie nicht in den Krug.

Dritter Engel

Die Blumen und Blüthen der Erde
Gesogen voll Duft und voll Süße,
Voll Purpur und himmlischer Bläue,
Dir säumten sie nicht deinen Weg.

Erster Engel

Wir bringen ein erstes Grüßen
Durch Finsternisse getragen;
Wir haben auf unsern Federn
Ein erstes Hauchen von Glück.

1914:

Es kam wohl ein Franzos daher. —
Wer da, wer? —
Deutschland, wir wollen an deine Ehr'! —
Nimmermehr!!
Schon wecken die Trompeten durchs Land.
Jeder hat ein Schwert zur Hand.
Man kennt es gut, dies gute Schwert,
von Spichern, Weißenburg und Wörth,
das deutsche Schwert.

Es kam ein schwarzer Russ' daher. —
Wer da, wer? —
Deutschland, wir wollen an deine Ehr'! —
Nimmermehr!!
Ein Kaiser spricht es hoch vom Sitz.
Viel Feind', viel Ehr', wie der alte Fritz.
Sein Nimmermehr ist mehr als Schall,
's ist Donnerrollen und Blitzesknall,
's ist Wetterstrahl.

Da kam ein Englishman daher. —
Wer da, wer? —
Deutschland, wir wollen an deine Ehr'! —
Nimmermehr!!
Nimmermehr ist unser Wort,
es braust durch alle Gaue fort,
ein Cherub trägt es vor uns her:
Nimmermehr! Nimmermehr!
Nimmermehr!

Zweiter Engel

Wir führen am Saume unsrer Kleider
Ein erstes Duften des Frühlings;
Es blühet von unsern Lippen
Die erste Röthe des Tags.

Dritter Engel

Es leuchtet von unsern Füßen
Der grüne Schein unsrer Heimath;
Es blitzen im Grund unsrer Augen
Die Zinnen der ewigen Stadt.

Es kamen drei Räuber auf einmal daher. —
Wer da, wer? —
Deutschland, wir wollen an deine Ehr'! —
Nimmermehr!!
Und wär't ihr nicht drei, sondern wäret ihr neun,
meine Ehr' und mein Land blieben ewig mein:
Nimmer nimmt sie uns irgendwer,
dafür sorgt Gott, Kaiser und deutsches Heer. —
Nimmermehr!

* * *

Ein Verletzter

... Wie der Vertreter Ganghofers, Dr. Fritz Hlawacek, ausführte, erhob Ganghofer die Beschwerde deshalb, weil sein Rechtsempfinden durch die Entscheidung des Ministeriums aufs tiefste verletzt worden sei. Ganghofer ist Mitpächter der ärarischen Jagd im Gaistal (Tirol) ....

Der Rekurs an das Ministerium des Innern blieb erfolglos. Nunmehr ergriff Dr. Ludwig Ganghofer die Beschwerde an den Verwaltungsgerichtshof. Dr. Hlawacek führte in längerer Rede aus, das Rechtsbewußtsein des Dichters sei durch die Entscheidung der Landesstelle, beziehungsweise des Ministeriums, auf das tiefste verletzt ....

Wenn ein anderer Geschäftsmann Klage führt, ist es nicht üblich zu sagen, das Rechtsempfinden »des Geschäftsmannes« sei auf das tiefste verletzt. Der Verwaltungsgerichtshof, der sich von der Verkleidung nicht imponieren ließ, erkannte wohl, daß am Herrn Ganghofer nur das Jagagmüat echt sei, und wies eben dieses ab. Auch dürften ihm die Plaudereien des Klägers von allen erdenklichen Fronten bekannt gewesen sein, diese in der Geschichte des Druckwesens beispiellosen Sudeleien aus picksüßer Sentimentalität und viehischer Roheit — nein, menschlicher; das andere Wort wäre eine Roheit gegen das Vieh —, kurz ein Betrieb, durch den Herr Ganghofer jenes Rechtsbewußtsein auf das tiefste verletzt hat, das sich gegen die Möglichkeit, Duldung und Förderung derartiger Begleiterscheinungen des Grauens aufbäumt. Sollte die endlose Qual dieser dokumentarischen Sintflut mir noch einmal die Hervorsuchung älterer Fakten erlauben, so werde ich nicht versäumen, die Szene wiederzugeben, wie der Herr Ganghofer die Gesichter englischer

Leichen verhöhnt und mit seinem Spazierstock den Brief einer Mutter aufstöbert und durchliest. Und wenn sich die Wasser dereinst verzogen haben, erzählen, was Zeugen aus dem Munde jenes Edlen gehört haben, unter dessen Augen für den Herrn Ganghofer ein Schauspiel, ein Trauerspiel aufgeführt wurde, jenes toten Majors Graf Walterskirchen, dessen Name die Verlustliste der gleichen Zeitungsnummer anführt, die von dem verletzten Rechtsempfinden des Dichters Ganghofer berichtet. Diesem und allen übrigen Wortgesellen dessen, was sich in dieser Zeit begeben hat, bürge ich dafür, daß wir uns noch sprechen werden, wenn die Tat nicht mehr ist und ich noch das Wort habe!

* * *

Religion und Rechnung

Samstag den 13. d. findet die feierliche Einweihung der Kirche des k. u. k. Reservespitals Nr. 11 (Orthopädisches Spital und Invalidenschulen) in Favoriten, Schleiergasse-Hebbelplatz, statt. Die Initiative zum Bau dieser Kirche ist von Herrn k. u. k. Militärbaudirektor Generalmajor Bayer ausgegangen. Die Kosten der Errichtung der Kirche wurden von der Ungarischen Bank- und Handels-Aktiengesellschaft Filiale Wien getragen, Das k. u. k. Reservespital Nr. 11, das eigentlich als ein ausgedehntes orthopädisches Spital und als Invalidenschule größten Stils angesehen werden muß, erhält durch die Errichtung der Kirche eine überaus dankenswerte Ergänzung, indem den religiösen Empfindungen der Bewohner des Reservespitals nunmehr voll und ganz Rechnung getragen werden kann. Die Invaliden, welche ihre Treue zum Vaterland mit dem Einsatz ihres körperlichen Gutes bezahlten, sollen wieder zu Arbeitsmenschen herangebildet werden und dabei auch Gelegenheit finden, sich ihren religiösen Gefühlen hinzugeben.

Religiösen Gefühlen Rechnung tragen — das ist die rechte Methode. Es reimt sich wie: die Kirche hat einen guten Magen, die Kosten wurden von der Bank getragen.

* * *

Das sind Sachen!

Ja, was hat denn die Mea Gräfin Boos-Waldeck für »Erinnerungen an den Kriegsausbruch«, gleich auf der zweiten Seite, kaum daß die Weltgeschichte ihre Blasen in dem Gehirn jenes sonderbaren Schwärmers aufgeworfen hat, der vom Leutnant Mlaker zum Bankhaus Arnstein und Eskeles springt und auf dem Weg von Arnstein zu Eskeles noch bei der Gestalt der alten Arnstein verweilt, an der »alles Wellenlinien war«, um zu ver-

sichern, daß ein goldenes Zeitalter eingebrochen, eine Milliarde im Handumdrehn zu verdienen ist und daß wir an Mlaker glauben, als wäre er ein Makler. . . . Aber eine Gräfin? Ja, Grafen haben sich schon öfter eine Ehre daraus gemacht, die Bacchanten dieses zinsfüßigen Pan abzugeben, dieses Schalks, der am Morgen die Hirtenflöte bläst, um am Abend eine Panik zu erzeugen. Aber Gräfinnen?

Meine Erinnerungen an die Zeit vor Kriegsausbruch gegen Italien sind um so lebhafter, als ich eine große Optimistin bin, an Krieg absolut nicht glauben wollte und bis in die letzten Tage hinein noch mit meinen Kindern auf unserem Besitze in St. Peter bei Görz, den wir ganzjährig bewohnen, weilte . . . . So gewöhnte ich mich nach und nach, überhaupt nichts zu glauben und mich von meinem rosigen Optimismus durch nichts abbringen zu lassen . . . . Die Kirschen waren schon abgepflückt, die Erdbeeren reif und ein genußreicher Sommer lag vor uns.

Dazu kamen »unsere glänzenden Erfolge in den Karpathen«, so daß sie »fest davon überzeugt war«,

daß wir den Sommer wie alle Jahre auf dem Schlosse zubringen würden.

Da — was geschah da? Ihr Mann drang darauf, und sie nahm infolgedessen auch keineswegs besonders viel Gepäck mit . . . .

Und ich sollte mit meinem Glauben Recht behalten. Denn trotzdem wir so nahe der Grenze sind, haben unsere Besitzungen nicht gelitten und nur die durchwegs zersprungenen Scheiben des Hauptgebäudes, die bei der Explosion einer großkalibrigen Granate zerbrochen wurden . . . . legen Zeugnis davon ab, daß nahe von uns Schreckliches geschehen.

»Damals aber«, nämlich als sie mit ihrer Familie nach München fuhr, lag ihr der Krieg »mit keinem Gedanken im Kopfe«. Er lag ihr sogar stark auf. Von einer Rückkehr nach St. Peter »war nun keine Idee mehr«. Sie hatte aber »die Italiener durchaus richtig eingeschätzt«. Ihre Stimmung wurde »immer besser und zuversichtlicher«. Alle Nachrichten, die sie von ihren Leuten bekommt, sind voll froher Hoffnung auf den Sieg »unserer guten Sache«.

Von den Fenstern unseres Hauptgebäudes aus sieht man die italienischen Schützengräben auf der Podgora, die Hausleute beobachten tagtäglich mit dem Opernglas alle Vorgänge und berichten immer und immer wieder, daß die Italiener nicht weiter kommen und immer wieder neue Verluste erleiden. Das Leben auf dem Schlosse geht seinen Gang, und in den letzten Tagen erst haben wir wieder wunderschöne Rosen und Spargel von dort bekommen . . . .

Wenn ich die Zeit vor Kriegsausbruch heute überdenke, kommt sie mir wie ein Traum vor, aus welchem ich nur schwer zu erwecken war und den ich erst austräumen werde, wenn wir wieder daheim in St. Peter unsere Zelte aufschlagen.

Als ich das las und mich die Möglichkeit solcher Dinge, in Weltanschauung und Sprache, so sehr die Einheit von allem ahnen ließ, da nahm ich mich beim Wort »Ahnen«, ließ mir den Gotha geben und erkannte, daß es eine Kubinzky sei. Sie hat mit ihrem Glauben Recht behalten.

* * *

Eine Neuerung

— Dem Oberleutnant Horaz Ritter v. . . . . Inspektionsoffizier in der Rotunde . . . zweiter Klasse . . . Kriegsdekoration. . . . .

Wer die Hof- und Personalnachrichten besser als die Oden und Epoden gelernt hat, kennt nur die unregelmäßige Form »Horace«. Die Ehre wird den Franzosen, die es sich selbst zuzuschreiben haben, jetzt abgesprochen. Warum sie aber den Römern angetan wird und wodurch es der Liebling des Augustus und der Götter verdient hat, der doch procul negotiis leben wollte, also absichtlich 1924 Jahre vor dem Weltkrieg starb, ist unerfindlich. Den alten Adel mögen sie haben — aber um die alten Namen ist's schade! Eine Perle aus dem Kronschatz geweihter Vorstellungen brechen, als ob's nicht genug schöne jüdische Vornamen gäbe, ist der pure Mutwille.

* * *

Das war eine köstliche Zeit

. . . Denn dieser intimverschwiegene uralte Park mit seinen verwitterten Steinfiguren, den in ihrer Laubüppigkeit schattigen, fast melancholischen Alleen, die von köstlichen Wesen unterbrochen werden, dieser Garten mit den sanft ansteigenden Terrassen, die den Überblick über das alte Wien gestatten, ist von so köstlicher Schönheit, daß er zum Rahmen für ein Fest wie geschaffen ist.

. . . Und weiter hinauf auf die nächste Terrasse ziehen sich Buden und improvisierte Schenken, darunter ein im Sturm genommenes Gulaschrestaurant. . . .

. . . So wurde denn die Stimmung immer fröhlicher, und als spät am Nachmittag sich die Kunde von den neuen glänzenden Waffentaten unserer Armee verbreitete, herrschte heller Jubel, der auf Stunden die Schwere der Zeit vergessen ließ. . . . Landau . . . Jarzebecka . . . Spitzy, Herzmansky . . . Gerda Walde . . . Frau Hofrat Wolf . . . Flora Dub . . .

* * *

Der Lenz ist gekommen,

Frau Angelika v. Glaser-Lindner schreibt uns: Maiensonne und Maiengrün, werbendes Vogelgezwitscher in blühenden Zweigen, bunte, leuchtende Blumen auf Beeten und Rabatten, am Teiche goldgelbe junge Entlein, unter den Weiden, die ihre langen Äste wie einen schützenden Vorhang im Wasser wiegen, junge Schwäne in silbergrauem Flaum und auf smaragdgrüner Böschung die Gluckhenne, die mit gurrendem Lockruf ihre buntscheckige Küchleinschar ruft: ein Drängen und Treiben, ein Knospen und Sprießen allüberall in emsig sich erneuernder Urkraft des jungen Lenzes! Und in all den Frühlingszauber hinein jauchzen und schluchzen süße Melodien, die schmeichelnden Weisen unserer Operetten, dirigiert von der Hand ihrer Komponisten: Edmund Eysler, Leo Fall, Emmerich Kalman, Franz Lehar und Oskár Straus .... All dies blühende Lenzesleben ringsum, ist es nicht wie ein Symbol der Kriegspatenschaft selbst? ... Das alte, wahre Wort: Der Mensch ist das kostbarste Gut des Staates, gilt nun in diesem mörderischesten aller Kriege noch tausendmal mehr .... Darum ist es unsere heiligste patriotische Pflicht, unser Scherflein beizusteuern .... Möge zum Lenzesfest der Meisterkomponisten das ganze patriotische Wien herbeiströmen, um zu zeigen, daß es die große Idee der Zukunft des Reiches erfaßt hat ....

* * *

Musik

[»Hoch Hindenburg!«] Unter diesem Titel übersendet uns Geza Graf Zichy nachstehendes Gedicht:

Ein Gruß aus fernem Ungarland,
Der soll dich auch erreichen.
Ich drücke dir die starke Hand,
Dir, Großem, Siegesreichem.

Ich bin ja auch ein Jubilar
Und will nicht ruhn und rasten.
Ich sitze volle fünfzig Jahr
An meinem Klapperkasten.

Ich dresche weiter, drisch auch du,
Mach keine langen Pausen,
Schwing den Taktierstock, immerzu,
Laß dein Orchester brausen.
etc.

* * *

Kriegsgreuel

[Karl Weinbergieff.] Unter diesem Pseudonym birgt sich niemand anderer als der bekannte Wiener Operettenkomponist Karl Weinberger. Er verdankt die Russifizierung seines Namens einem findigen italienischen Agenten. . . . Nach der italienischen Kriegserklärung hielt sich der Agent berechtigt, auch aus anderen Weinbergerschen Operetten Melodien herauszunehmen und sie der Operette »Der Schmetterling« willkürlich einzuverleiben. . . .

Das dürfte zur Verschärfung der Gegensätze beitragen, wiewohl eigentlich der treubrüchige Agent mit den anderen Weinbergerschen Operetten nichts anderes vorgenommen hat als der Schöpfer selbst mit anderen. Was die Namensänderung anlangt, so liegt ein schweres Unrecht vor, an dem nur die Anerkennung des deutschen Vornamens sympathisch berührt. Denn Weinbergieff gehört zu jenen von unseren Leuten, die im Krieg heimgefunden haben, und ähnlich einem Winterfeld, der freilich schon in Klammern seinen alten Anspruch auf den Jean Gilbert zu behaupten anfängt, verzichtet er fortan darauf, Charles zu heißen, so lange bis das Vaterland von der Gefahr, daß weniger Tantiemen verdient werden, befreit ist.

* * *

Es brost ein Ruf

Dem Schriftsteller Alfred Deutsch-German wurde das Kommandeurkreuz des bulgarischen nationalen Ordens für Zivilverdienste verliehen.

Der Ärztensgattin Flora Kohn, Präsidentin der Flüchtlingsausspeisungsaktion in der Rotensterngasse 23, wurde vom Oberhofmeisteramte des Kaisers im Wege der Statthalterei der Dank für das von ihr verfaßte und der Kabinettskanzlei unterbreitete »Kampflied« übermittelt.

Herr Alfred Pollak in Baden hat an den Generalobersten Freiherrn Conrad v. Hötzendorf ein selbstverfaßtes Gedicht gesandt, worauf er nach wenigen Tagen eine liebenswürdige Antwort erhielt, die »den herzlichsten Dank für das schöne Gedicht« und die »besten Grüße« brachte.

* * *

Ein Kunsttag

Eine Abordnung des Präsidiums der unter dem Ehrenpräsidium der Fürstin Metternich-Sandor stehenden »Allgemeinen Kunstfürsorge«, bestehend aus dem ersten Vizepräsidenten Schriftsteller Paul Wilhelm,

Feldmarschalleutnant Artur Grünzweig v. Eichensieg, Hofschauspieler Treßler und kaiserlichem Rat Lehr, erschien Freitag beim Minister des Innern Prinzen Hohenlohe-Schillingsfürst, um von ihm die Bewilligung für einen im Juni geplanten »Kunsttag« zu erbitten. Der Minister empfing die Herren in liebenswürdigster Weise und erteilte bereitwilligst die erbetene Zustimmung. Im weiteren Gespräch ließ sich der Minister über die in den Kunstkreisen aller Kunstgattungen herrschende Situation informieren und bat die Herren, die durch die Kriegslage so außerordentlich schwer betroffene Künstlerschaft seiner wärmsten Teilnahme zu versichern, indem er hinzufügte, daß er die für Künstler aller Kunstgattungen unternommene Hilfsaktion mit vollster Sympathie begleite und ihr den besten Erfolg wünsche. Die Herren sprachen dem Minister im Namen des Präsidiums den herzlichsten Dank aus.

Über die in den Kunstkreisen aller Kunstgattungen »herrschende Situation« hätte ich dem Minister besser als eine »Abordnung«, bestehend aus einem Schriftsteller, einem Feldmarschalleutnant, einem Hofschauspieler und einem kaiserlichen Rat, Auskunft geben können. Ich hätte dem Minister gesagt, daß sie, nämlich die Situation, wahrhaft trostlos sei. Aber nicht infolge des Kriegs, sondern schon vom Frieden her. Denn daß ein Feldmarschalleutnant und ein kaiserlicher Rat irgendwelche Kunstgattungen vertreten, kann schon sein; wer aber hat die Herren Wilhelm und Treßler beauftragt? Ein Kunsttag im Jahr wäre ja nicht übel, und Arme sollte man täglich unterstützen. Aber wenn etwa geplant ist, Leute auf der Straße anzusprechen, damit gewissen Kunstkreisen das Malen oder das Schreiben erleichtert werde, so gebe ich keinen Heller!

* * *

Zusammenhänge

. . . Auf den Vorhalt des Richters, daß es wohl nicht üblich sei, wenn man etwas kaufen wolle, den Gegenstand an sich zu nehmen, bevor man noch bedient wurde, erwiderte die Angeklagte: »Ich habe gedankenlos gehandelt. Ich war damals ganz traumverloren.«

Der Verteidiger brachte vor, daß die Angeklagte, die nebst ihrem Berufe als Klavierspielerin auch Dichterin und Schriftstellerin sei, auf der Fahrt mit der Elektrischen ins Warenhaus auf losen Blättern, wie es ihre Gewohnheit sei, etwas niedergeschrieben habe, woraus sich ihre Gedankenlosigkeit im Geschäfte erklärt.

Die aber schon in der Elektrischen gewirkt haben muß.

* * *

San mr fesch!

(»Die Herrenwelt.«) Die soeben erschienene dritte Nummer der ausgezeichneten Wiener Zeitschrift für die Herrenmode »Die Herrenwelt« steht im Zeichen des Sports, speziell des Reitsports, über den es in dem einleitenden Artikel »Sportherren« sehr richtig heißt: ». . . . Kein anderes Kleidungsstück stellt körperliche Vorzüge in so günstiges Licht wie der Sportrock, und kaum in einem andern vermag man anderseits so gut ‚nachzuhelfen' und ‚auszugleichen' — da lohnt es sich schon, ein wenig nachdenklich zu sein. Ist man vielleicht auch ein Mann, der in den sogenannten Äußerlichkeiten nicht aufgeht, so freut man sich darüber, wenn es heißt: »Schauen Sie sich den dort drüben an, ist der nicht ein fescher Mensch? . . . .« Ein Artikel beschäftigt sich mit der »Hemdärmelgemütlichkeit« und den »Hemdärmelherren«, die es noch immer vorziehen, in Hemdärmeln zu erscheinen, statt in dem so hübschen und praktischen Sporthemd, und eine amüsante Plauderei schildert den »Salonlöwen« von seinem ersten Auftreten in der Öffentlichkeit bis zu seinem seligen Ende, das heißt bis er in den Hafen der Ehe einzieht oder sich mit zunehmendem Alter in den »Zuckerlonkel« verwandelt. Der Vizedirektor des Österreichischen Museums für Kunst und Industrie Regierungsrat Dr. Dreger ist mit einer historischen Studie über die Entwicklung des Reitanzuges vertreten. . . .

Zu dieser Gründung haben sich Regierungsräte, Hofräte und dergleichen amtliche Förderer von Kunst und Industrie, Schokolade und Knofel, die jetzt eine heimische Mode »ins Leben« — was das schon für ein Leben ist — »rufen« wollen — was das schon für Rufer sind —, zusammengefunden. Keine Hemdärmelherren, auch nicht gerade Salonlöwen, wohl aber Zuckerlonkel, und zwar solche, die immer Diana-Kriegs-Schokolade für die braven Kinder in der Tasche haben. Arme Teufel, die von der fixen Idee besessen sind, bald dem Fremdenverkehr, bald der heimischen Mode zuzureden, und sonstigen Erscheinungen, die sich nicht zwingen lassen, denen sie aber durch gemütliche Scherze beizukommen hoffen. Sind das nicht fesche Menschen? Nirgend besser als in diesen österreichischen Förderungen, wo entweder Organisches durch Komiteesitzungen oder Sachliches durch eine g'schmackige Zubereitung entstehen soll, zeigt es sich, daß die große Armut von der großen Powerteh herkommt. Oder nein, Onkel Bräsig (kein Zuckerlonkel!) hatte unrecht: die Powerteh von der Armut. Wo in aller Welt außer in dieser windverdrahten und drahtverhauten Gegend wären solche Entschlüsse, täglich ein neues Leben zu beginnen und auf den

Ruinen blühen zu lassen, noch möglich? Ham mr nix, so mach' mr was. San mr traurig, gibts an Gspaß. Nicht zu waschen is die Wäsch' — aber heimisch! San mr fesch!

* * *

Es ist vorgesorgt

Das stellvertretende Generalkommando des 7. Armeekorps hatte eine Eingabe des Verbandes Westmark der »deutschvölkischen« Partei über die Modefrage an das Kriegsministerium zur Erwägung weitergegeben, ob nicht für das ganze Reich gegen den »Modeunfug« durchgreifende Maßregeln getroffen werden könnten. Dem Verband ist nunmehr vom stellvertretenden Generalkommando in Münster folgender Bescheid zugegangen: Laut Mitteilung des Kriegsministeriums ist vorgesorgt, daß die Herbst- und Wintermode eine andere Richtung einschlägt.

* * *

Ein freies Leben führen wir

Die Polizei:

Die Münchener Polizeidirektion befahl den Schutzleuten, nach eigenem Ermessen auffallend gekleidete Frauen zur Wache zu bringen. Tatsächlich wurde gestern schon auf dem Bahnhofplatz eine Dame verhaftet, die eben auf dem Wege zu einem Stelldichein mit einem Offizier war. Nach energischem Vorhalt des Unziemlichen ihrer auffallenden Kleidung durch den Polizeibeamten und nachdem ihr ein Polizist den ihr im Gesicht aufgetragenen Puder abgestaubt hatte, wurde sie entlassen.

Die Presse:

(Die verhaftete »Mode«.) Um »ihn« zu treffen, kam »sie« auf den Bahnhofplatz. Nach ihrer Meinung war sie über alle Maßen »schick« gekleidet: Dunkelblaues Kleid mit Glockenrock, ein durch Außergewöhnlichkeit entzückender Hut, Pelz, graue Schuhe mit riesenhohen Absätzen, die Locken kokett in die Stirn fallend, Schminke und Puder waren nicht gespart — mußte sie nicht gefallen? Da stört ein Schutzmann ihre erwartungsvollen Hoffnungen, heißt sie, ihm zu folgen. Bald steht sie in der Polizeidirektion dem diensttuenden Beamten gegenüber, der sich lebhaft für die »Aufmachung« der Dame interessiert. Das Fräulein, eine Schmuckverkäuferin, erklärte gekränkt, daß sie die gleiche Kleidung bei jedem Ausgang trage; vielleicht habe sie diesmal nur etwas zuviel Puder aufgetragen, denn sie habe Eile gehabt, um ihren Bekannten nicht zu

versäumen. Der Beamte tadelt die dem Ernst der Zeit nicht entsprechende Tracht, reinigt die Modepuppe von der Überfülle des Puders und läßt sie ziehen. Wie sie sich wohl entschuldigt hat, als sie verspätet zum Stelldichein eintraf? Diese Geschichte, die sich am Dienstag abend abspielte, wird hoffentlich eine deutliche Warnung sein für alle Sklavinnen verrückter Übermode.

Was ist grauenhafter?

* * *

Lauschigstes Eckchen der Welt

(Das Hindenburg-Bierstübl) Kärntnerstraße Nr. 22, wurde den Zeitverhältnissen Rechnung tragend, vom Erdgeschoß nach dem Souterrain verlegt und findet dieser gemütliche Raum echter Zechstimmung im Kreise der Bierfreunde volle Anerkennung. Ebenso bewährt sich der Grundzug der Selbstbedienung und der Freiheit, sich die »Unterlage« selbst mitbringen zu können, umsomehr, als diese Einführung dem allseitigen Bedürfnis des Sparens entspricht. Im übrigen besteht die Absicht, das trauliche »Stübl« nach Maßgabe der immer schwieriger werdenden Küchenverhältnisse nach und nach zu vergrößern, so daß es sich zu einem Hindenburg-Keller ausbilden wird, in dem das Meisterwerk des volkstümlichen Bildhauers Zelezny, der martialische Kopf des großen Feldmarschalls Hindenburg, erst voll und ganz zur Geltung kommen wird. Wenn auch das weiße Tischtuch immer mehr verschwinden wird, so werden sich die Gäste nicht minder wohl fühlen in den Hallen echt deutschen Wesens und unbeugsamen Frohsinns wienerischer Lebensfreude.

* * *

Riesigstes Sortiment der Monarchie

Der Maler Professor Hugo Vogel hat jetzt ein 19 Meter langes und 8 Meter hohes Wandgemälde, »Prometheus bringt den Menschen das Feuer«, in der Berliner Charité vollendet, das mit 152 Quadratmeter das größte Wandgemälde ist, das die deutsche Reichshauptstadt besitzt.

Kalassal! Funfzehntausend können es gleichzeitig ansehn und sich überzeugen, daß Prometheus tatsächlich den Menschen das Feuer gebracht hat, durch das sie jetzt für ihre Ideale gehen.

* * *

Der Atem der Weltgeschichte

»Dieser Abend brachte Barnowskys wertvollste Gabe. Die Aufführung hatte Gedrungenheit und Größe. Der Abend kann

historisch werden. In Geschichtsbüchern könnte dereinst stehen: Am Tage, da Amerikas Note in Berlin veröffentlicht wurde, hatten die Bürger innere Stärke und Freiheit genug, die Troerinnen des Euripides andächtig anzuhören!«

Vorläufig steht es in der Vossischen Zeitung, nicht von Klio, aber von Herrn Großmann, den wir leider in waffenbrüderlicher Verblendung an Berlin abgegeben haben. Er muß überrascht gewesen sein. Zu der Zeit, da er noch kein angelangter, sondern nur ein ringender Schmock war, der, wie die Euripides-Zuhörer sagen, nicht Brot auf Hosen hatte und darum anarchistischen Idealen anhing, hätte er das den Bürgern gar nicht zugetraut. »Hören Se mal, Katzenelbogen, was sagen Se zu Wilson?« »Wir wollen uns heute die Troerinnen, Barnowskys wertvollste Gabe anhören, in der Bearbeitung von Euripides, 'nem tüchtjen jungen Österreicher, nach 'ner Idee von Werfel.« »Nu haste Worte! Ausgerechnet heute? Katzenelbogen, bedenken Sie, was die Weltjeschichte dazu sagen wird!« »Was soll sie sagen, wenn das Metropol ausverkauft ist?« »Ja sind Sie denn heute in der Stimmung für Andacht?« »Erlauben Sie mal, da bin ich aber ganz anderer Ansicht! Grade an so 'nem Tag muß man beweisen, daß man innere Stärke und Freikarten genug hat, zu Barnowsky zu gehen. Der Abend kann historisch werden!« (Krotoschiner steht kopfschüttelnd da und entfernt sich, das Lied summend: »Ach Puppe, sei nicht so neutral!«)

* * *

1916

»Im Johann Strauß-Theater wurde die Operette »Die Csardasfürstin« zum hundertfünfzigstenmal aufgeführt . . . . Im Carltheater wurde Samstag die Operette »Fürstenliebe« zum fünfundsiebzigstenmal gegeben . . . . Im Bürgertheater fand Sonntag abend die zweihundertste Aufführung der Operette »Ein Tag im Paradies« statt . . . .«

* * *

Verzweiflung in London

Das Neue Wiener Journal, das seine Lügen nicht etwa verstohlen stiehlt, sondern es in balkendicken Lettern anzeigt, ist das Opfer eines Zeppelinbombardements auf London geworden. Man hat ihm eine

Original-Nachricht anvertraut, die es unter dem Titel »Verzweiflung in London« produziert:

. . . In London herrschte während des ganzen Sonntags tiefe Niedergeschlagenheit. Die meisten Theater, Variétés und Kinos waren geschlossen . . . .

Und das ist noch eine sehr glimpfliche Darstellung. Denn an jenem Sonntag sollen in London sogar sämtliche Theater, Variétés und Kinos geschlossen gewesen sein. Und wenn das Neue Wiener Journal erst die volle Wahrheit wüßte! Es soll nämlich jetzt vorsichtshalber an jedem Sonntag der Fall sein und wie man sagt, schon seit Jahrzehnten in Erwartung der Zeppeline der Fall gewesen sein. Immer an Sonntagen fürchten sie dort, daß Zeppeline kommen, und schließen darum sämtliche Theater, Variétés und Kinos. Bei uns würde man eher Bomben riskieren als die Sperrung von Rideamus. Wir halten durch und offen, und wenns Schusterbuben regnet. In London gibts zwar auch nicht jeden Sonntag ein Zeppelinbombardement, aber man kann hundert gegen eins wetten, daß diese Feiglinge von nun an immer geschlossen haben werden. Ja, als die Zeppeline noch nicht erfunden waren, hätte man ihnen zugutehalten können, sie täten's aus religiösen Gründen, mit einem Wort aus Heuchelei, aber jetzt halten sie am Sonntag geschlossen aus Furcht, und wenn die Zeppeline an Wochentagen kommen, so halten sie offen aus Leichtsinn. Denn man weiß ja: sie »tändeln mit dem Krieg«. Automobile sollen sogar bei ihnen verkehren. Sie leben in Saus und Braus. Und das tun sie immer dann, wenn sie nicht verzweifelt sind. Wenn sie aber schon die längste Zeit getändelt haben oder verzweifelt waren, dann »müssen sie endlich beginnen nachdenklich zu werden«. Und dann schließen sie täglich!

* * *

Das Gesellschaftsspiel

». . . Schon die Aufmachung der Sache mit der einleitenden Schilderung des Speisewagens ist kennzeichnend für den italienischen Pressestil, der auf das oberflächliche Unterhaltungsbedürfnis berechnet ist. Der »Held von Laibach« ist kein anderer als der Fliegerhauptmann Salomone, der den Angriff der Caproni-Flugzeuge auf die Hauptstadt

von Krain geführt hat, durch den zahlreiche friedliche Bürger der österreichischen Stadt ums Leben gekommen sind. Als österreichische Flieger über italienischen Städten Norditaliens Bomben mit tödlicher Wirkung geworfen hatten, konnte die ‚Tribuna' sich nicht genug tun im wüsten Schimpfen über die deutschen Mörder, Banditen u. s. w., denen es Freude bereite, wehrlose Frauen und Kinder umzubringen. Den italienischen Hauptmann dagegen sieht sie, da er an österreichischen Bürgern dasselbe verübt hat, »im leuchtenden und unauslöschlichen Glanze des Ruhmes« . . . . Solche widerliche Zeugnisse des in der Presse Italiens herrschenden Geistes könnte man zu Hunderten sammeln, eines immer schlimmer als das andere. Man kann wahrlich für weitaus die meisten Zeitungsschreiber des uns ehemals verbündeten Landes nichts anderes mehr empfinden als tiefste Verachtung.«

* * *

Ein Geduldspiel für Groß und Klein

»Die vom Kriegsfürsorgeamt in den Verschleiß gebrachten heurigen Osterkarten haben durch den »Russentod« eine erfreuliche Ergänzung erfahren. Der »Russentod«, eine sinnreiche Erfindung der Gräfin Taaffe, ist ein für Groß und Klein interessantes Geduldspiel, ein Erzeugnis der Verwundeten des Roten Kreuz-Lazaretts auf der Kleinseite, wo die Gräfin als Oberschwester Samariterdienste versieht. In einem sehr geschmackvoll ausgeführten Osterei erscheint eine Miniaturfestung mit Drahthindernissen und Sumpf dargestellt, nebst kämpfenden verbündeten und russischen Soldaten. Durch Schütteln des Eies müssen die Verbündeten in die Festung hereingebracht und die Russen in den Sumpf getrieben werden. Der »Russentod« bildet ein geeignetes Ostergeschenk nicht nur für die Jugend, sondern auch für die Soldaten in den Spitälern, denen es eine angenehme Zerstreuung und spannende Unterhaltung bietet. Das »Russentod«-Osterei, in sehr geschmackvoller schwarz-gelb-seidener Ausführung, kostet 3.60 Kronen und ist in der Prager Zentralverkaufsstelle des Kriegsfürsorgeamtes erhältlich.«

* * *

Initiative und Pagat-Ultimo

— Wir haben im Morgenblatte über den namens des freiheitlich-bürgerlichen Gemeinderatsverbandes (vom Gemeinderat Hein) gestellten Antrag berichtet, dem Generalobersten Freiherrn v. Conrad das Ehrenbürgerrecht der Stadt Wien zu verleihen. Die Initiative zu diesem Antrage hatte Gemeinderat Josef Stein ergriffen.

Also nicht Hein, sondern im Gegenteil Stein. Hein und Stein sind die zwei Genien des Fortschritts, auf die die Leopoldstadt annähernd mit derselben Inbrunst schwört wie ehedem auf Stein und Bein. Dem Generalstabschef, dem schon zugemutet wurde, daß die Praterstraße »fortan« nach ihm heißen solle, dürfte diese Vordringlichkeit bis an die Front und das opferlose Ergreifen von Initiativen zu einer Reklamenotiz doch einige Aufschlüsse über die Beschaffenheit jenes Hinterlandes gewähren können, in dessen Interesse es letzten Endes eine Front gibt. Bedürfte es außer dem Instinkt und der Information durch freiheitliche Anträge noch einer weiteren Aufklärung darüber, aus welchen Milieus da der Anschluß an die Glorie versucht wird, so wäre vielleicht diese hier, einen zivilistischen Erfolg betreffend, der dem Triumph auf dem Fuße folgte, geeignet, den Gegenstand zu erschöpfen:

(Wegen eines Pagat-Ultimo.) Der Fabrikant und Gemeinderat Josef Stein trat heute beim Bezirksgerichte Josefstadt als Kläger gegen den Holzhändler Deutschberger auf, weil er ihm bei einer Tarockpartie zugerufen haben soll: »Sie sind der unanständigste Spieler, den ich kenne!« In der . . Verhandlung gab der Angeklagte . . an, daß er am 2. Januar im Café Prückl bei einer Tarockpartie mit dem Kläger und dem Realitätenbesitzer Goldsand beim letzten Spiel einen Pagat-Ultimo angesagt habe, der todsicher war. Beim Ausspielen der Karten habe er sich, während die Partner schon kein Tarock mehr im Blatt hatten, vergriffen und mit dem Pagat eingestochen, obzwar er noch sechs andere Tarock im Blatt hatte. Herr Stein habe sofort erklärt, daß dies eine Renonce sei, habe die Karten weggeworfen und habe sich den Pagat-Ultimo von ihm noch bezahlen lassen . . . . Herr Stein gab, als Zeuge vernommen, an, daß er in der ständigen Partie mit dem Angeklagten stets größere Beträge verloren habe. Am kritischen Abend habe zufällig Herr Deutschberger Pech gehabt und sei deshalb während des Spieles sehr aufgeregt gewesen. Als er mit dem Pagat-Ultimo aus Versehen eingestochen habe, habe er den Pagat wieder ins Blatt nehmen wollen; er (Stein) habe dies jedoch nicht zugegeben, da eine Renonce gelten müsse . . . . Schließlich erlärte der Kläger, daß er den Betrag für den verlorenen Pagat-Ultimo, und zwar achtzig Heller, nicht genommen, sondern das Geld auf dem Tische liegen gelassen habe . . . . Der Richter verurteilte den Beschuldigten wegen Ehrenbeleidigung im Sinne der Klage zu einer Geldstrafe von hundert Kronen . . . .

Daß eine Renonce gelten muß, ist doch wohl die primitivste völkerrechtliche Errungenschaft, die aus diesem Ringen noch übrig geblieben ist. Aber ganz abgesehen davon mußte eine Verurteilung erfolgen, weil es von unpatriotischer Gesinnung zeugt, einem

Manne, der das Verdienst hat, die Initiative zu jenem monumentalen Antrag ergriffen zu haben, so etwas anzutun. In dieser todsichern Zeit einen Pagat-Ultimo ansagen, mag ein Trumpf sein; aber das Scherflein von achtzig Hellern liegen lassen und dafür eine Initiative ergreifen, das ist ein Triumph, mit dem man in die Annalen kommt und für den sich dereinst noch das auf dem Schoß sitzende Enkerl interessieren wird.

* * *

Kosaken in Wien!

. . . . Er sei plötzlich in die Mitte des Kaffeehauses getreten und habe ihm, auf eine Ecartéepartie anspielend, zugerufen: »Es ist ein Skandal, daß Sie Kosaken in Ihrem Kaffeehause dulden. Sie wollen ein anständiger Kaffeesieder sein? Sie sind ein Kaffeesieder wie ich ein Seiltänzer bin!«

* * *

Das Los unserer Gefangenen in Rußland

— Der Realschüler Paul Kramer, Sohn des Prokuristen Berthold Kramer der Ostrauer Mineralölraffinerie Max Böhm & Co., hatte zum 18. August vorigen Jahres an G. d. I. v. Kusmanek ein patriotisches Gedicht gesandt, worauf er kürzlich ein Schreiben des Generals aus Nishni-Nowgorod, vom 10. März 1916 datiert, erhielt, in welchem es heißt: ». . . Besten Dank für Ihre patriotische Kundgebung vom 18. August 1915, welche mir erst kürzlich zugekommen ist. Ich begrüße Sie und knüpfe daran den Wunsch, daß es stets Ihr eifrigstes Bestreben sein möge, dereinst ein wackerer und tüchtiger Sohn unseres schönen Vaterlandes zu werden. v. Kusmanek.«

* * *

Der Flüchtling

(Unsere Ärzte in Taschkent und Samarkand.) Unter Bezugnahme auf die Mitteilung über das Schicksal des kriegsgefangenen Meteorologen Dr. v. Ficker in Sibirien wird uns von geschätzter Seite geschrieben: Taschkent und Samarkand . . . . sind mir leider viel zu gut bekannt und geläufig, habe ich doch selbst fast sechzehn Monate in Samarkand und

auch kurze Zeit in Taschkent gelebt. . . . In Samarkand war ich bis zum 22. Januar laufenden Jahres im dortigen Kriegsgefangenenlager interniert, bis ich zu fliehen vermochte. . . . Verhältnismäßig geht es unseren Ärzten in der Kriegsgefangenschaft leidlich. Sie besitzen in den meisten Städten einige Freiheit und dürfen ohne Konvoi ausgehen. . . . Ich habe noch die Beteilung der Mannschaft mit diesen Liebesgaben aus der Heimat knapp vor meiner Flucht erlebt. Nie werde ich diese Glückseligkeit und Dankbarkeit, die aus den Augen der Beteilten strahlte; vergessen. Die kompetenten Militärbehörden und Fürsorgestellen suchen alle Mittel und Wege, das Los unserer Kriegsgefangenen in Rußland zu erleichtern, doch auch unsere Privatwohltätigkeit könnte hier außerordentlich segensreich einsetzen. Ich bitte alle, die einen Angehörigen in russischer Kriegsgefangenschaft im Turkestangebiete haben, der in so weiter Ferne in einem anderen Weltteil schmachtenden Kranken und Siechen zu gedenken und ein Scherflein beizutragen zur Milderung des Loses dieser wahrhaft Unglücklichen.

Aber es wird leider wenig helfen, und sogar die freien Ausgänge der Gefangenen werden jedesmal, wenn einem von ihnen die Flucht geglückt ist, eingeschränkt. »Sie besitzen in den meisten Städten einige Freiheit und dürfen ohne Konvoi ausgehen«, so lange, bis einer von ihnen das Wort bricht und alle übrigen seine Flucht zu büßen haben. Der mit Recht anonyme Samariter, der eine geschätzte Seite bleibt, während andere in Wien sogar Vorträge über ihre Flucht halten, hat eben noch die Freude seiner Kameraden beim Eintreffen der Liebesgaben, aber eben nicht ihre Trauer über die infolge seiner Flucht verfügte Freiheitsentziehung mitgemacht. Der Überläufer des Schlachtfeldes bringt sich in Gefangenschaft und verrät seine Kameraden nicht. Das tut er erst, wenn er aus der Gefangenschaft in die Freiheit überläuft. Aber auch diese selbstischeste Handlung, die immerhin noch in einer Niederung von Menschlichkeiten spielt, könnte als Rettung aus einem unerfreulichen Leben mit Schweigen hingenommen werden, wenn sie sich selbst zum Schweigen verurteilte. Wohl ist ein solcher Zeuge in der Lage, über das Los der Kameraden, die er zurückgelassen hat, Zuverlässiges auszusagen, aber keiner ist dazu weniger berufen; denn er weiß recht gut, daß keine Hilfeleistung, die er durchzusetzen vermöchte, den Gefangenen mehr nützen kann, als seine Entfernung, die ihn zur Aussage befähigt, aber nicht berechtigt, ihnen geschadet haben muß, und daß die so gewonnene Freiheit ihnen abgezogen wird, deren jeder jetzt gerade um so viel weniger

davon hat, als jener zu viel hat, und deren jedem jetzt um so viel mehr Freiheit genommen ist, als jener sich nahm. Von Helfern, die das Unheil vermehren halfen, läßt sich das Gewissen nicht gern mahnen. Nur wenn am Ziel der Flucht die Sicherheit zu holen wäre, auch die Befreiung der anderen durchzusetzen, wäre der Ankömmling ein willkommener Bote. Wenn er uns aber zu Scherflein für solche auffordert, die seither noch weniger haben, so wollen wir sie beitragen, aber ihn nicht grüßen. Für Zeitungen mag er eine geschätzte Seite sein. Leser sollten auf die andere Seite schauen. Das peinliche Erlebnis: die Freiheit, die die Verengung verschuldet hat und die das wissen und gewußt haben muß, über die Gefangenschaft klagen zu hören, ist eine der bunten Möglichkeiten dieser verrotteten Gegenwart.

* * *

Eine Beruhigung

. . . Das so gesammelte Geld wird für die Aufbesserung der Kost, für Bekleidung, für die Instandhaltung, die Reinlichkeit, kurz für die notwendigsten Bedürfnisse verwendet. Durch dieses Werk der Menschenliebe können sich unsere armen Kriegsgefangenen gesünder erhalten, und es kommt nicht zuletzt unseren kriegsgefangenen Vätern, Männern, Söhnen, Verlobten, Brüdern zugute, indem durch Reinlichkeit und richtige Ernährung das Ausbrechen von Krankheiten, speziell in den Mannschaftslagern verhindert wird . . . .

* * *

Der Gipfel der Nibelungentreue

(Vielgereuth.) Von Mund zu Mund geht jetzt dieser Name, der mit einem so schönen Erfolg unserer tapferen Verbündeten verknüpft ist. Die Hochfläche von Lafraun und Vielgereuth — — —

Das ist der ‚Wiener Mittags-Zeitung' passiert. Es erklärt sich so: sie hat es einem reichsdeutschen Blatt, als sie gerade Schulter an Schulter mit ihm stand, entwendet.

* * *

Ein seltener Fall

Konstantinopel, 1. Mai. Die Kunde von der Kapitulation der englischen Armee in Kut-el-Amara hat hier eine riesige Begeisterung wachgerufen. Alle Straßen sind in den türkischen Farben und denen der Verbündeten beflaggt. Höhere türkische Militärs bezeichnen die Kapitulation als das letzte Werk Feldmarschalls von der Goltz, der im Tode noch den Triumph der von ihm reorganisierten Armee erlebte.

* * *

Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem

»... geradezu hassen tat er (Kitchener) die Kriegsberichterstatter der Presse, denen er die Teilnahme am Feldzug — bei der Macht, welche die Presse in England bedeutet — nicht wohl versagen konnte. Er machte sich hin und wieder in unliebsamer Weise bei ihnen bemerklich, so zum Beispiel, wenn er ihnen als Lagerplatz eine Stelle anweisen ließ, die unter Wind der Soldatenlatrinen gelegen war.«

Ich werde nimmer seinesgleichen sehn.

* * *

Gut erzogen

»... Viele der interessanten und eingehenden Ausführungen in der Besprechung »Die Einführung der Sommerzeit« in Ihrem geehrten Morgenblatte vom 27. d. werden gewiß in dem großen Kreise Ihrer Leser sympathische Zustimmung finden ....«

* * *

Sommerzeit!

Es war vorauszusehen, daß »das Thema Sommerzeit« am 30. April um 11 Uhr, aber auch schon wochenlang vorher täglich und zu jeder Stunde wie auch lange nachher »an allen Tischen den Gesprächsstoff bilden« werde. Die Sachverständigen, die schon warteten, um gefragt zu werden, wie viel Uhr es sei, wenn es erst elf ist und schon zwölf ist, und was man da tun solle,

hatten den Rat gegeben, in solchen Fällen den Zeiger der Uhr »einfach um eine Stunde vorzurücken«, aber die Wiener starrten ihre Taschenuhren an und nahmen sie in den Mund. Weniger schüchterne und mehr zu ausgelassener Fröhlichkeit neigende Naturen glaubten, es sei Sylvester und begrüßten die öffentlichen Uhren »mit Applaus und Bravorufen«. Bei den privaten machten sie eine Ausnahme. Ich weiß das alles nur aus den Essays, die darüber erschienen sind; ich hatte damit gerechnet und war deshalb schon vor dem kritischen Tag mit meiner Uhr in die Schweiz geflüchtet. Daß »Tausende und Abertausende« bis Mitternacht »aufbleiben« würden, um es einmal zu erleben, wie das ist, wenn um elf zwölf ist, zu komisch – das hatte ich gewußt, ehe sie noch den Plan gefaßt hatten. »Kaum einer«, las ich nachträglich, »der im Besitze einer Taschenuhr ist, verabsäumte, zur festgesetzten Stunde die Vorrückung des Uhrzeigers zu vollziehen«. Da wollte ich nicht dabei sein. Ob aus der großen Menge der Fachleute, die sich da bewährt haben, einige herausgegriffen und interviewt wurden, weiß ich nicht. Aber die Befragung der Cafétiers, der kompetentesten Persönlichkeiten auf dem Gebiet jeder Neuerung, die sich im Weltall und mithin speziell in Wien begibt, habe ich noch erlebt und Riedls Äußerungen anregend gefunden. Wie es auf den Fremdenverkehr einwirken wird, muß sich erst herausstellen, bis er kommt; man hofft aber allgemein, daß er um eine Stunde früher hereinbrechen wird. Auch war ich gar nicht überrascht, bei meiner Rückkunft zu hören, daß sich die Wiener mit der ihnen speziell angeborenen Anpassungsfähigkeit an den neuen Zustand gewöhnt hatten. In der Zeitung fand ich die meisten Geschäfte angeführt, die sofort eine Stunde früher geöffnet und infolgedessen auch eine Stunde früher geschlossen haben. Auch waren alle Ämter lobend erwähnt, die sich ähnlich verhalten hatten. Bei der Südbahn wurde die Sache so arrangiert, daß etwa ein Zug, der um sieben hätte eintreffen sollen, pünktlich um sieben eintraf. »Selbstverständlich«, hieß es, »haben auch die Postanstalten sich bereits die Sommerzeit zu eigen gemacht«, aber wiewohl es selbstverständlich ist, wurde es dennoch hervorgehoben. Dann gab es »Straßenbilder«. Berichterstatter waren ausgeschickt worden, um zu beobachten, wie es »auf dem Hof« zuging, »auf dem Stephansplatz«, der besonders in Mitleidenschaft gezogen ist, u. s. w. Auf dem Hof hatte »eine Anzahl von Genauigkeitsfexen

Aufstellung genommen«, die harrten voll Spannung, endlich kam der »große Ruck«, als aber der Zeiger »um fünf Minuten zu weit ging«, fand man, daß das zu weit gehe, und es ertönte »ein vielstimmiges Veto«. »Beschämt blieb er stehen.« Auf dem Stephansplatz hingegen »hatte eine wirklich festlich gestimmte Menge Aufstellung genommen«, die sich »die Wartezeit mit Witzen und auch giftigen Apostrophen über die Neueinführung vertrieb«. Sie selbst wurde nicht vertrieben. Und dann, siehe da, erschien die Zahl zwölf, »was ein Höllengelächter zur Folge hatte«. Mit den Turmuhren wars aber ein rechtes Gfrett. Sie machten nur »zwölf gravitätische Schläge und nicht um ein Jota mehr«. Alle 131 wurden übrigens pünktlich um eine Stunde vorgerückt, »und es war keine Uhr, die nicht eine Menschenansammlung verursacht hätte«. Die Wiener haben da sehr genaue Kontrolle geübt. Auf ihre Akkuratesse in solchen Fällen kann man sich verlassen. Die Uhren selbst mögen die verschiedensten Zeiten anzeigen: die Wiener sind pünktlich zur Stelle, um nachzusehn. Wie sie späterhin gehen werden, nämlich die Uhren, ist wurscht; jetzt hat's zu stimmen! Besonders interessant war, was die Hausfrauen in den seriöseren Zeitungen auszusagen hatten, und namentlich eine, intelligentere, war so gewissenhaft, auch die Äußerungen ihrer Dienstmädchen und ihres vierjährigen Mäderls wiederzugeben, so daß wir also auch über die Wirkung der Sommerzeit auf den Haushalt und auf das Familienleben vollauf beruhigt wurden. Natürlich wurde, nachdem schon alle Berufe abgelaust waren, auch »der Standpunkt der Astronomie« zur Geltung gebracht. Der Mann von der Sternwarte, der ja als Mann der Wissenschaft einen Schmock nicht einfach hinauswerfen kann, begnügte sich, seinen Standpunkt mit den Worten zu präzisieren, »als Astronom betone er vor allem, daß die Angelegenheit die Astronomie nichts angeht« und daß »für uns Astronomen am Himmel keine Änderung vor sich geht, mögen nun die Leute ihre Uhr stellen wie sie wollen.« Das ist nur zu wahr und gewiß geht die Sommerzeit die Kaffeesieder mehr an als die Astronomen, aber sicher ist auch, daß die Änderungen am Himmel nicht für die Astronomen vor sich gehen, mögen nun diese ihre Fernrohre stellen wie sie wollen. Und ebenso sicher ist, daß keine Änderungen am Himmel vorgehen, wiewohl auf Erden, wo scheinbar die Sünde Jahresregent ist, noch so viel Dummheit ihre Sommerzeit erlebt!

Der tragische Karneval

> Die Münchner Polizei hat bereits in zwei Fällen Veranlassung genommen, gegen auffallend gekleidete Damen einzuschreiten. Am Montag ereignete sich der dritte derartige Fall .... Sie trug einen blauen Kittel, einen kurzen weißen Rock, weiße Schuhe, blaue Strümpfe und am Kopf eine blauseidene Zipfelmütze .... Ein Polizist war über den Aufzug empört und führte die Dame zur Polizeidirektion. Der Polizeipräsident erinnerte das Fräulein daran, »daß wir nicht im Karneval leben«. Unter Tränen bat die Zurechtgewiesene um Entschuldigung.

Dem Siegeslauf der Schalek, die jetzt die Front am Isonzo abgeht und augenblicklich die Honveds auf Doberdo inspiziert, auch nur auf einem Abschnitt zu folgen, ist einstweilen, da die Wachsamkeit an hundert andern Einbruchsstellen der Kulturschande beschäftigt ist, unmöglich. Unmöglich auf andere Art, als das, was geschieht, unmöglich ist und die Schalek selbst ein Ding der Unmöglichkeit. Leicht macht sie es mir ja nicht. Versuch' ich wohl sie diesmal festzuhalten und fasse ich sie satirisch, so meint man, ich hätte zur gegebenen Kontrastwirkung noch eins hinzugetan. Zitiere ich sie aber, so glaubt man, ich hätte den Text gefälscht. Sage ich, wie ich oben getan, die Schalek sei die Front abgegangen, so hält man es für meinen Witz; denn die Komik ihres Dabeiseins so auszudrücken, als täte sie es nicht bloß einem Soldaten gleich, sondern gar einem General, könnte doch nur Übertreibung sein. Zitiere ich sie aber, behaupte ich, sie habe neulich mit den Worten begonnen: »Schritt für Schritt bin ich die Front am Isonzo längs des Görzer Abschnittes abgegangen«, so wird man verwirrt, und der Humor der Erscheinung leidet durch den Zweifel, ob nicht eben das nur Erfindung sei. Es bleibt nichts übrig, als eine Kampfpause der Schalek abzuwarten, und indem ich sie selbst sprechen lasse, durch Ausführlichkeit die Echtheit zu beglaubigen. Vorläufig ist kein Ende abzusehen. Allen

Einflüsterungen der Kommandierenden zum Trotz, die, statt zu kommandieren, ihr den Rat gaben: »Fahren Sie weg!«, ist sie geblieben, und wiewohl man ihr sagte: »Sie brauchen ja nicht im Schrapnellhagel zu schreiben!«, wollte sie nicht als Auskneiferin dastehen und treibt sich ausgerechnet überall dort herum, wo es am gefährlichsten ist. So steht die Schalek mitten im Kugelregen, ißt Spargel am Tisch des Divisionärs, schlüpft in Unterstände, scheut die Beobachter auf der Podgora nicht, besucht sie, und findet, wenn sie des Abends kampfmüde heimkehrt, ihr Zimmer, das keineswegs bombensicher ist, mit Rosen gefüllt. Der Niederschlag dieser vielfältigen Erlebnisse ist eine unerbittliche Serie von Feuilletons, die von der durchhaltenden Geschmacklosigkeit eines gegen Hohngelächter gepanzerten Herausgebers fortgesetzt wird, die sich aber durch den Vermerk »Nachdruck verboten« vergebens gegen das Schicksal zu schützen versuchen wird, als Zeitdokument schwersten Kalibers jenen kommenden Geschlechtern übermittelt zu werden, die vielleicht wieder zwischen Mann und Weib unterscheiden möchten — bewahrt zu werden als die nicht mehr steigerungsfähige Karikatur der Mißgestalt, in der ein völlig scham-, hemmungs- und verantwortungsloser Zeitgeist seine blutigen Possen getrieben hat. Denn sage ich, die Schalek habe nicht als Auskneiferin dastehen wollen, so wird man's so lange für meinen Witz halten, bis ich dartue, daß es ihr Ernst ist. Ihre Worte in ihrem Druck fangen nicht: man lacht und vergißt. Meine in meinem sind nur meine Wirkung. Ihre Worte in meinem Druck werden es bezeugen! Wer vermöchte gleich mir die Welt zu erschüttern durch nichts als daß er alles, was sie schon weiß, wiederholt? Sieht man jetzt Weiber militärisch verkleidet und empfängt man, weil man sie trotzdem grüßt, statt eines Kopfnickens, das die Disziplin des Geschlechts noch immer vorschreiben sollte, ein stramm Salutieren, so mag man staunen, wie der abgestandene Operettenwitz, der veraltet war, ehe das soziale Leben den ersten Mißbrauch der Weiblichkeit ankündigte, der schale Ulk der komischen Alten als Feldwebel oder bemoostes Haupt, jetzt auf realen Leichenfeldern Zugkraft erhält. In dem schrecklichen Einzelfall der Reporterin jedoch, die dank dem faulen Zauber der Hysterie (der die Menschheit anästhesiert und einzig zu jener aktiven und passiven Standhaftigkeit vor der Maschine befähigt, welche Heldentum heißt und größer ist als Hektors

Mut, ders mit keinem Mörser aufgenommen hätte), in der Schreiberin also, die vermöge der antreibenden Gewalt seelischer Unterernährtheit alle Sensationen dieser welthysterischen Zerrüttung erleben kann und der glaubwürdige Gewährsmann dieses Kriegs wird: in dem stärksten Monstrum dieser Ausnahmszeit ist der ganze tragische Karneval enthalten. Die Sage von uns wird erzählen, daß Frauen, die als Frauen, also auffallend gekleidet gingen, verhaftet wurden. Den Amazonen aber ward in der Kindheit die rechte Brust abgebrannt, um sie zum Bogenspannen, noch nicht zum Schreiben tauglich zu machen, und die Fabelphantasie keines Zeitalters hätte ausgereicht, die Schalek auf dem Kriegspfad zu erfinden.

Sie findet ihr Gegenstück etwa in den entmannten Männern der Wissenschaft, die dort, wo sie nur schießen hören, gleich mit einem Ehrendoktorat zur Stelle sind, und noch eine Begründung hiefür bereit haben. Nicht errötend folgen sie den geistigen Spuren der Schalek, die ja die kulturelle Gleichstellung Skodas mit Kant als erste befürwortet hat. Generale aber, die ihre Pflicht nicht zuletzt in deren Absonderung von anderen Idealen erkennen, für das Wesen und die mit keiner metaphysischen Sphäre vereinbare Fachlichkeit ihres Berufs ein korrektes und somit besseres Verständnis haben als Philosophieprofessoren, die die Ehre ihres Studiums an die Erfolge des Kriegs vergeben, empfangen im düstern Umkreis ihres Wirkens nur dann einen heiteren Eindruck, wenn Rektor und Prodekan aus der Operette ins Quartier kommen und das Doktorat hervorziehen. Es wäre ihnen ja lästig, wenn sie nicht lachen müßten und ihnen nicht zur Revanche die Frage auf der Zunge läge, ob die Herren Philosophen vielleicht Lust hätten, länger zu bleiben und Feldwebel honoris causa zu werden. Kein Auftrag, als der der immer beunruhigten Streberseele und etwa noch die kindische Sucht, aus allem ein Ornament zu machen und eine Auszeichnung wenigstens am andern zu sehen, wiewohl sie zum Verdienst so paßt wie das Auge zur Faust — kein Auftrag, kein Zwang, kein Wunsch hats ihnen geschafft. Niemand hätte es vermißt, wenn's nicht geschehen wäre. Die Generale wissen nicht, was sie damit anfangen sollen, aber die Philosophen, die mit jedem Tage seit dem Tod Schopenhauers und vor allem seit Kriegsbeginn größere Optimisten werden, sind unerschöpflich in der Hingabe ihrer Ehre, so daß es fast den Anschein

hat, als wollten sie den Siegen zuvorkommen und als wären diese an den einstimmigen Beschluß der Fakultät geknüpft. Austauschprofessoren mögen unterwegs in Streit geraten, wer mehr Ehrendoktorate verliehen hat. Die Empfänger aber sind sich nicht im reinen darüber, ob das Doktorat der Philosophie für sie eine honoris causa ist. So viel nur wissen sie und haben auch sie aus der Philosophie gelernt, daß solche Gabe für die jetzt tief unter dem Niveau der Schopenhauerschen Mißachtung stehenden Verleiher in Wahrheit eine causa turpis ist! Wäre zum Glück nicht überall dort, wo der Rang ist, auch die Fähigkeit — was ja sogar von den Universitäten angenommen wird —, und gäbe es im Reich der Erscheinungen, in das jetzt die Philosophie mit Ehrendoktoraten eintritt, Unterschiede wie etwa zwischen einem Napoleon und einem, dem der Krieg nur vom Kino bekannt wäre und der vor jedem Bild, das fallende Menschen vorführt, nichts zu sagen wüßte als etwa: »Bumsti!« oder »Aha!« — die Vertreter der optimistischen Weltanschauung würden manche Enttäuschung erleben. Ich spreche nicht aus Neid; ich weiß, daß es mir auf Lebenszeit versagt ist, das Ehrendoktorat der Philosophie zu erringen, selbst wenn ich nachweisen könnte, daß ich Leibniz für einen Fabrikanten von »Keks« halte. Denn dieses Verdienst würde reichlich aufgewogen durch meine Erkenntnis, daß Professoren der Philosophie, die dem Weltuntergang mit Ehrendoktoraten schmeicheln, von allen Karnevalstypen, auf die der Mond dieser Mordnacht grinst, die weitaus lächerlichsten und verächtlichsten sind.

Und eins in dieser Erkenntnis sind mit mir jene Exponenten des Unglücks, deren menschlichem Sinn die Pflicht noch immer besser zusagt als die Abwechslung durch einen Firlefanz, der sie erschwert. Eins in der Ansicht, daß Philosophen und Weiber, die die Ehren ihrer Berufe dort ablagern, wo sie nicht hingehören und wo man sie nicht braucht, daß Dekane, die der Glorie noch den Doktorhut aufstülpen wollen, und Jourkoryphäen, die an Artilleriestellungen ihre Neugierde befriedigen möchten, nicht jene Botschaft aus dem Hinterlande bringen, die sie zum Dank für die Mühe, es zu schützen, von dort zu empfangen gehofft haben. Noch warten wir aber auf eine von ihnen, die uns die tröstende Gewißheit brächte, daß sie solche Zumutungen künftighin mindestens so mühelos abweisen werden wie den Angriff des Gegners. Von einem Hinauswurf der Professoren haben wir noch nichts vernommen.

Aber die günstige Nachricht sei weitergegeben, daß die Schalek nicht überall durchbrechen konnte, von der Südwestfront zurückgeworfen wurde und daß wenigstens dieser Teil des Kriegsschauplatzes zu einer unwirtlichen Gegend für den innern Feind geworden ist, von dem uns die Abwehr des äußern keineswegs befreit hat, den aber von einem bestimmten Punkte zu verjagen in beispielgebender Weise geglückt scheint. Die Schalek mußte zurückgehen, kein Unterstand wurde ihr gewährt und nichts zu essen gegeben. Wir entbieten den tapferen Offizieren für dieses Vollbringen unsern Gruß wie es in jener Zeitung heißt, von der jetzt wenigstens das Totschweigen einer Front, deren Männer nicht imstande waren, der Schalek ins Auge zu sehen, gern zu erwarten ist. Allen, trotz allem äußeren Gelingen Verzagten sei diese Kunde von einer vorbildlichen patriotischen Tat gebracht, durch die es mit einem kühnen Handstreich geglückt ist, einmal die inneren Grenzen zu schützen. Wie schön wäre es, wenn sich in einer Zeit, die für Mitteilungen gegenteiligen Inhalts, für Interviews u. dgl., Rücksichten nicht kennt, kein formales Hindernis gegen die Beglaubigung solcher Nachricht stellte. Die Verhüllung hat sonst den Sinn, dem Gegner nicht mehr zu verraten als was er ohnedies schon weiß. Dem Todfeind sollte mit aller Deutlichkeit gesagt werden können, an welchem Punkt er keine Aussicht hat vorwärts zu kommen, aber die Sicherheit, mit der langen Nase, mit der er gekommen ist, abzuziehen. Es sollte der Gegenwart gemeldet werden, die solches noch nicht gehört und im Glauben an eine Macht, die bis zu den höchsten Spitzen der Natur und der Gesellschaft reichen müsse, allen Mut verloren hat. Es werde der Zukunft verkündet, die uns um des Beispiels willen, das mutige Männer auf dem vorgeschobenen Posten einer verlorenen Zeit gegeben haben, nicht ganz verwerfen wird, um des Vorzugs willen, in dem tragischen Karneval, den wir uns leisten konnten, doch einmal für einen Augenblick die Besinnung gefunden zu haben!

Notizen

Ein Brief mit Trauerrand, namenlos wie sein Schmerz. Hier als Epitaph gesetzt, bedeute er, daß ich den Dank der Mutter zurückgebe und in dem einen Unbekannten aller so dem Leben entrissenen Jugend Ehre erbiete.

16. Mai 16

Am Abschlusse seiner Universitätsstudien rückte unser Sohn Josef zum Feldkanonenregiment Nr. 30 ein.

Er war der Tüchtigsten und Bravsten einer, hieß es.

Am 29. Februar ereilte ihn sein Schicksal. Als Fähnrich am Beobachterstand traf ihn die feindliche Kugel.

Die große silberne Tapferkeitsmedaille sandte man seinen Eltern zu, deren einziges Kind und einziges Glück er war.

Er selbst ruht in Rarancze neben dem Glockenturm der hölzernen Kirche, und sein Grab grünt und blüht.

Karl Kraus!

Nimm seinen letzten Gruß entgegen!

Du hast ihn nicht gekannt und doch standest Du ihm am Nächsten in der Welt!

Er gehörte zu Deiner Gemeinde und war Dein treuester Anhänger und Streiter. Wie liebte er dich! Dein Bild schmückt sein Zimmer. Deine Bücher zieren es. Mit Menschen, die ihm nicht würdig schienen, vermied er es von Dir zu sprechen; ich seine Mutter wußte, was Du ihm warst!

Es ist mir wie ein heiliges Vermächtnis, ich mußte Dir es sagen, denn er war Deiner nicht unwürdig!

Ich blicke auf das letzte Bändchen der Fackel, das ich in Händen halte — ich könnte vergehen vor Schmerz und Jammer, daß sein Auge nie mehr darauf ruhen wird, und daß dieser edle Jüngling sterben mußte für diese Menschheit!

Sein letzter Gruß, sein letzter Dank sei Dir Karl Kraus geweiht von

seiner Mutter.

* * *

Lieber Fackel-Kraus!

Man sollte jetzt andere Sorgen haben, aber einmal muß ich mir wo Luft machen. So oft ich das humoristische Wochenblatt »S' lustige Großwien« in die Hand nehme, muß ich mich ärgern —

Es gibt also Menschen, die 's lustige Großwien in die Hand nehmen. Es sind dieselben, welche den »Fackelkraus« kennen und eine briefliche Ansprache immerhin riskieren dürfen. Der so Angesprochene ist dazu geschaffen, daß sie sich an ihm Luft machen können. Welch eine Luft! Wenn aber die überwiegende Mehrzahl meiner Leser ahnte, wie unerquicklich mir die Vorstellung ist, daß sie die ‚Fackel' in die Hand nehmen, sie würden die paar Stunden, die sie dem ‚lustigen Großwien' dadurch entziehen, bitter bereuen. Möge die unsägliche Banalität, die noch immer den Postweg betritt, sich vor jedem Versuch dreimal besinnen und endlich wissen, daß ich kein Herz für Abonnenten, treue, aber lästige Leser habe und deren Abfall jederzeit ihrer Annäherung vorziehe.

* * *

Aus dem Feld

Sehr geehrter Herr,

Vor Jahren hörte ich Sie in Prag. . . . Das Publikum — was für ein Publikum, du lieber Gott — glaubte, Sie meinten die anderen, während Sie gerade diese meinten. Es jubelte Ihnen zu, statt Sie zu lynchen.

. . . . Lange las oder hörte ich nichts von Ihnen.

Bei Kriegsausbruch habe auch ich wie hypnotisiert frohen Herzens Frau und Heim im Stich gelassen. Wie bald fielen mir die Schuppen von den Augen! Und als ich krank zurückkam und das Treiben sah, da hätte ich weinen können wie ein Kind. . . .

Dann kam mir in die Hand, was Sie seit Kriegsbeginn geschrieben haben. Ich hatte geglaubt, daß mein Skeptizismus schon den ganzen Betrug entlarvt hätte. Mit brennenden Wangen mußte ich da lesen, wie naiv ich trotz allem noch war, und oft war mir, als ob ich kassandragleich meine Blindheit von Ihnen wieder fordern müßte.

Und diesmal muß ich dankend zu Ihnen kommen. Weil Sie der einzige, der wahre Held sind, der Einzige, der diesen Namen wirklich verdient. Als Einziger, ohne äußeren Zwang, einer Sturmfluth trotzen, der ganzen Meute von Profit- und Ehrenjägern die Stirn bieten, jeder Macht ins Gesicht höhnen und mit der Stimme eines Menschen den Orkan der Menschheit überschreien — das ist ein Bild, so

ergreifend, so bewundernswert, so übermenschlich, daß ich Ihnen in tiefstem Dank die Hand drücken muß. Und Sie müssen es dulden, ob ich dessen würdig bin oder nicht. In wahrer Verehrung

ein Offizier.

Aus dem Hinterland

Wer ist der größte Feigling? Sie! Wer ist der größte Krakehler? Sie! Um jeden Preis wollen Sie beachtet werden, aber es gelingt Ihnen nicht, weil man so einen Menschen nicht ernst nimmt, der nur niederreißen kann. Das lassen Sie sich gesagt sein und regen Sie sich nicht auf, daß andere verdienen. In jeder Zeile spürt man bei Ihnen den Neid! Lernen Sie erst schreiben, wie Hans Müller, dann wird man Sie ernst nehmen, heute sind Sie der Niemand. Mit der ihnen gebührenden Mißachtung

ein Patriot.

* * *

Was ist denn los? Einer ist los! Hinter ihm die Menge. Gellende Hilferufe bringt mir die Post. Alle Kuverts enthalten denselben Ausschnitt, denselben Ruf. »Haben Sie den »Serbischen Frühling« in der ‚Mittagszeitung' gelesen? Und das wagt man uns Wienern statt eines Mittagmahles vorzusetzen! Bitte, nehmen Sie sich, wie so oft schon, unser an!« »Könnten Sie nicht durchsetzen, daß für solche Ausgeburten einer gigantischen Schmockerei endlich doch die Zuchthausstrafe eingeführt wird??« »Betrachten Sie bitte dieses Monstrum von Sprachschändung, Gedankenarmut und Anmaßung! Es kränkt mich, daß ein verhungerndes Weib abgestraft wird, wenn es sich ohne Geld Brot verschafft und daß es gegen derartige Verbrechen keine gesetzliche Handhabe gibt. Alle übrigen Gedanken, die ich mir dazu mache, sind bewußte und unbewußte Fackelzitate!« »Wenn Sie es nicht waren, der den neuen Mann erfunden hat, dann empfehle ich ihn Ihrer Beachtung!« Zivilisten und Offiziere, alle Berufe, Groß und Klein schreien durcheinander, alles ist in höchster Erregung, gestikuliert, winkt mir. Ja, was kann denn ich dafür, was kann denn ich dagegen? Brief auf Brief! Genug, oder ich renne auf und davon, mit jenem Ungeheuer. Der hats gut; der ist nach Serbien, die ‚Mittagszeitung' hat es schwarz auf weiß:

Wir veröffentlichen hier den Beginn der Artikelserie unseres serbischen R. M.-Korrespondenten:

Eine Ebene quillt über in Chlorophillfontänen, ballt sich klumpig in Buschserien zu einem blitzblauen Himmel, quirlt sich staudicht in Haine zusammen, die millionenhaft weiße, wohlriechende Blüten abschuppen; diese Ebene knäuelt sich förmlich aus einer Tafel Grün zu

Formen, die dickgrünen Segel sanft ansteigender Laubwälder sind halbschräg vor den gleißenden Horizont gespannt. Ist es Oberitalien, von dem Licht, Duft, Farbe auf die Sinne schnellen? Es ist Nordserbien, Gegend Wladenovac—Lazarevac. Dunklere Rauten saftigen Gebüsches säumen Bäche, weißgesogene Landstraßen, aus denen Kalkbrocken gleißen, punktieren Kastanienalleen ins hellere Grün. Dieses Gebiet gleicht den Landschaften jungwiener Maler, ihrem Gesicht von Italien. Seine dickversponnene Grüne, seine knorrige Saftigkeit, seine überschüssig wachsende Gartenenergie unter dem blau erhitzten Metall des Gewölbes muten wie Frühlingserde der Poebene an — — —

Es ist mir nicht gegeben, zu sehen ohne zu denken, zu beobachten ohne sinnvoll zu organisieren, und sei's mit einem Kommando, mit einer letzten, höchsten metaphysischen Art von Initiative. Ich bin ein Deutscher. . . . Alle Künstler sind Deutsche. Ich käme mir grundschlecht vor, verlogen im höheren Begriff, wollte ich nur beschreiben und nicht ordnend folgern. . . .

Er ist tatsächlich, so sonderbar das klingt, ein Goi. Aber tüchtig. Es ist niemand anderer als der Prophet, dessen Plan, eine »Isonzobibel« zu fördern, hier jüngst gewürdigt wurde. Vorläufig ist er unser serbischer R. M.-Korrespondent und heißt — also damit man es endlich weiß und die arme Seele selbst eine Ruh hat — Müller. Alle bessern Federn heißen jetzt so. Ein Geriß ist um den Namen. Schlichtheit, Gesundheit, anspruchslose Fröhlichkeit, mit einem Wort Deutschheit, können keine bessere Wahl empfehlen. Man liest Müller und ist beruhigt. Ich bin ein Müller — alle Künstler sind Müller. »Wir sind Frontleute«; aber man hat ihn nach Serbien geschickt, zu beschreiben, nämlich zu organisieren. Ein wackerer Geselle, hei. Spezial-Wanderbursche der Mittagszeitung. Wie sich doch diese deutsche Welt vereinfacht hat, seitdem des Müllers Lust auch das Schreiben ist! . . . Aber jetzt, da man es weiß, soll man kein Aufsehen machen, auf das Schlimmste gefaßt sein und mich nicht mehr sekkieren.

* * *

Vorlesung in Zürich, Schwurgerichtssaal, am 4. Mai:

I. Kierkegaard und die Journalisten / »Nachts« / Der kleine Brockhaus / Beim Anblick eines sonderbaren Plakates / »Nachts« / Endlich! / »Drückeberger in Frankreich« usw. / Kriegsnamen / »Nachts« / Kriegsberichterstatter / Grabschrift / »Nachts« / Elegie auf den Tod eines Lautes. II. Shakespeare und die Berliner / Timon von Athen (aus 1. 2. und 3. Akt). III. Gebet an die Sonne von Gibeon.

Der ganze Ertrag wurde dem Schweizerischen Roten Kreuz zugeführt.

*

‚Neue Züricher Zeitung', Vorbesprechungen vom 30. April und 4. Mai; Feuilletons: »Karl Kraus« von Hans Adler am 3. und »Karl Kraus-Abend« von E. K. am 6. Mai.

Aus diesem (gleich den anderen Nummern) nicht nach Österreich gelangten Aufsatz:

Karl Kraus rennt auf das Podium, und sofort schwirren Schwerter und Messer in der Luft. Auf welche Seite stellt er sich im Kriege? Welche Frage! Nicht auf die Seite aller Deutschsprechenden, aber auf die Seite der deutschen Sprache, die sich bei jedem Wort ihre Sache denkt. Höre man, wie er ohne die Zugabe eines eigenen Wortes etwa folgendes sagt: »Pater noster« heißt ein Liftaufzug, »Bethlehem« ist ein Ort in Amerika, in dem sich eine Munitionsfabrik befindet. Man hört es an wie eine Begriffsdämmerung. Der Irrsinn, nicht der Sprache, aber der Sprache der Zeit, ist erkannt: Er stellt die zwei in ewiger Verwechslung lebenden Wörter »Der Schild« und »Das Schild« als Verbindung von Merkur und Mars vor. Oder er legt den verdächtigen Bedeutungswandel des aktuellen Wortinhaltes, »Die Vorstellung«, bloß, und es läßt sich nicht leugnen, daß unser Ohr in einer Abendstunde von einem ungeheuren Verdachte gegen die Worte unserer Zeit beängstigt wird, weil hier Wesen und Surrogat des Wortes wie Wasser und Öl sich scheiden. Philologie mit innerem Herzton, Kulturphilosophie mit Gewissen, Erkenntnis mit leidenschaftlicher Beziehung zum Leben, das die Larven wenn nicht ablegen, so doch eingestehen sollte. Aber auch über die Akustik des einmal geprägten Wortes sagte der Abend im Schwurgerichtssaal Entscheidendes. Das geschriebene Wort bei Karl Kraus hat Zeilen, die »wie Augenlider sind und zwischen ihnen ein Gesicht«. Die Worte schreien nach ihrem Schöpfer, er allein gibt ihnen mündlich die rhythmische und tonale Beglaubigung, die sie als »Drucksache« nicht haben. Ich verweise auf seine »Worte in Versen« (der letzte Gedicht-Band von Karl Kraus, Leipzig 1916) und wage zu zweifeln, ob viele seiner Zuhörer den Übergang aus der Rede in den Vers (Kriegsberichterstatter«) entdeckt hätten. Von der Gewalt seines leidenschaftlichen Vortrags bleiben gewisse Sätze haften, man hat sozusagen als Mitbetroffener eine Beule von ihnen bekommen, z. B.: »Es handelt sich in diesem Krieg . . .« »Jawohl, es handelt sich in diesem Krieg!« Unvergessen wird das Kulturbild sein, in dem er die erschreckende Zweideutigkeit zeigt, mit der Kultur- und Kriegssymbole zur Einheit verschmolzen werden. Er stellt uns ein Plakat vor Augen für Mozarts Requiem: — — —

Vor seiner Shakespeare-Vorlesung legte Kraus noch einen Kieselstein auf seine Davidsschleuder, der galt den Shakespeare feiernden Berlinern: »Die Berliner allein sind würdig, Shakespeare zu feiern; wenn sie ihn aufführen, ist er zum dreihundertstenmal gestorben.« Dann nahm sich Karl Kraus des der Bühne fremden, von Fragezeichen umstellten Shakespeare-Stückes »Timon von Athen« an: Die Geschichte von Timon Misanthropos, in der Karl Kraus, groß, überschwenglich groß in der Haßgebärde, mit dem Verbitterten eins wird, vor dem sich

die Freunde als falsches Gold erweisen. Die Meisterschaft seines Vortrags schreitet hier weit über den Bereich des Schauspielers, weil er nicht »Rollen« sieht, sondern den tiefen menschlichen Zusammenhang. Bei der Rede des Timon, in der die Lügenbrut der Freunde statt des lockenden Gelages nur Schüsseln mit warmem Wasser erhält, lodern alle Haßbrände auf, und man merkt den Widerspruch kaum, daß Timon ihnen die Schüsseln und das heiße Wasser nachwirft, ein Edelmann aber wimmert: »Juwelen schenkt' er gestern uns, heut wirft er uns mit Steinen.« In der neuen Shakespeare-Ausgabe von Wolfgang Keller erklärt der Herausgeber mit einer andern Vorlage des Stoffes »die Steine«, indem dort Timon den Freunden wie Artischocken bemalte Kieselsteine vorsetzt. Sicher hat der Vortrag von Kraus beides in seinen Schüsseln: die heiße Glut und den Stein der Satire.

Mit Sören Kierkegaards Brandwort über Journalisten begann er den Freitagabend im Schwurgerichtssaal, mit Shakespeare schloß er ihn. Er dulde keine Götter neben sich, sagen solche, die Kraus in Ruhestand versetzte. Wer ihn hörte, kam der Wahrheit näher und wird diesen Meister des Wortes und seines Klanges, diesen Rüttler und Schüttler nicht aus dem Auge, besser, nicht aus dem Gewissen verlieren. (Folgen Zitate.)

Der Widerspruch zwischen der Wassersuppe und den Steinen im Gastmahl des Timon (der der Erklärung »wie Artischocken bemalte Kieselsteine« nicht bedarf, da er wohl durch den rein metaphorischen Sinn der »Steine« aufgehoben ist, und dessen der Züricher Hörer schon darum nicht inne werden konnte, weil ich die Gespräche der Lords nach Timons Abgang nicht mehr gesprochen habe) findet ein greifbareres Pendant in einem lustigeren Gastmahl, das jetzt zum Beweis der Tatsache, »daß schon vor hundert Jahren Lebensmittel zurückgehalten wurden«, herangezogen wird:

Gustav Parthey erzählt in seinen »Jugenderinnerungen« ein lustiges Geschichtchen von der »Steinsuppe«, die zwei Reisende aus einem Dutzend sauber gewaschener Bachkiesel von der Wirtin zurichten ließen, als diese hartnäckig bei der Versicherung blieb, sie habe kein Essen. Aber sie wurde doch neugierig, ob die Steine weich werden könnten, als die Reisenden anordneten, sie müßten zunächst in Wasser gekocht werden. Als das nichts half, wurde Salz und etwas Butter hinzugesetzt. Dann forderten die klugen Leutchen einige Eier; nachdem auch diese eingeschlagen waren, wurde etwas Petersilie und gehörig Brot hinzugetan. Endlich folgte etwas Mehl. Nun begannen die Reisenden die Steinsuppe, die nach und nach genießbar und recht nahrhaft geworden war, mit großem Appetit zu verzehren. Wirt und Wirtin sahen mit Erstaunen zu, bemerkten aber dann, daß die Steine übrigblieben. Als sie nun äußerten: »Aber ihr eßt ja die Steine doch nicht!«, erfolgte prompt die Antwort: »Die sind wieder hart geworden; wenn ihr sie aber essen wollt, so müßt ihr sie morgen noch einmal aufkochen!«

In der Übersetzung der Dorothea Tieck findet sich keine Andeutung, daß die »Schüsseln voll warmen Wassers« eine Steinsuppe ohne genießbaren Zusatz enthalten hätten, wiewohl freilich die Verszeile, die vor: ». . . heut wirft er uns mit Steinen« steht, die Worte hat: »Lord Timon rast.« — »Ich fühl's in den Gebeinen.« Aber die szenische Anmerkung: »Er wirft ihnen die Schüsseln nach . . .« erklärt dieses Gefühl hinreichend.

* * *

Aus der Schrift »Eine frohe Botschaft für alle, die das Leid der Menschheit fühlen, das in dem Grauen des Weltkrieges offenbar geworden ist« (anonym, Wien 1915, Kommissionverlag Andreas Pichl), S. 23 und 24:

. . . Ich kann nicht vergleichen, aber ich weiß, daß das Leid ungeheuer ist, ungeheuer der Abstand des Menschen von dem, was er sein kann, seine Abwendung von Gott. Ich will hier einige Propheten unserer Zeit nennen, in deren Werken der Verfall des alten Lebenskreises sich abbildet. Der Verfall findet einen großen Bildner in dem Satiriker Karl Kraus. Nun ist dieses einer der Wege des Menschen und vielleicht neigt gerade der Künstler leicht dahin: Indem der Mensch sich vom Stoffe losreißt und zum Ursprung zurückgeht, läßt sein letztes Haften an der Sinnlichkeit ihn das Bild Gottes, welches er im Innern trägt, im Äußern, in der Offenbarung als ein vollkommenes suchen, wo nicht Vollkommenheit ist, in den andern nicht wie in ihm nicht. Er sucht und glaubt und liebt Gott im Menschen. Furchtbares Erwachen. Gott, wo bist du? Aber dennoch, er weiß noch nicht, daß es auch bei den andern im Innern ist, hinter vielen Hüllen unverändert strahlt, und neigt dazu, nur die Hüllen des Göttlichen zu sehen, und deren sind in unserer Zeit viele. Das besondere Hervortreten vielleicht einer solchen Wesensart in Karl Kraus bannt sein Sehen — diese Erscheinung selbst ein Zeichen der Zeit — in ein Rund hoffnungsloser Verwesung. »Der Satiriker steht am Ende einer Entwicklung, die sich der Kunst versagt. Er ist ihr Produkt und ihr hoffnungsloses Gegenteil. Er organisiert die Flucht des Geistes vor der Menschheit, er ist die Rückwärtskonzentrierung. Nach ihm die Sintfluth.« (»Nestroy und die Nachwelt«. 1912) »Die Dinge haben eine Entwicklung genommen, für die in historisch feststellbaren Epochen kein Beispiel ist.« (»Sprüche und Widersprüche«, S. 93. Verlag Langen. 1909) Der Gedanke des Unterganges unserer geistigen Welt ist der bewegende Mittelpunkt von Karl Kraus. Andere Propheten unserer Zeit, Menschen, in welche die geistigen Kräfte mit großer Macht eintreten und in denen die Zeit ihre Schlachten schlägt, sind Strindberg, Tolstoi, der englische Schriftsteller Carpenter, Jörg von Lanz-Liebenfels. . . .

* * *

Am 24. Mai im Kleinen Konzerthaussaal: zur Feier von Shakespeares 300. Todestag eine Vorlesung der »Lustigen Weiber von Windsor«, aus der Übersetzung von Wolf Heinrich Graf Baudissin (Schlegel-Tiecksche Ausgabe). — Die Kürzung betraf nur etliche Sätze in den meisten Szenen sowie die kleine zweite Szene des ersten und die zweite Szene des dritten Aktes. Nach dem zweiten und dem dritten: Vorhang und Pausen, in denen — wie auch vor dem ersten Aufgehen des Vorhangs — hinter der Szene die Musik von Nicolai gespielt wurde (Klavier: Herr Egon Kornauth).

Der gesamte Ertrag ist den Gefangenen in Beresowka (Transbaikal) zugewendet worden.

Das Programm enthielt außer dem Personenverzeichnis den olgenden Text:

Das Werk ist im Burgtheater zum ersten Mal gespielt worden »zum Vorteile des k. k. Hofschauspielers und Regisseurs Josef Koberwein bei seinem Abschied von der Bühne« am 16. Dezember 1846; wiederholt: am 17., 20., 27. Dezember, am 6. Jänner 1847, am 14. und 21. Jänner 1849. Von da an erscheint es nicht mehr im Repertoire, wiewohl es seit den Tagen, da Falstaff La Roche, Fluth Löwe, Page Anschütz, der Wirt Koberwein und Beckmann waren, das echteste Burgtheaterstück geblieben ist, so dort eingepflanzt, daß der Vorleser sich an die Aufführung mit Baumeister, Hartmann, Lewinsky und Gabillon, des weiteren mit Thimig, Arnsburg, Schöne und den Damen Gabillon, Mitterwurzer und Helene Hartmann erinnert, ohne sie nachweisen zu können, und die Lust nicht bereut, ein fernes Echo solcher Stimmen manchmal anklingen zu lassen. Warum diese Krönung des Falstaff-Humors, aus der königsdramatischen Episode zur Bühnenfülle eines tragischen Hanswurstes, warum diese vollkommene Heiterkeit der Fluth-Szenen mit ihrem gewendeten Othello-Pathos der letzten Schauspielergeneration entgehen mußte, ist unbegreiflich. Das Publikum, das wohl schon damals sein heutiges Burgtheater, welches Shakespeare-Aufführungen aus Takt unterläßt, verdient hat, scheint hier dem Besten, was seine Bühne geben konnte, sich ebenso gesperrt zu haben wie vor dem durchgefallenen Gogol'schen »Revisor«. Angesichts der redlichen Unzulänglichkeit des neuesten Burgtheaters und der unredlichen jenes Berliner Managers möchte es die Stimme des Vorlesers verlocken, ein dekorationsfreies Shakespeare-Theater ins Leben zu

rufen, auf dem alle Organe, die uns einst so viel zu sagen hatten, wieder lebendig würden, wobei sie dem Verdachte varietéhaft äußerlicher Nachbildung einer Vielheit wohl zu entgehen wüßte. Sie würde es sich zutrauen, Vorstellungen von Werken wie Lear, Macbeth, Wintermärchen, Die Widerspenstige mit einer bis in die kleinsten Rollen bewahrten Treue so nachzugestalten, daß ein geschlossenes Auge und ein offenes Ohr der Zeugen jener lebendigen Herrlichkeit nicht mehr den Apparat vermißte, der heute für das offene Auge und das geschlossene Ohr seine toten Wunder verrichtet. Ein so rekonstruiertes älteres Burgtheater, freilich ohne Stammsitze für die Kritik, wäre vielleicht wichtiger als ein Phonograph, der die Stimmen der heutigen Schauspieler für die Nachwelt aufbewahrt, und geeignet, diese schnell noch etwas profitieren zu lassen, wenn's ihnen gestattet wäre, zu hören statt zu sprechen. Der heutige Versuch, dem, weil denn die Zeit andere, schwerere Aufgaben vom Organ des Vorlesers verlangt, vermutlich doch keine weiteren folgen werden, will sich — ohne Konsequenz — mit der Markierung von Stimmen begnügen, die eben nie an der Darstellung der »Lustigen Weiber von Windsor« beteiligt waren. Er findet seine Rechtfertigung in der Gewißheit, daß Menschheitstypen von der Zeit her, wo »der Spiegel und die abgekürzte Chronik des Zeitalters« noch Besseres auszusagen hatte, an die Burgtheaterstimmen gebunden bleiben.

(Wo im Text des Programms von »der redlichen Unzulänglichkeit des neuesten Burgtheaters und der schwindelhaften jenes Berliner Managers« die Rede war, ist jetzt »unredlichen« gesetzt, weil das stärker ist. Ein Manager ist eo ipso ein Schwindler.)

*

Der Versuch ist durchaus gelungen. Ein Wiener Schauspieler soll ihm beigewohnt haben. In einer Züricher Kritik war einmal — siehe Nr. 395/96/97 — zu lesen:

... Ein Wiener Bühnenkünstler erzählte mir vor einiger Zeit, die Schauspieler besuchten die Vortragsabende von Kraus in Wien aus eigentlichem Fachinteresse. Dieser lesende Publizist kann wirklich einen Schauspieler lehren ....

Der Wiener Bühnenkünstler sollte sich bei Zusicherung voller Straflosigkeit melden und mit ihm die Kollegen, die er etwa gemeint hat. Der Pfarrer, den ein Komödiant lehren könnte, hat

die Aufsichtsbehörde nicht zu fürchten. Dem Schauspieler aber genügt es nicht, daß man ihm garantiert, die in meinen Vorlesungen nicht anwesende Presse werde seine Anwesenheit nicht bemerken und darum nicht übelnehmen. Er fürchtet selbst die Kritik, die nicht ihn betrifft, sondern einen andern ignoriert. Diese Erscheinung sei nur zur Darstellung des Gesamtzustands und zur Berichtigung der dazu gehörigen Verlogenheit festgestellt, keinesfalls beklagt. Im Gegenteil: das Glück, dort wo man das Malheur hat zu leben, wenigstens einen pressereinen Saal zu haben, wäre nicht vollständig, wenn die Vertreter eines von Preßfurcht niedergehaltenen Standes, dessen Befreiung ja in den paar Stunden nicht möglich ist, fortwährend zur Tür blickend, ob nicht doch ein Aufseher komme, im Saal vorhanden wären und die einheitliche Stimmung durch die Sorge zerrissen würde, was der Löwy sagen wird, wenn er erfährt. Um aber den armen Teufeln, denen so oft gesagt wird, sie könnten bei meinen Vorlesungen etwas lernen, das Leben zu erleichtern, wäre ein bühnengenossenschaftlicher Entschluß wünschenswert, der ihnen den Besuch meiner Vorlesungen aus Rücksicht auf die durch die obige Erklärung verletzte Standesehre einfach verbietet.

*

Und um ihnen auch die beruflichen Anstrengungen tunlichst zu erleichtern, wie auch den Inhabern der Geschäfte, in denen sie tätig sind, jeden kostspieligen Aufwand an Dekorationen und Kostümen zu ersparen, zu dem sie sich mangels der Fähigkeit, den Geist in Szene zu setzen und durch das Wort Illusionen zu schaffen, doch immer wieder bemüßigt fühlen, werde ich in ihrer nächsten Saison, wenn anders die andere Arbeit es gestattet, meine Shakespeare-Bühne einrichten und nebst einer Wiederholung der »Lustigen Weiber von Windsor« »Viel Lärm um nichts« (was aber keine spezielle Absicht gegen den Ruhm des Herrn Wüllner bedeuten wird), »Lear«, »Der Widerspenstigen Zähmung« (worauf allerdings die Frau Niese Shakespeare Ruhe geben wird), den »Sturm«, »Macbeth«, »Timon«, »Cymbeline«, »Wintermärchen«, »Sommernachtstraum« — zu wohltätigem Zweck nach außen und innen — in mein Repertoire aufnehmen.

* * *

Vorlesung im Kleinen Konzerthaussaal, 12. Mai:

I. Ein Irrsinniger auf dem Einspännergaul / Aus Luther (Vom Geschütz) Der Aufstieg der Seele durchs Jahrhundert: Jean Paul's Schluß aus dem »Kampaner Thal« — Wie ein König, mit Bomben beladen, wie ein Gott! / Die chinesische Mauer. II. Die Kinder der Zeit / Beim Anblick einer Schwangeren / »Nachts« / Vor einem Springbrunnen / Beim Anblick eines sonderbaren Plakates / »Nachts« / Gedankenleser / Es ist vorgesorgt / Zur Darnachachtung / »Drückeberger in Frankreich« u. s. w. / Bei uns ist es so! / Zum ewigen Gedächtnis (Zwei Züge). III. Gebet an die Sonne von Gibeon.

Ein Teil des Ertrages wurde der Kinder-Schutz- und Rettungs-Gesellschaft zugewendet.

*

Der »Aufschwung der Seele durchs Jahrhundert« war mit den Worten eingeleitet:

»Nun wollen wir den Weg mitmachen, den die deutsche Seele durchs Jahrhundert genommen hat, von den Tagen, als Jean Paul die erhabenen Sätze über den Aufstieg einer Montgolfière schrieb, bis zu dem, was heute zu lesen ist — —«

»Zum ewigen Gedächtnis (Zwei Züge)«, absatzweise durcheinander gelesen, war eingeleitet:

»Jetzt folgen zwei Zeitungsberichte, die so entsetzlich sind, daß nichts übrig bleibt, als aus dem einen in den andern zu entfliehen — —«

* *
*

Ein Druckfehler, nicht etwa Jargon-Absicht, ist das in Nr. 423—425, S. 8 des Dialogs, 12. Z., in einem kleinen Teil der Auflage enthaltene Wort: »fünzigmal«.

* *
*

In einer Zeit, die so groß ist, daß der Ausdruck »Vorstellungen nehmen« nur in Armeeberichten vorkommt, mag es frivol sein, darzutun, daß man zu einer Befassung mit solchen Problemen in einem viel niedrigeren Sinne, also zu Wortkämpfen Zeit hat. Da man aber sogar Lust dazu hat und genug Mut, solche Betätigung für die letztlich wichtigere zu halten, so findet hier dieser Briefwechsel zwischen einem Leser und einem Freunde Platz, dessen Inhalt in eben solchem Kontrast zum großen Lärm steht, wie jenes Echo, dessen Studium er betrifft; wie jedes Erlebnis und Geheimnis, das Sprache und Natur der lauten Welt vergebens anbieten:

Wien, 3. Mai 1916

Ich las eben — zum wievielten Male?! — Ihr Gedicht »Abschied und Wiederkehr«, in dem Ihnen das Wunder geglückt ist, dem tiefsten Mysterium dichterische Unmittelbarkeit zu verleihen. Und wieder vermochte ich mit der 14. Zeile der Legende: »er rief mich aller Wände aus dem All.« — im besonderen mit den beiden unterstrichenen Worten — keinerlei Sinn zu verbinden. Das für mich Qualvolle der Vorstellung, Sie, den ich als das größte lebende Genie der Sprache und als Künstler von peinlichster Redlichkeit im Ausdruck schätzen darf, hätten zwei Worte ohne eignen Sinn, nur dem Rhythmus zuliebe, hingesetzt, hat sich nunmehr zur Unerträglichkeit soweit gesteigert, daß ich mich nicht mehr enthalten konnte, Sie selbst darüber zu befragen, obgleich ich mir der darin liegenden anmaßenden Unbescheidenheit wohl bewußt bin. Ich hoffe aber sehr, daß Sie diese Anfrage nur als die Gewissenssache auffassen werden, die sie mir ist, und als solche entschuldigen. Verzeihen Sie bitte die Belästigung und gestatten Sie mir den Ausdruck höchster Verehrung. . . .

Wien, am 12. Mai 1916.

Sehr geehrter Herr!

Herr K. K. hat mir Ihren Brief gezeigt, worin Sie um eine Aufklärung in Bezug auf einen Vers seines Gedichtes »Legende« ersuchen. Da es ihm, ich möchte fast sagen, unschicklich erscheint mit einem einzelnen Leser über eine eigene Arbeit privat zu korrespondieren, so habe ich mich bereit erklärt, Ihr Schreiben an seiner Stelle zu beantworten, zumal der Ernst und der gute Wille, mit dem Sie der scheinbaren Unklarheit beizukommnn suchten, deutlich in Ihrem Briefe zum Ausdruck kommt und wie ich Ihnen versichern kann, von Herrn K. K. dankbar gewürdigt wird.

Es ist schade, daß dieser eine Vers Ihnen so bedeutende Schwierigkeiten gemacht hat, da Sie, wie aus dem Schreiben hervorgeht, die Idee und die Perspektive des Ganzen wohl erfaßt haben. Es wäre doch so leicht gewesen, an die Wendungen »aller Orten«, »aller Wege«, »aller Enden«, anzuknüpfen. Von da ergibt sich dann mühelos Folgendes:

Der Schall, der ein Ruf aus dem All ist, rief mich von allen Wänden, die das Leben mir entgegengestellt. Diese Wände aber bieten tiefste Entschädigung durch ihre Echofähigkeit, denn überall empfange ich den Schall. So daß selbst der Lebensverlust (Wände, Schranken) zum fördernden Element wird. Die grammatische Erlaubnis, gleich »aller Orten« u. Ä. »aller Wände« zu setzen, eine Art Lokativ, ist sicher gegeben. Die gedankliche Überwertigkeit der »Wände« vor der farblosen Ortsbestimmung »Orten« bedarf keines Hinweises. Man beachte überdies, daß durch diese Wortwahl die Unheimlichkeit des Begriffes »Wand« zugleich gesetzt und aufgelöst wird. Die Assonanz aller und All erhebt die plötzlich hergestellte Identität der Wandwelt und der Allwelt

vollends zur Gestalt, die Stelle ist also gerade eine der wichtigsten, sie ist organische Einheit von Gedanke, äußerem Sinn und Klangwirkung, die wahre Plastik des Schallmotivs. Ihre Befürchtung, daß hier etwas zur äußeren Ausfüllung des Verses so beiläufig gesetzt wäre, ist grundlos.

Ich hoffe, Sie durch meinen Interpretationsversuch auf die richtige Spur gebracht zu haben, und bitte die dargelegte Auffassung als mit der des Autors übereinstimmend zur Kenntnis nehmen zu wollen. Da aber gerade diese Auseinandersetzung die an einem Vers zu leistende Arbeit beweisen kann, so ist es nicht ganz ausgeschlossen, daß jener selbst einmal das Beispiel in der Fackel zur prinzipiellen Erörterung bringt. Er dankt Ihnen für diese Gelegenheit wie vor allem für Ihr freundliches Interesse auf das wärmste. Es zeichnet in Hochachtung und Ergebenheit. . . .

Wien, 15. Mai 1916

Sehr geehrter Herr!

Für Ihre im Namen des Herrn K. K. gegebenen, ungemein aufklärenden und erschöpfenden Ausführungen bitte ich Sie, die Versicherung meines aufrichtigen und wärmsten Dankes entgegennehmen zu wollen. Das Problem, welches Sie zu einer — von Ihnen ebenso liebenswürdigen wie für mich lehrreichen — so eingehenden Erörterung wohl veranlaßt haben dürfte, bleibt offenbar, ob die Konzentration von Gedanklichem und Bildhaftem in einem Wort, nicht auch eine allzugroße werden kann, so daß selbst dem hingebungsvoll bereiten Sinn des leidenschaftlich bemühten Lesers ohne solche Erklärung der künstlerischen Absicht, das Verständnis — wie im vorliegenden Falle — verwehrt bleiben muß. Mit dem Ausdruck besonderer Hochschätzung ergebenst. . . .

Wien, am 19. Mai 1916

Sehr geehrter Herr!

Für Ihren überaus freundlichen Brief danke ich Ihnen herzlich, nur glaube ich doch, daß Sie in einem Punkte fehlgreifen. Der einfachste Satz mag recht wohl die komplizierteste Erklärung ermöglichen, auch wenn er sie nicht erfordert. Gründlichkeit eines Kommentars muß kein Beweis für die Schwierigkeit eines Textes sein. Die Worte »Über allen Wipfeln ist Ruh« könnten ein Buch als Erklärung zur Folge haben, welches freilich überflüßig ist, wenn die »Konzentration von Gedanklichem und Bildhaftem«, die in diesem Satz enthalten ist, sich von selbst versteht oder fühlt. Das soll nur eine Ablehnung der Auffaßung sein, als ob gerade durch die Umständlichkeit einer Erklärung die Schwierigkeit eines Satzes dargetan wäre, aber beileibe kein Vorwurf gegen den, der die Erklärung gewünscht hat; denn ganz sicher ist es möglich, daß ohne die geringste Schuld des Lesers irgend ein Zufall, der ihn vielleicht falsche Assoziationen festhalten ließ, das Verständnis erschwert hat. Es gibt eben Leser, denen der Lokativ »aller Wände« als solcher sofort einleuchtet — und diesen ist die Stelle durchsichtig, — während andere,

in eine falsche Bahn gelockt, nicht mehr zum Sinn zurückfinden. Solcher Gefahr ist aber der Leser oder vielmehr der Autor selbst mit jedem Wort ausgesetzt. Die Erklärung des Einfachsten ist immer schwierig und es bleibt nichts übrig, als bei jenem Leser, der sicher müheloser als viele andere über vieles Andere hinwegkam, den Zweifel, der gerade sein Verständnis beweist, freudig anzuerkennen, was ich hiermit für den Autor gerne tue. Es zeichnet in Ergebenheit. . . .

* * *

Daß nach dem Gedicht »Ein Kamerad« von Heinrich Lersch, in dem immerhin der Natur rückerstattet ward, was die Menschen ihr genommen haben, ein deutscher Reimer es noch wagen kann, eine Lerche anzurufen und für Kriegszwecke zu requirieren — war zu erwarten.

Der Lerche Lied in Flandern.

Hörst Du der Lerche Frühlingssang
Im Lärm der Schlacht? Welch' süßer Klang!
Schau, wie das Vöglein im Lichte sich wiegt,
Wie es hell jubelnd dem Himmel zu fliegt!
Klang nicht ihr Lied beim letzten Wandern
Im Heimatland? Nun tönt's in Flandern. —
Lerche, bei deinem fröhlichen Singen
Will mir vor Heimweh das Herz zerspringen.
Aber du mahnst an des Kriegers Sinn:
Gib um die Heimat das Leben hin!

Wieso tut das die Lerche?

»Was ist, Kamerad?« — »Die Kugel traf gut.«
Er sinkt mir zu Füßen. Sein warmes Blut
Rötet den Acker. Das Auge bricht,
Während die Lerche im Sonnenlicht
Das alte Lied der Heimat singt.
»Schlaf wohl, Kamerad!« Ein Wort entringt,
Ein letztes, den bleichen Lippen sich:
»Die Heimat.« Ich schluchze bitterlich. —
»Er starb für die Heimat, der junge Held.«
Die Lerche jubelt's hoch über dem Feld.

Ist schon assentiert, die Lerche! In ‚Westermanns Monatsheften', »fürs deutsche Haus« — beides gibts noch immer. Der eine hört eine Lerche singen, und es macht Eindruck auf ihn; der andere hat von einer Lerche gehört und läßt sie singen, was ihm paßt: der ganze Unterschied zwischen Dichter und Zuckerbäcker. Der Krieg hatte sich der Lerche ergeben — hier singt die Lerche eine Verlustliste. Solcher Greuel ist nur ein nationaler Geist fähig,

der in sündiger Vermischung lebt und dem die Natur die Symbole seiner kriegerischen Tätigkeit zu liefern hat, der also letzten Endes doch wieder nur die Lerche im Dienste des Kaufmanns bejaht.

* * *

Das schöne Menschheitsdokument, als Gedicht nur problematisch geworden durch jene kriegerische Vorlyrik des Kesselschmieds, entwertet durch den Beifall des Herrn Busse, wird in einem Feldpostbrief — von dem Angehörigen eines Gebirgsartillerieregiments — so angesehen:

» . . . . aber zur Empfindung dessen, was jetzt erst zu empfinden wäre, jetzt auch von den vielen, denen ich es am ersten Tage vorempfunden habe, ist noch kein Dichterherz mobilisiert. Doch, eines: das eines Kesselschmieds. . . .«

Vorempfunden am ersten Tage, um von vielen nachempfunden zu werden — so weit das Gefühl, das faßbar für uns ist, reicht! Aber das Gefühl steht plötzlich still, wie der Gedanke . . . . Das Ohr, das sich müde gehört hat am Lärm des Tages, faßt nicht die Stille. Die Gedanken, die nicht vorwärtskommen, sondern zurückgehen und sich hier einzurichten trachten wie daheim, sind keine Gedanken mehr. Wir leben nicht mehr — wir erinnern uns müde an ein Leben. Es hatte die Kunst, die das Leben ergänzte — das Leben hier ist so nackt, so zufrieden, so ganz, daß kein Bedürfnis es beunruhigt. Hier lebt kein Künstler. Wer hier Kunst treibt, ist nicht hier. Wer nicht hier ist, weiß nichts von uns! »Der Kamerad« macht einem Hinterland Ehre — uns ist er ein Fremder und hat nicht »des Bruders Angesicht«. Heinrich Lersch mag hier gewesen sein und dort nachempfunden haben, was er hier nicht empfunden hat. Vielleicht war es ihm innerstes Bedürfnis, die Leere dieser Zeit nachfühlend zu beleben, dem Sinnlosen nachsinnend einen Sinn zu geben. Die Empfindungen einer friedlichen Vergangenheit sind in ihm erwacht, stärker, bewußter: die Augen, die hier die Leere nicht fassen konnten, haben dort die Dinge gesehen. Er fühlte als Arbeiter, der — nach jahrelanger Fabriksarbeit in einer großen fremden Stadt — einen Frühling erlebt: »Er hörte . . . nur — daß die Lerche sang!« Auch wir hören die Lerche singen; wir sagen vielleicht auch, daß wir sie singen hören; aber so, als sprächen wir nicht von uns. Unser Leben kennt kein Erleben mehr.

* * *

Auch andere Feldpostbriefe beziehen sich auf den Lerchenruf und auf meine Betrachtung des Stadiums, in dem er mir erlebt schien. Solche Mitteilungen — Lebenszeichen aus der Seelenverbannung und Bekenntnisse der Anhänglichkeit an ein

geistiges Leben und an den, der es zu behüten scheint — gehören ganz gewiß nicht zu jenen unerwünschten Korrespondenzen, deren Verfasser mich entweder für einen Beleuchter von Übelständen halten oder für mich wie die Mücken um ein Licht schwärmen. Wie sehr der Autor der folgenden Zeilen, deren Inhalt der Menschheit zur Ehre gereichte, wenn er der Inhalt der Menschheit wäre, unrecht getan hat, sein Schreiben in die bezeichnete Kategorie zu stellen, mag ihm — dem mir beruflich wie persönlich unbekannten Rezitator von Gedichten, jetzt Füsilier — die Veröffentlichung beweisen:

25. 5. 16. Frankreich (Erdhöhle)

Hochzuverehrender Herr Karl Kraus! Wie lange, wie lange wollte ich Ihnen irgend ein Zeichen des Dankes, meiner Verehrung, meiner Liebe geben. Ich unterließ es immer; bestärkt, als ich las, wie wenig willkommen Ihnen Briefe dieser Art sind. Da wollte ich Ihnen aus der Ferne danken, an meinem Vortragsabend, meinem Abschied vor dem Ausrücken, und mit aller Kraft und Echtheit aus dem heiligen Gefühl für Ihr Werk, zwei Gedichte sprechen: Der sterbende Mensch und Vor einem Springbrunnen. Zwei Tage vorher zog ich aus, kam gleich ins Schwerste, vor Verdun, und dort, in Grauen und Tod schrieb ich Ihnen und schickte den Brief nicht ab — aus alter Scheu. Nun halte ich das Heft der Fackel in Händen mit dem Gedicht Aus jungen Tagen und lese so vieles was ich erlebt habe in Weh und Entsetzen. Ich schrieb Ihnen damals: »Was ist das Ergreifendste? Der Vogelsang bei Sonnenaufgang in diesen ganz entstellten Wäldern, in denen kein Baum unbeschossen ist — und die Vögel singen darin. Das Granatenfeuer: die Entartung, die krachend platzt; der Vogelgesang: Gottes ewige Melodie, der tönende Ursprung. Ach, die Tiere! Meine lieben, lieben Pferde; hier liegen sie zu Hunderten, manche mit dem Ausdruck eines Schmerzes wie am Ende eines großen Lebens.« — Es bedarf ja nicht meines Zeugnisses zum Beweise, daß ein großer Künstler alles weiß; ich möchte Ihnen aber, dankbar und ergriffen, diesen Satz mitteilen, der aus dem Weh des nächsten Erlebens stammelte, was Sie aus der Ferne gestaltet haben (S. 42/44 Nr 418—22)

Und so erlauben Sie mir gütigst, daß ich diesmal Ihnen danke in unwandelbarer Verehrung

Ihr Ludwig Hardt.

Gefreiter im Füsilier Reg. . . . 11. Komp. . . . Inf. Div.

Der Krieg im Schulbuch

Eine Berliner Zeitung hatte am 16. April die folgende Notiz gebracht:

Aus dem Aprilheft der Wiener Zeitschrift Die Fackel ersehen wir, daß im Verlage von Karl Meyer, Hannover, ein für den Schulgebrauch bestimmtes Lesebuch der Rektoren Kappey und Koch in Hildesheim erschienen ist, das u. a. ein Gedicht »Regiment greift an« enthält. Die folgende Strophe gibt eine Probe dieses Gedichtes:

Da drüben, da drüben liegt der Feind
In feigen Schützengräben,
Wir greifen ihn an, und ein Hund wer meint,
Heut würde Pardon gegeben.
Schlagt alles tot, was um Gnade fleht,
Schießt alles nieder wie Hunde,
Mehr Feinde, Mehr Feinde! sei euer Gebet!
In dieser Vergeltungsstunde!

Dagegen haben wir nur eine Frage an die zuständigen Stellen: wer überwacht die Schulliteratur?; und ist dieses Lesebuch wirklich zum Schulgebrauch unserer Kinder zugelassen?!

Ein deutscher Verlag schrieb an die Fackel:

Im »Börsenblatt für den deutschen Buchhandel« wurde neulich ein ganz unglaubliches Gedicht »Regiment greift an« zitiert, welches Sie zuerst in einem deutschen Lesebuch für den Schulgebrauch gefunden und getadelt haben. (Anm.: Das Zitat war der Arbeiter-Zeitung entnommen.) Die Tatsache, daß solche Verse in einem deutschen Lesebuch Aufnahme finden können, finde ich so entsetzlich, daß ich gelegentlich einen meiner Autoren veranlassen möchte, an geeigneter Stelle auf diese Sache zurückzukommen. Würden Sie die Freundlichkeit haben mir mitzuteilen, in welchem Lesebuch sich dieses Gedicht findet.

Inzwischen war, am 4. Mai, in jener Berliner Zeitung die folgende Notiz erschienen:

Wir haben am 16. April, nach der Wiener Zeitschrift Die Fackel, ein einigermaßen gewalttätig gesinntes Gedicht »Regiment greift an« erwähnt, das in ein für den Schulgebrauch bestimmtes Lesebuch der Rektoren Kappey und Koch aufgenommen worden war und das in seiner Art nicht gerade für kindliche Gemüter geeignet schien. Wir erfahren jetzt durch das Oberkommando in den Marken, daß dieses Gedicht, das von einem mittlerweile gefallenen Kriegsteilnehmer zuerst in einer hannoverschen Zeitung veröffentlicht worden war, erfreulicherweise

auf Verfügung des stellvertretenden Generalkommandos des X. Armeekorps aus dem Lesebuch ausgemerzt werden mußte und im Neudruck des Buches nicht mehr enthalten ist. Die Verfügung ist übrigens schon am 29. Januar, also lange vor dem Erscheinen der Aprilnummer der Fackel, erlassen worden.

Was dieser nicht bekannt sein konnte. Sonst hätte sie gleich die löbliche Austilgung zur Kenntnis genommen, um festzustellen, daß es existent war; daß es entstehen und aufgenommen werden konnte und daß deutsche Pädagogen sich von deutschen Militärs erziehen lassen mußten. Die Reproduktion in der Fackel hat zwar nicht das behördliche Einschreiten zur Folge gehabt — davon hätte sie kaum etwas erfahren —, sondern mehr: dessen Verlautbarung. Auf diesem gangbaren Weg, die pädagogische Schande nicht nur auszumerzen, sondern es auch bekanntzumachen, möge nun fortgefahren werden. Ich verspreche feierlich, daß ich es mir nicht als Erfolg anrechnen werde. Vielmehr bin ich in jedem einzelnen der folgenden Fälle bereit, festzustellen, daß die Verfügung schon lange vor dem Erscheinen der Fackel erlassen worden ist.

*

»Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten, in acht nach Klassenstufen geordneten Abteilungen und zwei Vorschul-Teilen, neu bearbeitet vom Geh. Studienrat Professor Dr. Alfred Biese, Direktor des Königl. Kaiser-Friedrichs-Gymnasiums in Frankfurt a. M.«, enthält unter den »Lesestücken aus der Kriegsliteratur für die Unter-Klassen Sexta bis Quarta nebst dem gräßlichen »Reiterlied« (Wer da, wer) des Gerhart Hauptmann, dem der Krieg Herz und Hirn requiriert hat, noch die folgenden Dokumente jener unnennbaren Schande, die aus Herzverhärtung und Gehirnerweichung Verse gemacht hat:

Berliner Landsturm.
Von Hans Brennert.

Es pfeift die Eisenbahne —
adieu, Frau Nachbar Schmidt!
Der Landsturm muß zur Fahne —
der Landsturm, der geht mit.
In Frankreich und in Polen,
da müssen wir versohlen
ganz schnelle ja
die Felle ja
Franzosen, Russ' und Brit'!

Der tapfre Landsturmmann — er rückt an, er rückt an!
Auf —! Landsturm mit Waffe,
Mit Knarre und mit Affe —
Steig ein! Steig ein! Steig ein!
Zur Weichsel und zum Rhein!
Und ist uns auch zu enge
der Rock blau oder grau —
ihr kriegt doch eure Senge
nicht weniger genau!
Wir schworen es ja Muttern,
daß wir euch würden futtern,
ihr Söhnekens,
mit Böhnekens,
die sind so heiß und blau!
Der tapfre Landsturmmann — er rückt an, er rückt an!
Auf —! Landsturm mit Waffe,
Mit Knarre und mit Affe —
Steig ein! Steig ein! Steig ein!
Zur Weichsel und zum Rhein!
Lernt schießen schnell! — Ihr Jungen!
Kommt nach! Zieht bald mit aus!
Es ist genug gesungen
die Wacht am Rhein zu Haus!
Wir müssen an die Seene!
Auf, Jungens, rührt die Beene,
die Wade, marsch! —
Parademarsch!!!
Und drescht den Nikolaus! —
Der tapfre Landsturmmann — er rückt an, er rückt an!
Auf —! Landsturm mit Waffe,
Mit Knarre und mit Affe —
Steig ein! Steig ein! Steig ein!
Zur Weichsel und zum Rhein!

O Nikolaus, o Nikolaus!

Von Wilhelm Platz.

O Nikolaus, o Nikolaus, du bist ein schlechter Bruder,
du predigst uns von Frieden vor
und rüstest heimlich Korps um Korps,
o Nikolaus, o Nikolaus, du bist ein falsches Luder.

O Engelland, o Engelland, wie hast du dich benommen,
als wie ein rechter Krämersmann,
der nimmt, so oft und viel er kann.
O Engelland, o Engelland, das wird dir schlecht bekommen.

Der Franzmann auch, der Franzmann auch, zeigt wieder seine Krallen,
er möchte gern den schönen Rhein,
wir aber nach Paris hinein,
das will ihm nicht, das will ihm nicht, das will ihm nicht gefallen.

Und wenn die Welt voll Feinde wär'
und keinem wär' zu trauen,
so fürchten wir uns dennoch nicht,
wir halten's, wie der Kaiser spricht:
Wir werden sie, wir werden sie, wir werden sie verhauen.

Die Geschichte von Lüttich.

Von Friedrich Hussong.

Unsere Kerrels, die wollten ins Frankreich hinein,
in einem Ritt nach Paris vom Rhein.
Da lag das Lüttich mitten im Weg;
nicht links, nicht rechts Pfad oder Steg.
Da sprach der General Emmich:
»Gottsakerment, das nemm ich.«

Gotts Dunner, wie will er das nehmen ein,
wo so viel Forts und Kanonen sein?
Da sagte der: »Wir rennen ein Loch,
paßt auf, ihr Kerls, und nehmen es doch.
Daß die uns hindern, würmt mich,
aber paßt auf, das stürmt sich.«

Herr General Emmich, ich sag's mit Gunst,
ein Ding ist's gegen die Regel und Kunst;
man muß da erst lange vor liegen
und das Lüttich geduldig bekriegen;
doch der: »Das sind eitel Dünste,
die regelrechten Künste.«

Und die Kerrels stürmten und rannten ein Loch
und kriegten's trotz Forts und Kanonen doch
und sind auf dem Weg ins Frankreich hinein,
in einem Ritt nach Paris vom Rhein.
Wie sagt der General Emmich?
»Gottsakerment, das nemm ich.«

De dicke Berta.
Von Gorch Fock.

Dicke Berta heet ik,
tweeunveertig meet ik,
wat ik kann, dat weet ik!
Söben Milen scheet ik,
Steen un Isen freet ik,
dicke Muern biet ik,
grote Löcker riet ik,
dusend Mann de smiet ik!
Beuse Klüten kok ik,
Blitz un Donner mok ik,
heete Suppen broo ik,
grote Reisen do ik:
erst vor Lüttich stunn ik,
Huy un Namur funn ik,
ok Givet, dat kreeg ik,
un Maubeuge sehg ik,
um Antwerpen stuk ik,
un Ostende duk ik.
Vor Verdun, dor stoh ik,
no Paris hen goh ik,
ok no London, gleuf ik:
op den Tag dor teuf ik!
Schient de Sünn, denn summ ik,
schient de Moon, denn brumm ik
ganz verdübelt, meen ik!
Mienen Kaiser deen ik,
dicke Berta heet ik,
tweeunveertig meet ik,
wat ik kann, det weet ik!

Eine Dichtung des Herrn Cäsar Flaischlen — was für eine Sorte doch ehedem zur »Literatur« gehört hat! — beginnt so:

Sie haben das sehr schön sich ausgedacht
von hüben wie von drüben
und mit unserer deutschen Ritterlichkeit
seit Jahren Schindluder getrieben.

Sie haben seit Jahren uns umstellt
an allen Ecken und Kanten,
Verträge und Klauseln ausgeheckt
und einander Schmiere gestanden.

Feig, wie sie sind, vermeinten sie,
uns heimlich zu Boden zu knebeln
und bei der ersten Gelegenheit
uns einfach zusammenzusäbeln.

Nicht einer hatte den traurigen Mut,
offen das Schwert zu erheben:
sie kauften sich einen kleinen Mann,
die Fackel ans Haus zu legen.

»Schrei auf, mein Herz!« Und du, Michel, greif zum Schwert:

Und hau nach hinten und hau nach vorn,
hau zu, wie nur zu hauen,
wohin es trifft, ein jeder Hieb
sei Grausen und sei Grauen!

Hau drauf und drein, durch Eisen und Stein,
mit Kolben und Kanonen —
wir wissen ja endlich, woran wir sind,
Und brauchen niemand zu schonen!

Und geht die ganze Welt kaputt
in Blut- und Flammenwehen,
und wird es wirklich Jüngster Tag —
wir bleiben und wir stehen!

Wir bleiben, Michel, und wir stehn
vor Gottes Thron zu sagen:
allwie man ihn und seine Welt
an elende Habsucht verraten!

Der Hans Heinz Ewers jedoch, der in Amerika den Deutschenhaß, den er erweckt, nach Möglichkeit zu bekämpfen sucht und zu seinem größten Bedauern rechtzeitig verhindert war, zurückzukommen, singt den Gymnasiasten eins von der »Emden« vor:

Der Kapitän der »Emden« sprach:
»Verdammt noch mal und zugenäht!
Nun liegt der deutsche Handel brach!
— John Bull hat mächtig aufgedreht
und bläht sich hinter jedem Riff;
es kapert sich der Lausebrit'
so manches gute deutsche Schiff.
Verdammt; da tu' ich auch noch mit
mir meiner braven ‚Emden'!«

Der Japse schwimmt vor Tsingtaus Gischt
und lauert früh und lauert spät —
da ist zur Nacht ihm was entwischt,
verdammt noch mal und zugenäht!
Die Katze, die ihm schon im Sack,
will noch einmal aufs Mausen gehn!
— Und auf das gelbe Lumpenpack
pfeift unser blonder Kapitän
Karl Müller von der »Emden«!

Verschwunden! Weg! Das Schiff ist weg!
— Wie Brite auch und Japse späht,
sie finden nimmer das Versteck,
verdammt noch mal und zugenäht!

Sie fahren hin, sie fahren her
und haben weidlich durchgesucht
sechs Wochen lang des Ostens Meer —
— da schwimmt sie in Bengalens Bucht,
die liebe kleine »Emden«!

Und so. In der letzten Strophe schlägt der Dichter den Grafentitel für den Kapitän der »Emden« vor, indem er »als Poet« den Wappenspruch: »Verdammt noch mal und zugenäht!« ihm »dreingibt«. Herr Ewers, wiewohl durch die Umstände an der aktiven Mitwirkung bei der Glorie rechtzeitig verhindert und gezwungen, in amerikanischen Varietés für die deutsche Sache einzutreten, hat sich schon zu Kriegsbeginn durch ein stimmungsvolles Gedicht verdient gemacht, in welchem er sein Mütterchen besang, das ein kleines, stilles Häuschen am Rhein besitze und es nunmehr natürlich in ein Spital verwandelt habe. Zwischen den Buddhas, ausgerechnet, und ähnlichen exotischen Kostbarkeiten, die Herr Ewers von seinen Weltreisen mitgebracht hat, ruhen nun, so schrieb er, brave Jungens von jenen Strapazen aus, die dem Dichter selbst erspart geblieben sind, während das Mütterchen unverdrossen der Pflege obliegt und ihr Scherflein beiträgt. Einer dieser braven Jungens sei blind, denn »sie stachen ihm bei Namur« oder Maubeuge oder sonst irgendwo, wo Herr Ewers sich nicht durch persönlichen Augenschein von den Gefahren des Krieges überzeugt hat, »die Augen aus«. Als der Dreck erschien, ließ sich ein Mitarbeiter des ‚Vorwärts', der jene Lunte, die Herr Ewers nicht gerochen hat, zu riechen begann, die Mühe nicht verdrießen, beim Mütterchen des Herrn Ewers sich nach dem blinden Soldaten zu erkundigen. Aus Teilnahme, warum nicht. Wiewohl aber sonst jedes Mütterchen in Deutschland Bescheid weiß — dieses eine ward verlegen und erklärte sich umsomehr außerstande, den blinden Soldaten vorzuführen, als sich herausstellte, daß sie zwar ein Häuschen am Rhein bewohne, aber der Spitalstätigkeit nie obgelegen habe. Aber auch sonst habe sie in ganz Düsseldorf weit und breit einen blinden Soldaten nicht gesehen, was sei denn das nur, so oft sei schon wegen des schönen Gedichtes ihres Sohnes, auf den sie stolz sei, bei ihr angefragt worden, sie möchte es auch gern lesen, aber sie habe wirklich kein Spital und wisse auch nichts davon, daß wo anders einer liege, dem die Augen ausgestochen worden seien, das wäre ja auch

gar zu schrecklich, aber der gute Junge, an alles denkt er doch, immer habe er schon eine lebhafte Phantasie gehabt, und kehre er dereinst gesund heim, das Mutteraug werde ihn zuverlässig erkennen.... Verdammt noch mal und zugenäht. Herr Ewers aber vertritt seitdem die deutsche Sache in Amerika und kämpft in Versen gegen allerlei Lumpenpack. Und in den Unterklassen von Sexta bis Quarta, geführt von einem Geheimen Studienrat, liest es die deutsche Jugend.

*

Ich würde mich freuen, feststellen zu können, daß auf Verfügung eines österreichischen Militärkommandos die zugleich mit »Regiment greift an« zitierten Sätze eines Wiener Pädagogen lange vor dem Erscheinen des Aprilheftes jeder Möglichkeit künftigen Schulgebrauches entzogen waren. Sie seien zum Gebrauch für eine künftige Menschheit hieher gesetzt, die einen Leitfaden durch unser Labyrinth der Nächstenliebe nötig haben wird, worin, wenn man schon glaubte, beinahe im Freien zu sein, schnell noch Aristokratinnen ein Kinderspiel »Russentod« erfunden haben und Pädagogen die Theorie dazu:

»Auf daß ihr mit wissendem Herzen und Munde hasset, halte ich euch einen Spiegel vor, aus dem euch das neidverzerrte und haßverfärbte Antlitz des falschen Albion entgegengrinst.«

»Jetzt freilich möchte ich nur wünschen, daß den Russen Galizien all seine Gaben: Armut und Schmutz, verseuchte Brunnen und tolle Hunde, Hunger und Seuchen in verschwenderischem Maße zuteil werden läßt.«

»Von den Kerlen aber ist nichts zu sehen! Schauen in ihren Monturen aus, als wären sie aus demselben Lehm und Sand geformt, um den wir uns nun tagelang raufen. Sind feige Hunde, die Erdfarbenen!«

»Alles schwarz von Russen, grad so wie in einer vernachlässigten Küche! Man braucht nicht zu zielen: einfach losdrücken und schon liegt einer. Na, da knallten wir Sie nieder, wie die Köchin raschen Fußes das Ungeziefer zertritt.«

»Sakra, dös war höllisch fein! Bald hab' i 's Vurtl heraußt g'habt. Eini das Messer ins Russenfleisch und gach umdraht!«

»Hei, da haben wir mit unseren Karabinern dreingehauen, als gälte es Klötze zu spalten. Hab' auch viele Russenschädel zerschlagen. Hurra!«

»Es muß ein ganz eigenartiges Gefühl sein: Hier zu stehen, den Feind 'rankommen zu sehen und ihn niederknallen zu können, ohne daß er einem recht ankann.«

». . . und jetzt darf ihnen (den Russen, die sich ergeben) niemand mehr etwas tun als: gefangennehmen. Und hätten doch so gern diese Gazember (magyarisches Schimpfwort) ein bißl massakriert. . . .«

»Jeden einzelnen von uns hat der Krieg aus dem Alltag gerissen, hat ihn umgeformt und sittlich wachsen lassen. Wir alle sind bessere Menschen, bessere Österreicher geworden!«

*

Zum versöhnlichen Ausgang aber sei noch angemerkt, daß jene Berliner Zeitung durch das Oberkommando in den Marken offenbar auch erfahren haben will, das Gedicht – das Gedicht! – sei »von einem mittlerweile gefallenen Kriegsteilnehmer zuerst in einer hannoverschen Zeitung veröffentlicht worden.« An dieser Mitteilung ist zwar die literarhistorische Genauigkeit rührend, aber keineswegs die Mitteilung, daß der Dichter inzwischen gefallen sei. Es kann auch unmöglich beabsichtigt sein, durch den Hinweis darauf, daß ein Mann seinen Untergang in der nämlichen Begebenheit gefunden habe, in die er mit einem »Gebet« um »mehr Feinde« und mit der Parole »Schießt alles nieder wie Hunde« eingegriffen hat, eine mildere Beurteilung dieses Standpunktes zu erwirken, umso weniger, als ja das Niederschießen von Hunden in Friedenszeiten auch nicht gerade gang und gäbe oder zumindest die Übung höher gesitteter Naturen war. Eher müßte man schon sagen, daß ein Kriegsteilnehmer, der als Dichter dazu beigetragen hat, daß »alles totgeschossen wird, was um Gnade fleht«, zwar durch sein persönliches Fortleben Aufsehen erregen würde, aber im andern Fall das Faktum nur folgerichtig und das Diktum nicht sympathischer erschiene. Wie dem nun immer sein mag, das Oberkommando in den Marken dürfte eine gute Absicht an unrichtiger Stelle betätigt haben. Denn es gibt eine Instanz, die es noch besser mit dem Dichter meint:

Hannover, den 19. 5. 16.

Soeben erfahre ich durch Zufall, daß in Ihrer Aprilnummer ein Gedicht meines Schwiegersohnes besprochen ist und möchte ich Sie höfl. bitten, ein Exemplar Ihrer Zeitschrift an genannten Herrn möglichst gleich abzusenden. Adresse ist: Leutnant F. L. Hoppe, X. Armeekorps, 20. Inf. Division, Inf. Reg. 79, 3. Bat., 11. Komp.

Hochachtend, im Voraus bestens dankend

Frau G. Haase
Hannover, Geibelstr. 27

Das heiße ich einen versöhnlichen Ausgang! Belegexemplare für solche Rezensionen über solche Gedichte pflegen zwar nicht abgesandt zu werden. Aber wenn hinter Maschingewehren als deus ex machina solch eine freundlich besorgte Frau am Schluß erscheint und das unnennbare Grauen dieses Weltabends zu einem deutschen Schwiegermutterscherz wendet, so sind wir's auch zufrieden.

Glossen

Also Dichter und Denker, nicht Barbaren

Da die Chose, in der jetzt eine endgiltig hergestellte Mischung aus Landsknecht und Ingenieur triumphiert, von hervorragend weidmännischem Interesse ist, hat die deutsche Jagdzeitschrift »Wild und Hund« den folgenden instruktiven Bericht veröffentlicht:

Auf der Russenfährte.

Von Frundsberg.

(Nachdruck verboten.)

. . . Dies Jahr zählt doppelt und dreifach gegen lummrige Friedensjahre und wird sich nie aus meinem Leben fortwischen lassen. — Und soll's auch nicht! Gut Gejaid allezeit und harte Kriegsarbeit gab's in Feindesland. . . .

Und es gab herrliche Tage, wenn man als Sieger dem geschlagenen Feind auf den Fersen saß, ihn zustande hetzte, bis er, zu Tode erschöpft, sich dem Sieger ergab. . . .

. . . Das alte Landknechtsleben blühte wieder auf, reiten und streiten, essen und trinken, jagen und lieben. Es war wohl wie in alten Zeiten. Man fand sich furchtbar schnell darein. Krieg ist doch wohl die natürlichste Beschäftigung des Mannes. . . . Ein Jahr, ein schönes, langes Jahr hab ich's so getrieben. . . . Aber es gab damals auch einen Wundbalsam, der alles wieder gut machte, den ich mir kaum zu erträumen gewagt: das Kreuz von Eisen ohne Band! . . .

. . . Ab und zu mußte man schon die alte Feldpulle zwischen die Zähne nehmen, um sich wenigstens innerlich etwas anzuwärmen. Man wird besinnlich in solchen Momenten und unsere Gedanken brauchten nicht weit zu reisen, um sich besserer Tage zu besinnen. . . . an den schönen lustigen Franzosenkrieg, wie wir . . die feindliche Kavallerie in den Dreck ritten, wo sie nur ein Pferdebein zeigte . . um schließlich in der sonnigen Champagne unsere Rosse zu tummeln. Man bekam ein verdächtiges Schlucken in den Hals, wenn man an all den guten Schampus dachte, der einem damals durch die Kehle gerieselt war. — Weiter führten einen die Gedanken mit einem kleinen Hupf in ein neues Feindesland: Belgien! Fruchtbare Felder, reiche Städte, dicht gedrängt erwarteten uns da. . . . Einen himmelblauen Gurka und zwei belgische Radler konnte ich damals in mein Schußbuch eintragen. . . . Und dann. . . . die Grenzpfähle nach Polenland wegzufegen. Und, beim großen Zeus, unsere Flinten und Lanzen sollten auch hier nicht rosten!

. . . Es war eine Kavalleriedivision, die wir schon aus Frankreich kannten, und die auch mit von der Partie sein wollte. Nichts ist

spaßiger, als wenn sich bekannte Truppen auf einem anderen Kriegsschauplatz wiedersehen. Und so jagte auch bald ein grober Witz den andern. Himmel, wie sahen die Jungens aber auch aus! Auch in einem Rutsch aus dem noch sommerlichen Frankenlande kommend, hatten sie ihre Wintersachen nicht mehr erhalten. Aber was macht das. Man weiß sich zu helfen. Aus Teppichen, Pelzen, Fellen waren im Nu warme Mäntel, Ohrenschützer, Handschuhe gemacht. . . .

. . . Donnerwetter ja, in Polen sollen ja stramme Hirsche wachsen. Die alte Büchse zappelt ungeduldig auf dem Rücken, als ob sie sich nach Arbeit sehnte. Warte nur, mein Hase, du kommst auch noch ran!

Vorläufig gab's aber noch nichts zu schießen. Feind fehlte noch wegen Mangel an Beteiligung. Ein paar herumstreunende Kosaken waren schon von den Patrouillen aus dem Felde geschlagen oder vielmehr geschossen worden. Zu Pferde kriegt man die Lümmels schlecht, vorm Schießen haben sie aber einen Höllendampf. — Nach endlosem Marsch, als es schon völlig dunkel war, kamen wir ins Quartier. Au je, das war doch überwältigend! Wer eine solche Panjebude nicht kennt, der ahnt überhaupt nicht, was es alles gibt. Beschreiben läßt es sich nicht, das muß man sehen und fühlen. . . . Die Kosakis hatten sich nun doch ermannt und uns den Weg über eine Brücke verlegt. Es war allerdings auch dicke Infanterie dabei. Eine Schwadron von uns war schon beim Angreifen, erhielt aber ein wahnsinniges Feuer, das ziemlich schaurig durch die dustre Nacht gellte. Bei Tagesanbruch griff dann das ganze Regiment an und trieb die Brüder zu Paaren. Allerdings ging es ziemlich heiß her. Ein Leutnant von uns bekam eine Kugel durch beide Arme und mitten durch die Brust. Ist aber heute schon wieder quietschfidel. Ein anderer hatte einen Streifschuß am Kopf, daß die Knochensplitter man so flogen. . . .

Auf leisen Sohlen heranbirschend, hatten wir bereits die Vorposten getötet. . . . peng, fällt ein Schuß, peng, peng, zweiter, dritter! Und dann ging eine maßlose Knallerei los! . . rumbums! spricht unsere Kanone; kladderadoms! die Handgranaten, die die albernen Russen aus den Fenstern zu schmeißen für gut befanden. . . . über die Straße laufen alle möglichen Leute, kein Schwein kann aber im Dunkel erkennen, von welcher Partei sie sind. — Wir drückten uns an ein großes Haus, um mal erst abzuwarten, wem die Siegesgöttin heute wohlgesinnt wäre. Der Skandal dauerte aber immer weiter, und die Kriegslage schien sich gar nicht klären zu wollen. . . .

Die Kerls, die jetzt immer zahlreicher auf der Straße standen, waren doch Russen; wir mußten uns also möglichst gewandt hindurchschlängeln. Wenn einer nicht Platz machte, kriegte er einfach einen Tritt. . . . . Ich müßte schamlos lügen, wenn ich dieses Situatiönchen besonders angenehm und lieblich nennen würde, aber wir kamen durch, und es sollte sich nachher bezahlt machen. 150 Schritt hinter der Stadt buddelten wir uns schnell bis an den Kragenknopf ein. . . .

Wir warteten freudig erregt der Dinge und Russen, die da kommen sollten. . . . Wir acht Männerchen waren augenblicklich wohl die einzigen hier, die die Wacht am Rhein singen konnten. — Wir lagen mucksmäuschenstill, den Finger am Abzug. Meiner Kriegsknechte war ich mir ziemlich sicher. Ohne Befehl würde keiner knallen. . . . Neben mir schnatterte ein junger Kriegsfreiwilliger laut und ungeniert mit den Zähnen. Ich boxte ihm schnell noch in die Rippen. . . . »Lebhaft weiterfeuern«, kommandierte ich dann mit gellender Stimme, um den Brüdern da drüben mal den Wohlklang einer Preußischen Kommandostimme zu Gehör zu bringen. Und ich mußte auch laut schreien, denn auf die erste Salve ertönte drüben ein Geheul, so entsetzlich, markerschütternd, daß mir die Haare zu Berge standen, und als unsere Büchsen lustig in den dichten Knäuel knallten, da stürzten sie zurück, fielen über die Toten und Verwundeten. . . . und dazu fortwährend diese entsetzlichen Schreie höchster Todesnot! . . . und schon waren wir mit brüllendem Hurra hinterher! . .

. . . Wie die Tiere drängte sich ein ganzer Haufen in die vorderste Haustür. Wir hätten sie in aller Ruhe abschießen können. . . . Sie waren noch total halali und konnten vor Angst keinen Ton sagen. . . . Die ganze Sache schien einzuschlafen.

Zur Belebung des Panoramas erschienen plötzlich zwei polnische Weiber von rückwärts. . . . Wir machten uns also etwas klein, griffen sie, als sie neben uns waren, und wollten sie harmlos lächelnd neben die Gefangenen setzen. Aber da fielen wir schön rein. Die Weiber bissen, kratzten, schrieen und strampelten wie wahnsinnig. Wer weiß, was die von deutschen Soldaten dachten! . . .

. . . Da wir in der Eile nichts zu essen mitgenommen hatten, machten wir eine kleine Anleihe bei unseren neugewonnenen Freunden, und so futterten wir zusammen Brot und ausgezeichnete Fleischkonserven. Selbst die Damen zeigten sich jetzt von einer liebenswürdigen Seite und reichten die famosen russischen Bonbons herum. Leider konnten wir uns nicht recht verständigen, sonst hätte es ein gemütliches Schwätzchen gegeben. Das einzige was uns noch fehlte, war ein Alkoholchen. . . .

. . . Das ganze Theater von vorhin wiederholte sich. Auf 50 Schritt knatterten unsere wohlgezielten Schüsse dazwischen. . . .

. . . ich hatte aber doch so das Gefühl, daß sie noch irgend eine Biesterei vorhatten. . . . Den Feind hinten wollte ich mir mal selbst etwas näher besehen. Hier konnten nur noch einige sichere Kugeln helfen. . . . Da zog ich die Büchse an den Kopf, ein Tupf auf den Stecher: plautz, da lag der erste Kerl! Schnell repetiert und wieder gestochen. Nr. 2 und 3 fielen um wie die Säcke, bevor sie sich von ihrem ersten Schreck erholt hatten. Da kam Leben in die Gesellschaft, sie schienen nur noch nicht zu wissen, wohin sie sollten. Der nächste Russe,

Nummer 4, erhielt die Kugel etwas zu kurz. Es war vielleicht für mich von Vorteil, denn der arme Kerl schrie ganz entsetzlich .... Ich hatte schnell den Karabiner meines Begleiters genommen und ließ die nächsten fünf Kugeln in den dichten Klumpen am Gartenzaun. Einige Schreie zeigten, daß auch diese Kugeln nicht umsonst abgefahren waren. Diese letzten Schüsse waren mir ja etwas eklig, besonders weil ich gar nicht das Gefühl der Gefahr hatte, denn die Russen dachten gar nicht ans Schießen. Aber was hilfts; jeder ist sich selbst der nächste, und ich habe ja den Krieg nicht angefangen! Die Flanke war gesäubert; ich ging befriedigt zu meinen Knaben zurück. ....

... Die russischen Offiziere machten ein recht dummes Gesicht, als sie uns sechs Männerchen da stehen sahen. Mein liebenswürdiges Benehmen beschwichtigte aber ihre Bedenken. Wir schüttelten uns herzlich die Hände, ich mit einem gönnerhaften Siegerlächeln. Es war immerhin ein netter Augenblick, und der militärische Erfolg doch außerordentlich schön. Selbander zogen wir auf den Markt, wo alles voll von Russen stand.... Bei dem Artilleriekapitän bedankte ich mich für die gutsitzenden Schrapnells, dann mußte ich zur Division und berichten. Allgemeine Zufriedenheit. Meine sechs Soldaten bekamen gleich, wie sie gebacken waren, das Eiserne Kreuz.... Ich wurde zur ersten Klasse eingegeben, was aber erst nach beinahe einem Jahr in die Erscheinung trat.

* * *

Deutschland, Deutschland über alles!

Neuheit! Neuheit!
Für unsere heimkehrenden Krieger ist das schönste Geschenk, um auszuruhen von ihren Taten, das
Heldenkissen
(D. R. G. M.)
Es enthält:

1. Die sinnreiche Anrede: Siegreiche Krieger.
2. Das Eiserne Kreuz.
3. Den Namen des Kriegers, von einem Eichenkranz umgeben als Sinnbild deutscher Stärke.
4. Deutsche und österreichische Fähnchen als Zeichen der Bundestreue.
5. Willkommen in der Heimat!

Kissen mit Vorzeichnung . . Mk. 3,50
Nachnahme.
Nur zu beziehen durch —
Dazu gehört aber schon ein sehr gutes Gewissen!

* * *

Kriegsrisiko

»Vor dem Schöffengericht Berlin-Mitte hatte sich am Mittwoch der Militärinvalide Wilhelm Reich wegen groben Unfuges zu verantworten. Eines Tages hatte er auf der Straßenbahn zu einer jungen Dame geäußert, der Krieg werde nur zu Gunsten der Reichen geführt; die Arbeiter müßten sich die Knochen zerschießen lassen und noch bezahlen. Diese Äußerung vernahm ein mitfahrender Subdirektor einer Versicherungsgesellschaft. Dieser ließ den Mann feststellen und gegen ihn wurde ein Strafverfahren wegen groben Unfuges eingeleitet. Das Gericht verurteilte den Angeklagten zu sechs Wochen Haft.«

* * *

Friedensrisiko

»Die Felixdorfer Weberei und Appretur erhöht ihre Dividende von 6 auf 17½ Prozent. Das günstige Ergebnis des verflossenen Jahres ist, wie sie erklärt, hauptsächlich auf den Umstand zurückzuführen, daß es infolge der Unterbindung jeglicher Zufuhr des Rohmaterials möglich wurde, einen großen Teil der Lagerbestände zu hohen Preisen abzusetzen.«

* * *

Händler und Helden

Alles will ich nehmen, wie's kommt, nicht murren will ich; aber eines ertrage ich nicht mehr: den Körnerschen Jüngling, mit Blick gen Himmel, noch immer, nach zwei Jahren noch, im Schaufenster bei Neumann, mit dem Text:

Vater, ich rufe Dich!
's ist ja kein Kampf für die Güter der Erde;
Das Heiligste schützen wir mit dem Schwerte — —

Täglich schreiten dort Schlachtlieferanten vorüber, »allen jüdischen Kindern gesagt, was heute in Schmieröl zu verdienen ist«, sagte einer grad, als er vor dem Bilde stand und der Körnersche Jüngling blickte unverwandt gen Himmel. Also weg mit diesem, da jener nicht zu entfernen ist. Und auch den Landsknecht, der an jeder Straßenecke für die Kriegsanleihe wirbt, als ob nicht das Konterfei irgend eines kühnen Landesberger oder verwegenen Sieghart sie besser propagierte — den lege man zum alten Eisen. Und spiele man überhaupt nicht mit den alten Gewehren,

wenn die neuen von selbst losgehen! Und gewöhne man sich endlich, den Unterschied »Händler und Helden« reinlich so zu erfassen, daß man nicht gerade jene, die zum Handel nicht den Vorwand des Heldentums brauchen, für die Händler hält. Daß die Engländer »Christus sagen und Kattun meinen« — diese von Fontane bezogene Anschauung ist jetzt wahrlich ein ganzes Kontinentalsystem von Ideologie. Als ob wir, wenn wir Kattun sagen, ausgerechnet Christus meinten! Jene wollen nur sechs Stunden im Tag für Kattun leben und wenn sie dann Muße haben möchten für Heuchelei, so ist es ein geistiges Streben. Jedenfalls wollen sie nicht vierundzwanzig Stunden im Tag für Kattun leben und jedenfalls sagen sie nicht, wenn sie ihn an den Mann bringen wollen, eben das geschehe um Christi willen oder der Mantel der Nächstenliebe sei aus Kattun. Sie mögen eine sehr oberflächliche Beziehung zu den inneren Dingen haben, aber es ist eine ziemlich eindeutige, also saubere. Keineswegs sagen und meinen sie Kattun und Christus in Einem und durcheinander. Keineswegs wickeln sie ihre Waren in Meßgewänder, weil es eine aparte Aufmachung ist, und wenn sie auf die Börse gehen, weil das irgendwie notwendig sein mag, um heute zu leben, so verkleiden sie ihre Stockjobber nicht als Landsknechte. Söldner ist, wer Sold nimmt für die Erledigung materieller Aufgaben. Wer aber diese für ideelle ausgibt und aus Begeisterung Sold nimmt — kann zweierlei sein, ein Schubiak oder ein Dummkopf, oder — verfluchte Mischung — beiderlei!

* * *

Das kommt davon

. . . Die Schäden dürften ernst sein. Die englische Zensur verbirgt sie und gestattet keine genaueren Angaben, aber jeder Mensch, der als Reisender durch die City gegangen ist oder sie durch längeren Aufenthalt näher kennt, weiß, daß keine Bombe ihr Ziel verfehlen konnte und daß die Verwüstungen unheimlich sein mußten.

Davon kommt aber nicht nur das Wissen, sondern der Zustand selbst. Es sind zu viel Reisende durch die City gegangen.

* * *

Ein Märchenerzähler

Die vierte Kriegsanleihe ist wie eine Erzählung aus dem Wunderlande. . . . geheimnisvolle Ausstrahlungen. . . . Was uns bei den Milliarden anzieht und beschäftigt, ist der Gedanke an die Personen, welche sie zeichnen.

Mich würde der Gedanke bei den Milliarden eher abstoßen.

Die Kriegsanleihen sind die Frucht des Zinsfußes und der Moral.

Daß die Moral sich mit dem Zinsfuß eingelassen hat, ist sehr unmoralisch von der Moral und die Frucht sieht nach der Sünde aus. Es wird Kindern und Kindeskindern heimgezahlt werden und es wird sich rächen an Zinsen und Zinseszinsen.

Die Nachdenklichkeit wird durch die vierte Zeichnung noch mehr angeregt . . . . und ein Wunderland ist es wahrhaftig, wenn die kaum faßbaren Ziffern doch wieder erreicht wurden.

Der Denker verliert sich wieder in den Märchenglauben.

Eine Verwertung des in Staatspapieren angelegten Kapitals, wie sie nie erträumt werden konnte. . . .

Der Traum versteigt sich:

Bei der Aufzehrung unserer Vorräte haben wir die Überlegenheit, verglichen mit den Feinden, daß wir niemandem Tribut für die Einfuhr kostspieliger Waren, welche die Armee braucht, zu entrichten haben.

Selbst nicht für solche, die das Hinterland braucht. Der wache Verstand antwortet: nebbich wie glücklich wären wir, wenn wir Tribut entrichten dürften. Kann man Kriegsanleihe essen? soll Falstaff gefragt haben.

Reichsritter von Hohenblum spricht nicht mehr von den großen Hüten der städtischen Damen.

Das ist wieder ein Vorteil.

Die Frau des Grundbesitzers ist sehr elegant geworden, und die Duldsamkeit der Verzehrer landwirtschaftlicher Erzeugnisse macht ihr aus dem Sinn für Geschmack keinen Vorwurf.

Die Verzehrer landwirtschaftlicher Erzeugnisse wären noch duldsamer, wenn sie noch mehr zu verzehren hätten.

Die Milliarde, um die das Einkommen in Preußen während eines der ernstesten Kriegsjahre abgenommen hat, will uns nicht aus dem Sinn.

Sie ist aber kein Märchen aus uralten Zeiten, sondern für Preußen kaum eine Hautwunde

mit einem Wort ein Tineff.

Waren, die verkauft worden sind, wurden früher zu Waren. Jetzt werden sie Kriegsanleihe.

Was sollten sie sonst werden?

Das einfachste Beispiel ist ein Laden mit Sommerstoffen oder eines der großen Warenhäuser, wo sich im Frühling, Herbst, Sommer und Winter mit einem Wort, das ganze Jahr gewisse Reste, die von der Mode überholt worden sind, im Lager aufhäufen. Das wurde früher zu Spottpreisen verkauft und wird jetzt mit Gold aufgewogen.

Für das freilich die Bedeckung an Papier zu fehlen beginnt, weil alles für die Blätter gebraucht wird. Man gibt massenhaft Gold aus. Sogar die Brotmarken sollen auszugehen beginnen, weil die Anweisungen auf geistiges Brot in der Erzeugung vorangehen.

Dieses Aufräumen sämtlicher Lager wird in Zukunft manchen Nachteil haben. . . . Aber wir leben jetzt nur in der Gegenwart. . . . und die Sorgen, die das Heute nicht unmittelbar berühren, müssen dem Morgen überlassen werden. . . . Denken wir zunächst nicht daran, was sich entwickeln werde, wenn die geleerten Vorratskammern im künftigen Frieden wieder zu füllen sein werden. . . .

. . . . Der Erfolg ist blendend.

* * *

Ein sympathischer Planet!

»Vor dem Margaretener Bezirksrichter Dr. Immervoll stand gestern der taubstumme Privatangestellte Wenzel Haller, weil er auf der Wiedener Hauptstraße eine große Scheibe eines Schuhgeschäftes, die 150 Kronen wert war, zertrümmert hatte. Der Angeklagte verständigte sich mit dem Richter auf schriftlichem Wege. Er gab an, er sei von Prag nach Wien gekommen. Hier sei ihm das Geld ausgegangen und er sei hungrig und obdachlos gewesen. Um Kost und Unterstand zu bekommen, habe er das Auslagefenster eingeschlagen. Der Richter verurteilte den Angeklagten zu vierundzwanzig Stunden Arrest. Als der Stumme das ihm vom Richter aufgeschriebene Urteil gelesen hätte, schütteite er betrübt den Kopf und gab durch Zeichen zu verstehen, daß er eine viel höhere Strafe erwartet habe.«

* * *

Das Opfer

Hochwohlgeboren Herrn Moriz Benedikt, etc.

Sehr geehrter Herr Chefredakteur! Ihren vielen überaus freundlichen Bemühungen um das Blühen und Gedeihen des k. k. öster-

reichischen Militärwitwen- und Waisenfonds, an dessen Spitze mich die Gnade Seiner Majestät des Kaisers als Stellvertreter Seiner Majestät im Protektorat des Vereines gestellt hat, haben Sie neuerdings einen außerordentlich dankenswerten Beweis tatkräftigster Mithilfe an unseren großen kriegshumanitären Zielen gegeben, indem Sie in Ihrer Donnerstagnummer vom 20. April eine halbe Seite Ihres Blattes völlig kostenlos für einen Aufruf des Witwen- und Waisenfonds zur Verfügung gestellt haben. Ich nehme gern Veranlassung, Ihnen für diesen neuerlichen Beweis Ihres großen Interesses, das Sie dem k. k. österreichischen Militärwitwen- und Waisenfonds seit seiner Gründung entgegenzubringen die große Freundlichkeit hatten, allerherzlichst zu danken. Gerade diese vorbildliche Mithilfe der Presse ist es, welche dem Witwen- und Waisenfonds bis jetzt schon so viel Not und Elend hat lindern helfen und von der wir uns auch für die Zukunft tatkräftigste Unterstützung erbitten und erhoffen. Genehmigen Sie, sehr geehrter Herr Chefredakteur, den Ausdruck meiner vorzüglichsten Hochachtung, mit welcher ich zeichne Erzherzog Leopold Salvator.

Die Selbstlosigkeit, die nicht bloß Kostenlosigkeit bedeutet, geht bis zum Abdruck dieser treffenden Anerkennung gegen einen Millionär, der seine positiven Wohltaten bisher im Stillen geübt hat. Die Größe des Opfers aber läßt sich nach dem folgenden Tarif bemessen:

»... Zur Beurteilung der Angelegenheit wird es vielleicht nicht uninteressant sein, daß nach verläßlichen Schätzungen die Veröffentlichung dieser Satzschrift in den heutigen Blättern zwischen 60.000 und 70.000 Kronen kostet. Es wäre nicht unwesentlich, zu erfahren, aus welchen Geldern diese beträchtliche Summe genommen wurde. Zur Aufklärung Uneingeweihter über die Gründe, weshalb sich die Zeitungen so bereit finden, derartige Mitteilungen abzudrucken, sei noch die Tatsache mitgeteilt, daß der Abdruck in der ‚Neuen Freien Presse' allein rund 5000 Kronen kostet. Es sind nämlich ungefähr dreihundert Zeilen, für die sie 15 Kronen die Zeile berechnet, nebst einem Teuerungszuschlag von 10. v. H., den sie kürzlich für derartige redaktionelle Mitteilungen eingeführt hat. ...«

Wobei zur Aufklärung bemerkt werden muß, daß ein Teuerungszuschlag die kürzeste Formel für den ans Vaterland erfolgten Anschluß bedeutet und daß »v. H.« nicht etwa die Chiffre des Herrn v. Hofmannsthal vorstellt, sondern die Prozente, die die Verdiener des Vaterlands seit Kriegsausbruch nur noch auf deutsch nehmen.

* * *

Das Maul

Jetzt ist wieder einmal die militärische Lage so gestaltet, daß der publizistische Wortführer des Auswurfs der Menschheit »der Armee und der Flotte einen Gruß« entbieten darf. Ohne das ein Vertreter von Armee oder Flotte ihm aufs Maul schlägt.

Durch! Dieses Wort haben wir unserer Armee und unserer Flotte zugerufen, als der Kampf begann .... Durch! Heute, ein Jahr nach Beginn des Krieges, spüren wir, wie der Atem weltgeschichtlichen Geschehens immer stärker

und immer schlechter wird! Und weit und breit keiner, der jenem das Maul hält!

* * *

Schöne neue Titel

Bewegte Zeiten.
Deren Merkmale in den vorliegenden Nachrichten.

Die Räumung Asiagos.
Von der Zivilbevölkerung.

Greys Liebe zu Konferenzen.
In den Ausführungen seiner Rede im Unterhause.

Der vereitelte Plan einer gemeinsamen Offensive der Entente.
Durch die österreichisch-ungarische Aktion.

Und nichts als große Verdienste. Mit dem Krieg. Und glücklich zustandegekommene Partien. Durch die Zeitung. Und kein verlorenes Abonnement. Wegen Gemauschel.

* * *

Gut! Setz dich!

Der Schauplatz der Seeschlacht.

Von Universitätsprofessor Dr. Eduard Brückner.
Präsident der geographischen Gesellschaft.

Wien, 2. Juni.

Der Schauplatz der Seeschlacht liegt unmittelbar westlich der Westküste von Jütland. Als Skagerrak wird der Ausläufer der Nordsee bezeichnet, der zwischen Norwegen und Dänemark nach Nordosten vordringt. Der Horns Riff liegt ziemlich weit südlich, etwas westlich der Küste Jütlands, dort wo diese spornförmig nördlich der deutschen Reichsgrenze ins Meer vorspringt ....

. . . Hier hat die Wissenschaft dem Unterseebootkriege wichtige Fingerzeige gewähren können.

Besonders diesen. Es ist erfreulich zu wissen, daß der Präsident der geographischen Gesellschaft in Geographie nicht durchfallen würde. Aber daß die Männer der Wissenschaft sich auch dann rufen lassen, wenn die Männer der Presse zu faul sind, im kleinen Brockhaus nachzuschlagen, darüber hilft der größte Seesieg nicht hinweg.

* * *

Lieblinge des Publikums

Die Nachricht von der großen Seeschlacht und von dem Erfolge der deutschen Flotte ist in der verbündeten Monarchie mit lebhafter Befriedigung aufgenommen worden. Die österreichisch-ungarische und die deutsche Flotte gehören längst zu den Lieblingen des Publikums. Um so herzlicher wird es der deutschen Flotte vergönnt, daß sie Gelegenheit fand, sich in einer großen Seeschlacht ruhmvoll ihren Platz in der Kiegsgeschichte zu sichern.

Wenn nur der Werner und die Zwerenz nichts dagegen haben!

* * *

Die englische Flotte hingegen

wacht über die Sicherheit und schützt das Kapital, daß es nicht verloren gehe. Sie treibt Schulden ein, ist die Hüterin britischer Anlagen in weiter Ferne . . . . Deshalb ist eine persönliche Beziehung zwischen jedem Bürger und der Kriegsmacht zur See, der stillen Gesellschafterin des britischen Kaufmanns, der Wächterin über die Ziffern des Hauptbuches und der Bringerin sorglosen Schlafes . . . . Die Flotte ist die Mitschöpferin der Weltherrschaft, der von den großen Dichtern gepriesene Eichenwall rings um die heimatlichen Inseln . . . .

* * *

Mythologie

Adoption

von aktivem Mars gesucht. Bedingung: über 42 Jahre alt, adelig, gesellschaftlich hochstehend. Nichtanonymes unter „Engadin 6537“ an das Ank.-Bur. d. Blattes.

* * *

Worauf sich eine kapriziert

Eine vermögende, distinguierte
Dame
mit intelligentem, sicherem
Berufe sucht eine ihrem Stande
entsprechende Heirat mit
einem Juden in mittl.
Alter. »Salambo«, Gazetta
Wieczorna, Lemberg.

* * *

Fremdwörter-Erraten

Junger, fescher
Arzt
sucht behufs Spezialisierung
und späterer Übernahme eines
Sanatoriums sehr vermögende
Dame zur sofortigen Heirat.
Lichtbild erwünscht. Anträge
erbeten unter »Zukunftsstern
L. 649«

Also eine Patientin gesucht. Aber nur keine Fremdwörter! Ich würde statt Spezialisierung Sonderschwindel und statt Sanatorium Krankengeschäft vorschlagen, dafür statt Lichtbild unbedingt Photographie!

* * *

Die Provinz will nicht zurückstehen

Operettenlibretti
mit herrlicher Poesie und lebens-
kräftiger Prosa und fascinierenden
Handlungen an tüchtige Komponisten
zu vergeben. Gefällige Zuschriften an
Hans Müller, Linz, Walterstr. 2, 2. Stock.

Ja, hat denn jetzt jede Landeshauptstadt ihren Hans Müller? Da soll man nur beizeiten dazu schauen, daß nicht wieder dereinst, wie beim Homer, ein Zuständigkeitskonflikt ausbricht!

* * *

Neues vom alten Korngold

Von Musik verstehe ich gar nichts. Aber ich habe kürzlich Vater und Sohn Korngold in lebhaftem Gespräch mit ihrem als schmucken Vorkämpfer des Kriegsarchivs verkleideten Librettisten gesehen, und man wird doch nicht ernstlich von mir verlangen, daß ich mich erst in ein so umstrittenes Gebiet wie die Musik einlassen soll, anstatt nach meinem Blick für Gesichter und Gebärden und zumal für ein solches Zusammenspiel mir das Urteil zuzutrauen: Und ob der Junge ein Talent ist! Hätte ich ihn allein gesehen, so könnte ich ihn möglicherweise noch für ein Genie halten, da ja ein solches oft die sonderbarsten Verkleidungen und Körperhüllen wählt, um die Menschheit zu überraschen. Aber jetzt könnte ich als Gerichtssachverständiger für Kontrapunkt die Erklärung abgeben, daß er ein Talent ist. Talent ist der unheimliche Trick der Natur, das Individuum bis an die Schwelle der Schöpfung zu führen und sich so gebärden zu lassen, als wäre es drin, aber vermöge dieser Gabe, durch die es dem Genie den Ausgang in die Welt verstellt, es auch so mit Musik zu füllen, daß es vor allem in den Taschen klimpert. Talent hat deshalb bei den alten Griechen und bei den alten Juden, die es sich zurückgelegt und bis auf die heutige Zeit erhalten haben, während jene zugrundegegangen sind, auch eine bestimmte, nur dem Talent erreichbare Geldsumme bedeutet. Die Musik, die es von sich gibt, ist zugleich im Klang der Rede enthalten, die es spricht, und wenn ich den nach der flüchtigen Begegnung mit den Korngolds wiedergeben wollte, würde man an meiner musikalischen Kompetenz nicht mehr zweifeln. Trotzdem muß ich, soweit meine Erinnerung an Zeiten, die ich nicht erlebt habe, reicht, offen bekennen, daß das Leben zwar nicht so geräuschvoll war, aber doch noch mehr Musik hatte, als der andere Wolfgang, der weniger gefeierte, mit seinem Vater und dem Librettisten Schikaneder an der Ecke der Krugerstraße in ein Gespräch vertieft war. Diese schmale Gasse im Handumdrehn zu einer Hauptverkehrsader und zu einem Handelsemporium zu machen, wäre ihnen sicherlich nicht geglückt, und kein Ton hätte verraten, daß überhaupt irgendeinmal die Zeit anbrechen könnte, wo der Markt die schwere Identität solcher, die Wolle, und solcher, die Musik bringen, darböte. Was den Schikaneder betrifft, so hat er zwar nicht so perfekt

schreiben können wie dieser Hans Müller, dessen Zeitgenosse zu sein ein Gedanke ist, der mir manchmal beim Erwachen Schwierigkeit macht und höchstens den Mut, den Schlaf mit beiden Fäusten zurückzuhalten. Aber dafür konnte jenem auch in keiner Kritik nachgesagt werden:

Alles jauchzt das bacchantische Liebeslied des Festes: »Aus den Gräbern selbst die Toten tanzen heute Brust an Brust...«

Der »Taumel einer Karnevalsnacht in Venedig«, den ich fürs Leben gern ohne die Erläuterung des Herrn Müller einmal mitgemacht hätte, hat für mich nunmehr auch jeden Reiz verloren. Was das andere Werk anlangt, so scheint es bereits außer Mozart den Richard Wagner vom Repertoire verdrängt zu haben. Wenigstens liest man:

Ist »Violanta« stellenweise im schweren Stil einer deutsch-italienischen Oper geprägt, so ist im Ring der Stil einer behaglichen deutschen Biedermeieroper getroffen; beides mit einer erstaunlichen Selbstverständlichkeit und Sicherheit.

Alles treffen sie, glühend und biedermeierisch, und ob sie so das ganze Trottoir des Lebens, den Bürgersteig, besetzt halten und die Kunst freibleibend offerieren, ob sie wie immer Kontra- und Rekontrapunkt ausspielen, sie gewinnen jede Partie. In der Violanta machen sie's von unten, »im Ring« von oben. Nibelungen- oder Schottenring? Nein, es ist nur vom Ring des Teweles die Rede, einem Kleinod, das man getrost in die Flut werfen soll — wetten, er kommt wieder hinauf und es stellt sich heraus, daß er dem Fisch, der ihn frißt, im Magen liegen geblieben ist. Aber wenn der Gast sich noch einen Funken eines ehrlichen, durch keine Preßtyrannis, der alles untertänig, beeinflußten Urteils erhalten hat, so wendet er sich mit Grausen.

* * *

Ein Versuch mit untauglichen Mitteln

[Druckfehlerberichtigung.] In dem im gestrigen Sonntagsblatte veröffentlichten Artikel: »Beethoven als Bankaktionär« von Dr. Max Reinitz, soll es in der zweiten Spalte statt »von ihm für 100 Gulden Papier (= 294 Gulden in Silber)« richtig: »für 1000 Gulden Papier« heißen.

Das wird ihn den Großaktionären nicht näher bringen.

* * *

Von den Dingen im Himmel und auf Erden

[Tartaruga-Abend in der »Urania«.] . . . . veranstaltete Tartaruga-Abend brachte sowohl in Bezug auf die Gediegenheit und Reichhaltigkeit des Programms als auch auf den Besuch. . . . Texte von Tartaruga. . . . die ebenfalls Tartaruga-Lieder sangen. . . . Solovorträge Tartarugas . . . . in dem aufregenden Sketch »Zehn Minuten Aufenthalt« von Tartaruga. . . .

Aufhören! Urania, das weiß man, ist die Himmlische. Aber Tartaruga — ist das so was wie eine Muse der Unterwelt? Und wenn man schon weiß, daß dies Fremdwort nicht so sehr eine der Musen, als vielmehr einen von ihr Geküßten bezeichnet — was ist das: ein Tartaruga-Abend? Wir hatten Benke-Abende; wir hatten Homunkulus-Abende, deren faustisches Experiment sich immer wieder als ein Hereinfall erwies — aber wir haben nicht gewußt, daß es einmal auch Tartaruga-Abende geben werde! Rief zur Urania eine Stimme aus dem Tartarus, wo ein abgestrafter Titan nicht weiß, was er mit dem angebrochenen Abend anfangen soll? Nein, es ist der Polizeikommissär Ehrenfreund, der eine dichterische Ader hat, und das tut weh.

* * *

Name und Beruf des Vaters

(Graf Tolstoi,) ein Sohn des verstorbenen russischen Schriftstellers Leopold Tolstoi war als russischer Kadett in Gefangenschaft geraten und in Millwitz in Böhmen interniert worden. Nachdem er dort einige mißlungene Fluchtversuche unternommen hatte, wurde er Ende der vorigen Woche in das Kriegsgefangenenlager nach Braunau übergeführt.

* * *

Der Vorstoß des Pogatschnigg

Der Reichsbund deutscher Postler Österreichs erläßt die folgende Mitteilung: Der reichsdeutsche Abgeordnete Hubrich, der dem Sozialdemokraten Liebknecht in gerechter Empörung über dessen vaterlandsverräterische Worte das Manuskript wegriß und zu Boden schleuderte, ist seinem Beruf nach Postbeamter. Der Reichsbund deutscher Postler Österreichs hat ihm daher den folgenden Drahtgruß geschickt: Herrn Hubrich, Mitglied des Reichstages und Generalsekretär des Verbandes mittlerer Post- und Telegraphenbeamten, Berlin. Die Kunde von Ihrem mannhaften Auftreten gegen die schädlichen und schändlichen Phrasen

Liebknechts hat uns hoch erfreut und wir entbieten ihnen in treuer Bundesbrüderschaft herzlichen kameradschaftlichen Heilgruß. Für den Reichsbund deutscher Postler Österreichs: Paul Pogatschnigg, Obmann.

Wenn die deutschen Postler Österreichs sich um die schnellere Beförderung sonstiger Kunden aus Deutschland nach Österreich kümmern wollten, so wäre das sehr verdienstvoll. Dieses Herumposteln ist jetzt etwas unerfreulich.

* * *

Immer feste druff

Aus der ‚Potsdamer Tageszeitung, Potsdamer Intelligenzblatt': Endlich hat ihn sein Schicksal erreicht. Freund Liebknecht, der sich in seinem übergroßen Biereifer sein Grab endlich allein gegraben hat. So hatte die Armierungstätigkeit für diesen Helden auch ihr Gutes gehabt und die Schipperwaffe segensreich gewirkt. Der Arm der Gerechtigkeit hat diesen vaterlandslosen Gesellen in Feldgrau endlich erwischt, der sich nicht genugtun konnte, sein Abgeordnetenmandat in frechster Weise auszunützen und in landesverräterischen Gemeinplätzen zu schwelgen. Eigentlich ist es zu verwundern, daß dieser Schipper mit heilen Knochen aus Feindesland zurückkehren konnte. Im Lager der Ententebrüder, sowohl bei den Engländern als auch bei den Franzosen, hätte man einen solchen Burschen längst verschwinden lassen, gerade wie jetzt in Irland, ganz abgesehen von den offiziell zum Tode verurteilten, sicherlich noch mancher Unbequeme ganz still verschwinden wird, wie zum Beispiel der brave Casement, den man schon in Schweden heimlich abmurksen lassen wollte.

Wird es nach Friedensschluß noch möglich sein, die Lebensluft dieser Menschheit einzuatmen?

* * *

Die wahre Chronik

»Die bayrischen Löwen sind stark im Kampf, aber recht schwach im Briefschreiben. Als ein drolliges Beispiel dieser bayrischen Eigenart führt die ‚Kriegszeitung der IV. Armee' des Mossacher Oberhofbauern Ältesten, den Hiesl Niedermaier, an, der .... die gesamte Chronik des großen Weltkrieges kurz und bündig in fünf Feldpostkarten zusammenfaßte.... Die erste dieser Karten kam .... aus Belgien und brachte die frohe Kunde: ‚Mir get's guat; 's ist ziemli warm!' Drei Monate später kam die zweite. Aus den Argonnen: ‚Mir get's guat; naß is!' Die dritte

(mit dem Stempel des Lenzbeginntages 1915) brachte Nachricht aus Galizien. Sechs Worte: ‚Mir get's guat; i hob Läus!' Fünf Monate später folgte die vierte. Aus der Gegend von Riga: ‚Mir get's guat; ein Ohrwaschel fehlt, elendige Bazi, die Russen!' Die fünfte und letzte Karte, die Hiesl Niedermaier mit Hieroglyphen bemalte, roch nach dem Balkan, trug das Datum des Heiligenabends 1915 und meldete kurz, aber eindrucksvoll: ‚Mir get's guat; die Serben san alle!'«

* * *

Fleisch und Blut

Dem gutgenährten Bürgermeister von Wien wurde zur Motivierung seiner Ehrenbürgerschaft das folgende ins Gesicht gesagt:

Sie sind der Bevölkerung in Fleisch und Blut übergegangen, alle deine Werke, die der Kriegsfürsorge gewidmet sind: die Fürsorgezentrale im Rathause.... die öffentlichen Ausspeisestellen und Nähstuben, das wirtschaftliche Hilfsbureau.... die Fürsorge für notleidende Künstler und Handelsangestellte, die Errichtung von Depots zur Unterbringung von Betriebsmitteln von verarmten Gewerbetreibenden, die Jugend- und Lehrlingsfürsorge, die Hilfsaktion für die Kriegsflüchtlinge und so vieles andere.

Besonders schwierig muß es für die Errichtung von Depots zur Unterbringung von Betriebsmitteln von verarmten Gewerbetreibenden gewesen sein, der Bevölkerung in Fleisch und Blut überzugehen. Ferner ist ihr aber auch noch das Kühl- und Gefrierhaus in Fleisch und Blut übergangen, ferner ein Mühlenunternehmen und manches andere. Im Blut ist es noch nachweisbar. Im Fleisch möchte sie's erst zu spüren bekommen.

* * *

Aus dem Gerichtssaal

In Wien wird jetzt rücksichtslos gegen Wirte vorgegangen, die zum Beispiel für zwei poschierte Eier in Paradeissauce K 1.20 verlangen. Der Richter verurteilt einen solchen zu hundert Kronen, der staatsanwaltschaftliche Funktionär meldet wegen zu niedriger Strafe die Berufung an. Oder es verkauft einer eine Kartoffelsuppe um 30 Heller. »Eine teure Portion Kartoffelsuppe. Nach fünfmaliger Verhandlung gelangte heute ....« Strafe 50 Kronen. Einer wird

freigesprochen, wiewohl er für eine Portion Butter den »exorbitant hohen Preis« von 40 Heller, für zwei Spiegeleier einmal eine Krone, »ein anderes Mal wieder 80 Heller« berechnet hat; nach längerer Beratung hebt der Appellsenat den Freispruch auf und verurteilt zu 2000 Kronen. Allmählich wird, da kein Tag ohne solche Urteile vergeht, die Richtlinie erkennbar und die Mehrzahl der Wirte weiß auch bereits, was sie zu tun haben, um dem Verdacht der Preistreiberei zu entgehen. Sie verlangen für zwei poschierte Eier in Paradeissauce, für Kartoffelsuppe und für eine Portion Butter mindestens das doppelte, vorsichtshalber das dreifache. Wenn man aus dem Hexenkessel von Widersinn, in dem uns der Tag die Nahrung für jeden Sinn bereitet, das Problem der Gasthausjudikatur herausfischt, dann hat man oft den Eindruck, daß das Rechtsgut die Preistreiberei ist, daß Wirte, die das Essen billiger abgeben als andere in Friedenszeit, wegen unlauterer Konkurrenz verfolgt werden und daß wegen zu niedriger Preise die Berufung angemeldet wird, während Wirte, die gleich bei Kriegsausbruch die Salzgurke um K 1.40, zwanzig Kirschen um K 2.— und Pilzling mit Ei um K 2.50 verkauft haben, seither Ruhe haben . . . Überhaupt hat die Gerichtssaalrubrik ihre Reize durch den Krieg nicht verloren: mag die Welt in Brüche gehn, Ehebruchsverhandlungen sind noch immer die beste Kost, und wenn es von einer heißt: »Einen interessanten Verlauf nahm«, und wäre sie selbst durch und durch voll Ödigkeit, so kann man sicher sein, daß dann der Name des Herrn Osio, der ja als Richter fast so beliebt ist wie die Schalek als Dichter, uns überraschen wird, wiewohl sich diese Gestalt sicher ebenso eindrucksvoll als Zeuge in lebemännischen Prozessen verwenden ließe. Es gibt noch Richter in Österreich, aber hauptsächlich doch den Osio, 's gibt überhaupt nur an Osio, und dieses Unheils, das weniger Strafgericht als egyptische Plage bedeutet, ist kein Ende. Wenn aber wider Erwarten etwas im Zivilgericht einen interessanten Verlauf nimmt, so kann man sicher sein, auf den Namen Drawe zu stoßen. Denn überall haben die Interessenten ihre Interessanten, unsere Leute ihre Leute, selbst wenn die weniger von Geburt als aus Neigung zu unseren Leuten gehören. Einen gefährlichen Rivalen haben diese höchstens im Herrn Pick, dessen Urteile aber mehr nach der salomonischen Seite hin ins Gewicht fallen. In Rußland sind »reaktionäre Maß-

nahmen« erfolgt, mit der Begründung, »es gebe jetzt Wichtigeres zu tun, als sich mit jüdischen Angelegenheiten zu befassen«. Wir hier können nur den Kopf schütteln und fragen, ob es denn überhaupt Wichtigeres geben könne.

* * *

Aller Anfang ist schwer

»Gestern nachmittag beschäftigten sich mehrere Jungen auf dem Kaiserplatz nächst der Franz Josefs-Brücke damit, einen »Schützengraben« auszuheben. Plötzlich gab das Erdreich nach und die Erdmassen füllten die Grube aus. Während sich die anderen Jungen rechtzeitig in Sicherheit bringen konnten, wurde der 16jährige Lehrling Franz Bayer, Kaiserplatz Nr. 15 wohnhaft, von den Erdmassen völlig verschüttet. Man berief die Feuerwehr und die Rettungsgesellschaft. Der Feuerwehr gelang es nach kurzer Zeit, den Lehrling zu bergen. Er wies Erstickungserscheinungen auf und war betäubt. Die Rettungsgesellschaft brachte ihn wieder zum Bewußtsein. Dann wurde er ins Spital der Barmherzigen Brüder gebracht.«

* * *

Hoher Sinn liegt oft in kind'schem Spiel

. . . Schließlich gab der Angeklagte zu, daß ihn seine Frau wiederholt aufmerksam gemacht habe, derartige Geschoßstücke nicht nach Hause zu bringen, da die Kinder schon genug von diesem Zeug haben. ». . . Ich hab' ja nur meinen Kindern eine Freude machen wollen.« . .

Die Frau des Angeklagten gab als Zeugin an, sie habe ihren Mann zweimal davor gewarnt, Geschoßstücke zu bringen, zuletzt noch am Tage vor dem Unglück. ». . . Ich hatte sechs Kinder, drei haben bei der Explosion das Leben verloren, das vierte ist ein armer Krüppel.« . .

Der Verteidiger meinte . . der Mann, der seine Kinder über alles geliebt habe, habe die Geschoßstücke nach Hause gebracht, um den patriotischen Sinn und das vaterländische Denken seiner Kinder zu stärken. Er habe als armer Mann seinen Kindern, denen er Freude bereiten wollte, nichts kaufen können und ihnen mit den Geschoßstücken ein Geschenk gemacht, das ihn nichts gekostet hat. Der Verteidiger bat deshalb, den Angeklagten, der von einem edlen Beweggrund geleitet gewesen und der ohnehin verzweifelt sei, freizusprechen . . . .

* * *

Das eben ist der Fluch der bösen Tat

»Vor dem Prager Landwehrdivisionsgericht wurde kürzlich — — — In der Begründung wird darauf verwiesen, daß sich die falschen Anzeigen und die Erpressungen an den Angezeigten häufen und daß viele Personen deshalb unschuldig in Untersuchung kamen.«

* * *

Früh übt sich, was ein Meister werden will

»Am 29. Jänner kamen die Schulknaben Johann und Martin Schröpfer aus Linz zu ihrer Großmutter Marie Ledwina in Alt-Possigkau. Die Knaben ließen sich mit der Dienstmagd Barbara Lang in ein Gespräch ein, in dessen Verlauf die Magd Äußerungen gemacht haben soll, die das Verbrechen der Störung der öffentlichen Ruhe und das Verbrechen der Beleidigung eines Mitgliedes des kaiserlichen Hauses enthalten. Noch am selben Tage wurde von diesem Gespräch mittelst anonymen Schreibens der Gendarmerie die Anzeige gemacht. Barbara Lang wurde verhaftet und hatte sich am 31. März vor dem Landwehrdivisionsgericht in Pilsen zu verantworten. Während die Angeklagte darauf beharrte, daß sie die Äußerungen nicht getan habe, und ihre Rechtfertigung teilweise auch von ihrer Dienstgeberin, die bei dem Gespräch zugegen gewesen war, bestätigt wurde, verharrten die beiden Knaben bei ihren Beschuldigungen, wichen jedoch in Einzelheiten mehrfach von ihren ursprünglichen Aussagen ab. Das Kriegsgericht vermochte deshalb die Überzeugung von der Schuld der Angeklagten nicht zu gewinnen und fällte ein freisprechendes Erkenntnis.«

* * *

Der Krieg der Geschlechter

Von der Geliebten denunziert. Der vierundzwanzigjährige Geschäftsreisende V. Studnicny hatte sich vor dem Prager Landwehrdivisionsgericht wegen Verbrechens der Majestätsbeleidigung zu verantworten. Er hatte zu seiner Geliebten eine Äußerung getan. Als er das Mädchen verließ, erstattete sie gegen ihn die Strafanzeige. Studnicny wurde zu zwanzig Monaten schweren Kerkers verurteilt.

Selbstmord aus Angst vor dem aus dem Felde zurückgekehrten Manne. Die in der Brigittenau, Marchfeldstraße Nr. 5 wohnhafte 35jährige Anna K. sprang Dienstag aus Angst vor ihrem aus dem Felde zurückgekehrten Manne vom Dachfenster des vierstöckigen Hauses in den Hof und starb bald. Vor dem Selbstmord begoß die Frau die Einrichtungsgegenstände ihrer Wohnung mit Petroleum und zündete sie an.

* * *

Eine Familienangelegenheit

In Raudnitz hat der Maschinenmeister Johann Kutzibauch seinen Sohn erdrosselt und sodann vor eine Lokomotive geworfen, die ihn zermalmte. Er beging diese Tat an seinem Sohne, weil dieser ein Gewohnheitsdieb war und alle Ermahnungen nichts fruchteten.

Das hätte der Vater an dem Sohne vor dem Krieg auch nicht getan. Man mußte es vorher wissen und darum war er nicht zu führen. Aber jetzt, spielt es eine Rolle? Es ist eine Familienangelegenheit. Eine Überschreitung des häuslichen Züchtigungsrechtes. Eine übertriebene Anwendung des pädagogischen Grundsatzes, daß wer nicht hören will fühlen muß. Kutzibauchs Junge wird sichs merken. Aber was hier der Vater tat: der Maschinenmeister tuts jetzt täglich und allerorten. Nur daß es die vielen Söhne anderer sind. Doch solange der Maschinenmeister nicht sein richtiges Kind zermalmt, die Maschine — um die Stiefsöhne muß ihm nicht bange sein.

* * *

Blutunterlaufungen

Vor dem Bezirksgericht Josefstadt war gestern der Friseur Rudolf Matuja und seine Frau Anna wegen Kindesmißhandlung angeklagt. Die Hausbesorgerin Anna Laßman hatte nämlich bei der Polizei angezeigt, daß die beiden ihre vierjährige voreheliche Tochter lieblos behandeln und derart züchtigen, daß das Kind, wenn nicht Abhilfe geschaffen werde, in kurzer Zeit zugrundegehen müsse! Der Polizeiarzt sah an verschiedenen Körperstellen des Kindes von Mißhandlungen herrührende Striemen und Blutunterlaufungen. In der Verhandlung erklärte die Frau, daß sie die Mizzi nicht schlechter behandle als ihre beiden ehelichen Kinder, daß sie sie jedoch mitunter arg züchtigen müsse, weil das Kind sehr unfolgsam sei. Der Angeklagte gab an, er sei längere Zeit auf dem Kriegsschauplatz gewesen, leide an Herzneurose, gerate deshalb leicht in Aufregung. Wenn das Kind Strafe verdiene, züchtige er es, aber nicht übermäßig. Der Richter verurteilte die Angeklagten zur Strafe des Verweises und trat den Akt an die Pflegschaftsbehörde ab, damit sie für entsprechende Unterbringung des Kindes Sorge trage.

Es ist ja bekannt, daß wir ein Gesetz haben, welches zwischen lebenslänglicher Strafe für einen, der einer Frau eine Handtasche zu entreißen versucht, und dem Verweis für diese selbst, wenn sie ihr Kind mit Erfolg auf dem häuslichen Herd geröstet hat, Verstand und Herz zum Narren hält. Wenn man nun bedenkt, daß das ziemlich allgemeine Privileg, auf dem Kriegsschauplatz gewesen zu sein, gleichwohl eine Umstülpung aller Lebensverhältnisse bewirken und Grund sowohl wie Ausrede jeder Ungebühr bilden wird, so kann man den ziemlich allgemeinen Nachteil, der den Kindern heimgekehrter Väter, zumal den vorehelichen, in Aussicht steht, schon heute mit schmerzlicher Bewegung abschätzen. Es wäre eine kleine logische Entschädigung im Chaos, wenn sich die Gewalt entschließen könnte, noch vor dem Friedensschluß — der wirklich nicht nur für die Verdiener ein Risiko ist — ein Gesetz zu diktieren, das Vätern, die sich für ausgestandene Strapazen dereinst an den Kindern rächen wollten, statt eines Verweises lieber den Galgen androht. Denn es wäre doch zu infam, daß unter einer Menschheit, die es schließlich verdient hat, die Beute ihrer demokratischen Ambition oder das Opfer ihrer törichten Weltpolitik zu sein, die Unschuldigen am schwersten zu büßen hätten. Wehe den Erwachsenen, von deren blutigem Spiel die Unterlaufungen am Rücken der Kinder zeugen!

Desertion in den Tod

> Ward auch die Wohltat noch versagt dem Elend,
> Durch Tod zu endigen? Trost wars doch immer,
> Wenn Jammer konnt' sich der tyrannschen Wut
> Entziehn, und ihre stolze Willkür täuschen.
>
> Shakespeare, König Lear IV. 6.

Vor dem Prager Landwehrdivisionsgericht wurde am Mittwoch ein düstertrauriger Fall verhandelt. Die dreißigjährige Dienstmagd Erna Putzmann hat den Sohn eines Prager Professors erschossen. Sie liebte den jungen Menschen, von dem sie ein Kind hatte, mit starker Leidenschaft und tötete ihn eigentlich, um ihn den Gefahren des Krieges zu entreißen. Der junge Mann war Ende Juli 1914 eingerückt, kämpfte in Serbien und in den Karpathen und kam Anfang Mai des vorigen Jahres auf Urlaub nach Prag. In der Verhandlung erzählte die Angeklagte, der Ermordete habe ihr aus dem Felde schreckliche Sachen geschrieben, zum Beispiel, daß man den Gefangenen oft den Kopf abhackt, und ähnliche Greueltaten. Auch habe er ihr nach seiner Rückkehr erzählt, vor kurzem sei eine Granate in seiner unmittelbaren Nähe geplatzt. Ein andermal sei knapp neben ihm eine Kugel vorbeigeflogen und habe ein Brett durchbohrt. — Verhandlungsleiter: Wenn die Kugel ein Brett durchbohrt, so ist das ja nicht so gefährlich. — Die Angeklagte sagt, alle diese Bilder hätten sie derart aufgeregt, daß sie beschlossen habe, mit ihrem Geliebten vor seinem Abgang ins Feld zu sterben. In der Nacht vor der Tat habe sie die Briefe geschrieben und einen Rosenkranz gebetet. — Verhandlungsleiter: Woran haben Sie gedacht beim Beten? — Angekl.: Ich hab' nur daran gedacht, daß ich mit ihm sterben will. — Verhandlungsleiter: Ist Ihnen nicht beim Beten eingefallen, daß es eine Sünde wäre, wenn Sie ihn erschießen? — Angekl.: Nein. — . . . Verhandlungsleiter: Erzählen Sie uns, was Sie weiter gemacht haben, nachdem Sie mit ihm vor der Tat zusammengekommen waren. — Angekl. (schluchzend): Wir sind eine Weile zusammen gestanden und haben einander geküßt. — Verhandlungsleiter: Und weiter? — Angekl. (heftig weinend): Dann habe ich losgedrückt. — Verhandlungsleiter: Was geschah dann? — Angekl.: Dann habe ich mich selbst erschießen wollen. Ich hab' mich aufs Bett gelegt und hab' noch einmal mit aller Gewalt mich erschießen wollen, es ist aber nicht gegangen. Dann ist der Heizer gekommen und hat mir den Revolver weggenommen. — Verhandlungsleiter: Haben Sie sich gewehrt? — Angekl.: Ich hab' mich fest gewehrt und hab' ihm gesagt: »Um Gottes willen, haben Sie Mitleid, lassen Sie mir den Revolver!« — Verhandlungsleiter: Dann sind Sie zum Fenster hinausgesprungen. Wohin sind Sie gegangen? — Angekl.: Ich bin zur Palackybrücke gelaufen und stromabwärts gegangen. — Verhandlungsleiter: Und dann haben Sie sich ins Wasser gestürzt. — Angekl.: Nein, ich bin in ein Haus gegangen und wollte hinauf auf

den Boden. — Verhandlungsleiter: Was wollten Sie dort machen? — Angekl.: Ich wollte mich aufhängen. — Verhandlungsleiter: Also der Boden war zugesperrt. Was haben Sie dann gemacht? — Angekl.: Ich bin die Stiegen wieder hinuntergelaufen und in den Keller hinein. Dort habe ich mich mit dem Unterrockbandel aufhängen wollen. — Verhandlungsleiter: Woran wollten Sie sich erhängen? — Angekl.: Es war ein Holzverschlag dort. — Verhandlungsleiter: Und wieso sind Sie wieder hinausgekommen? — Angekl.: Ich habe draußen eine Frau rufen gehört: »Wer ist da?« Darauf hab' ich mich losgemacht und bin davongerannt. — Verhandlungsleiter: Was war weiter? — Angekl.: Ich bin in der Nähe der Sophieninsel ins Wasser gesprungen. — Verhandlungsleiter: Wissen Sie, was später mit Ihnen geschehen ist? — Angekl.: Ich hab' die unangenehmen Wasserschlucke gemacht und dann bin ich gleich eingeschlafen. — Verhandlungsleiter: Wann sind Sie wieder zu sich gekommen? — Angekl.: Im Krankenhause. — Verhandlungsleiter: Hat Ihnen dann die Tat nicht leid getan? — Angekl.: Ich war so unglücklich. Ich hab' mit ihm zusammen sterben wollen. — Wie der Gefangenhausarzt aussagte, habe die Angeklagte Strangulierungsstreifen am Halse aufgewiesen, die vierzehn Tage später noch deutlich sichtbar waren. Er hält einen Selbsterdrosselungsversuch der Angeklagten für sehr wahrscheinlich. Sie hat im Gefängnis mehrmals Selbstmordversuche unternommen. Einmal hat sie versucht, sich mit Glasscherben, einmal mit einer Haarnadel am Unterschenkel Adern zu öffnen, um zu verbluten. Die Angeklagte bat wiederholt, er solle ihr dazu verhelfen, daß sie bald hingerichtet werde. Der Gerichtshof beschloß, über den Geisteszustand des unglücklichens Mädchens ein Gutachten der Prager Universität einzuholen und bis dahin die Verhandlung zu vertagen.

Wenn man dereinst noch den Mut haben sollte, Kindern und Kindeskindern etwas zu erzählen, so möge man unter allen Heldentaten diese verbürgte auswählen!

Die Fundverheimlichung

Wien, 26. April. (Das Ende eines zugelaufenen Hundes.) Der 19jährige Straßenbahnschaffner Josef Schüch hatte sich heute vor dem Bezirksrichter Dr. Fialla (Josefstadt) gegen eine durch ihre Begleitumstände merkwürdige Anklage wegen Fundverheimlichung zu verantworten. Nach einer vom Volksschullehrer Franz Witschek erstatteten polizeilichen Anzeige soll der Beschuldigte am 6. März einen ihm auf der Straße zugelaufenen Hund, der sehr groß war, in seine Wohnung mitgenommen, daselbst am nächsten Tage mit einem Stocke erschlagen, kunstgerecht zerlegt und dann das Fleisch gekocht und gemeinsam mit seinem Onkel, dem Offizial Franz Schüch, verzehrt haben.

Der Angeklagte erklärte in der heute durchgeführten Verhandlung, daß er während seiner Dienstfahrt auf der Elektrischen von mehreren Fahrgästen auf den Hund aufmerksam gemacht wurde, der während der Fahrt auf die Elektrische aufgesprungen war. Er habe den Hund, der ohne Beißkorb und Marke war und ganz verwahrlost aussah, vom Wagen weggejagt. Der Hund sei jedoch der Elektrischen stets nachgelaufen und sei schließlich, als er am Abend den Dienst verlassen hatte, bis in seine Wohnung nachgefolgt. — Richter: Was haben Sie dann mit dem Hund gemacht? — Angekl.: Aus Mitleid habe ich den Hund, der ganz abgemagert war, in meine Wohnung genommen und ihn zunächst ordentlich gefüttert. Am nächsten Tage habe ich dann den Hund, weil er meine Wohnung verunreinigte und auf mich losgehen wollte, aus Angst mit einem Beil erschlagen, habe dann den Hund kunstgerecht zerlegt und die einzelnen Stücke nach und nach in dem Zimmerofen verbrannt. — Richter: Sie sollen den Hund verzehrt haben? — Angekl.: Ich werde doch das Fleisch von einem solchen Hunde, der ein gewöhnlicher Köter war und Zeichen von Räude hatte, nicht essen.

Auf den Vorhalt des Richters, warum er den Hund nicht einfach auf die nächste Wachstube gebracht hatte, erwiderte der Angeklagte: Daran habe ich nicht gedacht.

Der Zeuge Franz Schüch, der Onkel des Angeklagten, gab an, daß letzterer in seiner Gegenwart den Hund erst durch Schläge mit einem Pracker betäubt und dann, da er gestöhnt habe, vollends mit einem Beil erschlagen habe. Als der Hund tot war, habe der Neffe gleichfalls in seiner Anwesenheit den Kadaver tranchiert und die einzelnen Stücke im Ofen verbrannt. — Richter: Es wird behauptet, daß Sie und Ihr Neffe den Hund gegessen haben sollen? — Zeuge: Ich werde doch als Mann von sozialer Stellung kein Hundefleisch essen. — Richter: Das ist Geschmacksache. — Zeuge: Der Hund hatte überhaupt keine Rasse gehabt. Er war ganz abgemagert und schäbig.

In drastischer Weise schilderte die Zeugin Theresia Reinisch, eine Nachbarin des Angeklagten, das traurige Ende des Hundes. Sie erklärt, daß der Hund erst fürchterlich gequietscht, dann leise gestöhnt habe.

Sie habe in die Wohnung des Angeklagten durch ein Gangfenster sehen können und beobachtet, wie der Angeklagte dem Hund die Haut abgezogen und ihn dann in kleine Stücke zerlegt habe. — Richter (zur Zeugin): Wissen Sie auch, ob der Angeklagte und sein Onkel den Hund gegessen haben? — Zeugin: Das habe ich nicht gesehen, aber die Frau Schüch hat mir auf meine Frage, was mit dem Hund eigentlich geschehen sei, gesagt: »Der Seppl« — das ist der Angeklagte — »hat ihn gekocht und gegessen.« Ich habe darauf erwidert: »Das ist gemein, und es wundert mich, daß so was gebildeten Menschen erlaubt ist.«

Die als Zeugin vorgerufene Frau Marie Schüch, die Tante des Angeklagten, erklärte, sich der Zeugenaussage gegen ihren Neffen entschlagen zu wollen.

Der als Zeuge vernommene Volksschullehrer Franz Witschek gab an, daß ihm die Nachbarn der Familie Schüch sehr aufgeregt die Geschichte vom Hund erzählt und unter anderm angegeben hätten, daß der Angeklagte das Fleisch bei der Wasserleitung gewaschen und dann im gekochten Zustande mit seinem Onkel gegessen habe. Auf die Frage des Richters an den Zeugen, wie der Hund lebend ausgesehen habe, erwiderte der Zeuge: Ich habe den Hund nicht gesehen, aber eine Trafikantin, bei der Herr Schüch mit dem Hund war, bemerkte: »Das ist aber ein schöner Hund«.

Der Richter konstatierte aus dem Akt, daß sich bisher der Eigentümer des Hundes nicht gemeldet habe.

Der staatsanwaltschaftliche Funktionär Auskultant Dr. Herzl beantragte die Bestrafung des Angeklagten wegen Fundverheimlichung, da er nach dem Gesetze verpflichtet gewesen wäre, von dem ihm zugelaufenen Hunde bei der Polizei die Fundanzeige zu machen.

Der Richter sprach den Angeklagten frei mit der Begründung, daß der ohne Beißkorb und Marke dem Angeklagten zugelaufene Hund als eine herrenlose, von dem früheren Eigentümer jedenfalls preisgegebene Sache anzusehen ist.

Wenn dieses hier, wie es ist, aus dem Blatt, das die deutsch-österreichische Kultur vertritt, in Times, Figaro, Nowoje Wremja oder Corriere della Sera übergeht, so ist es die größte Greuellüge, die je über uns erfunden wurde. Wenn es als Bericht über eine Gerichtsverhandlung in London, Paris, Petersburg oder Rom erschiene, wär's der unwiderleglichste Beweis für den kulturellen Zusammenbruch der dort hausenden Nationen. Es ist ein Fall, in welchem die noch auf den Trümmern des Menschentums quälende Auseinandersetzung zwischen Mensch und Tier mit der Stummheit des Tiers zum Himmel schreit, Rache, Pest und Sintflut herabfordernd auf eine entartete Abart von Tier,

die nur zwei Beine hat, doch zwei Arme zum Morden. Nicht daß Fleischnot den Menschen, unter dessen Messer ja auch Kalb und Huhn nicht mit dankbarem Blick verscheiden, zwänge, vom Hund zu essen, ist das Entsetzliche, und der Witz des Richters, es sei Geschmacksache, mag der logische Ruhepunkt sein, von dem man schaudernd dieses Wirrsal des Gefühls überblickt. Daß ein Offizial und ein Tramwaykondukteur es als gebildete Menschen ablehnen oder es mit ihrer sozialen Stellung unvereinbar finden, das Fleisch eines rasselosen Hundes zu essen — das ist wohl eine Möglichkeit innerhalb der Ordnung dieses Planeten, verständlich dem, der sich dort zur Not eingerichtet hat. Das Grauen beginnt bei der Unschuld. Bei der Glaubhaftigkeit der Versicherung, der Hund sei nicht für den Appetit geschlachtet worden, und bei dem Zugeständnis, daß es mit den Standesvorurteilen vereinbar sei, einen Hund zu tranchieren, den man nicht essen möchte. Wäre das kunstgerechte Zerlegen nicht l'art pour l'art gewesen, sondern die Tat des Hungers, der Mensch hätte tierisch gehandelt, und das wäre in der Zeit der schweren Not entschuldbar, wo Menschen nichts zu essen haben, weil Menschen geschlachtet werden, damit Menschen mehr zu essen haben. Da es nicht der Fall ist, so hat der Mensch nur menschlich gehandelt. »‚Das wildste Tier kennt doch des Mitleids Regung.‘ ‚Ich kenne keins, und bin daher kein Tier.‘« Menschlich ist die Anklage auf Fundverheimlichung; menschlich Laune und Fragestellung des Richters, der den Wert des Funds nach der Eignung zum Lebensmittel, diese nach der Angabe schätzen will, »wie der Hund lebend ausgesehen habe«; menschlich der Freispruch mit der Begründung, der herrenlose Hund sei eine preisgegebene Sache gewesen; menschlich der Bericht, der die Sachlichkeit der Beschreibung durch die Objektivität der Meinung ergänzt, es sei »eine durch ihre Begleitumstände merkwürdige Anklage wegen Fundverheimlichung«. Mensch-

lich alles an dieser Tragödie, in der — über alle noch so tieftraurige Begebenheit hinaus, die heute den Menschen im ohnmächtigen Kampf gegen die von ihm verschuldete Maschine den Tod sterben läßt, welchen man Heldentod nennt — das Tier den wahren Opfertod der Treue erleidet, der Treue als der zum Tier geflohenen Eigenschaft, die wieder Schutz sucht beim Menschen, unbehütet vom menschlichen Verstand und darum ohne Wissen um die Gefahr, ohne Arg, ohne Witterung, daß eben er sein Mörder sei. Um der Treue als Idee willen, ihr bis zum letzten Atemzug treu, fällt das Tier in dem einzig tragischen Konflikt zwischen der Lust, zu leben, und der Pflicht, das letzte Pfand des Schöpfers aus der vom Menschen verratenen Schöpfung zu retten. »Kreatur«, im Mund des Menschen zum Schimpf geworden, läuft ihm, wie die bewußtlose Natur des Weibs dem Lustmörder, zu, und er tötet sie — wie der nicht aus Raubsucht — aus Hunger nicht, sondern für die Lust, die ihm die Überlegenheit gewährt. Schwein, Esel, Ochs und Hund — Schimpfworte, um seinesgleichen, die tief unter jenen Gattungen stehen, zu bezeichnen, hat der Mensch daraus gemacht. Aber Schopenhauer hätte seinen Hund nicht »Mensch« rufen sollen, wenn er den Hund doch erhöhen und den Menschen herabsetzen wollte. Armeen brauchen Hunde und rufen sie als ihre »treuen, braven und unentbehrlichen Helfer« an. Sie der Maschine aussetzen, heißt Unwissenheit über die Idee zum größeren Opfer verpflichten. Nur das Tier, das dem Menschen erliegt, ist der Held. O daß doch die Menschheit in einen Traum verfiele, in dem sie vor Lastwagen gespannt und von klugen Pferden, die schon Hü und Hott erlernt haben, mit der Peitsche vorwärts getrieben würde! In dem der räudige, schlechtrassige Mensch einem Hund zuläuft, weil sein verkommener Instinkt in ihm den letzten Retter ersehnt, und von ihm dafür kunstgerecht tranchiert wird! Wann tötete je der Hund den Menschen? In einen Schacht gestürzt, von Hunger zur Tollwut ge-

trieben, wenn ihm dorthin ein Verunglückter nachkam, biß er ihn und ließ dann von dem Fund. Der hier springt, den verlornen Herrn in jeder Gestalt suchend, auf eine Maschine und muß am Biß des tollen Menschen sterben. Er glaubte sich nahe am Ziel, er sprang, wie Hunde selten tun, auf die Straßenbahn; er wird verjagt, springt wieder auf, verläßt den Mann nicht mehr und folgt ihm in die Wohnung. Weil er ihm die verunreinigt und weil er auf ihn losgehen will, der Ordnung halb und halb aus Angst, erschlägt ihn jener mit dem Beil. Aus Mitleid habe er ihn aufgenommen, dazu kam Furcht, das gibt ein Trauerspiel. Nachdem er ihn erlegt, zerlegt er ihn und Stück für Stück bestattet er im Ofen. Der Ordnung halb und halb aus Lust. Ich sah ihn oft. Solch einer, der keiner Fliege ein Haar krümmen kann, sitzt einem vis-à-vis im Zug und schlägt, damit die Fahrt schneller vergeht, mit seiner Schlächterpratze eine tot. Totschlag der Zeit, die nicht vorüberfliegt, nur kriecht und justament am Fenster sitzt, bloß für ein Weilchen, das den Tod ihr bringt. Patsch — und lacht. Trifft ihn der Schlag, so jammern die Verwandten. Ich saß ihm gegenüber, er fragte, ob er die Zeitung nehmen dürfe, aber er fragte nicht, ob es erlaubt sei, die Fliege zu töten. »Seitdem erfuhr ich mehr; was Fliegen sind den müß'gen Knaben, das sind wir den Göttern; sie töten uns zum Spaß.« Hätte ich die Wahl gehabt, über ihm oder der Fliege Schicksal zu sein, ich hätte gewählt! Wie es da auf dem Fenster lief, war's ein Mechanismus, den er nicht erfinden konnte. Sein Stolz verträgt es nicht, es kränkt ihn, wenn er's gleich nicht weiß. Fliegen kann er auch, aber das Unnütze stört ihn, und überlegen ist er den Tieren, weil er vor all seiner Stummheit ihre Sprache nicht hört. Hätte ich die Wahl gehabt, einen Hund oder dessen Schlächter zu tranchieren, ich hätte gewählt! Aber in dem großen Schlachthaus, in das wir geboren werden, ist der Hund, der seinen Herrn sucht, nur der Fund des andern, und ein Recht, das die Folterung von Kindern gewährt, erlaubt die

Massakrierung von Hunden. Er war sehr groß, doch dunkler Herkunft und schlecht genährt. Er war eine preisgegebene Sache. Nun, die ihr richtet über Menschen und Hunde, hört: Solch eine Sache kann vieles, was ein Mensch nicht kann. Solch eine Sache kann ihm all das sagen, was niemals er zur Sache sprechen könnte. Unsäglich leidet sie um ihn, sucht ihn ihr Auge, durch das allein sie es ihm sagen kann, der es versagt ist, es ihm anzusagen, der Gott, zu schweigen, was sie leidet, gab; unwissend, ob sie preisgegeben ist, stets preisgegeben ihrem Menschenglauben, traut sie uns auf ihr ehrliches Gesicht! Solch eine Sache trägt jede Bürde des Gefühls, die das Bewußtsein uns erleichtern hilft. Man sieht sie sitzen, aber niemand ahnt, daß in der Sache eine Seele sitzt, daß ein Gefühl jetzt schmerzt, daß eine Hoffnung in ihr jetzt treibt, ihr aufgetragen hat, just an der Stelle hier zu warten. So sitzt sie wartend hier vor einem Bahnhof, wo ihre Herrin — denn die Sache war ein Hund — davongefahren ist vor ein paar Stunden... Als man Abschied nahm, schritt die Sache, der Hund, groß, traurig und ergeben, hinter dem Begleiter den Berghang hinauf, blieb immer wieder stehn und sah zurück. Noch sieht man sie; nicht anders geht ein schweres Herz. Bald ist die Sache verschwunden dem Blick... Bald ist sie entschwunden dem Hüter. Sie wird gesucht, gefunden: an der Bahn — denn jetzt ist ungefähr die Stunde, daß einst die Herrin angekommen war. Nun kommt sie nicht. Enttäuscht verschmäht die Sache jede Nahrung, selbst sonst geliebte Leckerbissen. Wendet sich ab von allem, was sie tierisch je begehrt, gibt sich dem Hunger preis; verzehrt sich selbst. Nach ein paar Tagen führt man den Hund zur Bahn, denn eine Freundin, die mit der Herrin fortgereist war, kommt. Sie selbst kommt nicht. Er aber rührt sich nicht vom Fleck, blickt auf den Wagen nur und sucht und sucht. Er ißt noch immer nichts, nimmt etwas Milch nur an, so viel gerade nötig, um nicht am Leid zu sterben. Das geht so

eine Woche lang. »Er war ganz abgemagert«, sagt der Zeuge. Arsen, Einsicht ins Unabänderliche, Gewöhnung an die stellvertretende Güte bringen ihn wieder hinauf. Man hört es wie ein Märchen, Schulkindern erzählt, die ihr beginnendes Menschentum nicht im Schützengrabenspiel verschütten und noch aufhorchen können, wenn Beispiele sittlicher Haltung ihnen dicht ans Herz gerückt werden. Seht doch nur hin! O du erhabnes Vorbild in dieser Zeit profaner Hungersnot! Von deinem Hunger trenn' ich mich nicht mehr. Es risse einen von der Menschheit weg, wär' man nicht längst schon über alle Berge. Dort lebt ein Hund. Gott hör's: Der Menschenehre ersten Preis, der Ehre, die sich preisgegeben hat, sich selber preisgegebner Menschheit Preis geb' ich dem Hund! Und die Andacht möchte nicht mehr fort von der Stelle, wo das wartende Tier, für eine halbe Stunde herrenlos, länger verlassen, dasitzt, und will die Hand über der Sache, dem Fund, dem Hund halten, damit ihn nicht der Mensch, der Schinder finde, verheimliche, der noch nie aus Sehnsucht gehungert hat, der das Fleisch dieses Hundes nur verschmäht, weil es gramverzehrt ist, widrig dem Geschmack und Stand des Mörders, und der dieses Gottesgeschöpf dennoch töten würde, weil es ein Tier ist, und er, er, ein Mensch!

KARL KRAUS

VORTE IN VERSEN

LEIPZIG

ERLAG DER SCHRIFTEN VON KARL KRAUS

(KURT WOLFF)

1916

Druck der Offizin W. Drugulin

In Leinen gebunden Mk. 4.—
Bütten-Ausgabe vergriffen

HALT der vorigen dreifachen Nummer 423—425, 5. Mai 1916:
e letzten Tage der Menschheit / Ein Prophet / Verkündigung /
schriften / Notizen / Briefe Adalbert Stifters / An einen alten
hrer / Gruß an Bahr und Hofmannsthal / Feldpostbrief /

Kleiner Konzerthaussaal

(III. Lothringerstraße 20)

SAMSTAG DEN 17. JUNI 1916

PRÄZISE HALB 8 UHR

VORLESUNG
KARL KRAUS

KARTEN zu K 10.—, 8.—, 6.—, 4.—, 2.—, 1.— an de Konzerthauskassa, III. Lothringerstraße 20, bei Kohlendorfer, I. Krugerstraße 3 und in der Buchhandlung Friedlaender, Kärntnerstraße 44

(Ein Teil des Ertrages wird Vereinen für Kinderschutz und fü Tierschutz zugewendet)

NR. 431—436 AUGUST 1916 XVIII. JAH

DIE FACKEL

HERAUSGEBER

KARL KRAUS

INHALT:

Feiertage / Hunde, Menschen, Journalisten / Glossen / Diplomater
Notizen / Solche Kontraste gibt's nur an der Front / Von eine
Mann namens Ernst Posse / Glossen / Die Laufkatze / Granat
gegen Sterne

Mit einer Illustration

NACHDRUCK VERBOTEN

Preis dieses Heftes:

1 Krone 80 Heller = 1 Mark 50 Pf.

VERLAG: DIE FACKEL, WIEN

Bruderdorf 1915

Altar in der Notkirche, hergestellt aus Granat- und Schrapnellstücken

Deutsche Ansichtskarte
(Verlag Fritz Knecht)

DIE FACKEL

Nr. 431—436 2. AUGUST 1916 XVIII. JAHR

Feiertage

»... Bereits am Himmelfahrtstage seien in Bar-le-Duc Bomben mitten in die Volksmenge gefallen, die sich mittags bei der Ankunft des Pariser Zuges immer zu versammeln pflegt. 50 Personen seien getötet und 80 verwundet worden .... Die Aufregung über den Angriff auf die unbefestigte Stadt sei furchtbar und habe mehrere Tage gedauert.«

»... Am 22. d. war Fronleichnamstag ... Das schwerste Unheil richteten die Bomben am Festplatz von Karlsruhe an, wo die Menagerie Hagenbeck einen Anziehungspunkt bildete .... Getötet wurden 110 Personen; verletzt wurden 147 Personen .... Die Erbitterung über den zwecklosen Angriff auf die offene Stadt ist allgemein und tief.«

*

»... Aber die nutzlose Bosheit, die an Frauen und Kindern von französischen Fliegern verübt wurde, das Morden als Selbstzweck, die Roheit im Gewande einer Kriegshandlung ist ein besonderes Ereignis, gegen das niemand abgestumpft sein kann... Wir möchten die nicht Offiziere nennen, welche die Bomben in Karlsruhe auf harmlose Frauen und Kinder, auf die Zuschauer vor einer Menagerie geworfen haben... Wenn die Zeppeline über Paris schweben und Bomben herunterschleudern, so ist das Ziel eine militärische Anlage, so ist der Wille darauf gerichtet, den Feind in seinen Vorkehrungen zum Kriege zu treffen, Bahnhöfe, Geleise und militärische Gebäude zu zerstören.... Die Zeppeline haben wiederholt Fahrten nach London unternommen. Niemals hat jedoch einer ihrer Befehlshaber auch nur daran gedacht, Bomben auf Schauspielhäuser oder ähnliche Erholungsstätten, wo friedliche Menschen sich zu harmlosen Vergnügungen zusammenfinden, zu schleudern.... Schon die Erziehung schließt bei ihm jede Versuchung aus, Wehrlose durch eine Waffe zu treffen. Es macht gar keinen Unterschied, ob ein Soldat ruhige Spaziergänger in der Straße mit der Pistole in der Hand niederstreckt oder aus dem Luftraume durch Bomben absichtlich schwer verwundet, daß sie qualvoll zugrunde gehen oder in Stücke gerissen werden und das Pflaster mit ihrem Blute röten. Für das Außerordentliche des Krieges braucht jeder Offizier, den die Pflicht anweist, Leben nicht

zu schonen, die innere sittliche Überzeugung, daß er militärischen Notwendigkeiten gehorcht und nicht etwa die ihm anvertraute Macht dazu gebraucht, den Hang zur Grausamkeit zu befriedigen oder unter dem Vorwande des Krieges seinen nationalen Haß auszutoben. . . . Ein österreichisch-ungarischer oder ein deutscher Flieger schleudert keine Bomben gegen Frauen, mögen sie Fürstinnen sein oder nicht. Es ist gar nicht auszudenken, wie ein Mensch beschaffen sein und bis zu welchem Grade er den Rechtssinn verloren haben muß, bis er sich entschließt, auf eine Festversammlung zu lauern und die dichten Reihen durch seine Bomben auseinanderzusprengen. . . .«

Die Predigt

». . . Es ist deshalb auch nicht nur das Recht«, sagte Pastor Philipps, »sondern unter Umständen sogar die Pflicht gegen die Nation, mit Kriegsbeginn Verträge und was es sonst auch sein mag, als ‚Fetzen Papier' zu betrachten, die man zerreißt und ins Feuer wirft, wenn man die Nation dadurch retten kann. . . . Krieg ist eben die »Ultima ratio«, das letzte Mittel Gottes, die Völker durch Gewalt zur Raison zu bringen, wenn sie sich anders nicht mehr leiten und auf den gottgewollten Weg führen lassen wollen. Kriege sind Gottesgerichte und Gottesurteile in der Weltgeschichte. . . . Darum ist es aber auch der Wille Gottes, daß die Völker im Kriege alle ihre Kräfte und Waffen, die er ihnen in die Hand gegeben hat, Gericht zu halten unter den Völkern, zur vollen Anwendung bringen sollen. . . . Darum mehr Stahl ins Blut! Auch deutsche Frauen und Mütter gefallener Helden können eine sentimentale Betrachtungsweise des Krieges nicht mehr ertragen. Wo ihre Liebsten im Felde stehn oder gefallen sind, wollen auch sie keine jammerseligen Klagen hören. Gott will uns jetzt erziehen zu eiserner Willensenergie und äußerster Kraftentfaltung. Darum noch einmal: Mehr Stahl ins Blut!«

Welche ultima ratio! Der Mensch am Feiertag, der Erbauung durch das höhere Wesen gewärtig, blickt hinauf: Zerstörung kommt! Was zur Entscheidung reift, ist die Frage, ob Jaguare und Leoparden, wenn sie aus irgend einem Grund einander zerfleischen wollten, auf die Idee verfielen, auch die Mütter und Jungen mitzunehmen, und ob ihre Triebe durch die Erwägung entfesselt würden, daß die Gegend befestigt sei. Feiertage haben sie nicht. Welch eine Stunde der Menschheit!

Hunde, Menschen, Journalisten

Strzebowitz, 16. Juni 16

— – — Ich danke Ihnen. Es wird einem das Bewußtsein, Zeitgenosse zu sein, weniger schmerzlich.

Ich habe es kürzlich in meinem Dorf erlebt, daß 50 arme zuckende Hundeleiber von Schlächtern totgeschlagen worden sind.

Der Schuß kostete 20 Heller und kein Hundebesitzer opferte die 20 Heller, jeder überließ die Hinrichtung dem Stock.

Meine Adjunktin sprang auf den Gensdarm und den Lehrer los und schrie: »Und ihr duldet das?« Worauf der Gensdarm lachend sagte: »Im Krieg gehts auch nicht anders zu.«

*

»Hunde oder — Kinder?« Von Stefan Großmann.

(Vossische Zeitung, 11. Juni, Prager Tagblatt, 22. Juni)

Der Hund in der Stadt .... war mir stets ein Greuel. Auf dem Lande lasse ich mir den Hund gefallen .... Ein Hund vor einem einsam gelegenen Landhaus, ein Hund bei einer Alpenhütte im Gebirge, der Hund des Schäfers und der Hund des Jägers, da sagt man natürlich Ja und Amen ....

Ich würde mit einem Manne, der tagsüber in seiner Wohnung das Gezappel und Gezerr, das Geschnupper und Zwischen-die-Beine-Laufen eines ewig beweglichen Rattlers um sich duldet, kein ernstes Geschäft abschließen .... Mit Menschen, die mit einem Hündchen leben, das in einem Ärmel oder in eine Seitentasche versteckt werden kann.... würde ich kein ernsthaftes Gespräch führen können.... Wie kann ein ernster, zurechnungsfähiger Mensch diese Unsummen unproduktiver Arbeit täglich verrichten ....

Doch, ich bin gemütlos, ich empfinde das Anspringen der Hunde, ihr Ablecken als Zeichen der Liebeserklärung, ihr schmutziges Betatzen nur als Behelligung .... Damen, die sich hüten würden, je einen Bissen gebratenes Fleisch mit den Fingern in den Mund zu schieben, sah ich schon mit Hunden spielen, von ihrem Speichel beleckt, von ihrer kalt-nassen Nase beschnuppert werden. Das ist eben — — die Liebe.

Und damit bin ich bei der Kernfrage, die ich anschneiden wollte. Die Hunde sind deshalb vielen Menschen so unentbehrlich geworden, weil sie, zeitgemäß gesprochen, das landläufige Menschen-Ersatzmittel darstellen....

Es wäre gewiß grausam und ungerecht gewesen, wenn jemand dem einsamen Arthur Schopenhauer seinen Hund mißgönnt hätte.... Die Bedienerin konnte das schrullige Genie die Treppe hinunterschmeißen, den Hund nahm er als Symbol mit theoretisch begründeter Liebe auf und lebte

deshalb in Frieden mit ihm .... Aus diesem inneren Überfluß stammt die Entartung der Hundefürsorge, stammen die verfetteten Hunde, die Hundefriedhöfe und Hundesanatorien. Der natürliche Ausweg, ihre Kinder zu beglücken, ist diesen armen Menschen versagt ....

Das alles mochte bisher hingehen. Heute ist diese Hundeliebe töricht, ja sündhaft. ...

Wenn wir aus dem Zeitalter der unfruchtbaren, niedrigen Bequemlichkeit herauskommen wollen, dann werden schlechtere Tage für die Hunde kommen, aber gesegnete Jahre für die Kinder. Ich habe es nie verstanden — —

Bleibt nur die Frage, ob nicht auch dem Hund in der Stadt der Stefan Großmann stets ein Greuel war, und ob der auf dem Land sich ihn gefallen läßt. Ob der vor dem einsam gelegenen Landhaus Ja und Amen sagt, wenn der Stefan Großmann vorbeigeht. Ob ein ernster Hund in einer Wohnung noch ein Geschäft verrichten würde, in der Herr Großmann sich aufhält, dessen Geschnupper und Zwischen-die-Beine-laufen allerdings die größere journalistische Karriere verbürgt. Ferner, wie ein Hund das Anspringen und schmutzige Betatzen des Journalisten an einflußreiche Persönlichkeiten empfände, wenn diese es schon ertragen können, von seinem Speichel beleckt zu werden. Ob ein Hund der Meinung wäre, daß Herr Großmann das landläufige Menschen-Ersatzmittel darstellt. Ob ein Kind, das von Herrn Großmann an Hundesstatt angenommen wird, es gut hätte. Ob Schopenhauer nicht vor der Bedienerin den Herrn Großmann die Treppe hinuntergeschmissen hätte, wenn dieser ihm etwas »gegönnt« hätte, wiewohl sein Haus doch nicht die Freie Volksbühne war. Ob er es nötig gehabt hätte, den großmütigen Besucher als Symbol anzufassen und seine Aversion erst theoretisch zu begründen. Ob nicht vielmehr bei Hundebesitzern, also bei besseren Menschen, der Instinkt die Hauptrolle spielt. Schließlich, ob je schon ein Hund, wiewohl er doch häufig genug zu unsaubern Zielen strebt, seine anarchistische Gesinnung preisgegeben hätte, um Theaterdirektor zu werden, und ob ihm nicht der verwittertste Eckstein lieber wäre als die Vossische

Zeitung. Bis diese Fragen von Hunden beantwortet sind, müssen Hunde es sich gefallen lassen, von Journalisten wie ihresgleichen behandelt zu werden.

*

»Erzählungen Kriegsgefangener.« Von Ludwig Bauer.

(Prager Tagblatt, 18. Juni)

Auf einer kleinen Insel bei Marseille mußten wir in einem Steinbruch arbeiten, etwa dreißig Mann. Es ging uns hundeschlecht. Einer bekam einen Anfall von Epilepsie, aber wie er dem Arzt gemeldet ward, sah ihn dieser kaum an und steckte ihn auf dreißig Tage als Simulanten in Arrest. Wir haben ihm aber Essenssachen durch den Luftschacht hinuntergeschickt, sonst wäre er ganz zugrunde gegangen. Ja, dort ging es uns sehr schlecht. Manchmal kam in den Steinbruch ein großer Hund, der wohl niemandem gehörte, er war recht wild, aber er fühlte wohl, daß wir auch elend seien, und so schloß er sich uns an. Die französischen Antreiber und Aufseher jagten ihn fort, aber er kam immer wieder. Einmal während der Nacht hatten wir einen Einfall, wir machten uns aus verschiedenen Fetzen eine Art schwarzweißroter Fahne, und darauf schrieb ein Kamerad mit riesigen Buchstaben, daß Frankreich den Krieg verlieren würde, natürlich schrieb er's französisch, und dann nahmen wir einen kleinen Stock und banden die Fahne mit der Inschrift sehr gut und fest am Körper des Hundes an. Es war ja nicht nett von uns, denn es belästigte das arme Tier, aber was sollten wir tun, wir wollten uns eben an den Franzosen rächen, die dort so abscheulich gegen uns waren. Ja, und wie der Hund dann zum erstenmale in die Stadt lief, gab es dort einen förmlichen Ausbruch von Raserei, das Volk rottete sich zusammen, aus allen Häusern liefen sie, die Weiber schrieen, und alles warf Steine auf den armen Hund. Aber in ihrer Wut zielten sie schlecht, keiner traf ihn, der Hund rannte fort. Jetzt suchten sie ihn zu fangen, ob Sie es glauben oder nicht, sie unternahmen regelrechte Expeditionen gegen den Hund, aber es gibt dort eine Menge Wälder und Steinbrüche, sie bekamen ihn nicht. Natürlich plagte den Köter der Hunger, und dann erschien er auf einmal, so überraschend, daß sie gar nicht wußten, was tun, und er trug seine Fahne mit der Inschrift, daß Frankreich den Krieg verlieren würde, weiter, wie wenn er es ihnen zum Trotz täte. Natürlich wollten die Franzosen herausbekommen, wer ihnen den Streich spielte, aber keiner gab es an. Wie die Aufseher nicht zusahen, kam der Hund zu uns, und wir gaben ihm von unserem Brote, so wenig wir hatten; er war ja unser Bundesgenosse und er trug seine Fahne gut, die Fahne der armen Gefangenen. Und als wir weg kamen, da hatten die Franzosen oft auf ihn geschossen, aber die Fahne bekamen sie nicht.

Die Hunde sind die »treuen, braven und unentbehrlichen Helfer der Armeen«. Dies aber war das größte Schurkenstück dieser Weltschurkerei.

*

Kleine Skizzen.
Von Peter Altenberg.

Die Hunde-Steuer

(Prager Tagblatt, 29. Juni)

Die Erhöhung der Hunde-Steuer in Wien läßt Einige, die es gar nichts angeht, neuerdings ihr patzweiches Herz öffentlich zur bewundernden Schau stellen. Ich kann mich diesen Philosophen des Mitleids mit jeglicher Kreatur hienieden, nicht in Bausch und Bogen anschließen. Denn erstens finde ich den Hundebraten zwar billig, aber durchaus nicht schmackhaft, obzwar ich zugebe, daß er durch eine zarte Brühe bedeutend verbessert werden kann oder durch gekochte Zwiebel. Auch ist es ja richtig, daß man den Zimmerteppichen eine sorgfältigere Reinigung zuteil werden läßt, wenn sich dazu ein plausiblerer Grund vorfindet, wie ihn der Hund in selbstloser Art gerne gibt. Auch huldige ich dem Prinzipe: lieber alle Hunde ausrotten, als einen einzigen Menschen von der Hundswut befallen lassen, obzwar man es hinwiederum in seinem innersten besseren Innern Einigen doch gönnen würde, ohne es natürlich direkt zu veranlassen! Und dann, sieh' mal, Du willst Dich für ein erlittenes Leid durch die Hunde-Treue trösten?! Wollte Dante je einen Hund haben, um Beatrix zu vergessen?! Nun also!

In zerrissener Zeit kann plötzlich das Gefühl, wie sehr die niedrigste Menschenklasse, die Journalisten, hinter der höchsten Tierklasse, den Hunden, zurückstehe, sich in Verzweiflung Luft machen, und so mag es zu erklären sein, daß da und dort, zumal in den nördlichen Gegenden dieses Reiches, wo das nationale Bewußtsein stärker ist und sozusagen auch deutsch gesprochen wird, eine förmliche Hetze auf die von der Natur bevorzugten Geschöpfe organisiert und speziell in Prag die Wut auf Hunde ausgebrochen scheint. Was den Dichter Peter Altenberg, der Aufregungen leicht zugänglich ist, anlangt, so steht der Fall so: Wäre die »kleine Skizze« — die wirklich nur ein Entwurf des Untermenschentums ist, ein Plan zu

einer Grauslichkeit, zu deren Tat, Verantwortung oder auch nur Zeugenschaft der Dichter der Seele niemals fähig wäre — wäre die Anregung von einer durchschnittlichen Intelligenz ausgegangen, so wäre es wohl geboten, an einem Beispiel die Möglichkeiten der von der Technik an den Teufel verratenen Zeit zu erörtern. Hier macht uns nicht der Schutz des Hundes gegen den Menschen Sorge, der ihn dem Schinder überantworten will, sondern der Schutz des Dichters gegen den Redakteur, der ihn dem Drucker überliefert. Da man so jahraus jahrein in verschiedenen elenden Tagesblättern kleine Skizzen des Peter Altenberg liest, schwankt man zwischen dem Bedauern, daß jene gelegentlichen Meisterstücke, in denen der Griff zugleich die Gestalt ist, in solchem Rahmen Unterkunft finden, und dem Schmerz, daß jene vielen Nichtigkeiten, in denen der Schmiß zugleich der Dreck ist, solchen Namen eines Dichters tragen, und man möchte dem Preßgesetz einen Paragraphen wünschen, der einem Zeitungsverleger den Mißbrauch der unbewachten, in Selbstverschleuderung preisgegebenen Natur verbietet und ihn zwingt, ihr den Preis, den sie braucht oder will, ohne geistigen Gegenwert zu verabreichen. So oft ich die Ansicht ausgesprochen habe, daß die deutsche Prosa wenig Fälle aufweise, bei denen wie bei Peter Altenberg im Wort so alle Gnade von Humor, Lyrik und zuweilen Weisheit dargebracht sei und daß dieser Dichter aus der ganzen Unzucht des sprachlichen Kunstgewerbes von heute überleben werde, wurde ich gefragt, ob ich im Gehudel seiner täglichen Geldschreie, Firmenhymnen und Nachtlokalverheißungen mit dem ganzen Inhalt von »erstklassiger« Banalität und demonstrativem Unverstand auch meine Beweise für die Ansicht finde, daß der Urheber solchen Lärms und solcher Leere über die Schnitzler, Bahr und Hofmannsthal zu stellen sei. Ich mußte die Frage herzhaft bejahen, freilich nicht ohne einzuräumen, daß ihre Möglichkeit

an ein Literaturproblem rühre. Die Persönlichkeitsfülle jenes durch keine Rücksicht auf sein Werk gehemmten und durch ein System des Mißbrauchs kompromittierten Autors, der oft aus sich selbst und öfter von selbst schreibt, erleidet in solchen Ausschweifungen keinen Abbruch: wohl aber müßten diese als das Rohmaterial eines Lebens, das noch auf seinen eigentlichen Künstler wartet, der Betrachtung und dem schäbigen Spott des alltäglichen Lesers entzogen bleiben. Statt dessen wird einer der merkwürdigsten Menschen dieser Zeit, ein mit allen Möglichkeiten verbundener und von allen unberührter, einer, der alle Eigenschaften hat, die besten und die schlechtesten zugleich und abwechselnd, und dessen lebendiger Überfluß für den Mangel sozialer, logischer und selbst künstlerischer Bewußtseins- und Verantwortungsfähigkeit hinreichend entschädigt, dem grinsenden Verständnis eines Pöbels ausgesetzt, der auch an den dem Zufall verdankten Meisterwerken nur die Abnormität bemerkt, um einen Dichter dauernd als tägliche Jahrmarktsfigur einzuschätzen. Darum sollte es den journalistischen Mäcenen, die es ihrerseits gerade auf diesen Erfolg der Entwürdigung abgesehen haben, verboten sein, mit der Unterstützung eines geldliebenden Weisen auch das Übel einer Produktion zu unterstützen, die den lachlustigen Leser hinter dem Paravent jeder landschaftlichen Stimmung oder seelischen Betrachtung pünktlich mit einer Rechnung überrascht. Der Eingeweihte versteht es, wenn dieser sonderbare Verkünder, der die bunte Dreieinigkeit aus Falstaff, Heiland und Harpagon vorstellt, lachend die Wahrheit sagt, die im Weine ist, das Geld als den nervus rerum verherrlicht, und mit umgelegten Händen segnet; aber jede einzelne seiner Symptomhandlungen, die alle zusammen die wunderbarste Figur bilden würden (lebte die nachgestaltende Kraft, sie zu vereinigen), ist in der Norm des Tagesberichts ein Greuel dem Leser, ein Ärgernis dem fühlenden Zeugen dieses Zustands. Dies ganze Lebensdurcheinander, worin

jeder Atemzug eine Anekdote ist, von einem verbindenden Auge angesehn und von einer berufenen Hand festgehalten, ergäbe ein hundertmal besseres Werk noch als die Buchliteratur Peter Altenbergs, die doch erst in der Reduzierung auf ihren Kunstgehalt, in der Verkürzung um den Wust des Wertlosen den bleibenden und weithin sichtbaren Vorzug vor der schreibenden Zeitgenossenschaft empfängt. Daß er selbst diesen Vorzug in seiner Hemmungslosigkeit sieht, auf Wert und Würde pfeift und die Empfehlung eines Purées für die größere Gedankentat hält als einen Satz von Peter Altenberg, der das Schicksal einer Liebe nebst der Ewigkeit einer Landschaft enthält, gehört mit in jenes Lebensbuch. Daß er kritik- und kontrollos alles, was ihm der Tag zuträgt und wie er es auch dann sieht, wenn er nicht ausgeschlafen ist, also mit seinen hellsten, wunderbarsten Eingebungen zugleich den ärgerlichsten Mist, den er in trüben Minuten von sich gibt, ja, selbst was er nur sieht und was ihm schmeckt, einen Armeebefehl des Generals Dankl und eine Kritik des Herrn Salten, in Bücher wirft: das eben ist eine Wesenseigenschaft, die man sich aus ihm nicht wegdenken kann, die aber als Kommentar zu seiner Literatur hinzugedacht werden muß, um diese in ihrer vollen Menschlichkeit und nicht bloß in ihrer künstlerischen Torsohaftigkeit zu begreifen. Wozu indes der willige Leser vor einem Buch vielleicht selbst heute noch die Fähigkeit hätte, dazu ist der Schnelläufer des Tags weder gewillt noch imstande, und der hat nur ein triumphierendes oder mitleidiges Lächeln, wenn seine dürftige Vollsinnigkeit bemerkt, daß ihm der hochgestimmte Unsinn mit Ruf- und Fragezeichen ins Gesicht springt, zu einer Akrobatentruppe zuredet oder ihm versichert, eine Schauspielerin spiele so diskret, daß sie »nur Punkte auf die i's setze, wo sie gerade unbedingt hingehören!« Peter Altenberg erklärt Italien den Wirtschaftskrieg, verbrennt, während seine heilige Freundin dazu ein

Gebet murmelt, ein Buch des Deutschenfeinds Maeterlinck, weil es — im Gegensatz zu dem deutschfreundlichen und daher die Gunst durchhaltenden Herrn Friedell — nicht mehr P. A.'s »Lebens-Bibel« ist und treibt sonst noch allerlei vor den Augen des erstaunten Lesers. Auch daß er, sich angstvoll aus seinem Fenster beugend, dem vis-à-vis arbeitenden Dachdecker zuruft: »Wie viel verdienen Sie?« — dem Kenner eine unverlierbar humoristische Attitude und der endgiltige Ausdruck dieser zentralen Sorge wie der Gabe, sie lachend zu bekennen —, muß als Information dem Leserverstand unbegreiflich bleiben. All dies, mit allem Reiz der Besonderheit und mit allem Verdruß der Abgeschmacktheit, wäre als Privathandlung ebenso interessant wie der Besitz einer »patriotischen Tür« vor dem Hotelzimmer und der Entschluß eines Nichtinvaliden, auf seiner Brust fünf Kriegsabzeichen und um den Hals eine Tafel »Gott strafe England« zu tragen, was sich ein Hund gewiß nicht gefallen ließe. In die Öffentlichkeit hinausgestellt, kann es nur Verwirrung stiften, indem es auf ein Wirrsal ohne Verbindung mit der auch im Guten ungewöhnlichen Persönlichkeit hindeutet. Was aber soll man zu der Verwahrlosung eines publizistischen Gewissens sagen, das sich selbst und einem Dichter, der doch, ehe er ein ewiger Gläubiger des Geldes wurde, auch ein Gläubiger der ewigen Seele war, und als Dichter der Frauenseele sogar leider in weiten Kreisen beliebt geworden ist, die Veröffentlichung dieses Produkts gestattet:

Der 40fache Frauenmörder. Von Peter Altenberg.

Béla Kiß, in seinem Gärtchen in Czinkota, mit seinem Komplizen und Freunde Nagy, auf einer Bank sitzend vor 20 Jahren:

Nagy: »Und wie die Blumen heut duften und die Insekten summen! Wenn man nur ein bißl ein Geld hätt' in dieser schönen Welt!«

Béla Kiß: »Und weißt Du, was mir noch verhaßter ist als meine Armut?! Das sind diese Läuse im Gewande des starken

alleinstehenden Mannes, die dann mit nichts mehr wieder herauszukriegen sind. Das sind diese entsetzlich wertlosen Geschöpfe, die noch viel ärmer sind als wir und eben deshalb sich an uns heranmachen. Das sind diese häßlichen ungepflegten alten Mädchen der dienenden Klasse, die, nachdem sie die »Überfuhr« im Leben versäumt haben, sich mit ihren verrunzelten Gesichtern, ihren scheußlichen Händen und Füßen, ihren verwelkten Brüsten, ihrem meistens unreinen Atem, ihren ungeheuren geistigen Beschränktheiten, sich vermittelst ihrer blöd-mühsam zusammengesparten 700 Kronen in einem schmutzigen Strumpfe unter ihrer Matratze, sich also dann und deshalb an uns heranschleichen, damit wir diese Lebens-Ruinen Tag und Nacht, ein Leben lang am Buckel haben, diese menschlichen Gewandläuse des starken alleinstehenden Mannes! Diese alle einfangen, abdrosseln, und das Geld gut und richtig verwenden — — —!«

Nagy: »Gar ka schlechte Idee, mein Lieber! Wie die Blumen heut duften und die Insekten schön summen! Wenn man nur ein bißl Geld hätt' auf dieser schönen Welt!«

»Wirf's in die Welt und laß dich kreuzigen!« hat Peter Altenberg einmal gesagt. Ob er Märtyrer genug wäre, die Folgen solcher Propaganda durchzustehen und gegebenenfalls, wenn ein angeregter Raubmörder oder sonst ein starker alleinstehender Mann, der 700 Kronen braucht und zu diesem Zweck die Gewandlaus entfernt, die er zu diesem Zweck gesucht hat, sich auf die Lektüre des Prager Tagblatts und den Impuls durch ein Dichterwort berufe?!? Ob er nicht eher die Geistesgegenwart hätte, ärztliche Zeugnisse sammeln zu gehen, in denen etwa, wenn sie sehr sachverständig wären, auch nachgewiesen sein könnte, daß in einer reichen Natur, in der Mann, Weib und Kind mit allen Eigenschaften wohnen, auch die Seele eines alten Mädchens Platz hat, dessen Furcht, die 700 Kronen und das Leben zu verlieren, und dessen Verlangen nach weiteren 700 Kronen, den Wunsch erzeugt, lieber der Raubmörder zu sein als das Opfer, und mithin auch den Schein eines Blutdurstes, dessen man diesen Dichter mit Unrecht beschuldigen würde!?! Der Fall ist tieftraurig; und schmerzlich die Pflicht, einen kostbaren Menschen und oft verehrten Dichter gegen das grausame Miß-

verständnis schützen zu müssen, mit dem ihn wie keine andere Erscheinung von heute der Tag umklammert hält. Die Statuierung von Dichterpreisen, die den honorierten Mißbrauch entbehrlich machen und uns den peinlichen Anblick solcher Veräußerung von Rohmaterial ersparen würden, wäre, ob nun Not oder Geldliebe des Übels Wurzel sei, unerläßlich. Denn wichtig wie der Tierschutz ist der Dichterschutz. Wir wollen gerecht sein. Peter Altenberg braucht es nicht zu sein; und er mag hinter seinem Beschützer, der ihm nichts, keine grausame Propaganda in Wort und Schrift, Brief und Druck, selbst den Tod durch ihn nicht übel nimmt, die übelste Nachrede laut werden lassen. Aber er ist höchst ungerecht, wenn er das Leben des Hundes unter das Problem der Reinhaltung von Teppichen stellt: ein Hund würde doch nicht jeden Dreck überall ablagern!

Jakob Boehme

»Denn es ist eine Kraft in jedem Tiere, welche unzerbrechlich ist, welche der spiritus mundi in sich zeucht, zur Scheidung des letzten Gerichtes.«

Goethe

»Er hat Vernunft, doch braucht er sie allein,
Um tierischer als jedes Tier zu sein.«

»Wundern kann es mich nicht,
daß Manche die Hunde so lieben.«

Schopenhauer

»Wundern darf es mich nicht, daß Manche die Hunde verleumden,
Denn es beschämet zu oft leider den Menschen der Hund.«

»Die Flamme, welche aus den Augen aller Tiere hervorleuchtet, ist eine ewige; wenngleich wir sie erkennen müssen als das zeitliche Produkt des vergänglichen Organismus und seiner in stetem Wandel begriffenen Säfte.«

»Der Leichnam jedes Tieres oder Menschen wirkt darum so melancholisch auf uns, weil er aufs deutlichste aussagt, daß diese Gestalt nicht die Idee, sondern bloß ihre Erscheinung war.«

»Ich muß es aufrichtig gestehn: der Anblick jedes Tiers erfreut mich unmittelbar, und mir geht dabei das Herz auf; am meisten der der Hunde und sodann der aller freien Tiere, der Vögel, der Insekten, und was es sei. Hingegen erregt der Anblick der Menschen fast immer meinen entschiedenen Widerwillen: denn er bietet, durchgängig und mit seltenen Ausnahmen, die widerwärtigsten Verzerrungen dar, in jeder Art und Hinsicht, physische Häßlichkeit, den moralischen Ausdruck niedriger Leidenschaften und verächtlichen Strebens, Zeichen von Narrheiten und intellektueller Verkehrtheiten und Dummheiten jeder Art und Größe, endlich auch das Schmutzige, in Folge ekelhafter Gewohnheiten: darum wende ich mich davon ab und fliehe zur vegetabilischen Natur, erfreut, wenn mir Tiere begegnen. Sagt was ihr wollt! der Wille auf der obersten Staffel seiner Objektivation gewährt keinen schönen Anblick, sondern einen widerwärtigen . . . .«

»So entfernt ist aber die Vernunft davon, Quelle der Moralität zu sein, daß erst sie uns fähig macht Bösewichter zu sein, was Tiere nicht können.«

»Wegen des Mangels an Vernunft, also an Allgemeinbegriffen, ist das Tier, wie der Sprache, so auch des Lachens unfähig. Dieses ist daher ein Vorrecht und charakteristisches Merkmal des Menschen. Jedoch hat, beiläufig gesagt, auch sein einziger Freund, der Hund, einen analogen, ihm allein eigenen und charakteristischen Akt vor allen andern Tieren voraus, nämlich das so ausdrucksvolle, wohlwollende und grundehrliche Wedeln. Wie vorteilhaft sticht doch diese, ihm von der Natur eingegebene Begrüßung ab, gegen die Bücklinge und grinzenden Höflichkeitsbezeugungen der Menschen, deren Versicherung inniger Freundschaft und Ergebenheit es an Zuverlässigkeit, wenigstens für die Gegenwart, tausend Mal übertrifft.«

»Auch gehört hierher, daß sehr kluge Hunde, welche bekanntlich einen Teil der menschlichen Rede verstehn, wenn ihr Herr zu ihnen spricht und sie sich anstrengen, den Sinn seiner Worte herauszubringen, den Kopf abwechselnd auf die eine und auf die andere Seite legen; welches ihnen ein höchst intelligentes und ergötzliches Ansehn gibt.«

». . . Dieser obligate Optimismus nötigt den Spinoza noch zu manchen andern falschen Konsequenzen, unter denen die absurden und sehr oft empörenden Sätze seiner Moralphilosophie oben an stehen, welche im 16. Kap. seines tractatus theologico-politicus bis zur eigentlichen Infamie anwachsen. Hingegen läßt er bisweilen die Konsequenz da aus den Augen, wo sie zu richtigen Ansichten geführt haben würde, z. B. in seinen so unwürdigen wie falschen Sätzen über die Tiere . . Hier redet er eben wie ein Jude es versteht, gemäß den Kap. 1 und 9 der Genesis, so daß dabei uns Andern, die wir an reinere und würdigere Lehren gewöhnt sind, der foetor judaicus übermannt. Hunde scheint er ganz und gar

nicht gekannt zu haben. Auf den empörenden Satz, mit dem besagtes Kap. 26 anhebt: Praeter homines nihil singulare in natura novimus, cujus mente gaudere et quod nobis amicitia, aut aliquo consuetudinis genere jungere possumus, erteilt die beste Antwort ein spanischer Belletrist unserer Tage (Larra, pseudonym Figaro, im Doncel c. 33): El que no ha tenido un perro, no sabe lo que es querer y ser querido. (Wer nie einen Hund gehalten hat, weiß nicht was lieben und geliebt sein ist.) Die Tierquälereien, welche, nach Colerus, Spinoza, zu seiner Belustigung und unter herzlichem Lachen, an Spinnen und Fliegen zu verüben pflegte, entsprechen nur zu sehr seinen hier gerügten Sätzen wie auch besagten Kapiteln der Genesis. Durch alles dieses ist denn Spinoza's ‚Ethica' durchweg ein Gemisch von Falschem und Wahrem, Bewunderungswürdigem und Schlechtem. . . .«

»O, um einem Asmodäus der Moralität, welcher seinem Günstlinge nicht bloß Dächer und Mauern, sondern den über Alles ausgebreiteten Schleier der Verstellung, Falschheit, Heuchelei, Grimace, Lüge und Trug durchsichtig machte, und ihn sehn ließe, wie wenig wahre Redlichkeit in der Welt zu finden ist, und wie so oft, auch wo man es am wenigsten vermutet, hinter allen den tugendsamen Außenwerken, heimlich und im innersten Receß, die Unrechtlichkeit am Ruder sitzt. — Daher eben kommen die vierbeinigen Freundschaften so vieler Menschen besserer Art: denn freilich, woran sollte man sich von der endlosen Verstellung, Falschheit und Heimtücke der Menschen erholen, wenn die Hunde nicht wären, in deren ehrliches Gesicht man ohne Mißtrauen schauen kann? — Ist doch unsere zivilisierte Welt nur eine große Maskerade. Man trifft daselbst Ritter, Pfaffen, Soldaten, Doktoren, Advokaten, Priester, Philosophen, und was nicht alles an! Aber sie sind nicht was sie vorstellen: sie sind bloße Masken, unter welchen, in der Regel, Geldspekulanten (moneymakers) stecken. Doch nimmt auch wohl einer die Maske des Rechts, die er sich dazu beim Advokaten geborgt hat, vor, bloß um auf einen Andern tüchtig losschlagen zu können; wieder Einer hat, zum selben Zwecke, die des öffentlichen Wohls und des Patriotismus gewählt . . . . Zu allerlei Zwecken hat schon Mancher die Maske der Philosophie, wohl auch der Philanthropie u. dgl. m. vorgesteckt . . . . Meistens stecken, wie gesagt, lauter Industrielle, Handelsleute und Spekulanten unter diesen sämtlichen Masken. In dieser Hinsicht machen den einzigen ehrlichen Stand die Kaufleute aus; da sie allein sich für Das geben, was sie sind: sie gehn also unmaskiert herum; stehn daher auch niedrig im Rang. — Es ist sehr wichtig, schon früh, in der Jugend darüber belehrt zu werden, daß man sich auf der Maskerade befinde. Denn sonst wird man manche Dinge gar nicht begreifen und aufkriegen können, sondern davor stehn ganz verdutzt . . . . der Art sind die Gunst, welche die Niederträchtigkeit findet, die Vernachlässigung, welche das

Verdienst, selbst das seltenste und größte, von den Leuten seines Faches erleidet, das Verhaßtsein der Wahrheit und der großen Fähigkeiten, die Unwissenheit der Gelehrten in ihrem Fach, und daß fast immer die echte Ware verschmäht, die bloß scheinbare gesucht wird. Also werde schon der Jüngling belehrt, daß auf dieser Maskerade die Äpfel von Wachs, die Blumen von Seide, die Fische von Pappe sind, und Alles, Alles Tand und Spaß .... Aber ernstere Betrachtungen sind anzustellen und schlimmere Dinge zu berichten. Der Mensch ist im Grunde ein wildes, entsetzliches Tier. Wir kennen es bloß im Zustande der Bändigung und Zähmung, welcher Zivilisation heißt: daher erschrecken uns die gelegentlichen Ausbrüche seiner Natur. Aber wo und wann einmal Schloß und Kette der gesetzlichen Ordnung abfallen und Anarchie eintritt, da zeigt sich was er ist. — Wer inzwischen auch ohne solche Gelegenheit sich darüber aufklären möchte, der kann die Überzeugung, daß der Mensch an Grausamkeit und Unerbittlichkeit keinem Tiger und keiner Hyäne nachsteht, aus hundert alten und neuen Berichten schöpfen .... Da nistet in Jedem zunächst ein kolossaler Egoismus, der die Schranke des Rechts mit größter Leichtigkeit überspringt; wie dies das tägliche Leben im Kleinen und die Geschichte, auf jeder Seite, im Großen lehrt. Liegt denn nicht schon in der anerkannten Notwendigkeit des so ängstlich bewachten Europäischen Gleichgewichts das Bekenntnis, daß der Mensch ein Raubtier ist, welches, sobald es einen Schwächeren neben sich erspäht hat, unfehlbar über ihn herfällt? .... Gobineau hat den Menschen l'animal méchant par excellence genannt, welches die Leute übel nehmen, weil sie sich getroffen fühlen; er hat aber Recht: denn der Mensch ist das einzige Tier, welches Andern Schmerz verursacht, ohne weitern Zweck, als eben diesen. Die andern Tiere tun es nie anders, als um ihren Hunger zu befriedigen, oder im Zorn des Kampfes.... Kein Tier jemals quält, bloß um zu quälen; aber dies tut der Mensch, und dies macht den teuflischen Charakter aus, der weit ärger ist, als der bloß tierische.... Hat man etwan über eine Störung oder sonstige kleine Unannehmlichkeit sein Mißbehagen geäußert, so wird es nicht an Leuten fehlen, die sie gerade deshalb zuwege bringen: animal méchant par excellence! Dies ist so gewiß, daß man sich hüten soll, sein Mißfallen an kleinen Übelständen zu äußern; sogar auch umgekehrt sein Wohlgefallen an irgend einer Kleinigkeit. Denn im letztern Fall werden sie es machen wie jener Gefängniswärter, der, als er entdeckte, daß sein Gefangener das mühsame Kunststück vollbracht hatte, eine Spinne zahm zu machen, und an ihr seine Freude hatte, sie sogleich zertrat: l'animal méchant par excellence! Darum fürchten alle Tiere instinktmäßig den Anblick, ja die Spur des Menschen, — des

animal méchant par excellence . . . . Wirklich also liegt im Herzen eines Jeden ein wildes Tier, das nur auf Gelegenheit lauert, um zu toben und zu rasen, indem es Andern wehe tun und, wenn sie gar ihm den Weg versperren, sie vernichten möchte: es ist eben das, woraus alle Kampf- und Kriegslust entspringt . . . .«

». . . Wenn nun also auch nur wenige Tiere natürlichen Todes sterben, die meisten aber nur so viel Zeit gewinnen, ihr Geschlecht fortzupflanzen, und dann, wenn nicht schon früher, die Beute eines andern werden, der Mensch allein hingegen es dahin gebracht hat, daß, in seinem Geschlechte, der sogenannte natürliche Tod zur Regel geworden ist, die inzwischen beträchtliche Ausnahmen leidet; so bleiben, aus obigem Grunde, die Tiere doch im Vorteil. Überdies aber erreicht er sein wirklich natürliches Lebensziel eben so selten, wie jene; weil die Widernatürlichkeit seiner Lebensweise, nebst seinen Anstrengungen und Leidenschaften, und die durch alles dieses entstandene Degeneration der Rasse ihn selten dahin gelangen läßt. Die Tiere sind viel mehr, als wir, durch das bloße Dasein befriedigt . . . . Das Tier ist die verkörperte Gegenwart . . . . Aber eben in Folge hievon erscheinen die Tiere, mit uns verglichen, in Einem Betracht, wirklich weise, nämlich im ruhigen, ungetrübten Genusse der Gegenwart: die augenscheinliche Gemütsruhe, deren sie dadurch teilhaft sind, beschämt oft unsern, durch Gedanken und Sorgen häufig unruhigen und unzufriedenen Zustand . . . . Eben dieses den Tieren eigene, gänzliche Aufgehn in der Gegenwart trägt viel bei zu der Freude, die wir an unsern Haustieren haben: sie sind die personifizierte Gegenwart und machen uns gewissermaßen den Wert jeder unbeschwerten und ungetrübten Stunde fühlbar, während wir mit unsern Gedanken meistens über diese hinausgehn und sie unbeachtet lassen. Aber die angeführte Eigenschaft der Tiere, mehr, als wir, durch das bloße Dasein befriedigt zu sein, wird vom egoistischen und herzlosen Menschen mißbraucht und oft dermaßen ausgebeutet, daß er ihnen, außer dem bloßen kahlen Dasein, nichts, gar nichts gönnt: den Vogel, der organisiert ist, die halbe Welt zu durchstreifen, sperrt er in einen Kubikfuß Raum, wo er sich langsam zu Tode sehnt und schreit . . . . und seinen treuesten Freund, den so intelligenten Hund, legt er an die Kette! Nie sehe ich einen solchen ohne inniges Mitleid mit ihm und tiefe Indignation gegen seinen Herrn, und mit Befriedigung denke ich an den vor einigen Jahren von den Times berichteten Fall, daß ein Lord, der einen großen Kettenhund hielt, einst, seinen Hof durchschreitend, sich beigehn ließ, den Hund liebkosen zu wollen, darauf dieser sogleich ihm den Arm von oben bis unten aufriß, — mit Recht! er wollte damit sagen: ‚Du bist nicht mein Herr, sondern mein Teufel, der mir mein kurzes Dasein zur Hölle macht.' Möge es Jedem so gehn, der Hunde ankettet.«

»Den alleinigen wahren Gefährten und treuesten Freund des Menschen, diese kostbarste Eroberung, die jeder Mensch gemacht hat, wie Fr. Cüvier sagt, und dabei ein so höchst intelligentes und fein fühlendes Wesen, wie einen Verbrecher an die Kette legen, wo er vom Morgen bis zum Abend nichts, als die stets erneuete und nie befriedigte Sehnsucht nach Freiheit und Bewegung empfindet, sein Leben eine langsame Marter ist, und er durch solche Grausamkeit endlich enthundet wird, sich in ein liebloses, wildes, untreues Tier, vor dem Teufel Mensch stets zitterndes und kriechendes Wesen verwandelt! Lieber wollte ich einmal bestohlen werden, als solchen Jammer, dessen Ursache ich wäre, stets vor Augen haben. Es sollte verboten sein und die Polizei auch hier die Stelle der Menschlichkeit vertreten ....«

»Ein anderer, bei dieser Gelegenheit zu erwähnender, aber nicht weg zu erklärender und seine heillosen Folgen täglich manifestierender Grundfehler des Christentums ist, daß es widernatürlicherweise den Menschen losgerissen hat von der Tierwelt, welcher er doch wesentlich angehört, und ihn nun ganz allein gelten lassen will, die Tiere geradezu als Sachen betrachtend; während Brahmanismus und Buddhaismus, der Wahrheit getreu, die augenfällige Verwandtschaft des Menschen, wie im Allgemeinen mit der ganzen Natur, so zunächst und zumeist mit der tierischen, entschieden anerkennen und ihn stets, durch Metempsychose und sonst, in enger Verbindung mit der Tierwelt darstellen. Die bedeutende Rolle, welche im Brahmanismus und Buddhaismus durchweg die Tiere spielen, verglichen mit der totalen Nullität derselben im Juden-Christentum, bricht, in Hinsicht auf Vollkommenheit, diesem letztern den Stab; so sehr man auch an solche Absurdität in Europa gewöhnt sein mag. Jenen Grundfehler zu beschönigen, wirklich aber ihn vergrößernd, finden wir den so erbärmlichen, wie unverschämten, bereits in meiner Ethik gerügten Kunstgriff, alle die natürlichen Verrichtungen, welche die Tiere mit uns gemein haben und welche die Identität unserer Natur mit der ihrigen zunächst bezeugen, wie Essen, Trinken, Schwangerschaft, Geburt, Tod, Leichnam u. a. m. an ihnen durch ganz andere Worte zu bezeichnen, als beim Menschen. Dies ist wirklich ein niederträchtiger Kniff. Der besagte Grundfehler nun aber ist eine Folge der Schöpfung aus Nichts, nach welcher der Schöpfer, Kap. 1 und 9 der Genesis, sämtliche Tiere, ganz wie Sachen und ohne alle Empfehlung zu guter Behandlung, wie sie doch meistens selbst ein Hundeverkäufer, wenn er sich von seinem Zöglinge trennt, hinzufügt, dem Menschen übergibt, damit er über sie herrsche, also mit ihnen tue was ihm beliebt; worauf er ihn, im zweiten Kapitel, noch dazu zum ersten Professor der Zoologie bestellt, durch den Auftrag, ihnen Namen zu geben, die sie fortan führen sollen; welches eben wieder nur ein Symbol ihrer gänzlichen Abhängigkeit von ihm, d. h. ihrer Rechtlosigkeit ist. — Heilige Ganga! Mutter

unsers Geschlechts! dergleichen Historien wirken auf mich, wie Judenpech und foetor judaicus! Aber leider machen die Folgen davon sich bis auf den heutigen Tag fühlbar; weil sie auf das Christentum übergegangen sind, welchem nachzurühmen, daß seine Moral die allervollkommenste sei, man eben deshalb ein Mal aufhören sollte. Sie hat wahrlich eine große und wesentliche Unvollkommenheit darin, daß sie ihre Vorschriften auf den Menschen beschränkt und die gesamte Tierwelt rechtlos läßt. Daher nun, in Beschützung derselben gegen den rohen und gefühllosen, oft mehr als bestialischen Haufen, die Polizei die Stelle der Religion vertreten muß und, weil Dies nicht ausreicht, heut zu Tage Gesellschaften zum Schutze der Tiere, überall in Europa und Amerika, sich bilden, welche hingegen im ganzen unbeschnittenen Asien die überflüssigste Sache von der Welt sein würde, als wo die Religion die Tiere genugsam schützt und sogar sie zum Gegenstand positiver Wohltätigkeit macht, deren Früchte wir z. B. im großen Tierspital zu Surate vor uns haben, in welches zwar auch Christen, Mohammedaner und Juden ihre kranken Tiere schicken können, solche aber, nach gelungener Kur, sehr richtig, nicht wiedererhalten; und ebenfalls wann, bei jedem persönlichen Glücksfall, jedem günstigen Ausgang, der Brahmanist oder Buddhaist nicht etwan ein Te Deum plärrt, sondern auf den Markt geht und Vögel kauft, um vor dem Stadttor ihre Käfige zu öffnen; wie man dies schon in Astrachan, wo Bekenner aller Religionen zusammentreffen, zu beobachten häufig Gelegenheit hat; und noch in hundert ähnlichen Dingen. Dagegen sehe man die himmelschreiende Ruchlosigkeit, mit welcher unser christlicher Pöbel gegen die Tiere verfährt, sie völlig zwecklos und lachend tödtet, oder verstümmelt, oder martert, und selbst die von ihnen, welche unmittelbar seine Ernährer sind, seine Pferde, im Alter, auf das äußerste anstrengt, um das letzte Mark aus ihren armen Knochen zu arbeiten, bis sie unter seinen Streichen erliegen. Man möchte wahrlich sagen: die Menschen sind die Teufel der Erde, und die Tiere die geplagten Seelen. Das sind die Folgen jener Installations-Szene im Garten des Paradieses. Denn dem Pöbel ist nur durch Gewalt oder durch Religion beizukommen: hier aber läßt das Christentum uns schmählich im Stich . . . . ‚Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes'. ‚Erbarmt!' — welch ein Ausdruck! Man erbarmt sich eines Sünders, eines Missetäters, nicht aber eines unschuldigen treuen Tieres, welches oft der Ernährer seines Herrn ist und nichts davon hat als spärliches Futter. ‚Erbarmt!' Nicht Erbarmen, sondern Gerechtigkeit ist man dem Tiere schuldig — und bleibt sie meistens schuldig, in Europa, diesem Weltteil, der vom foetor judaicus so durchzogen ist, daß die augenfällige simple Wahrheit: ‚das Tier ist im Wesentlichen das Selbe wie der Mensch'

ein anstößiges Paradoxon ist. Der Schutz der Tiere fällt also den ihn bezweckenden Gesellschaften und der Polizei anheim, die aber beide gar wenig vermögen gegen jene allgemeine Ruchlosigkeit des Pöbels, hier, wo es sich um Wesen handelt, die nicht klagen können, und wo von hundert Grausamkeiten kaum eine gesehn wird, zumal da auch die Strafen zu gelinde sind. In England ist kürzlich Prügelstrafe vorgeschlagen worden, die mir auch ganz angemessen scheint.«

»Erst, wenn jene einfache und über allen Zweifel erhabene Wahrheit, daß die Tiere in der Hauptsache und im Wesentlichen ganz das Selbe sind, was wir, in's Volk gedrungen sein wird, werden die Tiere nicht mehr als rechtlose Wesen dastehn und demnach der bösen Laune und Grausamkeit jedes rohen Buben preisgegeben sein; — und wird es nicht jedem Medikaster freistehn, jede abenteuerliche Grille seiner Unwissenheit durch die gräßlichste Qual einer Unzahl Tiere auf die Probe zu stellen, wie heut zu Tage geschieht .... Und leider wird zu den Vivisektionen am häufigsten das moralisch edelste aller Tiere genommen: der Hund, — welchen überdies sein sehr entwickeltes Nervensystem für den Schmerz empfänglicher macht.«

»... Heut zu Tage hingegen hält jeder Medikaster sich befugt, in seiner Marterkammer die grausamste Tierquälerei zu treiben, um Probleme zu entscheiden, deren Lösung längst in Büchern steht, in welche seine Nase zu stecken er zu faul und unwissend ist. Unsere Ärzte haben nicht mehr die klassische Bildung, wie ehemals, wo sie ihnen eine gewisse Humanität und einen edlen Anstrich verlieh. Das geht jetzt möglichst früh auf die Universität, wo es eben nur sein Pflasterschmieren lernen will, um dann damit auf Erden zu prosperieren .... Lassen denn diese Herren vom Skalpel und Tiegel sich gar nicht träumen, daß sie zunächst Menschen und sodann Chemiker sind? Wie kann man ruhig schlafen, während man harmlose, von der Mutter gesäugte Tiere unter Schloß und Riegeln hat, den martervollen, langsamen Hungertod zu erleiden? Schrickt man da nicht auf im Schlaf? .... Was in aller Welt hat das arme, harmlose Kaninchen verbrochen, daß man es einfängt, um es der Pein des langsamen Hungertodes hinzugeben? .... Offenbar ist es an der Zeit, daß der jüdischen Naturauffassung in Europa, wenigstens hinsichtlich der Tiere, ein Ende werde und das ewige Wesen, welches, wie in uns, auch in allen Tieren lebt, als solches erkannt, geschont und geachtet werde. Man muß an allen Sinnen blind oder durch den foetor judaicus förmlich chloroformiert sein, um nicht einzusehn, daß das Tier im Wesentlichen und in der Hauptsache durchaus das Selbe ist, was wir sind, und daß der Unterschied bloß im Accidenz, dem Intellekt liegt, nicht in der Substanz, welche der Wille ist. Die Welt ist kein Machwerk und

die Tiere kein Fabrikat zu unserm Gebrauch. Dergleichen Ansichten sollten den Synagogen und den philosophischen Auditorien überlassen bleiben, welche im Wesentlichen nicht so sehr verschieden sind .... Missionäre schicken sie den Brahmanen und Buddhaisten, um ihnen den ‚wahren Glauben' beizubringen; aber diese, wenn sie erfahren, wie in Europa mit den Tieren umgegangen wird, fassen den tiefsten Abscheu gegen Europäer und ihre Glaubenslehren.«

»Man sollte alle zu schlachtenden Tiere zuvor chloroformieren: das würde ein edeles, die Menschen ehrendes Verfahren sein, bei welchem die höhere Wissenschaft des Occidents und die höhere Moral des Orients Hand in Hand gingen, indem Brahmanismus und Buddhaismus ihre Vorschriften nicht auf ‚den Nächsten' beschränken, sondern ‚alle lebenden Wesen' unter ihren Schutz nehmen.«

»... was des Menschen Leben so reich, so künstlich und so schrecklich macht, daß er, in diesem Occident, der ihn weiß gebleicht hat und wohin ihm die alten, wahren, tiefen Ur-Religionen seiner Heimat nicht haben folgen können, seine Brüder nicht mehr kennt, sondern wähnt, die Tiere seien etwas von Grund aus Anderes, als er, und, um sich in diesem Wahne zu befestigen, sie Bestien nennt, alle ihre ihm gemeinsamen Lebensverrichtungen an ihnen mit Schimpfnamen belegt und sie für rechtlos ausgibt, indem er gegen die sich aufdrängende Identität seines Wesens in ihm und ihnen sich gewaltsam verstockt.«

»Die vermeinte Rechtlosigkeit der Tiere, der Wahn, daß unser Handeln gegen sie ohne moralische Bedeutung sei, oder, wie es in der Sprache jener Moral heißt, daß es gegen Tiere keine Pflichten gebe, ist geradezu eine empörende Rohheit und Barbarei des Occidents, deren Quelle im Judentum liegt.«

»... Daher auch sind die Tiere weder des Vorsatzes, noch der Verstellung fähig: sie haben nichts im Hinterhalt. In dieser Hinsicht verhält sich der Hund zum Menschen, wie ein gläserner zu einem metallenen Becher, und dies trägt viel bei, ihn uns so wert zu machen .... Überhaupt spielen die Tiere gleichsam mit offenen Karten: daher sehen wir mit so vielem Vergnügen ihrem Tun und Treiben unter einander zu .... Eines eigentlichen Vorsatzes nämlich ist kein Tier fähig .... Zwar kann ein Instinkt, wie der der Zugvögel, der der Bienen, ferner auch ein bleibender, anhaltender Wunsch, eine Sehnsucht, wie die des Hundes nach seinem abwesenden Herrn, den Schein des Vorsatzes hervorbringen, ist jedoch mit diesem nicht zu verwechseln.«

»... Solchen Sophistikationen der Philosophen entsprechend finden wir, auf dem populären Wege, die Eigenheit mancher Sprachen, namentlich der deutschen, daß sie für das Essen, Trinken, Schwangersein, Gebären, Sterben und den Leichnam der Tiere ganz eigene Worte haben, um nicht die gebrauchen zu müssen, welche jene Akte beim Menschen bezeichnen, und so unter der Diversität der Worte die vollkommene Identität der Sache zu verstecken. Da die alten Sprachen eine solche Duplicität der Ausdrücke nicht kennen, sondern unbefangen die selbe Sache mit dem selben Worte bezeichnen, so ist jener elende Kunstgriff ohne Zweifel das Werk europäischer Pfaffenschaft, die, in ihrer Profanität, nicht glaubt weit genug gehen zu können im Verleugnen und Lästern des ewigen Wesens, welches in allen Tieren lebt; wodurch sie den Grund gelegt hat zu der in Europa üblichen Härte und Grausamkeit gegen Tiere, auf welche ein Hochasiate nur mit gerechtem Abscheu hinsehen kann .... Die alten Ägypter, deren ganzes Leben religiösen Zwecken geweiht war, setzten in den selben Grüften die Mumien der Menschen und die der Ibisse, Krokodile u. s. w. bei: aber in Europa ist es ein Greuel und Verbrechen, wenn der treue Hund neben der Ruhestätte seines Herrn begraben wird, auf welcher er bisweilen, aus einer Treue und Anhänglichkeit, wie sie beim Menschengeschlechte nicht gefunden wird, seinen eigenen Tod abgewartet hat.«

»...So einem occidentalischen, judaisierten Tierverächter und Vernunftidolater muß man in Erinnerung bringen, daß, wie Er von seiner Mutter, so auch der Hund von der seinigen gesäugt worden ist.«

»... In seiner 1838 zu Bombay erschienenen Reise erzählt er (Wilhelm Harris), daß, nachdem er den ersten Elephanten, welches ein weiblicher war, erlegt hatte und am folgenden Morgen das gefallene Tier aufsuchte, alle anderen Elephanten aus der Gegend entflohen waren: bloß das Junge des gefallenen hatte die Nacht bei der todten Mutter zugebracht, kam jetzt, alle Furcht vergessend, den Jägern mit den lebhaftesten und deutlichsten Bezeugungen seines trostlosen Jammers entgegen, und umschlang sie mit seinem kleinen Rüssel, um ihre Hülfe anzurufen. Da, sagt Harris, habe ihn eine wahre Reue über seine Tat ergriffen und sei ihm zu Mute gewesen, als hätte er einen Mord begangen .... Zum Ruhme der Engländer sei es gesagt, daß bei ihnen zuerst das Gesetz auch die Tiere ganz ernstlich gegen grausame Behandlung in Schutz genommen hat, und der Bösewicht es wirklich büßen muß, daß er gegen Tiere, selbst wenn sie ihm gehören, gefrevelt hat. Ja, hiemit noch nicht zufrieden, besteht in London eine zum Schutz der Tiere freiwillig zusammengetretene Gesellschaft, Society

for the prevention of cruelty to animals, welche, auf Privatwegen, mit bedeutendem Aufwande, sehr viel tut, um der Tierquälerei entgegen zu arbeiten. Ihre Emissarien passen heimlich auf, um nachher als Denunzianten der Quäler sprachloser, empfindender Wesen aufzutreten, und überall hat man deren Gegenwart zu befürchten. (Wie ernstlich die Sache genommen wird, zeigt das folgende ganz frische Beispiel, welches ich aus dem Birmingham-Journal vom Dezember 1839 übersetze: ‚Gefangennehmung einer Gesellschaft von 84 Hundehetzern. — Da man erfahren hatte, daß gestern auf dem Plan in der Fuchsstraße zu Birmingham eine Hundehetze Statt finden sollte, ergriff die Gesellschaft der Tierfreunde Vorsichtsmaßregeln, um sich der Hülfe der Polizei zu versichern, von welcher ein starkes Detachement nach dem Kampfplatze marschierte und, sobald es eingelassen worden, die gesamte gegenwärtige Gesellschaft arretierte. Diese Teilnehmer wurden nunmehr paarweise mit Handschlingen aneinandergebunden und dann das Ganze durch ein langes Seil in der Mitte vereinigt: so wurden sie nach dem Polizeiamt geführt....' Aber ein noch strengeres Exempel aus neuerer Zeit finden wir in den Times vom 6. April 1855, S. 6, und zwar eigentlich von dieser Zeitung selbst statuiert. Sie berichtet nämlich den gerichtlich gewordenen Fall der Tochter eines sehr begüterten Schottischen Baronets, welche ihr Pferd höchst grausam, mit Knüttel und Messer, gepeinigt hatte, wofür sie zu 5 Pfund Sterling Strafe verurteilt worden war.... ‚Wir können nicht umhin, zu sagen, daß ein paar Monat Gefängnisstrafe, nebst einigen, privatim, aber vom handfestesten Weibe im Hampshire applizierten Auspeitschungen eine viel passendere Bestrafung der Miss N. N. gewesen sein würde. Eine Elende dieser Art hat alle ihrem Geschlechte zustehenden Rücksichten und Vorrechte verwirkt: wir können sie nicht mehr als ein Weib betrachten.' — Ich widme diese Zeitungsnachrichten besonders den jetzt in Deutschland errichteten Vereinen gegen Tierquälerei, damit sie sehen, wie man es angreifen muß, wenn es etwas werden soll....) Bei steilen Brücken in London hält die Gesellschaft ein Gespann Pferde, welches jedem schwer beladenen Wagen unentgeltlich vorgelegt wird. Ist das nicht schön? Erzwingt es nicht unsern Beifall, so gut wie eine Wohltat gegen Menschen?«

»... Daher bietet der Anblick jeder Tiergestalt uns eine Ganzheit, Einheit, Vollkommenheit und streng durchgeführte Harmonie aller Teile dar, die so ganz auf seinem Grundgedanken beruht, daß beim Anblick, selbst der abenteuerlichsten Tiergestalt, es Dem, der sich darin vertieft, zuletzt vorkommt, als wäre sie die einzig richtige, ja mögliche, und könne es gar keine andere Form des Lebens, als eben diese, geben.«

»... Für das Bedürfnis aufheiternder Unterhaltung und um der Einsamkeit die Öde zu benehmen, empfehle ich hingegen die Hunde, an deren moralischen und intellektuellen Eigenschaften man fast allemal Freude und Befriedigung erleben wird.«

»... Auf dem zuerst Gesagten aber beruht unsere Freude an Hunden, Affen, Katzen u. s. w.: die vollkommene Naivität aller ihrer Äußerungen ist es, die uns so sehr ergötzt. — Welchen eigentümlichen Genuß gewährt doch der Anblick jedes freien Tieres, wenn es ungehindert für sich allein sein Wesen treibt, seiner Nahrung nachgeht, oder seine Jungen pflegt, oder zu anderen seines Gleichen sich gesellt u. s. w. Dabei so ganz was es sein soll und kann. Und sei es nur ein Vögelein, ich kann ihm lange mit Vergnügen zusehn; — ja einer Wasserratte, einem Frosch: doch lieber einem Igel, einem Wiesel, einem Reh oder Hirsch! — Daß uns der Anblick der Tiere so sehr ergötzt, beruht hauptsächlich darauf, daß es uns freut, unser eigenes Wesen so sehr vereinfacht vor uns zu sehn. — Es gibt auf der Welt nur ein lügenhaftes Wesen: es ist der Mensch. Jedes andere ist wahr und aufrichtig, indem es sich unverhohlen gibt als das, was es ist, und sich äußert, wie es sich fühlt. Ein emblematischer, oder allegorischer Ausdruck dieses Fundamentalunterschiedes ist, daß alle Tiere in ihrer natürlichen Gestalt umhergehn, was viel beiträgt zu dem so erfreulichen Eindruck ihres Anblicks, bei dem mir, zumal wenn es freie Tiere sind, stets das Herz aufgeht; — während der Mensch durch die Kleidung zu einem Fratz, zu einem Monstrum geworden ist, dessen Anblick schon dadurch widerwärtig ist, und nun gar unterstützt wird durch die ihm nicht natürliche weiße Farbe, und durch alle die ekelhaften Folgen widernatürlicher Fleischnahrung, spirituoser Getränke, Tabacks, Ausschweifungen und Krankheiten. Er steht da als ein Schandfleck der Natur!...«

»Eine große Menge schlechter Schriftsteller lebt allein von der Narrheit des Publikums, nichts lesen zu wollen, als was heute gedruckt ist: — die Journalisten. Treffend benannt! Verdeutscht würde es heißen ‚Tagelöhner'.«

»... diese letzte Klasse aller Druckschreiber, welche für den Tag, auf den Tag, in den Tag hinein schreibt. Ich habe sie schon, in dieser Hinsicht, der polizeilichen Aufsicht empfohlen.«

»... Daher auch sind alle Zeitungsschreiber, von Handwerks wegen, Allarmisten: dies ist ihre Art sich interessant zu machen. Sie gleichen aber dadurch den kleinen Hunden, die bei Allem, was sich irgend regt, sogleich ein lautes Gebell erheben.«

Glossen

Es war die Nachtigall und nicht die Lerche

»Unser Brüsseler Korrespondent schreibt uns vom 24. d.: Ein an der Yserfront stehender belgischer Soldat, der in diesen schönen Maientagen des Nachts am Saume eines Waldes Wache stand, vernahm stundenlang den prächtigen Triller einer Nachtigall und entzückte sich an ihren Klängen. Ringsum erscholl ein furchtbarer Kanonendonner, denn die deutsche Artillerie beschießt Tag und Nacht das belgische Lager an der Yser und die belgische Artillerie beantwortet den deutschen Geschoßregen mit der größten Kraft. Dieser ohrenzerreißende Kriegslärm, der den in einsamer Wacht stehenden Soldaten bis ins Mark erschütterte, schien dem gefiederten Sänger keinerlei Beängstigung zu bereiten. Der kleine Waldvogel kümmerte sich um den gewaltigen Völkerkrieg nicht im mindesten und ließ seine Arien los, als herrschte tiefster Friede im Walde in dieser herrlichen, vom Monde beschienenen Frühlingsnacht.«

Sie sang des Nachts auf dem Granatbaum dort . . .

* * *

Mir nicht unbekannt

»In einer Rede, die Vandervelde im Mai in Rouen gehalten hat, machte er folgende Bemerkungen: . . . Der Krieg hat so vollständig seinen Charakter verändert, daß man ihm nicht durch Bedingungen, die nach der Vergangenheit berechnet sind, ein Ende setzen könnte. Die größte Beachtung muß man vielmehr der Tatsache widmen, daß die ganze Zivilisation ein Opfer der Wissenschaft geworden ist, die sie geboren und genährt hat . . . . Die Festungen sind keine Hindernisse mehr. Die Tiefen des Meeres schützen die Todesmaschinen, die unbemerkt eine Flotte im Zeitraum einer Nacht zerstören können. Die Luft wie der Schoß des Meeres öffnen den Weg für Maschinen, die in Brand stecken und die töten. Auf der Erde bedroht die noch in ihren Anfängen steckende militärische Chemie ganze Regionen mit Erstickung und Vergiftung. Die drahtlose Elektrizität hat noch ihr militärisches Ideal zu verwirklichen, das darin besteht, auf Entfernungen hin Munitionsdepots, Werkstätten, selbst Städte in die Luft zu sprengen; aber sie kann es morgen verwirklichen, sie ist auf dem Wege zu diesem Erfolg! . . . Es handelt sich deshalb darum, den »tollen Hund« für immer zu bändigen, der die Welt bedrohe, die Wissenschaft, die in den Dienst der Zerstörung gestellt ist, einer strengen Disziplin zu unterwerfen, in der ganzen Welt die Mittel des Kollektivmordes zu verbieten, die Mechanik und die Chemie den Werken des Friedens zuzuführen!«

*

(Eine Königin über den Krieg.) Für eine von dem Vizepräsidenten der Kammer, Jon Filipescu, neu gegründete rumänische Zeitschrift hat Königin Marie einen Beitrag geliefert; sie schreibt: »Im gegenwärtigen Kriege rächt sich die Maschine am Menschen. Der Mensch dünkte sich als Herr der Welt. Da erhoben sich gegen ihn seine eigenen Erfindungen, um ihm noch einmal zu zeigen, wie klein er in Wirklichkeit jetzt einer Macht gegenübersteht, die er selbst entfachte und nun nicht mehr beherrschen kann. Es gibt keinen Menschen von Fleisch und Blut, und sei er auch ein noch so großer Held, der sich mit dem messen könnte, was menschliches Gehirn geschaffen hat, um den Mitmenschen zu vernichten. Sein eigenes Werk erhebt sich gegen ihn und entreißt seiner Hand den Sieg. Der Mensch hat Dinge erfunden, die stärker sind als seine Macht. Heute lernt der Mensch die Wahrheit kennen, daß seine Kraft eine beschränkte ist.«

Wenn Sozialisten und Königinnen am 1. August 1914 mich interviewt hätten, wäre ihnen manche Überraschung erspart geblieben. Aber auch schon vorher hätte ich ihnen bei mir Buch einsicht gewährt.

* * *

Die Zeit ist also doch groß

Europa ist heldenhaft .... Zur Stunde, wo sich aller Nationen Heldenkraft zerstörend aneinander abmüdet, geht dem Gedankenlosesten ein Begriff davon auf, welch titanische Kraft in diesem bald kleinsten Teile der Erde aufgespeichert war. Sie abzumessen oder auszudenken geht über unser Vermögen. Die Schlachten von Karkemisch und den Katalaunischen Gefilden sind gegen das Ringen um Verdun oder die Strypa ein Kinderspiel gewesen. Der Blutstrom dieser zwei Jahre hat die gesamte Ritterromantik des Mittelalters und alle Heldenlegenden des Altertums ersäuft, unsere militärische Vorgeschichte verschrumpft ins Unbeträchtliche. Feueresse und Steinhagel des Doberdo, Gas- und Flammenschwaden und Geschoßregen von Verdun oder Czernowitz unterwerfen das Häuflein Warmblut, das sich Mensch nennt, einer grimmigeren Nerven- und Willensprobe als alle zwölf Versuchungen des Herkules zusammen .... Wer hätte geahnt, wessen der Europäer fähig ist! Welch kühnstes Unternehmen ist noch auszudenken, das wir ihm nicht zumuten dürften!

Und diese Kunst der Organisation! Von unseren Altvordern wurde erzählt, daß es der Ruhm der Häuptlinge war, eine große Gefolgschaft wehrhafter Männer um sich zu sammeln. Die Gefolgschaften der Großen mochten in die Hunderte zählen — der abdankende Lear bedingt sich hundert Ritter aus. Die gesteigerte Zucht immer größerer Staatswesen versammelt Heergefolge von mehreren Millionen Menschen! Die Sage der Vorfahren knüpft den Sieg an ein berühmtes Schlachtroß, ein wunderbares Schwert, eine geweihte Lanze. Die Wunder der Vorwelt hat die Wissenschaft überboten: Jene alten Wunder werden kindische Märchen, die Wirklichkeit

von heute aber wird zum unfaßbaren Wunder. Die quellklare Verstandesarbeit, die Wissenschaft, ist beinahe zur mythischen Gewalt, zum unenträtselbaren Dämon geworden. Niemals hat der Keil des Donnergottes solche Verheerungen angerichtet wie eines unserer Riesengeschosse Menschen, Kinder der Scholle, tauchen in die Weltmeere und durchkreuzen sie unsichtbar, heben sich in Firnhöhe und kreisen über Türmen und Burgen so sicher und rascher als der Adler! Das alte Wort, der Mensch vermöge seines Leibes Maß doch keine Elle hinzuzufügen, ist nun sichtlich absurd geworden. Denn des Menschen Arm langt hoch über Bergeshöhen, indes sein Fuß über Meeresgründe dahinschwebt.

Der Mensch ist gewaltig . . . .

Das steht in der Arbeiter-Zeitung. Aber nicht zitiert, sondern geschrieben. Sie sei deshalb mit Quellenangabe zitiert.

* * *

Auch du, mein Sohn Brutus

. . . Was wollen Sie sehen? Was interessiert Sie besonders? Ich bitte die Herren sich alles anzuschauen, sich über alles zu unterrichten, sprechen Sie, bitte, auch mit den Mannschaften, es würde mich freuen, wenn die Herren sich über die Verhältnisse an der Front erkundigen und mir Ihre Meinung sagen. Mit solcher Aufforderung entließ uns Exzellenz v. F., Kommandant der . . R. Division. . . .

Von der ‚Arbeiter-Zeitung'. Aus ihr zitiert, nicht von ihr!

* * *

Kriegsausstellung

Im Pavillon der Kunstausstellung des Kriegspressequartiers begrüßte der Vorstand des Kriegspressequartiers und Direktor des Kriegsarchivs Generalmajor Maximilian Ritter v. Hoen den Erzherzog und stellte sich ihm zur Führung in dieser Abteilung zur Verfügung. In diesem Pavillon hatte sich ein großer Teil der Maler und Künstler des Kriegspressequartiers eingefunden, die sich beim Rundgang des Erzherzogs den ihn begleitenden Persönlichkeiten anschlossen.

Großes Interesse erregte das Konzert des Prothesenorchesters, das aus 40 einarmigen Musikern besteht, die mit den künstlichen Armen ihre Instrumente vorzüglich zu meistern verstehen und die schwierigsten Vortragsstücke künstlerisch interpretieren. Ungemein wirksam war abends die Beleuchtung des »Karstes« und des Kampfvorfeldes durch die elektrischen Riesenscheinwerfer. Die »Tiroler Soldatenzeitung«, die in der im Blockhause der genannten Zeitung befindlichen Druckerei gleichsam vor den Augen des Ausstellungspublikums gedruckt wird, fand reißenden Absatz.

Und zur »Eröffnung« dieses wurde ich eingeladen! Nämlich die »Redaktion der Fackel«. Aber eine solche gibts nicht. Sie tritt nur in Funktion, um Einladungen zurückzuschicken, damit wenigstens Strafporto auf den Versuch gesetzt sei. Der ausgestellte Krieg! Ich würde eine Friedensausstellung besuchen, in der aber nichts zu sehen sein dürfte als aufgehängte Kriegsgewinner, die Helden des Geldkriegs, die, als das Vaterland rief, verstanden haben: Jetzt heißt es sich zusammenscharren! Oder gäbs kein Entree mehr für so etwas, weil die Ausgestellten alles hätten? In eine Kriegsausstellung, in der sie Aussteller sind, gehe ich keineswegs. Gleichsam vor meinen Augen soll die »Tiroler Soldatenzeitung« gedruckt werden? In der Beleuchtung des »Karstes«, im Lichte der Riesenscheinwerfer sollte ich die Parasitenschaft Wiens erkennen müssen? Die allerentsetzlichste Schaustellung eines »Prothesenorchesters« — welchen Clou wird die Antimenschheit noch ersinnen? – sollte ich betrachten und im grimmen Kontrast dazu die Versammlung jener anderen Künstler, die schlechte Maler geworden wären, auch wenn sie ohne Arme auf die Welt gekommen wären. Wie unnennbar ist das alles, wenn man sich nur vorstellt, daß es ausgestellt werden kann! Lockte die Menschheit nicht doch noch mehr eine Kriegs-Einstellung? Ich würde die Einladung annehmen.

* * *

Was in der Kriegsausstellung fehlt

Der jetzt 28 Jahre alte Ingenieur und Chemiker Theodor v. Friedberg hatte sich bei Beginn des Krieges freiwillig zum Militär gemeldet. Er kam nach der Ausbildung an die Front und erhielt in einem Gefecht vier Schüsse in das linke Knie. Das Bein wurde steif und kürzer, so daß Friedberg jetzt nur mühselig mit Stöcken gehen kann. Überdies erlitt er infolge des Luftdrucks einer Granate eine Nervenerschütterung und er ist seit diesem Unglück Epileptiker. Während seiner Dienstzeit ist er Korporal geworden. Im vorigen Jahre wurde Friedberg als zu jedem Militärdienst ungeeignet und bürgerlich erwerbsunfähig aus dem Heeresverband entlassen. Es wurde ihm die gesetzliche Invalidenpension von sechs Kronen monatlich vorläufig auf die Dauer von zwei Jahren angewiesen und vielleicht noch ein paar Kronen Verwundungszulage. Am 10. Juni d. J. kam der Kriegskrüppel in einer Korporalsbluse zu

dem ihm von früher her bekannten Chemiker Seligmann, Besitzer der Fettstoffabrik Karl Seligmann, und bat ihn mit Hinweis auf sein großes Elend um irgend eine Arbeit. Seligmann hatte bereits früher einmal gegen Friedberg eine Anzeige wegen unbefugten Tragens der Uniform erstattet und er ließ jetzt den Kriegskrüppel durch einen Wachmann verhaften. Gestern war der Unglückliche wegen unbefugten Tragens der Korporalsuniform vor dem Bezirksgericht Josefstadt angeklagt. Bezirksrichter Dr. Pohl gestattete ihm, sich sitzend zu verantworten. Friedberg gab an, daß er in der Zukunft einmal die Aussicht auf ein Majorat habe, jetzt aber außer seiner Invalidenpension kein Einkommen habe, da er wegen seines Körperzustandes nirgends Arbeit finden könne. Er habe nach seiner Entlassung aus dem Heeresverband die Militäruniform weiter getragen, weil er sich keine Zivilkleidung kaufen könne. — Der Richter sprach den Angeklagten frei, denn dieser habe unter unwiderstehlichem Zwange gehandelt, wenn er den Soldatenrock, in dem er dem Vaterland seine Gesundheit und seine Arbeitsfähigkeit opferte, so lange getragen habe, bis er in der Lage ist, sich Zivilkleider anzuschaffen. — Der Angeklagte nahm das Urteil unter Dankesbezeugungen entgegen. Als er aus dem Saale hinaushumpelte, drehte er sich um und sagte zum Richter: »Aber schön war das nicht von Herrn Seligmann!«

Wie ist das alles nur möglich, da es doch nicht vorgestellt werden kann? Wenn alles andere möglich war, dort der Krieg und hier die Anzeige, wie kann darüber zu Gericht gesessen werden? Wie ist da ein einfacher Freispruch möglich? Was geschieht mit dem Anzeiger? Das Delikt ist doch die Anzeige. Warum wird darüber nicht verhandelt? Wie kann das, was uns als der Inbegriff des Frevelhaften erscheinen muß, Inhalt einer Klage sein und am Gericht vorüberkommen? Der dort soll Armeelieferant sein. Warum läßt der Kriegskrüppel den Armeelieferanten nicht verhaften? Warum ist das so? Warum tun sie das? Warum gibt es das? Warum gibt es das nicht in der Kriegsausstellung? Wie werden wir, wenn wir diesen Krieg überleben, diese Anzeige überleben? Wie ist das alles nur möglich? . . . Aus dem fernsten Winkel der Erinnerung, zwischen Schlaf und Wachen, unter dem Druck eigenen Schicksals stürmen die Dostojewski-Menschen solche Fragen an. Uns müssen sie auf der Ringstraße und bei jedem Blick in die Zeitung packen. Langt keine Hand herunter, die dem Spuk ein Ende macht? Warum gibt es das alles? Warum tun sie das? Wie ist, wie war — wie wird das alles möglich sein!

* * *

Das Ziel

›Viel haben uns in dieser Beziehung die Bestrebungen der Krüppelfürsorge in Friedenszeiten gelehrt. Schon bisher waren wir bestrebt . . . . aus einem bedrückten und abhängigen einen selbständigen, eigene Werte schaffenden Menschen, aus einem Almosenempfänger einen Steuerzahler zu machen. So sind wir auch heute am Werke, durch Rat und Tat den Kriegsverstümmelten — —‹

* * *

Das hat Hand und Fuß

Verbrecherzunahme in Italien

Berlin, 18. April. (Tel. des „Fremdenblatt".) . . . Die Zahl der Verbrechen gegen Leben und Eigentum steigt in Italien fortdauernd und selbst hohe Staatsbeamte und Offiziere gehören unter die Schuldigen. So wurde heute wieder von der Ermordung des Steuereinnehmers von Palermo berichtet.

* * *

Das Gesellschaftsspiel

›Twells Brex, der beliebte Feuilletonist der ‚Daily Mail', schreibt Folgendes über die englischen ‚Munitionsritter', die merkwürdigen Existenzen, die aus der namenlosen Menge hervorgingen und den Krieg als erstklassiges Gelegenheitsgeschäft auszunützen wußten. ‚Die Munitionsmacher sind die neuen Herren Englands, kein Einberufungsbefehl droht ihr üppiges Leben zu stören, und alles ist ihnen untertan. Die Juweliere machen ganz unerwartete Geschäfte, und die Munitionsritter und ihre Familien wandeln beringt und mit Kostbarkeiten geschmückt wie orientalische Märchenfürsten umher. . . . Überall stößt man sich an der Unbildung, Protzenhaftigkeit und unpatriotischen Rücksichtslosigkeit dieser neuen Herrenklasse. Auf den behördlichen Anschlägen kann man lesen, daß das Automobilfahren zum Vergnügen gegenwärtig aus Gründen des Krieges unterlassen werden müsse; aber auf allen Landstraßen in der Umgebung Londons sieht man eine Unzahl kostspieliger Autos, in denen die Munitionsritter sich stolz und sorglos dem Volke zeigen. Auf den behördlichen Anschlägen ist weiterhin zu lesen, daß auffallende Kleidung nicht nur geschmacklos, sondern gegenwärtig wegen der hierzu verwendeten Materialien auch höchst unpatriotisch sei; aber die Frauen der Munitionsunternehmer hüllen sich in Seiden und teure Stoffe und bringen auf ihren Hüten wahre Türme exotischer Federn an. Es ist ein Karneval der Geschmacklosigkeit und des Egoismus, nichts ist tadelnswerter und verächtlicher als diese neue Gesellschaftsklasse, die dem öffentlichen Leben Englands ein bisher unbekanntes Gepräge verleiht . . .‹

Der Unterschied ist nur, daß die dortigen beliebten Feuilletonisten es sagen, und daß es dem hiesigen öffentlichen Leben kein bisher unbekanntes Gepräge verleiht, weil wir mit Recht behaupten können, daß sich unser Geschmack durch den Krieg nicht verschlechtert hat.

* * *

Sehn S', so heiter is das Leben bei uns — in Petersburg!

»Aus den Berichten von Leuten, die sich in der letzten Zeit in Petersburg aufgehalten haben, und aus Privatbriefen, die von dorther kommen, gewinnt man den Eindruck, daß man sich in Petersburg nur von dem einen Gedanken leiten läßt: genießen, genießen, soviel als möglich, was natürlich dazu nötigt, soviel als möglich zu verdienen. Trotz der unerhörten Teuerung gibt es Geld wie Mist, die Theater sind überfüllt .... Das Leben ist mindestens doppelt so teuer geworden und jede Annehmlichkeit oder irgend ein Luxus kostet das Dreifache ... Man sollte glauben, daß der Platz dieser eleganten Jünglinge eher an der Front wäre, aber scheinbar bereitet ihnen die Verteidigung von Mütterchen Rußland keine Unruhe. Dazu ist doch der graue namenlose Haufe der Muschik da, die dort irgendwo an der Front unter dem Hagel der Geschosse fallen.

In Petersburg denkt man darüber nicht nach, dort machen die Leute nur Geschäfte .... Man spricht nur von Geschäften, Lieferungen, Transporten usw. Alle sind fieberhaft tätig .... Rings um den Krieg und die Goldquelle der Lieferungen haben schon viele geschickte, aber wenig skrupulöse Macher massenhaft Geld verdient, Leute, die gestern noch niemand kannte und die heute sich in den erstklassigen Restaurants, bei Premieren und in allen Lokalen, in denen die verrückt gewordene leichtsinnige Hauptstadt sich vergnügt, herumtreiben .... Noch nie haben die Juweliere solche Geschäfte gemacht.... Auf dem Petersburger Gesellschaftshorizont tauchen neue unbekannte Namen auf, neue Leute, die ihr Haus auf großem Fuße führen. Für sie ist der Krieg kein Elend, er bringt ihnen nicht Trauer, sondern nur Geld, das man um jeden Preis sich beschafft, durch Verrat, Betrug, Veruntreuungen und vielleicht auch für Blut.

Petersburg tobt. Der Krieg scheint aus der lustigen, sich an Vergnügungen berauschenden Stadt verbannt zu sein. Seine Spuren sind bloß in den Sälen der Spitäler zu finden und in den Gäßchen der Vorstädte, in denen das Elend haust, schrecklicher als jemals zuvor.... Aber diese dumpfen Schatten beeinträchtigen nicht die Stimmung des lebenslustigen Petersburg, das sich weiter unterhält und vom Kriege mit Geringschätzung spricht und ihn mit der Bemerkung abtut: Es wird schon gehen! ...«

* * *

Geldadel in England

Nach unermüdlichen Bemühungen ist es William Waldorf-Astor, dem amerikanischen Nabob, der in England lebt, gelungen, dort geadelt zu werden .... Im Jahre 1899 wurde er britischer Staatsbürger und seither war sein ganzes Sinnen und Trachten auf die Erwerbung des Adels gerichtet. Er verschenkte Millionen von Dollars an Stiftungen, die unter dem Protektorat des Königs standen. Aber König Eduard dachte gar nicht daran, auf die Wünsche des Multimillionärs einzugehen .... In den amerikanischen Blättern liest man jetzt eine ausführliche Zusammenstellung der Beträge, die Astor geopfert hat, um den Adel zu erreichen: 17 Millionen Mark an die Torypartei, 22 Millionen Mark für die ‚Pall Mall Gazette', 10 Millionen Mark für Krankenhäuser und Wohltätigkeitseinrichtungen, 4 Millionen Mark für Feste, die er seinen königlichen Gästen zu Ehren gab, 4 Millionen Mark an einflußreiche Politiker, 6 Millionen Mark zur Linderung der Kriegsnot, zusammen 63 Millionen Mark ....

»Ob man einen Moment Ruh hätt! Können Sie nicht lesen, daß hier Betteln und Hausieren verboten is?« »Ja, aber einen schönen Adel hätt ich!« »Kostet?« »150.000.« »Nicht zu machen. 60.000!« »Kost' mich selbst so viel. 90.000!« »Ausgeschlossen, 70.000!« »Bitt Sie, Sie werden sich doch nicht herstellen, ein Mann wie Sie!« »Also 80.000!« »Gemacht, Herr von Abeles!«

* * *

Feudales

... die Vermählung des k. u. k. Kämmerers und Herrenhausmitgliedes Karl Grafen von Abensperg und Traun mit Karoline Gräfin Nostitz-Rieneck statt.... Als Trauzeugen fungierten die Geheimen Räte Rudolf Graf von Abensperg und Traun und Anton Graf Ludwigstorff, Feldmarschalleutnant Graf Albert Nostitz und Geheimer Justizrat Regierungsrat Dr. Adolf Edler v. Bachrach.

* * *

Es bleibt alles beim Alten

Den Herren Karl, Emil und Adolf Kohn, Söhnen des verstorbenen Herrn N. J. Kohn, Kaufmannes in Prag, Obstgasse 7, wurde von der Statthalterei die Annahme des Familiennamens »Kienzl« bewilligt.

Der Familie Kienzl, die in Literatur und Musik das deutschösterreichische Wesen verkörpert und daher eine natürliche Inklination zum Namen Kohn hat, wird die Statthalterei wohl auch keine Schwierigkeiten in den Weg legen.

* * *

Haben Sie nicht den jungen Rothschild gesehn?

»Der glückliche Besitzer des Derbysiegers, Baron Alfons Rothschild, der sich zur Zeit im Felde, und zwar bei der Armee Dankl, befindet, hat die Nachricht von dem Erfolge seiner Farben sehr rasch erhalten, denn man konnte ihm dieselbe telephonisch übermitteln.«

»Mit lautem Beifall wurde der Sieger bei der Rückkehr zur Wage begrüßt, freudestrahlend nahm Baronin Rothschild in Begleitung Barons Twickel die Glückwünsche entgegen. Baron Alfons Rothschild selbst war nicht anwesend, er hatte sich zum Kurgebrauch nach dem Süden begeben.«

Die Zeit wird immer größer. Opfer und Strapazen genug, sich jetzt zum Kurgebrauch nach dem Süden begeben. Aber im Feld sein und vom Hinterland zum Telephon gerufen werden können — das muß das Schwerste sein. Ich habe manchen werten Freund bei der Armee Dankl, wie oft dachte ich mir, hier ist ein Telephon, Lokalverbindungen sind ja unmöglich, aber wie schön wär's, du könntest jetzt — wozu gibt's denn diese verfluchte Technik — schnell erfahren, ob dieser gute Mensch, der keineswegs zum »Stürmen« geboren war, es heil überstanden hat und ob er es nicht wenigstens nötig hätte, im Süden, wohin er sich nun schon einmal begeben hat, zum Kurgebrauch zu bleiben. Sicher ist, daß er beides zugleich nicht vermöchte, und das Telephon sagt nicht, wie er sich entschieden hat. Aber dem Derbysieger im Weltkrieg ist die Welt offen wie eh und je, und wenn auch in ihr an einem Tag mehr Geld verpulvert wird als der Rothschild im Vermögen hat, der Name des Herrn, der der Welt zum erstenmal die Ehrfurcht vor der Milliarde beigebracht hat, sei gepriesen.

* * *

Also doch

Rußland? Nein:

Das Derby.

Sanskrit — Sieger.

Also doch. Schon vor einigen Wochen hub das Geflüster an und wurde immer lauter: Sanskrit macht das Derby. Warum, wußte man nicht. Aus jedem Strauß, den der Rothschildsche Hengst bisher mit

den anderen Derbykandidaten ausgefochten hatte, war er geschlagen zurückgekehrt. Er zog gegen Przemysl den kürzeren und mußte sich vor Fuvolas beugen . . . . Man konnte also den Anhängern Sanskrits nichts Positives entgegenhalten. Schließlich: warum sollte der Rothschildstall nach so langer Zeit nicht wieder ein Derby gewinnen?

Warum nicht — von mir aus!

Dazu kam der heillose Wirrwarr auf dem Wettmarkt. Die Favorits wechselten von Tag zu Tag. Zuerst war es um die falschen Götzen des Vorjahres geschehen. Celsius, Quargel, Bankar öcscse brachen kläglich zusammen und ihre Namen zerstoben wie Spreu im Wind.

Was besonders bei Quargel sympathisch ist.

Dann kam ein längeres Vakuum ohne Favorits, als die Derbyvorproben dieses Jahres neue Kandidaten in die Höhe brachten: Przemysl und Fuvolas. Zu ihnen gesellte sich in letzter Minute Parsifal aus dem Dreherstall . . . .

Also Parsifal kommt aus dem Dreherstall und Sanskrit lernt man bei Rothschild. »Glaukopis« sagte einmal einer neben mir, der zu ihr paßte wie die Faust auf ihr schönes Auge, und ich verstand erst allmählich, daß man heute auf eine Göttin einen »Tip« haben kann. Sollte diese Gesellschaft nicht gezwungen werden können, lieber doch bei Quargel zu bleiben? Dieser heillose Wirrwarr auf dem Wettmarkt, dieses unsichere Tipen zwischen Götter, Helden und Napagedl müßte endlich ein Ende haben. damit nicht Kinder und Kindeskinder die heroische Nebenbedeutung gewisser Namen vergessen und sich dereinst nur erinnern, daß Sanskrit das Derby »gemacht« hat. Gewiß steht ein edles Rennpferd turmhoch über seinem Besitzer; aber der Übermut, zu dem der Name Rothschild berechtigt, ist bei weitem noch kein Grund, Sanskrit in die hunderttausend üblen Münder eines Renntags zu bringen. Weg damit!

* * *

Gottes Allmacht und die Realitäten

In einer und derselben Prager Zeitungsnummer erläßt ein Patriot, Klassiker und Wohltäter der Menschheit die folgende Kundmachung:

Bestellungen
werden entgegengenommen
auf das
Buchdrama
»Allmacht Gottes«
und von
Sr. Majestät
huldvollst angenommenen
Buchdramas
»Edler Monarch«,
zusammen 5 K, wovon 10 % blinden Soldaten und 8 % Witwen und Waisen übertragen werden, vom Verfasser
Carl Alfons Klein,
Besitzer Allerh. belob. Anerkennungen, zw. belob. Anerk. für Lebensrettungen, k. u. k. Kriegs-Jub.-Med.
Prag, Tuchmachergasse 14.

und diese:

Realitäten

Mehrere Millionen
für Finanzierungen,
Darlehen, Transaktionen,
Umwandlungen,
Kauf, Verkauf,
wenn auf solider Basis beruhend, event. Tausch von Herrschaften, Gütern, Häusern, auch
einzelner schlagbarer
Waldbestände besorgt
Carl Alfons Klein,
altren. konz. Kanzlei, Prag,
Tuchmachergasse 14.
Verbindungen in- u. Ausl.

Die Blinden in Prag, die seinen Tritt kennen, sollen gerührt gewesen sein, als sie vernahmen, daß für sie Buchdramen geschrieben worden seien, aber die Witwen und Waisen äußerten, daß sie lieber an den Darlehen die 8 % verdient hätten. Die Allmacht Gottes aber staunte, daß der tragische Karneval, der jetzt auf Erden abgehalten wird, gar für solche Verwandlungen Raum habe.

* * *

Ein Bahnbrecher

ist der Setzer, der im Organ der Warenhäuser, fasziniert durch die Namen, die er am häufigsten setzt, als Premiere

Emilia Galotti.
Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen
von Lessner

geboten hat. Und — Erfinderlos! — er hat nichts davon, während die Administration vielleicht schon einkassieren gegangen ist. Absicht wars wohl nicht; aber auf eine gute Idee hat er sie gebracht und vielleicht fügt es ein Druckfehler, daß nächstens auch Medea von Gerngroß aufgeführt wird. Dann würde in Berlin Iphigenie von Gerson folgen, aber in Prag die Jungfrau von Orleans von Schiller — und hier würde sich zwischen dem Chef des Hauses und dem Vertreter des Prager Tagblatts der folgende Dialog entspinnen: »Wir haben gebracht, daß die Jungfrau von Orleans von Schiller is. Sie wern einsehn —« »Was soll ich da einsehn? Ich seh ein, daß sie von Schiller is. Oder is sie vielleicht von Goethe?« »Sie is zufällig von Schiller, aber es is ein Druckfehler. Gemeint sind Sie!« »Wenn wir gemeint sind, so is es doch kein Druckfehler?« »Wenn es kein Druckfehler is, so müssen Sie mehr zahlen!« »Moment, wenn es kein Druckfehler is, so sind wir nicht gemeint!« »Wenn Sie aber ja gemeint sind?« »Wenn wir ja gemeint sind, so is es ein Druckfehler, und wenn es ein Druckfehler is, brauchen wir nicht zu zahlen.« »Wer denn muß zahlen, wenn nicht Sie?« »Wieso ich? Is die Jungfrau von Orleans von mir?« »Von wem denn? Jeder Mensch in Prag glaubt selbstredend —«. »Die Jungfrau von Orleans is zufällig eine Firma in Paris, kassieren Sie dort ein.« »Das sind Witze, Sie wissen selbst, daß jetzt Krieg is.« »Also gut, ich zahl, aber wie revanchiern Sie sich?« »Ich wer' Ihnen sagen, nächstens is Emilia Galotti, wir haben gar kein Interesse an Lessner in Wien, wir wern irrtümlich bringen, sie is von Schiller!«

* * *

Ein anregender Mensch

(Eine Anregung für die Maturitätsprüfungen.) Man schreibt uns: »Die Zeit der Reifeprüfung für unsere Mittelschüler naht heran. Ich denke heute nach 23 Jahren an das Thema, das uns der ‚Deutsch-

professor' zur Bearbeitung aufgegeben hatte. Dieses Thema lautete: ‚Durch Seefahrten und Kriege zur Entwicklung zu reifen, war nun einmal die Bestimmung des Menschengeschlechtes'. Dieser Satz, der dem Geschichtswerke Rankes entnommen ist, wie herrlich ließe er sich heute ausführen! Ich bin überzeugt, daß so mancher Jüngling, begeistert durch die Heldentaten unserer Armee und unter dem Eindrucke der moralischen Umwertung aller Werte, unter dem Eindrucke der realen Wirklichkeit, sich heute den ersehnten Einser sicherer holen würde, als Anno dazumal im Jahre 1893, als wir im tiefsten Frieden lebten und von dem ‚Eisenbad' des Krieges blutwenig wußten. . . . Es würde sich empfehlen, das Thema als Preisaufgabe auszuschreiben, an dem sich nur Absolventen der Mittelschulen zu beteiligen hätten. Ich würde mich freuen, wenn Sie die Güte hätten, meine Anregung in die rechten Bahnen zu lenken. Hochachtungsvoll Dr. Rosenthal.«

Diese Bahnen haben nie Verspätung. Die uns erwartende Nachwelt wird über die moralische Umwertung aller Werte paff sein.

* * *

Die Umwertung aller Werte

In einem der hunderttausend Prospekte und Aufrufe für die Kriegsanleihe, aber nicht in einem der Banken, sondern in dem vom Präsidium des Witwen- und Waisenfonds unterzeichneten, waren die Sätze enthalten:

Ist es ein Opfer, die Kriegsanleihe zu zeichnen, oder ist es vielleicht auch ein gutes Geschäft?

Auch darauf kommt es an. Die Kriegsanleihe ist kein Opfer, das man dem Staate bringt, sondern die Kriegsanleihe ist ein ausgezeichnetes Geschäft. . . .

Es ist also für jedermann das beste Geschäft, soviel an Kriegsanleihe zu zeichnen, als man heute erspart hat und sich bis Ende 1917, d. i. also in den nächsten zwei Jahren zu ersparen hofft.

Niemand soll aus Nachlässigkeit der Feind seines eigenen Geldes sein, jeder soll tief in die Tasche greifen, weil er damit nicht nur ein gutes Werk tut, sondern auch tüchtig verdienen, d. h. sein Einkommen ganz bedeutend steigern kann! . . .

* * *

Der Wille zur Macht

»Die Kriegsmillionäre werden von Franz Molnár folgendermaßen geschildert: ‚Ich sah dies neue Budapester Publikum, wie es in Restaurants Tausendkronennoten zählte, Hundertkronennoten in Päckchen

reihte. Ich sah, wie Leute zwischen Suppe und Mehlspeise einander zehn bis fünfzehn Tausendkronennoten übergaben und dann weiter aßen . . . Andere haben noch schönere Dinge beobachtet. Die alte Logenschließerin des Nationaltheaters sah, daß während einer Shakespeare-Vorstellung in einer der teuersten Logen Leute saßen, die Papier auf die Brüstung breiteten und auf dieses Papier Salamispalten und Gurken legten. Dieser Anblick erregte Aufsehen im Theater. Eine bejahrte Logendame im Vordergrund machte dieses neue Publikum, das sich auf die Eßware stürzen wollte, darauf aufmerksam, daß man den roten Samt der Brüstung nicht beschmutzen dürfe. Doch das neue Publikum erklärte, es hätte die Loge bezahlt und könne nunmehr darin tun, was ihm beliebe.'«

Die Loge bezahlt? Die Welt aller Ränge bezahlt! Und die hiesigen beliebten Feuilletonisten sagen es also auch? »Es sagen 's aller Orten alle Herzen unter dem himmlischen Tage, jedes in seiner Sprache; warum nicht ich in der meinen?« Und ich wundere mich nur, daß es in Budapest Aufsehen erregt. Salamipapier auf Logenbrüstungen — das ist doch Wurst. Das ist doch ehrlich. Schlimmer wird das nachfolgende Stadium der Kultur sein, und auch das hat Budapest schon hinter sich.

* * *

Jenseits von Gut und Böse

. . . Der Richter sprach aber die Angeklagten frei, denn er wisse, daß polnische Juden, denen ihr Vorname nicht gefalle, ihn mit einem besser klingenden vertauschen, ohne daß sie dabei die Absicht verfolgen, die Behörde in Irrtum zu führen. Es sei bekannt, daß sich viele polnische Juden, die sich Moses nennen sollten, als Moriz eintragen.

Da sind sie so noch bescheiden. Jene, denen dann der Moriz nicht gefällt, nennen sich Maurice. Und wer den Hersch nicht ehrt, will des Horace wert sein und heißt dann, weil Frankreich der Feind ist, eines Tages Horaz. Es sollten Höchstnamen eingeführt werden. Bis zum Moriz gehe ich noch mit, aber dann versagt das Verständnis.

* * *

Menschliches Allzumenschliches

— Prinzessin Gisela von Bayern, hat der Frau Dr. Sophie Großmann für ein Glückwunschtelegramm zum 60. Geburtstage durch die Kammervorstehung folgendes Telegramm zugehen lassen: Ihre kaiserliche Hoheit Frau Prinzessin Gisela lassen Ihnen für Ihre so warmen Glückwünsche herzlich danken. Perfall.

* * *

Die frőhliche Wissenschaft

Bei der Abhaltung der Vorlesungen trat allerdings nur zu oft das Kuriosum ein, daß ich, wenn ein Satz gerade beendet war, eine kleine Pause eintreten lassen mußte, um den Donner der Geschütze verhallen zu lassen. Denn die Fenster waren wegen der hohen Temperatur geöffnet und so setzten die Geschütze die Kommas und die Schlußpunkte unter alle Sätze.

So erzählt ein Czernowitzer Universitätsprofessor, und den Geschützen, die genug akademische Würde hatten, ihn ausreden zu lassen und nicht schon im Satz zu unterbrechen, läßt sich immerhin nachsagen, daß sie es mit der Interpunktion halten, die in einer so großen Zeit vielfach als Nebensache behandelt wird. Aber die Beherztheit eines Czernowitzer Universitätsprofessors, die auf dem vorgeschobensten Posten deutsch-österreichischer Kultur keine Grenze kennt, findet noch ihre Steigerung:

Am Tage darauf wurde ich neugierig und ging, selbstverständlich mit einem Passierschein, nach Mahalla.

Nachdem er sich so vor dem Leser ausgewiesen hat und keinen Anstand mehr haben kann, entschließt er sich endlich, auch westwärts abzugehen.

Um 1 Uhr nachts verließ ich meine Wohnung, meinen Koffer in der Hand; denn ich wollte mich von meinen Schriften und einigen unentbehrlichen Büchern nicht trennen.

Aber das ist es eben. Bei Geschriebenem und Gedrucktem lassen sich die Geschütze auf Korrekturen nicht mehr ein. Da streichen sie das Ganze. Darum sollte man, um ihre Tätigkeit vollends zu rehabilitieren, die Universitätsprofessoren in Sicherheit bringen und nur die Bedingung stellen, daß sie ihre unentbehrlichsten Schriften zurücklassen.

* * *

Die Geburt der Tragödie

(Der Schützengraben während der Firmwoche.) Für das leichtempfängliche Kindergemüt kann wohl kaum etwas Fesselnderes gedacht werden, als der Schützengraben mit seiner Romantik, und so ist es begreiflich, daß wohl jeder Firmpate und jede Firmpatin in das für ihren Firmling zusammengestellte Unterhaltungsprogramm einen Besuch des Schützengrabens im Prater eingesetzt haben. Die naturgetreue Anlage des Schützengrabens mit seinen Unterständen, die vor ihnen errichteten Drahtverhaue, über die hinweg man die —

— Zeit verhauen möchte! Nichts als dies brauchte von ihr zu bleiben, um sie den Nachlebenden zum Greuel und Scheuel zu machen. Ehedem hat der »Göd« dem Firmling eine Uhr und dazu eine Watschen zum Geschenk gemacht. Jetzt, da die Uhr die große Zeit anzeigt, täte man besser, die Watschen dem »Göd« zu überreichen, der die Absicht hat, das leichtempfängliche Kindergemüt zum Schützengraben zu führen. Die naturgetreue Anlage des Schützengrabens und die naturgetreue Anlage des Kindergemüts: eine Mörderwelt sieht nicht, daß sie dieses in jenem begräbt, und setzt beides in ihr Unterhaltungsprogramm!

* * *

Der Übermensch

Das Bruchstück:

Unter dem Schlagworte »Die Feldgrauen für die Feldgrauen« veranstalten Offiziere und Mannschaften der hiesigen Ersatzformationen ein ganz eigenes Theater, wobei sie das von einem Feldgrauen verfaßte Stück »Der Hias« zur Aufführung bringen. Im Rahmen einer dreiaktigen Komödie werden uns einzelne Bilder aus dem Leben vor Augen geführt, und wir lernen so ziemlich alles kennen, was der Krieg an Abenteuerlichem, Verwegenem und Überraschendem, nicht minder aber auch an herzhaft Erfrischendem und Ergreifendem mit sich bringt. Patrouillengänge, Gefangennahme, Kriegsgericht gegen »deutsche Barbarei«, französischer Chauvinismus und frohgemutes Lagerleben wie die Feier des Königsgeburtstages wechseln in bunter Reihe ab, wobei ganz besonders das kameradschaftliche Zusammenleben der Offiziere und sonstigen Vorgesetzten mit der Mannschaft und deren treues Zusammenhalten geschildert wird. Die Anhänglichkeit der Mannschaft an die Offiziere zeigt sich im schönsten Licht, — und solch ein Muster echt bayerischer Art ist der Offiziersbursche Hias .... Es ist Theater und doch keines, vielmehr im höheren Sinne wahrhaftiges Leben .... das ist nur die Wiedergabe des Erlebten, wenn auch in anderer Form, das ist aus ihren Empfindungen herausgeboren und wohl nur ein Spiegelbild ihres ureigensten Wesens, wie es sich draußen im Felde gebildet hat .... Dieser Akt ist vom Publikum beklatscht worden, wie dies noch keine Kunstleistung erfahren hat .... Und da es also nach dieser Richtung hin kein Theater im üblichen Sinne sein will, nennt der Theaterzettel keinen einzigen Namen der Mitwirkenden, ja, nicht einmal der Verfasser des Stückes tritt aus seiner bescheidenen Zurückhaltung heraus. Im dritten Akte sollte auch ein Film vorgeführt werden, aber leider hat die Polizei ihn wegen Feuersgefahr gestrichen, so daß wir

darum kamen, die Auffahrt der Artillerie, Handgranatenkampf, Handgemenge und Nahkampf zu sehen. Zum Schlusse endlich .... so manches kluge, liebe und zuversichtliche Wort .... gesunder, kräftiger, echt bajuvarischer Humor ....

Das Nachgeholte:

(Faustrecht eines Theaterdichters.) Zurzeit wird im Nürnberger Stadttheater das feldgraue Spiel: »Der Hias« von H. Gilardone aufgeführt. Der Verfasser hat sich herausgenommen, unter gröblichsten Beleidigungen und unter Androhung körperlicher Gewalt, außerdem mit Unterschiebung materieller Interessen, gegen den Referenten und den verantwortlichen Redakteur des ‚Nürnberger Anzeigers' vorzugehen. Er verlangte unter diesen Drohungen und Beleidigungen den Widerruf der Besprechung. Der »Journalisten- und Schriftstellerverein Nürnberg und Umgebung« hat sich in seiner Sitzung vom 8. Juni 1916 mit der Angelegenheit befaßt und erklärte sich angesichts dieses unerhörten Verhaltens solidarisch mit seinen beiden angegriffenen Mitgliedern, verurteilt das Vorgehen des Herrn Gilardone aufs schärfste und billigt den beiden angegriffenen Mitgliedern den Rechtsschutz des Vereins zu.

* * *

Zur Genealogie der Moral

Auf Grund einer vom Wachtmeister Berger erstatteten Anzeige hatte sich die Schneiderin Karoline M. wegen Übertretung gegen die öffentliche Sittlichkeit zu verantworten, weil sie am 4. April, auf dem Heimwege begriffen, gegen Mitternacht in der Mariahilferstraße den Rock bis zu den Hüften hinauf gehoben haben soll. Die Angeklagte hatte sich zur kritischen Zeit in Gesellschaft zweier Herren befunden, während der Anzeiger, der die Arretierung der Angeklagten veranlaßte, in Begleitung seiner Frau und eines anderen Soldaten war. In der heute durchgeführten Verhandlung stellte die Angeklagte entschieden in Abrede, den Rock in einer das Sittlichkeitsgefühl verletzenden Weise gehoben zu haben. Sie erklärte, daß sie damals den Rock höher gehoben habe als sonst, nämlich bis zur halben Höhe der Strümpfe, was um so weniger auffällig war, als sie auch Reformunterkleider trug. Die als Zeugin vernommene Wachtmeistersgattin Anna Berger gab an, daß die Angeklagte den Rock bis zur Hüfte gehoben, dabei sich gebückt und noch gelacht habe. Durch dieses Verhalten sei das Sittlichkeitsgefühl der hinter ihr gehenden Personen arg verletzt worden, zumal die Angeklagte, wie sie sah, keine Unterkleider getragen habe. Gegenüber dieser Aussage erklärte die Angeklagte, sie habe den Rock nicht allzu hoch heben können, weil sie damals in zwei Herren eingehängt war. Der Zeuge Franz Wiedel, der zur kritischen Zeit in Gesellschaft der Angeklagten war, gab an, daß die Angeklagte, als sie vom Trottoir auf die Straße ging, den Rock so hoch gehoben habe, wie die Damen ihn

heben, wenn es regnet. — Richter: Hat es damals geregnet? — Zeuge: Nein. — Der Zeuge gab schließlich noch an, daß die Angeklagte und ihre beiden Begleiter zur kritischen Zeit in sehr animierter Stimmung sich befanden und daß, seiner Ansicht nach, durch das Heben des Rockes bis zu den Knöcheln das Sittlichkeitsgefühl irgendeiner Person nicht verletzt werden konnte. Der Richter sprach schließlich die Angeklagte frei, da bei den widersprechenden Zeugenaussagen nicht genau festgestellt werden konnte, wie hoch denn die Angeklagte eigentlich den Rock gehoben habe. Der Richter ermahnte zum Schlusse die Angeklagte, beim Heben des Rockes vorsichtiger zu sein.

Hoch der Rock, die Waffen nieder!

* * *

Die blonde Bestie

(Die Mädchen von S. und die ungalanten Boches.) Aus der Westfront wird folgende heitere Episode berichtet: Als die deutschen Eroberer das Dörfchen S. besetzt hatten, veranlaßten sie die Gemeindebehörden, »aus Gründen der Ordnung« an der Tür eines jeden Gebäudes ein Verzeichnis aller dort wohnhaften Personen anzuschlagen. Es genügte ihnen aber nicht etwa, Name und Beruf zu wissen, nein, sogar das Alter der einzelnen Personen mußte mit angegeben sein und — wie peinlich — obendrein vom Dorfschulzen als richtig beglaubigt. Die wenigen noch im Ort befindlichen Männer besahen die Sache allerdings mit Gleichmut, und auch die Greisinnen und die ehrwürdigen Matronen fügten sich. Ja, es gab einen kleinen weiblichen Kreis im Dorfe, der die Maßnahmen sogar mit Genugtuung begrüßte: die von 18 bis 24! Anders aber die Schönen des »Mittelalters«. Sie fühlten sich in aller Öffentlichkeit an den Pranger gestellt. Was nützt jetzt zum Beispiel der kleinen, zierlichen Wäscherin Valentine Roussi alle Munterkeit und Anmut, wo der vermaledeite Wisch da draußen zu jeder Stunde auf die Gasse hinausschrie, daß sie »schon« 26 Jahre alt ist? Und welchen Sinn hat es denn noch für die in ihrer ganzen bäuerlichen Schönheit erblühte Madeleine Thuillard, ihrer vollen Figur eine schlanke Taille abzutrotzen oder mit Hilfe des schwarzen Samtbandes ihrem sonnengebräunten Hals einen so »vorteilhaft« wirkenden Schmuck zu verleihen, wo der in ihrem Hause in Quartier liegende Kriegsmann lediglich vor die Tür zu gehen braucht, um sich über Dichtung und Wahrheit bei Madeleine Gewißheit zu verschaffen? Reicht doch die dreifache Fingerreihe nicht mehr hin, ihre Lenze aufzuzählen. Kurz und gut, der Zustand war wirklich unerträglich. Und eines Abends, als es dunkelte, raffte sich eine resolute Neunundzwanzigjährige zur Tat auf. Sie nahm ein Messer, schlich vor

die Haustür und kratzte mit zitternder Hand und klopfenden Herzens den vielsagenden Einer der zweistelligen Zahl ihres Alters — die neun — von dem blütenweißen Amtspapier hinweg. Den Zehner — die zwei — ließ sie unberührt, denn sie wollte ja durchaus nicht leugnen, daß es mit ihr so um die 20 herum stand. Und siehe da: das Verfahren machte schnell Schule, so daß heute die Einwohnerverzeichnisse in bezug auf das Alter der holden Weiblichkeit zwischen 25 und 40 Jahren fast durchwegs nur noch die geheimnisvolle Zehnerziffer aufweisen. Die deutsche Ortskommandantur hat den gewiß höchst bezeichnenden Akt der Selbsthilfe gekränkter französischer Dorfschönen offenbar in seiner ganzen Harmlosigkeit erfaßt und läßt den Missetäterinnen stillschweigend den kleinen Triumph ihrer Eitelkeit.

Nein, die Boches sind nicht ungalant, sondern sie haben Humor. Die resolute Neunundzwanzigjährige hat ganz recht getan, sozusagen ein Beispiel gegeben; und der in ihrem Hause liegende Kriegsmann, dem es um die »erweisliche Wahrheit« zu tun war, ist um den Erfolg seiner Neugierde betrogen. Hätte sie aber geahnt, daß diese bei weitem nicht so ordinär sei wie die Scherzhaftigkeit, über die er erforderlichenfalls auch verfügt, sie hätte es unterlassen. Denn Unappetitlicheres als dieser Humor preisgebender Diskretion, als dieses Lachen des sexuellen Verzichts, diese Blamierung des »Mittelalters« und diese Musterung der »Lenze«, die ihre Heiterkeit von den ‚Fliegenden' auf die Flieger vermacht hat, läßt sich vor dem unsere Lebensart mehr bestaunenden als hassenden Europa nicht ersinnen. Die Feinde werden endlich lernen, daß es wirksamer sei, unsere Pikanterien zu berichten, als unsere Greuel zu erfinden.

* * *

Die ewige Wiederkunft

aber könnte von dieser umwertenden Welt, vor der gestorben zu sein weit größere Ehre ist als für sie gestorben zu sein, höchstens so erlebt werden:

Im Lustspieltheater wurde dieser Tage die Operette »Mädel, küsse mich!« zum fünfundsiebzigstenmal gegeben .... Die Zugkraft der Operette »Die Csardasfürstin« im Johann Strauß-Theater erwies sich auch kürzlich bei ihrer zweihundertfünfundzwanzigsten Wiederholung .... In der Residenzbühne hat »Der Regimentspapa« die fünfzigste Aufführung hinter sich ....

* * *

Eine leider nur vorübergehende Veranstaltung

. . . wurde in diesen Tagen eine eigenartige Ausstellung eröffnet. »Das verschwindende Ghetto« nennt sie sich .... Diese Ausstellung bietet ein ungemein interessantes Bild der Entwicklung des Amsterdamer Judentums. Lange hat der Kampf gedauert, bis der Entschluß, das Judenviertel niederzulegen, sich durchzusetzen vermochte .... Auch die bis in die kleinsten Einzelheiten gehende Nachbildung eines typischen Ghettozimmers mit all den Gegenständen für die rituellen Gebräuche ist von besonderem Interesse .... Und so sind es hundert Dinge, die das Auge fesseln, und man kann beim Durchwandern der Ausstellung fast bedauern, daß es sich hier um eine nur vorübergehende Veranstaltung handelt.

Was heißt fast? Ganz! Was heißt Amsterdam? Wien! Was heißt typisches Ghettozimmer? Von Olbrich!

* * *

Fleißig nur im Talmud lesen!

Die Polizei hat den aus Satoraljaujhely gebürtigen 24jährigen Talmudisten Ludwig Pahmer verhaftet, der in letzter Zeit große Mengen von Lebensmitteln eingekauft, eingelagert und dadurch die Preise der Lebensmittel künstlich in die Höhe getrieben hatte.

Ist schon alles dagewesen!

* * *

Merks Wien

Gegenüber jenem fashionablen (feinen) Hotel (Haus) Bristol (Vöslau), das den Anforderungen der Zeit entsprechend einen »Rostraum« (Grillroom) eingeführt hat und wo die Berliner Armeelieferanten deshalb ein- und ausgehen können, steht eine Plakatsäule, auf der die folgende Sammlung von Ankündigungen zu lesen ist:

Zuckerzusatzkarte
Kaffeekarte
Ablieferung von Metallgeräten
Säuglingsfürsorge

Und über all dem:

»Volk in Not«

Der Kleber war ein Zeit- und Raumkünstler.

* * *

Sie exzediert schon

Einen bemerkenswerten Verlauf nahm heute beim Bezirksgerichte Josefstadt eine Verhandlung, in der die Hilfsarbeiterin Marie Grill wegen Wachebeleidigung angeklagt war. Als Frau Grill, deren Mann im Feld steht, am 5. Mai gegen 6 Uhr abends von der Arbeit heimkehrte, fand sie ihre armselige, aus Kabinett und Küche bestehende Wohnung ganz ausgeräumt vor. Die geringen Fahrnisse waren auf einen Handwagen in der Hauseinfahrt aufgeladen. Um den Wagen standen die drei Kinder der Frau Grill und weinten. Die Hausbesorgerin im Hause Hernalser Hauptstraße 210 hatte wegen eines Zinsrückstandes von 11 K die Delogierung der Frau Grill erwirkt und sie in Abwesenheit der Frau Grill vornehmen lassen. Die Delogierte, die noch keine Wohnung hatte, machte Miene, sich mit ihrem jüngsten, schwerkranken Buben auf die Schienen der Elektrischen zu werfen, wurde jedoch von den Passanten, die sich in großer Zahl angesammelt hatten, zurückgehalten. . . . wegen Straßenexzesses für verhaftet erklärte und sie, begleitet von mehreren hundert Personen, aufs Kommissariat eskortierte. Während der Eskorte soll Frau Grill dem Wachmanne zugerufen haben: »Sie sind von der Hausmeisterin gespickt worden. Sie gehören eigentlich ins Feld, nur sind Sie dazu zu feig!« . . . ihre drei Kinder, von denen das jüngste kürzlich an beiden Füßen operiert. . . . Die Hausbesorgerin, die ihr gehässig sei, und die allein im Hause das Regiment führe, habe ihr gekündigt und auch die Delogierung bewirkt. Am 5. Mai sei sie nachmittags auf Arbeit ausgegangen und als sie am Abend zurückkehrte, habe ihr die Hausbesorgerin schon von weitem zugerufen: »Na, ich hab' a schöne Überraschung für Sie vorbereitet!« Sie habe dann zu ihrem Entsetzen ihre armseligen Sachen in der Hauseinfahrt gesehen. Sie habe sehr geweint, da sie nicht wußte, wohin sie mit ihren Kindern gehen solle. Auf einen Wink der Hausbesorgerin sei der Wachmann Bayer herbeigeeilt, habe sie, als sie weinte, sofort beim Arm gepackt und dabei gerufen: »Oes Reservistenweiber! ich werd' euch schon helfen! . . . . Richter: Geben Sie zu, den Wachmann während der Eskorte mit der in der Anzeige inkriminierten Äußerung beschimpft zu haben? Angekl.: Wie mich der Wachmann wie eine Diebin eskortiert hat, so daß ich mich vor den Leuten geschämt habe, habe ich ihm nur gesagt: »Sie gehören ins Feld, damit Sie die Sachen auch kennen lernen, wie mein Mann sie kennen gelernt hat.« . . . Der als Zeuge unter Diensteid vernommene Wachmann Ferdinand Bayer erklärte, daß die Hausbesorgerin ihm schon vor der Vornahme der Delogierung sagte, daß Frau Grill, wenn sie nach Hause kommen wird, sicher exzedieren werde. Gegen 6 Uhr abends habe ihn dann die Hausbesorgerin mit den Worten gerufen: »Sie ist schon da, sie exzediert schon.« . . . arretiert . . . eskortiert . . . inkriminierte Weise . . .

Das Ganze heißt Wien. Es beginnt mit ein paar armseligen »Fahrnissen«, nimmt dann einen bemerkenswerten Verlauf

und endet mit Delogierung, Elektrischer, Passanten, Kommissariat, Regiment, operiert, exzediert, arretiert, eskortiert, inkriminiert. Die Hausmeisterin bietet a schöne Überraschung. Die Armut, die nur ein paar Fahrnisse hat, gerät in allerlei Fährnisse, unter Fremdwörter, die sie nicht versteht, sieht sich plötzlich vor einem Richter, den sie mit »Herr kaiserlicher Rat« oder gar »Herr kaiserlicher Adler« anspricht. Es kommt ins Weltblatt, wo es der wahre kaiserliche Rat, ein richtiger Adler zum Frühstück liest. »Fahrnisse hat sie gehabt, nicht der Rede wert.« Sie exzediert schon? Nein, noch nicht. O oes Reservistenweiber, könnte ich euch doch helfen!

* * *

Jetzt ist Krieg

Das vernichtende, in seiner totsicheren Stupidität fast wunderbare Argument: daß jetzt Krieg ist — welches die Raubgier wie die Faulheit bereit halten, um den wegmüden Wanderer, den ja auf Verlust und Hindernis gefaßten, aber von solcher Vehemenz überraschten Bürger anzufallen, in den Straßengraben zu werfen und nur gegen ein neuerliches Lösegeld am Leben zu lassen — es wird die letzte Erkenntnis einer Menschheit sein, die, wie immer er ende, die Beute ihres Krieges bleibt. Plusmachertum und Schlamperei scheinen seit den Tagen, da der Fortschritt sich in Bewegung setzte, darauf gewartet zu haben, einmal mit einigem Anspruch auf Glaubhaftigkeit sagen zu können: Jetzt ist Krieg! Bliebe uns noch so viel Nervenkraft, alle Attentate auf eben diese im Gedächtnis zu bewahren, wir hinterließen ein Lesestück für die Enkel, in dem erzählt wird, was sich im Hintergrund der blutigen Begebenheit täglich abgespielt hat, wenn wir kauften, speisten, reisten (o Sagenwelt der Paßlabyrinthe und Klauselabenteuer), wenn wir Briefe schickten und empfangen sollten. Da vernehme ich, daß der brausende Schmock, der uns eine »Isonzobibel« versprochen hat, vorläufig so entgegenkommend war, eine philosophische Rechtfertigung des österreichischen Daseins zu versuchen. Zum Glück gibt es wieder andere Schmöcke, die Rezensionen schreiben und die Quintessenz eines »psychopolitischen Systems« durch ein

glückliches Zitat vorwegnehmen. Die österreichische Schlamperei wird also als eine »in Laß und Lust gewordene und eine den musischen Tugenden entsprechende wahnverwaltende Verwaltung« definiert. Nie wäre mir eine solche Formulierung geglückt, wiewohl ich doch immer erkannt habe, daß die ganze Verspätung unseres Daseins auf den musischen Zeitvertreib der Südwahn- und Nordwahnverwaltung zurückzuführen sei, zu deren Laß und Lust wir ja eigens auf die Welt gekommen sind. Daß es Dichter seien, die unsere Lebensnotwendigkeiten bestellen, haben wir oft auf dem Südwahnhof erfahren, wenn unsere Frage nach der Ankunft eines Zuges mit der Versicherung beschwichtigt wurde: »So um'ra elfe kummt er gern«; und wie froh wurde mir ums Herz, als mir neulich auf die Erkundigung, ob man sich denn auf die einstündige Verspätung, die angeschrieben sei, verlassen könne, die Auskunft wurde: »Ah wos, wos waß denn i, die wissen an Dreck, und wann s' wos wissen, wern s' es do net dem Publikum auf d' Nasn binden!« »Warum denn nicht?« »Weil s' selber an Dreck wissen!« »So. Aber es ist doch eine einstündige Verspätung angeschrieben.« »Jo, ongschrieben, aber kummen tut er um zwa Stund später.« »Ist das die Regel?« »Na, die Regel is grad nöt, aber dös müßt rein a Ausnahm sein, daß er net zwa Stunden hot.« »Ja, aber warum wird denn das nicht angeschrieben?« »Z'weg'n wos? Z'weg'n so an Dreck von an Personenzug?« »Ja, aber warum wird denn dann die einstündige Verspätung angeschrieben?« »Weil dös eben ka Mensch nöt wissen kann, dö draußt melden's nöt herein und dö herint sagen nix.« »Halt, ich glaube, jetzt kommt er.« »No alstan, sehn S', dös is der reine Zufall!« »Ja, aber wie kommt das, daß er doch kommt?« »Mei liaber Herr, da müssn S' wen andern fragen, dös san eben die Verspätungen, wir herint kriegen keine Meldung nicht, jetztn bei dem Verkehr kann man gar nix sagen, jetzt is Krieg —!« Ähnliche Aufklärungen würden einen auch bei einer Post- und Telegraphenbeschwerde schadlos halten. Daß es Dichter sind, weiß man nicht nur vom Neujahr her, wo sie sich einander so schöne Verse drahten. Die »Postler«, die schon immer nicht recht wollten, berufen sich jetzt auf die »Bahner« und beide zusammen auf die Krieger. Aber wenigstens haben wir kürzlich erfahren, daß es einen

Reichsbund deutschler Postler Österreichs gibt, der unter der Ägide eines Obmanns namens Pogatschnigg (was wie ein entschlossener Pallawatsch klingt) einem Kameraden im »Reich« einen Drahtgruß entboten hat, weil dieser in seiner Eigenschaft als Abgeordneter dem Sozialdemokraten Liebknecht das Manuskript aus der Hand gerissen hatte. Man konnte daraus ersehen, was den österreichischen Postlern Freude macht. Sie sind immer lieber dafür, daß einem ein Schriftstück weggerissen als daß es einem zugestellt wird. Was aber die Meinung deutschvölkischer Männer über Liebknecht anlangt, so ist es nicht nötig hervorzuheben, daß dieser ein Ehrenmann ist, was jenen noch kein kriegsgerichtliches Urteil nachgesagt hat, sondern die Sache liegt vielmehr so, daß man sich über die Postler nur ärgern muß und daß dem Futtermangel, unter dem jetzt die Tiere zu leiden haben, durch eine geschickte Verarbeitung von Deutschnationalen abzuhelfen wäre. Es wäre ja ein Betrug. Aber wissen wir denn, woraus dänische Konserven gemacht sind, und von welchem Tiere das »Kriegsfleisch« kommt, das uns jetzt aus manchem Schaufenster Ersatz verheißt? Wir wissen unter dem vielen, was wir nicht wissen können, nicht wissen dürfen und nicht wollen, nur eines: daß jetzt Krieg ist, nämlich jener, den die Politiker gemacht haben, und daß es human wäre, alle jene, die die Menschheit zur Schlachtbank geführt haben, zur Schlachtbank zu führen, damit wenigstens die Tiere sich wieder satt essen können.

* * *

Die Beispiellosen

Es wird darauf aufmerksam gemacht, daß es in dieser großen Zeit nicht genügt, statt eines Fremdwortes eine Phrase bei der Hand zu haben, sondern daß es auch die richtige sein muß. Man bedenkt nicht, welches Unheil entstehen kann, wenn im entscheidenden Moment die Phrasen verwechselt werden. Das volkstümliche Denken inkliniert — bitte, inkliniert sage ich und nicht neigt, denn ich halte es für besseres Deutsch — inkliniert sehr dazu, von zwei Vorstellungen, die ein deutsches Wort immer eröffnen kann, die nächste zu beziehen. Wenn die Polizei sagt, daß

der fehlende Betrag hundert Kronen »betrug«, so glaubt das Volk, daß hier schon das Delikt bezeichnet ist, und wenn sie einen »Angestellten« sucht, so sieht es darin schon die Beschuldigung, daß er etwas angestellt habe. Eine ähnlich faszinierende Wirkung hat das Wort »Beispiel», das aus der unverständlichen Zusammensetzung »beispielgebend«, in der es der Sprecher als Beispiel empfiehlt, in die geläufigere »beispiellos« zurückversetzt wird, in der es der besprochenen Handlung gefehlt hat. Selbst der Geist offizieller Verlautbarungen ist von einem Beispiel immer so hingerissen, daß er es unrichtig anwendet. So wurde zu Beginn einer Zeit, die von Beispielen wimmelt und in der zum Ersatz für Menschlichkeit und Lebensmittel nichts anderes täglich gegeben wird als Beispiele und Scherflein, der Entschluß eines Hofbeamten, wieder aktiver Offizier zu werden, mit den Worten verkündet, er habe »sich in beispielloser Weise zum Frontdienst gemeldet«. Nun kann der tausendste, der es tut, noch immer den folgenden ein Beispiel geben, aber vom hunderttausendsten, der doch noch mehr Vorbilder hat, wird unfehlbar gesagt werden, er habe beispiellos gehandelt. Es mag dies mit dem Drang des Österreichers nach Individualität zusammenhängen. Er steht dem Leben als Restaurateur in jedem Sinne des Wortes gegenüber, richtet sein Etablissement immer wieder auf den Glanz her, und wenn er sagt, es sei das erste Restaurant der Welt, so hat er insofern recht, als es zwar nicht das beste ist, aber immer wieder der Versuch, eine Einrichtung, die sich für die übrige Menschheit von selbst versteht, mit dem größten Anspruch auf Beachtung, schwitzend und grüßend, in beispielloser Weise zusammenzuflicken. Denn der Hanswurst benimmt sich immer so, als wäre nicht knapp zuvor ihm von heroischer Seite ein Beispiel gegeben worden.

* * *

Alles was recht is — da gibts nix!

»... Man darf wohl feststellen, daß weder bei uns noch bei unseren Verbündeten ein Verunglimpfen des Gegners zulässig ist und daß ein solches weder bei unseren Soldaten noch im Hinterland Beifall ernten könnte. Dies entspräche eben der ritterlichen

Denkungsart unserer Soldaten nicht. Demgegenüber ist in der Ententepresse von Anfang an die roheste Beschimpfung und Verleumdung des Gegners der Grundton der Tagespresse und der Kriegsliteratur gewesen ....«

* * *

Was gibts Neues?

»In Chemnitz ist ein ‚Haßgesang auf Kitchener' zu dessen Tod entstanden, der nun öffentlich verbreitet und in öffentlichen Lokalen gesungen wird.«

* * *

Ein Nachruf

Kein General kann gezwungen werden, auf dem Kriegsschauplatz zu sterben. Es gibt auch solche, die in der Bognergasse fallen, wenn unversehens ein Auto kommt, oder von einem Omnibus bei der Karlskirche verwundet werden oder in der Avenue de l'Opera oder wer weiß wo. Aber eine Menschlichkeit, die solche Vorfälle natürlich bedauert und der es nicht in den Sinn kommt, sie mit dem Maße des kriegerischen Nachruhms zu messen, der in derselben Zeit zu holen wäre, fühlt sich doch von Zorn und Ekel gepackt, wenn sie in nächster Nähe die Überschrift liest:

Das Ende Lord Kitcheners.

Der ruhmlose Abschluß einer großen Laufbahn.

Unter den Titeln, mit denen uns dieser wutkranke Börseaner allabendlich anfällt, wohl einer, der uns mit tiefster Trauer vor unserer Wehrlosigkeit erfüllt. Gäbe es in Österreich einen Menschen, der Mut im Sinne einer kulturellen Offensive hat, ein solcher wüßte, was er zu tun hat, damit nie mehr wieder an einem Tage, an dem sich alle Weltfeindschaft im Schweigen vor dem Riesenmaß eines Todes findet, das schmutzigste Maul dieser Zeit und das unverantwortlichste, sich solchen Nachgebells erfreche. Wann wird der Schinder kommen diesem Lande!

* * *

Der ruhmlose Abschluß einer großen Laufbahn

Wien, 21. Juni.

Das holländische Blatt »Vaderland« hatte vor einigen Tagen die Möglichkeit erwähnt, daß Kitchener in der Seeschlacht vor dem Skagerrak sein Ende gefunden habe. Einer näheren Prüfung hält diese Lesart, wie die »Kölnische Zeitung« ausführt, nicht stand. Das ergibt sich aus folgenden Tatsachen .... Feststeht, daß Kitchener durch eine deutsche Waffe, mag es nun eine Mine oder ein Torpedo gewesen sein, seinen Tod fand.

Feststeht und treu.

* * *

Der ruhmlosere Abschluß

».... hat durch übereinstimmende Zeugenaussagen der zwölf überlebenden Matrosen Aufschluß über die letzten Augenblicke des britischen Generals gegeben .... daß Kitchener das Schiff nicht verließ, sondern mit ihm unterging .... verlor keinen Augenblick seine bekannte Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart, vielmehr trug er eine erstaunliche Ruhe und Gleichgültigkeit zur Schau. Als die Minenexplosion eintrat, kam Kitchener, der sich gerade in seiner Kabine befand, ruhigen Schrittes ans Deck, wo er gleichmütig mit zwei Offizieren sprach .... so daß die Boote und alle, die darin Platz genommen hatten, mit in die Tiefe herabgezogen wurden. Während das Dutzend Matrosen sich auf etliche schwimmende Flöße retteten .... stand Kitchener noch immer an Deck im Gespräch mit seinen Adjutanten. Er und der Kommandant waren die letzten, welche mit dem »Hampshire« untergingen.«

Oder auf deutsch:

Man fühlt es schmerzlich und betroffen:
Herr Kitchener ist nun zwar ersoffen —
Doch Grey? Da bleibt noch viel zu hoffen.

Das ist im Simplicissimus gestanden, in jenem Simplicissimus, der seine Vergangenheit an das Vaterland verraten hat; dessen ruhmloses Ende der traurigste Witz der Zeitgeschichte war und dessen wir uns unter allem was seit 1914 in deutscher Sprache erschienen ist, dereinst am meisten zu schämen haben werden. Kein Zweifel, diesen Bulldogg hätte Schopenhauer an die Kette gewünscht!

* * *

Sehr richtig!

»... Deshalb muß Frankreich als Bittsteller sich nach London wenden, obgleich das innere Wesen beider Völker die Entwicklung der Herzlichkeit ausschließt und die Kräfte, die abstoßen, im Kriege trotz der politischen und militärischen Gemeinschaft noch stärker geworden sind als im Frieden. Franzosen und Engländer können sich gegenseitig nicht ausstehen, und dazu kommt das Mißtrauen, das in Paris weite Schichten erfaßt hat ....«

* * *

Das Leben ohne Phrase

Phrasenaustausch zwischen Boselli, Asquith und Briand

Lugano, 25. Juni.

Der italienische Ministerpräsident Boselli hat an den Premierminister Asquith und an den Ministerpräsidenten Briand Telegramme gesandt, in denen er ihnen seine Amtsübernahme anzeigt.

In seinem Telegramm an Premierminister Asquith erklärt Ministerpräsident Boselli ....

Premierminister Asquith erwiderte, indem er ....

In seinem Telegramm an Ministerpräsidenten Briand gebraucht Ministerpräsident Boselli die Phrase, daß die französische und die italienische Nation in einem Bündnisse verknüpft seien, das von gemeinsamen Erinnerungen und Vorsätzen zur Geltendmachung der nationalen Rechte beseelt sei.

Ministerpräsident Briand erwiderte mit der Versicherung, daß Bosellis Gefühle in Frankreich ein treues Echo finden und beide Nationen von einem gemeinsamen Ideal getrieben werden, um einträchtig und mit gleicher Energie bis zum Endsieg zu kämpfen.

Etwas ganz anderes ist es, wenn sich anderwärts nicht nur Sprach- und Stammesgemeinschaft, sondern auch die Übereinstimmung des Kriegszieles und die natürliche Solidarität der Gefühle in Kundgebungen äußern. Denn bekanntlich sind die Angehörigen der romanischen Rasse nur durch Mißtrauen aneinander gebunden, während sich die Sympathie zwischen einem Braunschweiger und einem Debrecziner, einem Klagenfurter und einem Kleinasiaten von selbst versteht.

* * *

Austausch von Wahrheiten

Wir haben allerdings triftigen Grund, uns über den Austausch von Phrasen zwischen den Feinden lustig zu machen, da wir uns höchstens gegenseitig Komplimente über unsere Aufrichtigkeit machen könnten:

Im Schlaraffenland

Dieser blitzhaft über

Berlin W. W.

hinleuchtende Gesellschaftsroman spiegelt die Welt der oberen Zehntausend der Reichshauptstadt in unvergleichlicher Satire wieder. Fäulnis und Trubel der Metropole, die genußgierige Welt der Geldleute, Schieber, literarischen Streber und Hochstapler zieht im Zerrspiegel schlemmend an uns vorbei: Schlaraffenland, Schlaraffenland der feinen Leute!

Der Golem

Ist man mit der Lektüre zu Ende, so faßt man sich wohl selbst an den Kopf und sinnt, ob man nicht auch träume. . . .

Aber nicht, daß man den »Golem«, sondern daß man jenes über Berlin W. W. gelesen hat. Im Annoncenteil, also wenn sie dafür Geld kriegt, nimmt sich die österreichische Presse kein Blatt vor den Mund. Vielleicht zur Revanche, weil neulich im Textteil des Berliner Tageblatts die Worte zu lesen waren:

Schallende Heiterkeit weckte der Frosch Max Pallenbergs, in Ton und Maske das Abbild eines echten österreichischen Trottels.

Dieser droht nun scherzhaft mit dem Finger und sagt: »Sie sind doch bekannt, mein Lieber, als Schieber, als Schieber!«

* * *

Eine Feststellung

Berlin, 13. Juli.

Die Blätter veröffentlichen einen Bericht aus dem Großen Hauptquartier, worin es heißt:

Vom ersten Tage des Krieges haben wir als einzige von allen kämpfenden Nationen die Heeresberichte unserer sämtlichen Gegner ohne jede Kürzung veröffentlicht, denn grenzenlos ist unser Vertrauen in die Standhaftigkeit der Daheimgebliebenen. Aber unsere Feinde machten sich dieses Vertrauen zunutze. . . .

* * *

»Bundestheater«

... das Orchester spielte die Hymnen der verbündeten Mächte und das Publikum, in dem manche offizielle Persönlichkeit zu sehen war, hörte die weihevollen und martialischen Tonstücke stehend an und akklamierte sie lebhaft .... Der angejahrte Ehemann aus der Provinz macht Einkaufsreisen nach Wien, die immer ein Nachtlokal und eine schöne Tänzerin zum Ziele haben. Die strenge Gattin kommt der Sache auf die Spur und deshalb wird die Tänzerin als neu aufgenommene Verkäuferin ausgegeben, aus welchen Lügenfäden dann im zweiten Akt die kompliziertesten und amüsantesten Verwicklungen gedreht werden, worauf im letzten Akt eine ebenso heitere Entwirrung folgt .... Er hat keine anspruchsvolle Musik geschrieben, sondern eine legere und liebenswürdige, sie geht weniger ins Gemüt und mehr ins Ohr, besonders aber in die Beine. Das gilt namentlich von dem sehr »reißerischen« Walzer »Wir bleiben beim Walzer« und von dem Hauptschlager der Operette, dem grotesken Terzett »Adeline, wie bist du schön!«. Außerdem gibt es noch einige hübsche und zierliche Polkamotive, Walzer und Märsche, lauter angenehme und unaufdringliche Wiener Melodien, die sich dazu eignen, um bei ihrem Klang an schönen Sommerabenden im Freien zu nachtmahlen. Manches davon wird wohl den Ausstellungssommer überleben und noch im nächsten Herbst und Winter gespielt, gesungen und gepfiffen werden....

* * *

Der Blick hat sich verändert

... Heute stehen wir zwei Jahre im Weltkrieg und die durch ihn geschaffene Notwendigkeit, die Frauen zu allen Männerberufen heranzuziehen, läßt uns das Lustspiel Strindbergs mit anderen Augen schauen ....

... Heute wird es uns schwer, den Kampf der Geschlechter, wie ihn Wedekind mit dem ihm eigenen Hang zum Absonderlichen in dramatischem Freskostil ausmalt, neben der tragischen Wucht des Weltkrieges als tragisches Weltbild gelten zu lassen ....

So in dem Kulissentratschblatt eines tragischen Leo Stein, der dem Weltkrieg die Libretti liefert.

* * *

Nestroy und die Berliner

»In Berlin spielt man jetzt im Lessing-Theater Nestroys ‚Lumpacivagabundus'. Darüber äußert sich der Kritiker der ‚Täglichen Rundschau' folgendermaßen: Es gibt Leute, die Nestroy gern mögen und den

‚Lumpacivagabundus' im besonderen. Es gibt auch Leute, die sich über die faden Späße der Clowns im Zirkus freuen. Raimund — munkelt man — hat sich Nestroys wegen ums Leben gebracht. Die Literaturgeschichte behauptet, er hätte es aus Kummer über Herrn Nestroys Erfolge getan ... ich würde auch andere Gründe verstehen! Herrschaften — man stelle sich vor, der Herr Forest und der Herr Adalbert wären gestern als Schuster Knieriem und Schneider Zwirn nicht so gut aufgelegt gewesen, wäre es da nicht einfach zum Davonlaufen gewesen? Und auch noch so lichteten sich die Parkettreihen gestern nach dem fünften Bild schon bedenklich. Zuweilen, weil ich mich genierte, nahm ich einen verzweifelten Anlauf, über das liederliche Kleeblatt doch auch einmal zu lachen. Aber ich gelangte über eben diesen verzweifelten Anlauf beim besten Willen nicht hinweg. Lieber genierte ich mich weiter. Das liegt natürlich an mir. So'n bißchen weanerisch ist ja sehr nett — ab und zu und ab und an —, aber auf die Dauer? Ich glaube, da muß man doch schon unterm Stephansturm groß geworden sein, um an den Späßchen seinen Spaß zu haben. Das ändert aber alles nichts an der Tatsache, daß das Lessing-Theater das Fernsein seines Herrn und Gebieters dazu mißbraucht hat, diesen Nestroy wieder einmal aus wohlverdientem Schlafe zu erwecken, und mir bleibt übrig, diese Tatsache mit bedauerlichem Achselzucken zu verbuchen. . . .«

Der Herr Nestroy ist ein halbes Jahrhundert vor der Expansion dieses Dreckgehirns dahingegangen und denkt sich jetzt sein Teil. Der Herr und Gebieter, dessen Fernsein man mißbraucht, um Nestroy aufzuführen, heißt Barnowsky. Das ist nun einmal so, die Welt will's nun einmal so und man kann nichts machen. Man kann höchstens hoffen, daß sie auf kein' Fall mehr lang lang lang steht.

* * *

Gemeinsames

‚Neues Wiener Journal':

Der amerikanische Botschafter in Berlin, Exzellenz Gerard war so freundlich, heute mittag den Vertreter des »Neuen Wiener Journals« zu empfangen und ihm wieder einige Mitteilungen zu machen — — —

‚Vossische Zeitung':

Ich empfing Herrn E. Fr. in Gegenwart einer Dame und antwortete auf seine Fragen, daß ich ihm nichts weiter sagen könne, als daß sich das Mitglied der amerikanischen Botschaft Herr Grew, dessen Abreise nach Amerika gemeldet war, nur in Familienangelegenheiten in New-York aufhalte. Auf jede weitere Frage des Herrn E. Fr. verweigerte ich die Auskunft. Als Herr E. Fr. nach einiger Zeit

wiederkam und mir ein Manuskript brachte, in dem meine angeblichen Äußerungen wiedergegeben sein sollten, und mich um Bestätigung dieser Unterredung bat, gab ich Herrn E. Fr. zu verstehen, daß ich kein Wort von dem gesagt habe, was mir in den Mund gelegt worden war. In der Erregung über die an mich gestellte Zumutung, zerriß ich das mir überreichte Manuskript in Gegenwart des früheren Botschaftsrates Jackson der aus seiner zwölfjährigen ehemaligen Amtstätigkeit an der amerikanischen Botschaft in Berlin bekannt ist, in Stücke und warf es in den Papierkorb. Es kann nach alledem von einer »authentischen Unterredung« mit mir seitens des Herr E. Fr. nicht im entferntesten die Rede sein, so daß ich jede Verantwortung für dieses Interview strikt ablehne. Hätte sich Herr Graf Westarp vor seiner Kundgebung im Reichstag erkundigt, so würde er erfahren haben, daß es sich um apokryphe Äußerungen handelt. Bei der vornehmen Gesinnung des Führers der konservativen Partei darf ich annehmen, daß er angesichts der hier mitgeteilten Tatsachen Gelegenheit ergreifen wird, auf Grund dieser meiner Erklärung die mir fälschlich in den Mund gelegten Äußerungen zu widerrufen. Ich lese zwar die großen deutschen Blätter in deutscher Sprache, die ich leidlich gut beherrsche; aber ich kann nicht alles lesen, was mir zugeschickt wird. Und so ist mir auch die angebliche Unterredung erst später zu Gesicht gekommen. Hätte ich ahnen können, daß sie zum Gegenstand einer Erörterung vor dem Forum des Reichstages erhoben werden würde, so wäre ich sogleich eingeschritten. Daß die Unterredung nicht zutraf, habe ich Ihnen ja vor wenigen Tagen mitgeteilt. Jetzt ist es an der Zeit, die Wahrheit rückhaltslos zum Ausdruck zu bringen, denn die Wahrheit kommt niemals zu spät.

Trotzdem hatte noch der Fürst Leopold zur Lippe Appetit:

Seine hochfürstliche Durchlaucht der regierende Fürst Leopold IV. zur Lippe hatte die besondere Freundlichkeit, jüngst bei einem Aufenthalt in Berlin, von der Front kommend, dem Korrespondenten des »Neuen Wiener Journals« in Gegenwart des Chefs seines Geheimen Zivilkabinets, des Geheimen Kabinetsrates Professors Dr. v. Eppstein, eine Audienz zu gewähren.

Also vorsichtshalber ein männlicher Zeuge. Aber es dürfte wahr sein, daß er das gesagt hat:

»... Wir werden in den ersten Jahren nach dem Kriege keinesfalls die alten Exportziffern erreichen können, aber wir werden exportieren.

... die beiden Kaiserreiche werden im wesentlichen nach denselben Grundsätzen regiert und verwaltet. Wir haben auch fast denselben Menschentypus, dieselbe hochentwickelte Kultur, beinahe dasselbe Volks-, Mittel- und Hochschulsystem und beinahe dieselbe Rechtsordnung. Der eine Kaiserstaat hat in die Organisation des andern

genau hineinsehen können. Und daß man einander so intim kennen gelernt hat, das verpflichtet. Österreich-Ungarn und Deutschland haben heute vor einander keine Geheimnisse.
. . . Die ungarischen Schweine und das ungarische Hornvieh werden uns willkommener sein, als die russischen Schweine und die russischen Rinder . . . .« Dr. Egon Friedegg.

Ob damit auf den regeren Import von Journalisten, Librettisten, Verlegern, Theaterdirektoren, die schon vor dem Krieg in Berlin ihr Glück gemacht haben, angespielt werden sollte, ist mindestens zweifelhaft. Was die Ähnlichkeit des Hochschulsystems anlangt, so ist es richtig, daß die reichsdeutschen und die österreichischen Fakultäten in gleicher Weise bestrebt waren, die Zahl der Ehrendoktoren zu vermehren. Was die gemeinsame Rechtsordnung betrifft, so läßt sich nur sagen, daß Menschentypen, die wegen unbefugten Tragens des Doktortitels in Berlin abgestraft wurden, also Ehrendoktoren sind, ihn in Wien weiterführen können und daß Interview-Fälschungen, die von österreichischer Seite in Berlin begangen und in Wien veröffentlicht werden, straflos bleiben. Sonst aber geht es der Kultur gut, und wir werden exportieren.

* * *

Vom berechtigten Optimismus

»Auf den ersten Blick hat es allerdings den Anschein, als ob unseren Gegnern schier unermeßliche Hilfsquellen zu Gebote stünden, allein eine Revision derselben wird uns die Überzeugung verschaffen, daß dieses vermeintliche Übergewicht absolut nicht in einem derartigen Maßstabe vorhanden ist, der uns die volle Zuversicht auf den endgültigen Sieg auch nur trüben könnte. Zunächst gebieten unsere Gegner zwar über ein ganz kolossales Menschenmaterial, allein ebensowenig wie sich England wohlweislich hüten würde, selbst wenn es könnte, seine Hunderte von Millionen Inder zu einem europäischen Kampfe aufzubieten, ebensowenig wird sich Frankreich hüten, die große Masse seiner Kongo- und sonstigen Neger, seiner Anamiten, Araber und Mauren usw. mit Repetiergewehren auszurüsten und militärisch zu schulen . . . .«

Und:

»Stark im Vertrauen, daß der König und die Abgeordneten, die das Volk vertreten, an den Tag legen, beabsichtigt die griechische Regierung nicht, dem Drucke des Vierverbandes, dessen Zweck, wie erklärt wurde, der Eintritt Griechenlands in den Krieg ist, nicht nachzugeben.«

Und tatsächlich hatte sie inzwischen nachgegeben. Und ebenso werden sie sich ebensowenig hüten. Das kommt davon: der Österreicher ist ein Idealist, der zum positiven Erfolg auf dem Wege der doppelten Negation gelangt. Sein Optimismus ist Indifferentismus, und dieser findet je nach dem sonstigen Glaubensbekenntnis, seinen Ausdruck entweder in der Maxime: »Gar net ignorieren!« oder in der Formel »Nicht — Nicht!«

* * *

Die Denkgesetze

Überall ist es jetzt die Aufgabe aller, aus der Depression der andern den eigenen Mut zu schöpfen. Bei uns geht's am leichtesten. Der Hanswurst unseres Optimismus, der täglich und zumal abendlich »die Sorge« (der andern) zu messen und namentlich bei den Franzosen einen »starken Rückschlag auf die Stimmungen« zu konstatieren oder wenigstens zu erhoffen hat, während wir natürlich wie der Herrgott in Frankreich leben, gibt ihnen zu bedenken:

. . . Die Franzosen haben jetzt schwere Sorgen, welche sie unmittelbar berühren und die nur wenig durch die russischen Schlachtberichte gemildert werden. Auch die erstaunlichen geographischen Kenntnisse über die Bukowina lenken die Aufmerksamkeit von Verdun nicht ab. Die Bukowina ist ein Land, das, so oft es unter russische Botmäßigkeit gekommen ist, immer wieder befreit werden konnte. Wenn der alte scholastische Spruch richtig ist, daß nach den Denkgesetzen nichts gewesen ist, was nicht auch wieder sein kann, so müßten die Franzosen schon daraus schließen, daß es mit der Bukowina eine eigene Bewandtnis haben dürfte und daß die Russen gezwungen werden könnten, dorthin zu gehen, woher sie gekommen sind.

Daß die Denkgesetze nicht auch für Verdun gelten können, ist nur daraus zu erklären, daß sie auch in Österreich nur für Czernowitz gelten und sonst infolge des Kriegszustandes aufgehoben sind. Aber unberufen berufen werden sie bereits. Es ist wieder wie vor zwei Jahren. »Das Auge bohrt sich« wieder »hinein in den Generalstabsbericht« oder er wird »verschlungen«. Die schöne Spannung des daumenhaltenden jüdischen Onkels, der schon zufrieden ist, wenn der Patient einen Löffel Suppe zu sich genommen hat (unberufen), kehrt wieder: »Wir möchten nicht vorschnell . . . .«

Die vielen »und«, die in den Zeiten des Stellungskrieges überwunden waren, brechen wieder hervor; die »Einbildungskraft« beginnt sich zu regen; die einfachen Denkgesetze sind schon da. Es ist entsetzlich. Wenn die russische Offensive nicht völlig zum Stillstand gebracht wird, können wir bald wieder »Laienfragen und Laienantworten« bekommen.

* * *

Metaphysik der Schweißfüße

Aus einem Buch des Herrn Karl Hans Strobl:

. . . Und all das Grün ist mit Mondlicht durchwirkt, weit hinaus ergossen, bis zu fernen, weißglänzenden Häusern und dunkeln Bergen, wie Eichendorffs allerholdseligstes Sommernachtsgedicht.

Wie ich wieder aus dem dunkeln Saal auf die Terrasse trete, hat der Fähnrich sein großes Taschenmesser in der Hand, schneidet ein Stück Geselchtes herunter und sagt so beiläufig und obenhin: »Mit diesem Messer hab' ich ein paar Russen den Hals abgeschnitten.«

Auf Schleichpatrouillen, in polnischen Wäldern, in den Karpathen, wo es gilt, Vorposten des Feindes rasch und ohne Lärm unschädlich zu machen. Schießen ist unmöglich und Gefangennehmen ein selbstmörderisches Getümmel. Anschleichen, Aufspringen, bei der Kehle nehmen, basta! Oder im Nahkampf, wenn die letzte Revolverpatrone verschossen ist . . .

Huldschiner zündet eine neue Zigarre an. — — Ob er sich die Goldene im Russischen Krieg erworben habe?

Nein, die habe er jetzt bekommen, im Kampf gegen die Katzelmacher. Jetzt hilft ihm nichts mehr, und er muß erzählen. Es sei weiter nichts Besonderes gewesen, er habe sich halt einmal durch die italienischen Linien geschlichen und Kundschaft mitgebracht, wo sie ihre Reserven sammelten, da hätte dann die Artillerie fein gemütlich hinschießen und die ganze Gesellschaft zersprengen können. . . .

Ich will ja dem Herrn Karl Hans Strobl und ähnlichen gambrinusartig aussehenden Herren der Literatur nicht persönlich nahetreten, 's sind wackere Bursche, wenn sie auch all jenes nur beschreiben und loben und, weil sie dieses treffen, nicht selbst mitmachen müssen, ich gönne jeglicher Seel' die bequemste Art, durch diesen Krieg zu ihrem Frieden zu kommen, nicht will ich tadeln, warum jener Schwächliche, jener Gütige, jener Geistige dort hinab mußte und dieser Mastbürger hier, dessen treudeutsch Auge allein die Wacht am Rhein zu garantieren scheint, allheil bleibt, indem er sich zusammentut mit Juden im Pressquartier,

alle geduckt, doch in Sicherheit vor dem Gewitter, und indem er für »Ullstein« — schon der Name ist das Weltübel — Kriegsbücher leisten kann; nicht will ich anklagen, daß es vor dem Tod noch Unterschiede gab, Kontraste und daß alles, was der fügsamen Welt im Namen des Unrechts geschah, noch entstellt war durch Ungerechtigkeit. Aber: wenn man mich als Sachverständigen vor dem jüngsten Gericht zuziehen wollte, und ich hörte dort den Ankläger sagen: Hatte einer wirklich einen Herzfehler, der ihn davon befreit hat, einem andern das Bajonett ins gesunde Herz zu stoßen, und holte ers schriftlich nach, indem er sagte, das gefalle ihm so; tat er so, so wollen wir solchem Herzen einen langen Ruhstand in der Hölle gönnen — da würde ich einwerfen: Nein, glaubet mir, alles dies, all diese viehische Selbstverständlichkeit des Hantierens mit fremdem Blut, dieses losgelassene Glück der Unmenschlichkeit, dieses Messerwetzen im Wort »Katzelmacher«, diese bunte Verbindung von Eichendorff, Geselchtem und Gurgelschnitt — all dies kam von den Schweißfüßen! Nicht daß ich sie dem Verewigten selbst imputierte, das wäre eine Rohheit, als amputierte ich sie ihm gar, dem Nichtgedienten, und keineswegs nachweisbar: wohl aber der ewigen Seele, die hier vor uns steht! Diese Seele hat Schweißfüße, sie war ihr Lebtag stolz auf sie, insgeheim aber laborierte sie daran gewissermaßen und rächte sich an jeglichem Ding, das keine hatte. Es ist eine Art Redlichkeit, die sich zurückgesetzt fühlt: die meisten Dichter und Denker schreiben mit Schweißfüßen und die Welt will das nicht anerkennen. . . Und würde auf die Frage des Vorsitzenden, ob ich denn glaube, daß Schweißfüße eine metaphysische Eigenschaft seien, erwidern: Na, und ob! Hauptsächlich! Davon eben ist alles gekommen. Es ist geradezu eine Weltanschauung, nämlich die unter allen Umständen ideale. Es bildet sich heraus, wenn etwas immer feststeht und treu, immer auf demselben idealen Knotenpunkt des Gemüts und des Verkehres. Dann wollte es sich Luft machen, Bewegung, Expansion, aber das half ihm nicht und verdroß nur die Umgebung. So ist alles gekommen. Ich bin nicht für die Hölle, weil sich dort kultivierte Sünder beschweren könnten, sondern für einen Abort der Hölle, wo die Autoren und Leser der Ullstein- und Staackmann-Büchereien mehr unter sich sind und wo der Ganghofer die Honneurs macht. Hinunter!

* * *

Liebesgabe

Der bekannte Schriftsteller Hauptmann Franz Xaver Kappus hat 90 Exemplare seines Buches »Ha! Welche Lust . . .« der Aktion »Bücher ins Feld« kostenlos zur Verfügung gestellt.

Ha, welche Lust!

* * *

Ein starker Esser und ein schwacher Esser

Ich esse zu viel.

Von Ludwig Hirschfeld.

— — — Man läßt mich bis zur Besinnungslosigkeit Eier essen, man gibt mir Speisekarten zur Lektüre, reichhaltig wie eine moderne Orchesterpartitur, man lädt mich an fleischlosen Tagen ein und serviert mir Filet . . . da kann man nichts tun. Das heißt, man könnte schon etwas tun. Man müßte es mir eben erschweren, mich verhindern, es mir unmöglich machen, so gedankenlos üppig zu leben, müßte mich zur Einfachheit und Mäßigkeit zwingen . — — Ich habe meine Schuldigkeit getan und die maßgebenden Behörden und Instanzen auf mein üppiges Treiben aufmerksam gemacht. Es ist höchste Zeit, daß endlich gegen mich energisch eingeschritten wird.

Der Schalk hat ganz recht. Es wäre herzlos, selbst angesichts der sich vorschiebenden Individualitäten die Frage nach der Wehrfähigkeit zu erörtern. Was aber unbedingt zu erörtern ist und von den maßgebenden Behörden abzustellen wäre, ist der erbitternde Kontrast, daß man an einem Tag, an dem solch gesundes Nichts sich scherzhaft anklagen darf, den Feldpostbrief eines edlen Freundes erhält, der, einen Monat nach einem Sturmangriff, die Worte spricht:

Ich bin am Leben und unverwundet, aber die Strapazen und Entbehrungen der letzten Wochen haben mich so erschöpft — auch bin ich bedeckt mit Schorf und schwärendem Ausschlag —, daß ich Ihnen vorderhand nichts weiter sagen kann als Dank, innigsten Dank für Ihre mir so teuren Grüße! — — ich bin zu müde, um — —

Nein, er sage nichts weiter. Wir wissen alles.

Diplomaten

Graf Szögyeny am Tage des Kriegsausbruches.

Von Franz Freiherrn v. Haymerle.
K. u. k. Botschaftsrat.

— 19. Juni

An die
Löbliche Redaktion der »Neuen Freien Presse«
Wien.

(Das sind acht Zeilen, weil zum Glück der Ausbruch auf den Krieg folgt und die Löbliche mit großem L geschrieben wird, während es sonst nur sechs gewesen wären. Da er also anhub, dürfte wohl die Fortsetzung so sein, daß die Welt aufhorchen wird. Halten wir den Atem an, mag uns dies umso schwerer fallen, als die folgenden Gedanken auch jeder für sich einen eigenen Absatz haben, bezähmen wir die kunstvoll gesteigerte Neugierde — der Lohn, der uns winkt, wird so sein, daß der Österreicher sagt: »Es ist dafür gestanden«, während der Deutsche das nicht versteht und nach einigem Nachdenken sagt: »Ach so, Sie meinen wohl, es hat sich gelohnt? Na hören Sie mal, das meine ich nun ganz und gar nicht!« Der arme Graf Szögyeny dürfte oft sein Kreuz (Schwierigkeit) gehabt haben, zwischen solchen Sprachbesonderheiten den Dolmetsch zu machen. Und was hatte der Freiherr v. Haymerle dabei zu tun?)

Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie nachstehende Zeilen in Ihr geschätztes Blatt aufnehmen wollten.

Ich hatte die Ehre, seit Ende Januar 1914 als k. u. k. Botschaftsrat in Berlin unter dem Befehle Sr. Exzellenz des Grafen Szögyeny-Marich zu stehen.

Näheres über die Zeit kurz vor Ausbruch des Weltkrieges zu sagen, liegt nicht in meiner Absicht, noch bin ich dazu berechtigt; ich möchte nur eine für den großen Staatsmann charakteristische und zugleich ehrende Episode erwähnen.

Es war am Abend der Kriegserklärung zwischen Serbien und der k. u. k. Monarchie.

Ich war, mit der Bitte um eine Unterschrift, noch um ½9 Uhr abends zu Sr. Exzellenz aus der Kanzlei hinuntergekommen.

Der Botschafter war eben im Begriff, aus dem Eßzimmer in sein Schreibzimmer zurückzukehren.

(Ein Shakespearescher König wäre hier ungeduldig geworden und hätte etwa gesagt:

Bursche, mach's kurz. Armsel'ge Botschaft bringt,
Wer mit geschäft'ger Miene also anhebt.
Solch Augendrehn und Lippenmurmeln kenn' ich,
Und wind'ge Worte schlag ich in den Wind.
Bist du ein Botschaftsrat, so rat' ich dir,
Halt kurz die Botschaft; bringst du gute Zeitung,
So ist die Zeitung schlecht, der du sie bringst,
Und nur mein Ohr geschaffen, sie zu hören.
Wer viel zu sagen hat, sagt nicht so viel;
Zum Ernst der Tat paßt nicht der Rede Spiel.

— — — — — — —. — — — — — — — — —

Was also geschah, als der Botschafter, eben im Begriffe, aus dem Eßzimmer in sein Schreibzimmer zurückzukehren, noch um ½9 Uhr abends, also statt ins Schlafzimmer zu gehen, den Botschaftsrat empfing?)

Als er mich sah, frug er mich, seiner Gewohnheit gemäß, auch dann immer zuerst seine Besucher oder Beamten zu fragen, ob etwas Neues los sei, selbst dann, wenn er selbst Wichtiges mitteilen wollte: »Was gibt's Neues?« Auf meine Antwort, mir sei nichts Wichtiges bekannt, sah mich der alte Herr mit einem ganz eigentümlichen, halb stolzen, halb wehmütigen Blicke an und sagte, mir tief ergriffen die Hand reichend: »Soeben haben wir Serbien den Krieg erklärt.«

(Der Botschaftsrat, ½9 Uhr abends, wußte das noch nicht. Dagegen das Volk: es wußte es.)

Buchstäblich in dem gleichen Augenblicke ertönte bereits in der Moltkestraße (die zwischen dem Botschaftspalais und dem preußischen Kriegsministerium hindurchführt), ein donnerndes vielfaches Hoch und gleich darauf wurde unsere geliebte Volkshymne von Hunderten von Menschen aller Stände — Offiziere, Herren im Zylinder, Damen in Abendtoilette, Frauen aus dem Volke, Arbeiter, Soldaten und Kinder — angestimmt, und alles rief wie aus einem Munde nach dem Botschafter. »Ans Fenster«, »ans Fenster«, »er soll sich zeigen«, »wir wollen ihn sehen!«

(Ans Fenster? Es ist halt ein Kreuz. Alstern ans Fenster, wozu hätten denn die Herrschaften sonst Abendtoilette gemacht? Aber wie war nur diese Überraschung zu erklären?)

Es fühlte eben bereits damals mit dem der großen Menge eigenen Spürsinn das deutsche Volk, wie innig —

(Sympathie geht eben schneller als Diplomatie.)

Se. Exzellenz war so tief ergriffen, daß ich nur mit Mühe ihn dazu bewegen konnte, ans Fenster seines Schreibzimmers zu treten. — —

Graf Szögyeny war so erschüttert, daß er der begeisterten Menge nur mit der Hand seinen Dank zuwinken konnte. Doch Tränen rannen ihm über die Wangen. Und ich schäme mich nicht, einzugestehen, daß auch mir, der im Hintergrund stehend diesen erhebenden Moment miterleben durfte, die schweren Tränen kamen.

Für den Botschafter war es aber wohl der größte und schönste Moment seines schicksalsschweren Lebens, als der bedeutende Staatsmann kurz vor dem Scheiden aus seinem seit zweiundzwanzig Jahren innegehabten Amte noch erleben konnte, welche für unser geliebtes Vaterland unschätzbaren Früchte ....

Hochachtungsvollst

Freiherr v. Haymerle,
k. u. k. Botschaftsrat, zurzeit im Felde.

Mit solchen unschätzbaren Lesefrüchten, die die Welt der Erwachsenen und Verantwortlichen im Lichte der Fibel zeigen, vertreiben wir uns die große Zeit. Sie haben geweint; es wird wieder in der Fibel stehn, damit man den Enkeln nichts mehr zu erzählen brauche. Alle drei haben geweint, denn der Botschafter war erschüttert, wie er fühlte, daß er selbst, nämlich der bedeutende Staatsmann erschüttert war: das sind zwei, und der Botschaftsrat, der dabei stand: macht drei. In der Auseinandersetzung zwischen dem Betmann Hohlweg und Sir Goschen soll nur einer geweint haben, denn jeder der beiden behauptet, daß der andere geweint habe. Immerhin ist festgestellt: daß aus einem großen Moment eine große Zeit entstanden ist. Und daß Ende Juli 1914 zwischen den Diplomaten mehr Tränen als Noten ausgetauscht worden sind. Später wurden dann in Europa die Noten ganz eingestellt und nur noch den Tränen freier Lauf gelassen. Wenn Europa sie getrocknet haben wird und wieder mit klaren Augen in die Welt sieht, wird es vielleicht verhindern, daß es künftig einen so traurigen Beruf wie die Diplomatie noch geben könne und gar einen so trostlosen wie die Journalistik, und vor

allem, daß durch die Verknüpfung von Botschaft und Zeitung so viel Gelegenheit in die Welt komme, Tränen und allerlei sonst zu vergießen. Ein Shakespearescher König hätte, nachdem der Botschaftsrat endlich geendet, etwa die Worte gesprochen:

O Haymerle, zu viel der Tränen flossen,
Seitdem geschehen, was dir Tränen schuf,
Und eh du es berichtet. Spar die Tränen,
Daß künftig sie der Menschheit nicht mehr fließen.
Du Bote blutig tränenvoller Tat,
Ich dank' dir nicht! Zieh wieder ab ins Feld,
Bring bessre Botschaft; bring auch bessre Zeitung!
Du Haymerle des Unheils, mach dich fort,
Ermüde nicht das Ohr mit dem Bericht,
Der Jovis Donner macht zum Schwatz des Pöbels.
Was malst du Pinsel uns den grauen Himmel
Zum Sonnentag, das Elend zur Idylle?
Harmloser Bote du des Schaudervollen,
Zu lang' hat Trauer unter uns geweilt:
Du bannst sie nimmermehr durch Langeweile!
Und merk, vielfältig greuliches Erlebnis
Wird durch die Einfalt kindischer Erzählung
Nicht ausgetilgt. Wer hat dich hergesandt
Zum Spott auf uns und dieses heil'ge Land?
Unhaymerle, ich geb' dir diesen Rat:
Die Rede spare, spare auch die Tat.
Hättst noch nach neun du nichts von ihr erfahren,
so käme all dies Unglück nicht zu Jahren.
O wär', was nachher, heute noch zuvor!
Botschaft und Zeitung lähmten Aug und Ohr.
Nimm meinen Zorn, es sei dir nicht verhehlt:
Man liest, hört, glaubt euch, weil der Glaube fehlt!

Notizen

Die Konfiskation im letzten Heft war nur deshalb auffallend, weil sie nicht das Geringste mit sonstigen Maßnahmen dieser Art zu schaffen hatte und ein Werk der Sprache durch ein mindestens ebenso wirksames Werk des Schweigens ersetzte. Sie zeigte auf den ersten Blick ihren Sinn: nicht den Inhalt eines Gesagten zu verwerfen, sondern den Inhalt eines Geschehenen, und dieses so sehr ungeschehen zu wünschen, daß sie, weil das nicht mehr möglich ist, wenigstens jenes ungesagt, ja unzitiert macht. Ginge es mir um die unmittelbare Wirkung der Worte: die Austilgung der Fakten — keinen größeren Erfolg wüßte ich mir als das Verbot, jetzt das auszusprechen, was aus der konservativsten, die Würde eben jener Macht bejahenden Ansicht gesprochen war, die ein Wort noch verhindern kann, wenn eine Tat schon geschehen ist. Ich könnte Genugtuung darüber empfinden, daß wenigstens eine der uns quälenden Erinnerungen gelöscht sein soll. Die nachträgliche Unterlassung spricht eine so eindringliche Sprache, daß beinahe die Hoffnung erlaubt ist, Dinge, die nicht geschehen sein sollten, würden auch künftig nicht mehr geschehen, jede leere Seite bedeute eine Hemmung im Tun, nicht erst im Sagen, und Scham sei nur ein roter Umschlag für das Weiß der Unschuld. Daß dies der Sinn der Konfiskation war, wird vollends der Augenschein lehren, wenn der Tag kommt, der dem konfiszierten Wort wieder ans Licht hilft. Denn ich strebe keineswegs danach, in die Zeit zu wirken, und bin mit dem Erfolg, daß eine Tat für ungeschehen erklärt sei, bei weitem nicht zufrieden. Mein Stoff ist nicht die Wirklichkeit, sondern die Möglichkeit, und ihre Gestaltung läßt sich aus der Sprache nicht mehr zurückziehen. Der Macht, die eine ihr nicht genehme Kritik oder Meldung entfernt, bin ich nicht abhold und ich räume ihr eine sittliche Stufe über der Presse ein. Die Maßregeln, die von jener auf diese zielen und leider nicht ganz und gar treffen, berühren mein Wort nicht. Daß sie dieses in bestimmtem Fall für den Ausdruck einer ihr nahen Sachlichkeit hält, der Wunsch, daß Schweigen ein konfisziertes Faktum begleite, ist ein Erfolg, mit dem ich nicht auskomme. Man wird schon sehen, daß Taten vergessen werden können, wie es sich gebührt, aber von Worten noch Kinder und Kindeskinder erzählen werden.

* * *

In Nr. 426—430 (in der natürlich nur die leeren Seiten 1—7, aber nicht die freien Seitenenden auf Seite 65 und 87 eine Konfiskation bedeutet haben) ist auf S. 15, 2. Zeile links (im Hannele-Zitat) statt »Saume«: *Saum*; S. 28, 9. Zeile von unten statt »erlärte«: *erklärte*; S. 30, 9. Zeile statt des Strichpunkts ein Beistrich; S. 33, 5. Zeile, statt »Sylvester und«: *Sylvester, und*; S. 44, 6. Zeile von unten statt »Berliner«: *Berliner;* S. 50, 13. Zeile statt »Aufschwung«: *Aufstieg;* S. 61, 14. Zeile von unten statt »mir«: *mit;* S. 63. 4. Zeile von unten statt »Sie«: *sie;* S. 75, 3. Zeile statt »das«: *daß;* S. 76, 16. Zeile statt »Kiegsgeschichte«: *Kriegsgeschichte* zu lesen.

In Nr. 418—422 werde nachträglich korrigiert: S. 10, 6. Zeile, statt »Vorfall«: *Verfall*; ebenda, letzte Zeile, statt »weil Antinikotin gesiegt hat — und über dieser Farbenhölle«: weil Antinikotin gesiegt hat, *während die Entente-Leute verbluten, weil sie nicht beim Jacobi kaufen* — und über dieser Farbenhölle.

* * *

Bibliographisches. ‚Vilag' (Budapest, 25. Juni): eine Nachdichtung »Öreg tanáromhoz (Henricus Stephanus Sedlmayer) von Kosztolányi Dezsö. — »Gott, Mensch und Menschheit«, Aphorismen von Alois Essigmann, Axel Juncker Verlag Berlin 1916 (25. Band der Orplidbücher), S. 16 und 26.

* * *

Vorlesung im Kleinen Konzerthaussaal, 17. Juni: I. Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem / Aphorismen (»Nachts«) / Verdammt noch mal und zugenäht / Aphorismen (»Nachts«) / Das Lysoform-Gesicht / Ich glaube . . . (»Nachts«) / Ein Geduldspiel für Groß und Klein / Ein 2½jähriges Kind zeichnet Kriegsanleihe / Das war eine köstliche Zeit / Der Lenz ist gekommen / Neues vom alten Korngold / Ein sonderbares Imperfektum (März 1914) / Der Atem der Weltgeschichte / Strindberg und Kooimich / Wien-Berlin (Vorbemerkung) / Der Traum ein Wiener Leben / Monolog des Nörglers. II. Sommerzeit / Fleisch und Blut / Blutunterlaufungen / Gedichte: Grabschrift; Aus jungen Tagen; Vor einem Springbrunnen; Abschied und Wiederkehr; Fahrt ins Fextal; Die Krankenschwestern; Sonnenthal; An einen alten Lehrer / Die Schuldigkeit. III. Die Fundverheimlichung / Der sterbende Mensch.

Ein Teil des Ertrages wurde Vereinen für Kinderschutz und für Tierschutz zugewendet.

*

Vorbemerkung zu »Der Traum ein Wiener Leben«:

Niemand, der mich und meine Antithese Wien-Berlin zu lesen wußte, wird auch nur einen Augenblick im Zweifel darüber gewesen sein, wie ich zwischen dem Heiligenkreuzerhof und der Friedrichstraße als Kulturzielen mich entscheide und daß ich diese nur vorzog, weil sie mir alle Mittel bot, schneller und leichter zu jenem zu gelangen. Alle Klage galt nur der Qual einer minderwertigen Individualität, die

den Zugang sperrte; alles Lob nur der entseelten Dutzendware von Menschheit, die die Straße glatt hielt, damit man zu sich gelangen könne. Eben diese Wertung und keine andere entspricht dem Gefühlszustand, der der Satire »Der Traum ein Wiener Leben« zugrundeliegt. Sie ist in dem folgenden Aphorismus zusammengefaßt (folgte: »Es ist in alten Mären . . .« aus »Nachts«).

* * *

Ein Brief, der zeigt, wie der »einfache Mann an der Front«, den das begeisterte Hinterland beständig im Maule führt, über eben dieses denkt:

(»Stuttgart, 10. Juli, militärischerseits unter Kriegsrecht geöffnet, geprüft und freigegeben.«)

Im Schützengraben, 8—7—16.
an der Westfront

Sehr geehrter Herr Kraus!

Durch Zufall gelangte ich in den Besitz Ihrer satyrischen Monatsschrift ‚Die Fackel' und bereitete es mir und noch manch anderen unter uns eine ganz besondere Freude zu sehen, wie sich darin mancher unserer innersten Gedanken gedruckt findet und daß wenigstens einer den Mut hat, sie an die Öffentlichkeit zu bringen.

Wenn man, wie wir seit 1½ Jahren im Schützengraben liegt und dann in Zeitungen, Zeitschriften, Büchern Berichte, Seelenschilderungen, Haßgesänge und dergleichen liest, da ist es nur schade, daß sich sein geistiger Urheber nicht gerade bei uns befindet, er könnte manches an seinen geistreichen Gedankenkasten bekommen, daß ihm die Lust, unser Leben zu schildern bald vergehen würde. Es ist ja fast unglaublich, was da alles beschrieben wird von Leuten, die die Verhältnisse, die sie schildern, meist nur vorübergehend gesehen, vielleicht aber auch nur »gehört« haben, ohne von dem Seelenleben auch nur eine Ahnung zu haben. Und wie dann sogenannte »Feldpostbriefe« veröffentlicht werden, die voll von glühender Begeisterung, Haß und Mordlust sind, jetzt noch nach 2 Jahren Krieg, und schlimmer steht es wenn solche Gefühle vollends in Reime gebracht werden. Es wird ja bei uns in vorderer Linie auch gedichtet, und oft sogar wenn es nicht einmal besonders ruhig ist oder war, aber da kommen andere Stimmungsbilder zu Stande. . . .

Wir haben den Schützengrabenkrieg fast von Anfang an mitgemacht und gefährliche und ungefährliche Stellungen in Entfernungen von 70—600 m vom Feind innegehabt; Stellungen in denen man keine Sekunde vor irgend einem verderbenbringenden Explosivkörper sicher war; aber gehässige Stimmungen gegen unsere gegenüber liegenden Kameraden (in unserem Falle die Franzosen, z. Zt. Truppen, die von Verdun kommen) existieren nicht. Es gibt natürlich immer vereinzelte Temperamente, die hitziger sind und für

alles gleich Vergeltung wollen; dazu hätten sie dann schließlich immer noch ein gewisses Recht, aber gewiß nicht solche, die dies nichts angeht und die von zu Hause schimpfen, womöglich nur weil ihnen eine Bequemlichkeit von früher abgeht. Es ist gerade genug, wenn es Tote, Verstümmelte und Verwundete im Falle des »Muß« und der bitteren Notwendigkeit gibt und ist es schade für jeden, ob Freund oder Feind, der sein Leben lassen muß, denn zum Vergnügen ist gewiß keiner im Krieg . . .

Ihnen zu schreiben, war mir ein Bedürfnis und danke ich Ihnen im Namen vieler, daß Sie so offen gegen diese Schäden in der Presse auftreten, da wir seither nicht geglaubt haben, daß dies überhaupt möglich sei.

Mit Gruß und Handschlag

Ein Feldgrauer.

P. S. In unserer Kompagnie sind alle Jahresklassen von 23—40 vertreten.

(Durch Urlauber befördert.)

Solche Kontraste gibt's nur an der Front

Nachdruck verboten.

Bei der Isonzoarmee.

Von Alice Schalek.

(Vom Kriegspressequartier genehmigt.)

Trommelfeuer auf dem Monte San Michele.

Nach langem Bitten bekomme ich die Erlaubnis mitzugehen. Natürlich auf eigene Gefahr und Verantwortung . . Ich fühle, wie die Freiwilligkeit die Last erschwert. Daß ich nicht mitgehen muß, verursacht den innern Hader . . Zur angegebenen Stunde, um 5 Uhr nachmittags, melde ich mich beim General als abmarschbereit . . Ich aber bitte darum, mit einem Herrn gehen zu dürfen, der ohnedies heute in Stellung muß. Durch mich soll keiner gefährdet werden, von dem es der Dienst nicht verlangt . . Ein blutjunger Leutnant, der über die sich eröffnende Abwechslung seelenvergnügt ist, biegt mit mir am Fuße des Berges ab, den wir umgehen, um ihn dann von der Flanke anzufassen. Vorher bekomme ich den Befehl, punkt 9 Uhr wieder an der Ausgangsstelle zu sein . . Tiu, tiu, tiuuu — geht es uns von der Seite an . . Und plaudernd bummelten wir durch

die Mondnacht wiederum heim . . Beim Artilleriebeobachter der Podgora bin ich gesessen, atemlos harrend, was sich in seinem Abschnitte begeben würde . . Eine Bejahung der Instinkte, eine Betonung der Persönlichkeit hat Platz gegriffen, wie sie nie vordem hätte gezeigt werden dürfen . . Oberhalb der Parkmauer des Schlosses bin ich neulich beschossen worden . . Nur die Unsern halten es aus . . Wir stehen da, ohne Regung. Mag der Feind uns sehen!.. Kein Wort haben wir noch gesprochen. Jetzt sehe ich ihn an. Dünn ist er und blaß. Nicht viel über Zwanzig . . Etwas Sonderbares geht in mir vor. Ich sehe den Leutnant an; Volksschullehrer ist er in einem ungarischen Dorf . . Und wie ein blendendes Licht steigt in mir eine Erkenntnis auf . . Während des Trommelfeuers auf dem San Michele erleuchtet ein neues Verstehen jede Windung meines Gehirns . . Der Leutnant ahnt nicht, wie seine Haltung auf meine Erkenntnis wirkt.. Er sieht mich an und lächelt. Er fühlt, daß ich mit ihm denke, unsere Nerven schwingen während des Trommelfeuers im Takt . . Es klingt wie eine Solonummer im Orchester . . Tk, tk, tk — geht es los . . Der erste Ton ists des Morgens, wenn ich um halb vier aufstehe, um in die Stellung zu gehen . . Tiu, tiu, tiu — tk, tk, tk — kings! . . Aber auch nicht der Gedanke daran, daß man ungehorsam sein, den Befehl mißachten könnte, kommt einem von uns beiden in den Sinn. Die ungeheure Triebkraft eines Befehls verspüre ich jetzt am eigenen Leib . . Der Leutnant bleibt stehen . . Eine Nachtigall lockt und die Akazien duften betäubend . . Jetzt freilich kommt es von der anderen Seite; nicht mehr so peitschend und eilig, sondern langsam brüllend, fast hohnvoll singend. Der Leutnant zerrt mich an die Wand. Wu — wu — wu — — . . Ein Blindgänger war's . . Kein Gedanke daran, stehen zu bleiben oder Deckung zu suchen. Befehl: Um neun Uhr stellig zu sein. Zum erstenmal kann ich ganz mit der Mannschaft fühlen. Was für eine Erleichterung ist ein Befehl!.. Wunderbar leicht kommt man durchs Feuer, wenn der Befehl es heischt . . Wohl jenem Volk, das im Befehl leben dürfte . . vertrauend, gläubig, daß der Befehl auch der richtige sei, von den Besten der Besten ersonnen; so wie es hier der vorwärtsdrängende und jeden Rückfall abschneidende, das Eigentum schützende Befehl vom Isonzo ist. Verwundete holen uns ein . . Einer ist taubstumm geworden. Er winkt und deutet, was ihm geschah . . Die Autos warten und bald sind wir im Quartier. Der Tisch ist gedeckt und in dampfenden Schüsseln wird das Mahl aufgetragen. In jedem Auge steht

noch der Abglanz des Erlebnisses. Alles schweigt. Aber wir essen ganz tüchtig und schlafen prächtig und nächsten Mittag spielt die Militärmusik bei der Offiziersmesse auf. Wir haben ja den benötigten Graben. Im Freien wird gespeist, die Spargel schmecken gar köstlich und süße Walzermelodien wetteifern mit dem Kuckuck und mit dem Specht.. In Rom erfährt Salandra wohl nichts, als daß er heute einen Graben verlor.

Die Honveds auf dem Monte San Michele.

Wenn man des Morgens um vier zur Front hinaus fährt, muß man unterwegs jedesmal ein wenig halten, um die Verwundetenzüge vorbeizulassen .. Die Leichtverletzten nehmen noch Haltung an und salutieren, andere heben matt den Blick und versuchen, mit der Hand nach der Mütze zu fahren, viele aber liegen unbeweglich, haben den Mantel übers Gesicht gezogen und sehen und hören nichts .. Das Gefecht ist zu Ende. Wir können also gehen....

Nach San Martino del Carso.

Den Monte San Michele lasse ich heute rechts liegen.. Auf den frontseitigen Mauern stehen mit Erde gefüllte Papierkörbe zum Schutz gegen die Gewehrkugeln .. Heute führt mich mein Weg zur Nachbardivision, zu den ungarischen Truppen des Heeres .. Leichengeruch weht über die Straße weg.. Kein Korso einer Großstadt ist so menschenbelebt wie diese granatenbestrichene Straße .. Hier liegen seit acht bis zehn Monaten zwischen den Stellungen ganz mumifizierte, durchlöcherte Leichen.. Die Gräben sind eng, fast nur mannsbreit und die Leute schlafen langausgestreckt auf ihrem Grunde. Man steigt über sie weg, aber sie wachen nicht auf.. Sechs Einschläge zählen wir und eine rasche Aufnahme gelingt .. Ich darf durch einen Panzerschild hinausschauen und den Trichter bestaunen .. Ich stehe inmitten der Arbeiterabteilung, die eben dabei ist, die Zertrümmerungen unseres Grabens auszubessern. Ihr Kitt hinterläßt lehmartige Flecke auf meiner Jacke, denn um den Trichter zu sehen, muß ich mich dicht an die frischgestrichene Mauer schmiegen. Das amüsiert sie und sie lachen .. und freiwillig schildern sie tausendundeine Einzelheit dieser Nacht.. Ein Mann legt sich eben eine Schnurrbartbinde an .. Beim Bataillonskommandanten bekomme ich ein Glas Eierschnaps. Das tut wohl. Die Nerven vibrieren doch von dem ewigen Krachen ringsum. »Decken Sie frisches Zeitungspapier auf«, ruft der gastfreie Offizier .. Sechs Schüsse — sechs Volltreffer.. Und während ich Platte auf Platte mit Bildern für die Zukunft fülle, eilt die Mannschaft von allen Ecken

herbei. Sie möchten mit auf das Bild. Beim Brigadier wartet ein Frühstück auf uns; dankbar nehme ich's an.. Weil mich Cadorna heute wiederum verschonte, weil die Granate wiederum gerade um ein Viertelstündchen zu spät kam, gibts eine Flasche echten Champagners und als besonderen Lohn eine Dose wirklichen Kaviars. Knusprige Kipfel und bunte Blumen, Radieschen und ein Damastgedeck — solche Kontraste gibt's nur an der Front....

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wien, 13. Juli.

... An solchen Ausartungen der weiblichen Natur können wir nicht schweigend vorübergehen, weil sie manches erklären, was zu den Erlebnissen dieses Krieges gehört, und weil uns in solcher Denkweise und in solchen Handlungen etwas Fremdartiges entgegentritt, zu dessen Verständnis die bisherigen Erfahrungen wenig zu sagen haben .... diese abstoßende Unweiblichkeit, diese auf der Gasse zur Schau getragene Gemütlosigkeit sind Merkmale ernster Verwilderung.

... Eine Frau, die den Beruf, zu dem sie geschaffen ist, nicht erfüllt, muß durch Anlage und Erziehung gütig sein, damit sich nicht Besonderheiten herausbilden, die aus den Störungen im körperlichen Gleichgewichte entstehen mögen.... Wie das immer zu sein pflegt, daß die Frau, wenn sie aus der Eigenart des Geschlechtes heraustritt, ihre Zartheit abstreift und sich zum Mannweib verunstaltet, zu einer seltsamen Grausamkeit neigt, hat sich diese Erfahrung auch in England wiederholt....

(Ach so!)

Da werden Weiber zu Hyänen. Die Spinster .. darf nicht mit ihrer festländischen Schwester verglichen werden. Diese ist gewöhnlich ein liebes, gutmütiges und bescheidenes Wesen .... Die Spinster in England .. will durch Erfolg und Macht im öffentlichen Leben entschädigt sein.

... Sie kann die Kriegsleidenschaften schüren und auch fanatische Frauen mit sich fortreißen, da sie den Schmerz einer Mutter nicht spürt. Wenn es nur wirklich Leidenschaft und Fanatismus wäre. Es kann auch sein, daß die Suffragetten sich in ein nüchternes Geschäft mit der Kriegspartei eingelassen haben .... und vielleicht wurden sie gemietet, um die erlöschende Glut wieder anzufachen.... Dem Himmel sei Dank, daß eine österreichische Frau .. im Kriege dort ihren Platz gewählt hat, wo Kranke zu pflegen, Müde zu erfrischen und Bedrückte zu trösten sind ....

Von einem Mann namens Ernst Posse

Der Sinn der waffenbrüderlichen Vereinigung wäre unvollkommen, wenn nicht zur Hebung des Fremdenverkehrs und zum Austausch der Professoren auch ein Wechselgastspiel von Redakteuren käme, etwa so, daß der Chef des ‚Fremdenblatts' seinen informierten Mist in der ‚Kölnischen Zeitung' ablagert und der Chef der ‚Kölnischen' dafür seinen Kohl im ‚Fremdenblatt' pflanzt. Pfingsten, ein Fest, das, wie Weihnachten und Ostern ihre Heiligkeit, längst seine Lieblichkeit unter Zeitungspapier begraben hat, war die Gelegenheit:

»Zum ersten Male nimmt der hervorragende erste Schriftleiter der ‚Kölnischen Zeitung', jenes ausgezeichneten Blattes von wohlverdientem Weltruf, das in mehr als hundertjähriger ununterbrochener Überlieferung uneigennützig im Dienste großer und gerechter Sachen steht, im Weltkriege das Wort in der österreichischen Presse: wir sind ihm dafür zu besonderem Danke verpflichtet.«

Ähnlich dürfte sich an dem gleichen Tage Köln über Wien geäußert haben. Der geistige Vertreter jener Stadt, die, wie man gleich sehen wird, ihren Geruch in der Welt mit weit mehr Recht dem Kölnischen Wasser als der Kölnischen Zeitung anvertraut, heißt Ernst Posse, ist aber nur in seinem Zunamen ernst zu nehmen. Da das Fremdenblatt dem Aufsatz die Bemerkung nachschickt, daß Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt und erwünscht sei, so will ich's unternehmen. Man wird nicht nur daraus ersehen, was von einem Geisteszustand zu erhoffen ist, dessen maßgebendster publizistischer Vertreter mit Recht den Namen Posse führt, sondern auch erfahren, wie der Vorwurf, daß ich die Presse überschätze, an dem eigenen Machtwahn dieser Standesgenossenschaft zu Schanden wird. Unter dem Titel »Wie gründen wir Mitteleuropa?« zeigt ein Schwätzer den einzig richtigen Weg, der zu solcher Gründung führen kann: mit der Phrase dort zu beginnen, wo man mit ihr geendet hat; denn neues Leben blüht aus den Ruinen. Wäre die Sorte Menschheit, die es probieren will, weil ihr dieser Wechsel vom Hörensagen bekannt ist, nicht völlig ausgehöhlt und auch nur eines Gedankens noch fähig, sie würde ihre Wortführer mit nassen Fetzen aus den Redaktionen des Weltbrands jagen. Der geistige Austausch der Herren Szeps und Posse hat aber seine Vorgeschichte:

Wir im Reiche werden uns erinnern, daß Minnesangs Frühling an der Donau blühte, daß Walther von der Vogelweide, der Preiser deutscher Art und deutscher Sitte, in Österreich singen und sagen lernte, daß unser nationales Lied von der Nibelungen Not und Tod zuerst am Wiener Hofe vorgelesen wurde; und in den verbündeten Ländern wird man jetzt noch tiefer empfinden als vordem, daß die Dichter und Denker der Wirkungszeit des großen Friedrich, mag ihre Wiege im geschmeidigen Süden, in Franken, in Schwaben oder im spröderen preußischen Norden gestanden sein, in ihrer Muttersprache auch für sie dichteten und dachten, daß ihre Werke deutsches Gemeingut sind.

Das gemeinste deutsche Gut dürfte die Anwendung dieses Wortes sein. Die Dichter und Denker im Reich, die Singer und Sager in Österreich — unter denen aber die Singer in der Majorität sind —: diese alte Wechselbeziehung in Ehren. In Wahrheit wird kein Mensch im »Reiche« sich je an einen andern geistigen Zusammenhang mit Österreich erinnern, als daß die Reinhardt und S. Fischer aus Budapest in Berlin reüssiert haben. Aber die Theaterdirektoren müssen sich aufs Kino verlegen und die Tage der Verleger sind gezählt. Dafür bricht die Zeit der Minnesänger wieder an. Hört, hört:

Uns Journalisten wird in einer Zeit, wo Bücher kaum noch gelesen werden, eine ähnliche Aufgabe zufallen wie die, welche unsere Vorläufer in den Jahrhunderten vor Erfindung der Druckkunst, als Bücher noch nicht gelesen wurden, zu erfüllen hatten, indem sie, fahrende Sänger und Vaganten, von Hof zu Hof zogen, um ihren Zeitgenossen in einer ihrem Verständnis und ihrem Geschmack angemessenen Form die Zeitung zu künden. Allen denen unter uns aber, die gedankenlos in den Tag hineinlebten, und den nicht minder Zahlreichen, die sich gegen den Einfluß der Presse wegwerfend spreizten und sperrten, hat der Krieg offenbart, welche Macht der moderne Zeitungsschreiber in der Hand hält. Man denke sich, wenn man kann, die Zeitung weg in diesem internationalen Aufruhr der Gemüter; wäre ohne sie der Krieg überhaupt möglich geworden, möglich in seinen Entstehungsursachen, möglich auch in seiner Durchführung? Ich will hier nicht untersuchen, ob der Offenbarer Krieg, der den Menschen und den Dingen bis auf den Grund ihres Wesens schaut, an der Presse mehr Schatten- als Lichtseiten erkannt hat. Jedenfalls wird für die Beurteilung der Zeitung die Beleuchtung, in die der Krieg sie gerückt hat, auf lange hinaus maßgebend sein.

Ach, daß wir's hoffen könnten! Und daß wir's endlich gehört haben! Endlich auch das schwarz auf weiß haben! Ohne die Presse wäre der Krieg überhaupt nicht möglich gewesen! In seinen Entstehungsursachen nicht und nicht in seiner Durchführung! Der Wiener Rädelsführer des Weltverbrechens hat einmal geschrieben:

»Vor einigen Tagen war in den englischen Blättern, die seit Jahren die Holzstöße zum Weltbrande herbeigeschleppt haben, zu lesen . . . .«

Wenn so etwas der englischen Presse nachgesagt wird, dachte ich, dann wird der Presse als solcher ja die Fähigkeit dazu nachgerühmt. Dieser indirekte Beweis für mein Recht, die Presse zu überschätzen, wird nun durch das direkte Geständnis übertrumpft. Und allerorten beginnt jetzt die Presse, sich des Einflusses rühmend, den sie der feindlichen Presse zum Vorwurf macht, sich stolz der Urheberschaft am Weltkrieg anzuklagen. Tua culpa, tua culpa, mea maxima culpa. Das Kinderspiel der Erwachsenen »Wer hat angefangen?« wird auch in den Lagern der internationalen Journalistik und hier mit dem berufsgenossenschaftlichen Stolz, der die fremde Schuld zum eigenen Ruhm macht, erörtert. Der Journalismus ist die einzige Internationale, die durchgehalten hat, denn Journalisten kämpfen ja nicht gegeneinander, sondern gegen die Völker der anderen. Einig bleiben sie in dem allgemeinen Siegerbewußtsein, daß es doch schön sei, in einer Welt zu leben, die man vermöge jener unumgänglichen Verbindung von Abhub und Druckerschwärze und jener unwiderstehlichen Wirkung von Druckerschwärze auf Geistesschwäche zerstören kann. Da und dort beeilen sie sich nun, ihre Opfer durch den Vorschlag von Reformen zu entschädigen, empfehlen internationale Überwachungsbureaux, Journalistenakademien und natürlich den Austausch von Berufsgenossen, und einer versteigt sich sogar zu der Meinung, daß »die Hauptsache doch immer das Verantwortungsgefühl« sei. Wie sich jene aber eine Heilung des Weltkrebses durch kosmetische Scherze vorstellen, wie sich dieser das Fortbestehen einer Presse bei Züchtung einer Eigenschaft denkt, die den Lebensnerv der Presse zerstört, beides ist gleich rätselhaft. Journalistenakademien — das bedeutet die Graduierung der Schande; es ist das Projekt des Größenwahns, der mit einer Gewerbeschule des Verbrechens nicht mehr auskäme.

Austausch von Journalisten – das wäre der Entschluß, im eigenen Staat das falsche Geld des andern anzuerkennen. Internationale Überwachungsbureaux: die Überwacher der Presse hätten genug zu tun, sie auf Reklamenotizen für ihre Tätigkeit zu durchsuchen. Was soll aber vollends die Einführung eines Verantwortungsgefühls, da doch die Presse als ganze eben den mechanischen Ersatz eines solchen bedeutet? Schon meldet sich ein Gegner derartiger Reformen, der offen erklärt, daß es nicht angehen würde, beim Verantwortungsgefühl stehen zu bleiben, »ohne dessen Grenzen nach oben und unten zu untersuchen«. Das Verantwortungsgefühl muß seine Grenzen haben. »Die Mitschuld der Presse am Kriege ist nicht zu bestreiten — aber kann man ihn aus dieser Tatsache allein erklären?« Was der Presse — natürlich nur der feindlichen — an Verantwortungsgefühl gefehlt habe, habe ganz Europa gefehlt. Immerhin wird die Wirkung der Druckerschwärze, deren Verschleißer sich meinen Angriffen durch den Hinweis auf ihre Vergänglichkeit zu entziehen pflegten, jetzt unter die Kriegsursachen eingereiht, dem Feinde zur Schmach, dem Berufe zum Stolz. Beides aber, die Abwälzung der Schuld und die Reklamierung der Macht, ist wieder ein Teil von jener Kraft, die noch mehr Verderben durch die Phrase des Guten als durch den Effekt des Bösen hervorgebracht hat. Weil aber Geberdenspäher und Geschichtenträger, die es schwarz auf weiß bringen, des Übels mehr auf dieser Welt getan haben, als Blausäure und Bomben in Fliegers Hand nicht konnten, so gibt es gegen die Presse keine andere Reform als die Abschaffung. Dieser Erkenntnis war ich der Rufer in der Wüste: jetzt, in einer Wüste gewordenen Welt ruft sie allenthalben das Echo. »Hätte man« — so bricht eine deutsche Frau jetzt aus – »nur zehntausend hetzerische Zeitungsschreiber aus allen Ländern zusammengetrieben . . . hätte man sie nur rechtzeitig zusammengetrieben, die heute weiterkläffen von allen Ufern des Roten Meeres, das gespeist wird von dem Blute Millionen Unschuldiger . . . ja, hätte man zehntausend hetzerische Journalisten aus allen Ländern zusammengetrieben und gehenkt, o wie viel wertvolle, hoffnungsvolle Menschen wären in all diesen Ländern heute am Leben! Statt dessen seid ihr es, die ihr noch lebt, die ihr einer bösen Schwäre gleich Europa von einem Ende zum andern überzieht, ihr, die Hetzer, die Mitschuldigen an diesem Kriege, deren Knochen wie die der Schächer

hätten zerbrochen werden sollen, bevor wir zuließen, was jetzt geschieht!« Und ein biederes Provinzblatt, das zugibt, die Presse habe sich »in ihrer überwältigenden Weltmacht noch nie so gezeigt wie in diesem Kriege« und es sei »sicher, daß die Freunde des Friedens mit einem schlauen und heimtückischen Feind zu tun haben, der mit Holzpapier und Druckerschwärze arbeitet«, bedauert doch, daß es »nicht an Leuten fehlt, wie z. B. die erwähnte Fürsprecherin einer radikalen Maßregel, die aus Ärger, daß sich das gedruckte Wort oft stärker erweist als unumstößliche Tatsachen, das Kind mit dem Bade ausschütten«. Der Schwachsinn entschuldigt die Presse mit ihrem Verbrechen und hält es nicht für richtig, das Kind mit eben jenem Blutbad, das es angerichtet hat, auszuschütten. Aber die Harmlosigkeit, die Anklage und Verteidigung in einem besorgt, schreibt mit derselben roten Tinte wie der Mord. Und die Hetzarbeit der Weltpresse hat nicht ärgeren Schaden gestiftet als die allgemeine Möglichkeit, durch eine Suggestion des Tonfalls verschwommener Meinung geistige Werte zu ersetzen. Durch falsche Tatsachen die Völker zu verhetzen, würde nicht gelingen, wenn es nicht schon längst gelungen wäre, durch falschen Geist das Volk zu verderben. Was noch knapp vor einem Krieg geschieht, wenn die Menschheit einmal für ihn reif geworden ist, wäre das Geringste, und die schlimmsten Greuel sind durch Jahrzehnte wahr gewesen, ehe andere erlogen wurden. Das Resultat des leiblichen Mords gibt freilich den Weg an, wie dem Übel künftig zu steuern wäre. Es empfiehlt die einfache Schätzung: was vernünftiger ist, hunderttausend intellektuell mittelwüchsige, ethisch wertlose Individuen in soziale Berufe zu zwingen, auf die Gefahr hin, daß die Neugierde der Massen und die Eitelkeit der Führenden um die Nährväter gebracht würden, oder zehn Millionen Menschen zu opfern. Deren Erhaltung ist, wie sich gezeigt hat, ohne die Beseitigung der Presse nicht möglich. Wird die Menschheit eine andere Entschuldigung als die des Irrsinns haben, wenn sie in einem lichten Augenblick gewahr wird, daß sie die Fülle ihrer Besten geopfert hat, und schlimmer: daß ihr die Gruppe ihrer Schlechtesten, die es bewirkt hat, übrig blieb? Daß diese überleben, weil sie an einem Krieg nicht teilnehmen mußten, den sie gemacht und dem sie den Frieden ferngehalten haben? Schreibt sich die Wehrfähigkeit aller noch immer nicht von der Schreibfähigkeit der vielen her? Hat es die Welt

noch immer nicht schwarz auf rot, und ist ihr, was es an Papier auf Erden gibt, noch immer nicht das Leichentuch für Menschheit und Wälder? Was hülfe der Frieden den Nationen, wenn seine erste Bedingung nicht der Krieg aller gegen die Presse wäre? Die Verpflichtung, jenen, die uns künftig noch »die Zeitung künden« wollen, sie rechtzeitig zu kündigen? Mehr Beweis, um ihnen den Prozeß zu machen, braucht man nicht als ihr freches Geständnis, »der Krieg habe offenbart, welche Macht der moderne Zeitungsschreiber in seiner Hand hält«, als die hämische Aufforderung, »sich, wenn man kann, die Zeitung in diesem internationalen Aufruhr der Gemüter wegzudenken«, als die Frage des Siegers über allen Staaten, »ob der Krieg ohne sie überhaupt möglich gewesen wäre«. Ich hab's ja immer mit Ernst behauptet. Aber daß es jetzt auch der Posse zugibt, ist erschütternd. Ernst Possart — das war ehedem die Bezeichnung für den durchschnittlichen deutschen Tragödienspieler. Der Weltkrieg wird einst Ernst Posse geheißen haben! Man denke sich, wenn man kann, die Zeitung weg aus dem Weltkrieg. Nein, ich kann es nicht! Ich konnte es nicht, ehe er ausbrach! Ultra Posse nemo tenetur. Aber wenn die Beleuchtung, in die der Krieg die Presse dank dem Krieg und der Fackel gerückt hat, noch durch etliche Laternenpfähle ergänzt werden könnte, so würde die Bevölkerung aller ehedem befreundeten und verfeindeten Staaten einen internationalen Austausch von Chefredakteuren als einen Glanzpunkt des Friedensfestes ansehen. Die Form dazu würde sich, wenn sie ohnedies wieder als fahrende Sänger von Hof zu Hof ziehen, um die Zeitung zu künden, leicht finden lassen, man würde sie, da infolge der rapiden Hebung des Fremdenverkehrs kein Obdach für sie vorhanden wäre, einladen, unter freiem Himmel zu übernachten, und eine Menschheit, deren Machthaber es versäumt hatten, Zeitungsartikel niedriger zu hängen, wäre es zufrieden, dafür die Verfasser höher hängen zu sehen.

Glossen

Eine Bombe

»Bekanntlich war gleich zu Beginn des Krieges, am 2. August 1914, die (seitdem oft wiederholte und meist geglaubte) Nachricht in die deutschen Zeitungen übergegangen, daß ‚auf der Strecke Nürnberg—Kissingen sowie auf der Strecke Nürnberg—Ansbach Flieger gesehen wurden, die Bomben auf die Bahnstrecke warfen'. Diese Nachricht ist neuerdings von J. Schwalbe, dem Herausgeber der ‚Deutschen medizinischen Wochenschrift', in einem Artikel am 16. März 1916 in der Form wiederholt worden: ‚Nachdem noch vor der Kriegserklärung ein französischer Flieger auf Nürnberg Bomben abgeworfen hatte.... In der Nummer vom 18. Mai 1916 sieht sich jetzt Schwalbe genötigt, zu berichtigen, daß es sich bei jener Nachricht nicht um Nürnberg, sondern um die obenerwähnten Bahnstrecken gehandelt, daß aber auch diese Nachricht unzutreffend gewesen. Er schreibt: »Aus einem weiteren Schriftwechsel von Geheimrat Riedel und dem Magistrat von Nürnberg hat sich ergeben, daß diese Behauptung, die bisher niemals berichtigt, vielmehr allgemein bei uns als ein Beweis für den Bruch des Völkerrechts angenommen worden ist, tatsächlich nicht zutrifft. Der Nürnberger Magistrat schreibt nämlich am 3. April d. J.: ‚Dem stellvertretenden Generalkommando des III. bayrischen Armeekorps hier ist nichts davon bekannt, daß auf die Bahnstrecke Nürnberg—Kissingen und Nürnberg—Ansbach vor und nach Kriegsausbruch je Bomben von feindlichen Fliegern geworfen worden sind. Alle diese Behauptungen und Zeitungsnachrichten haben sich als falsch herausgestellt.'«

Diese Bombe traf eines der stärksten Fundamente des Hasses und der Begeisterung. Und die Wahrheit unterscheidet sich von anderen schweren Gegenständen, die aus dem blauen Himmel geworfen werden, dadurch, daß sie nicht daneben haut, daß das Wurfziel immer getroffen wird und daß statt eines Bahnhofs kein Tiepolo zu Schaden kommt. Die interessante Frage, wer angefangen hat, ist damit zur guten Hälfte abgetan. Wenn noch die andere Halbscheit des Seelenaufschwungs durch tatsächliche Berichtigungen ramponiert wird, mag sich die Welt die Augen reiben und sagen: Ja, woran soll man denn noch glauben, wenn man nicht mehr an die Berechtigung des Weltkriegs glauben kann? Und darum Räuber und — Wächter!

* * *

Bei den Kismet-Knöppen

Die ‚Süddeutschen Monatshefte', die aber auch Deutschtum genug für die anderen deutschen Himmelsrichtungen haben, werden nicht müde, in Ausgaben, die den feindlichen Kulturen gewidmet sind, die Überlegenheit der deutschen zu beweisen. All das aber ist Selbstbetrug und Vertreib der großen Zeit neben dem wert- und gewichtvollen Inhalt eines einzigen Aufsatzes, der im Balkan-Heft (September 1915) erschienen ist und der alle Einwände, die die Welt gegen die allerchristlichste Innerei von Europa vorbringen könnte, weit in den Schatten stellt. Diesem Aufsatz einer wohlberatenen und wohlgeratenen deutschen Frau, »Türkische Sitten« von Else Marquardsen, geb. von Kamphövener, seien hier einige Stellen entnommen, damit jene Welt, die uns nur von der »Russenfährte« und deren blutigen Freuden kennt, auch das Gegenstück unserer kulturellen Ambition erfahre, vor allem aber auch, daß es einen halbverschollenen deutschen Typus gibt, der Mut zum Schamgefühl vor Gott und der bewohnten Erde hat. Für diesen einen Beitrag sei den ‚Süddeutschen Monatsheften' ihre sonstige Existenz im Kriege vergeben.

. . . Ich habe vom Anfang der achtziger Jahre bis zum Sturze des Sultan Abdul Hamid mein Leben in der türkischen Hauptstadt verbracht. Bei Besuchen in der Heimat waren die stereotypen Fragen, die an einen gerichtet werden, stets ungefähr folgende:

Waren Sie schon einmal in einem Harem?

Wieviel Frauen hat der Sultan?

Können Sie auch türkisch?

Hatte man auf diese Fragen, mit im Laufe der Jahre ebenfalls stereotyp gewordenen Antworten erwidert, so war die Neugier befriedigt. Ja, mehr als das; das wohlige Gruseln, das Männlein wie Weiblein beschlich beim Aussprechen des Wortes »Harem«, erweckte im Frager die Vorstellung, er habe sich ganz unerhört weit vorgewagt auf schlüpfriger Bahn.

Keiner, der nicht selbst unter den Osmanen gelebt hat, kann sich vorstellen, wie unbeschreiblich untergeordnet diese Art der Bewertung dortiger Lebensverhältnisse demjenigen erscheint, der eben den Orient kennt. Dieses gewisse Spielen mit einem pikanten Begriff, von dem man eigentlich nichts zu wissen vorgeben sollte, wirkt, wenn man dagegen im Geiste die Anschauung des Orientalen hält, abstoßend.

. . . Wie ich schon vorhin andeutete, bleibt für den Osmanen die Mutter immer die höchste Instanz, und auch der ältere Mann in hoher Stellung bringt ihr die hingebendste Ehrerbietung dar. Ich habe

öfters beobachten können, wie der Sultan Abdul Hamid seiner Mutter gegenüber sich verhielt; dieser Herrscher, der im Schatten seiner absoluten Macht wie unter einem Fluche lebte, wurde vor seiner Mutter ein bescheidener Knabe, der ehrerbietig der höchsten Autorität lauscht. Wie die Mutter ist, spielt hiebei keine Rolle. Es wird einer Idee gehuldigt, nicht einem Menschen.

. . . All diese Vorgänge, ebenso wie Heiraten der Töchter, bevorstehende Geburten und ähnliches, werden in größter Natürlichkeit und Öffentlichkeit von allen Verwandten, männlichen wie weiblichen, gemeinsam besprochen. Es gibt da kein Vertuschen und Verheimlichen, eine fast nüchterne Selbstverständlichkeit umgibt alle natürlichen Vorkommnisse, die von vorneherein jedes lüsterne Tasten der Gedanken ausschließt. Gerade das, was man hier mit dem Begriff »Harem« verknüpft, jenes Schwüle und verderblich Berauschende, gerade das fehlt. Faul und bequem geht es dort wohl zu, aber gesund, harmlos kindlich und geradezu verblüffend ehrlich! Und es entwickelt sich beim Manne aus dieser Atmosphäre einfacher Natürlichkeit dem Natürlichen gegenüber heraus eine Achtung vor der Frau, die in ihrer Art sehr merkwürdig ist.

Es ist eine Art Achtung, wie sie etwa ein Vater haben mag vor der Unberührtheit seiner Tochter, zärtlich und ein wenig mitleidig, sie ihrer Reinheit halber eifersüchtig bewachend. Er mag sie als geistig nicht auf seiner Höhe stehend betrachten, sie hat im Rate des Lebens keine gewichtige Stimme, und doch steht sie ihm hoch, um ihrer kindlichen Reinheit willen.

. . . Wenn auch viel zu sagen ist gegen das Frauen- und Familienleben des Osmanen vom fortschrittlichen Standpunkte aus, wenn auch die Frauenbewegung stets die armen Opfer »dort hinten weit in der Türkei« mit ihrem besonderen Mitleid bedachte: dieses ist sicher, aus der reinen und seelisch gesunden Abgeschlossenheit dieses Lebens heraus ist — im Durchschnitt — für das heranwachsende Geschlecht mehr Segen erwachsen, als bei den Kindern von Frauen der Fall sein mag, die geistig strebend in der Öffentlichkeit stehen.

. . . Aus der dämmerigen Haremsluft, aus der verträumten Haremsstille heraus erwachsen jene still zurückhaltenden Männer, die keinen Blick zu einer Frau heben, auf daß sie nicht einen Mangel an Ehrerbietung darin sähe. Jene Männer, die gleich ritterlich, gleich unpersönlich, gleich vornehm sind, ob sie nun an den Stufen des Thrones aufwachsen oder in der armen Holzhütte Stambuls. — — —

. . . In all den langen Jahren, da ich mit Mohammedanern nahe und vertraut zusammenkam, habe ich nie einen Fall von Intoleranz erlebt. Ich habe stets gefunden, daß die Intoleranten und oft verletzend Mißachtenden die Christen waren. Der Mohammedaner bemitleidet den Christen viel zu sehr, um eifernd gegen ihn vorzugehen, und daß er das tut, ist des Christen eigene Schuld. Wo immer sich Konflikte ergeben haben, bei denen nur entfernt ein Glaubensmotiv angenommen werden konnte,

der Christ hat es hervorgezerrt. Immer findet es der Christ bei Differenzen nötig, zu argumentieren oder zu beschimpfen; der Mohammedaner antwortet ruhig, nachdem er ihn still angehört hat, hie und da sich vor seiner Erregung etwas zurückbeugend: »Was willst du, ich greife deinen Glauben nicht an, rühre du nicht an meinen; ein jeder glaube, was ihm recht dünkt.« Er wird stets nur ähnliches erwidern und kann er sich gar nicht mehr helfen, sich still entfernen, neidlos dem andern den Schauplatz überlassend.

Oftmals trat ich auf Wanderungen durch Stambul in diese oder jene Moschee ein, ihre wundervolle, weltabgeschiedene Stille genießend, dem Spiel des Sonnenlichtes folgend, wie es sich unter der Kuppel sammelt. Und leider oft ist es mir begegnet, Touristen beobachten zu können, die zur Besichtigung eintraten. Mir sind besonders zwei junge Herren in Erinnerung geblieben, Landsleute und den besten Kreisen angehörig, deren Verhalten als typisch anzusehen ist. Ich hörte jenseits des Moscheevorhanges schon ihre Stimmen, laut und lachend, wie sie sich anfangs weigerten, die großen Strohschlappen anzuziehen, ohne die man nicht eintreten kann. — Der Osmane trägt immer feste Lederüberschuhe über weichen, fast sohlenlosen Stiefeln; diese Überschuhe läßt er draußen, bevor er einen Raum im Inneren eines Hauses betritt. Der Arbeiter zieht seine groben Schuhe aus und tritt in Strümpfen ein; dieser Gewohnheit ist auch die gute Konservierung alter orientalischer Teppiche zu verdanken. — Also die beiden jungen Herren traten sehr laut in die stille Moschee ein; neben ihnen, mit gesenktem Kopf, die Hände in seinen weiten Ärmeln versteckt, lautlos gleitend, der führende Laienpriester, der Imam. Sie fanden alles »gottvoll«, »famose Chose«, »verdrehter Kram«, und sie behielten ihre Hüte auf dem Kopf; die Hände hatten sie in die Taschen gesteckt und führten eine Art Schlitterpartie auf ihren Strohschlappen auf, die sie natürlich beständig verloren. Es waren gewiß im Grunde harmlose Jungens, überströmend von Vergnügen am Leben; aber sie fühlten sich dem allen weit überlegen, irgend etwas Achtungswertes bedeutete ihnen der »verdrehte Kram« in keiner Weise, sie hätten sich bei der Besichtigung eines Hottentotten-Kraals genau so benommen.

Der Imam versuchte einige Male, sie auf ihre Kopfbedeckungen aufmerksam zu machen; sie verstanden wohl nicht, was der »ulkige Kunde« ihnen pantomimisch klarmachen wollte. Schließlich glitt er leise zu mir heran und bat: »Sage ihnen, sie seien im Hause des Gebets.« Ich tat nach seinem Wunsch und es entwickelte sich ungefähr folgender Dialog: »Der Imam bittet mich, Ihnen zu sagen, Sie seien im Hause des Gebets, wollen Sie darum nicht Ihre Hüte abnehmen?«

»Aber gewiß doch, wenn's ihm Spaß macht!« — Lachen. —

»Ich würde Ihnen raten, etwas leiser zu sein; in einer Kirche würden Sie doch auch nicht so laut lachen?«

»Ja, aber was hat denn dieses hier mit einer Kirche zu tun?«

»Es ist eben auch ein Gotteshaus.«

»Ach wo, diese verrückte Bude hier!«

»So verletzen Sie wenigstens nicht die Gefühle derjenigen, denen es ihr Heiligstes ist.«

»Ach, den Kismet-Knöppen ist ja doch alles wurscht; na schön, Morgen!«

Sie meinten es nicht böse, doch gedankenlose Nichtachtung ist fast noch verletzender, wenn sie uns Heiligem gilt, als bewußt böse Absicht, welche etwas des Angriffs Wertes anerkennt. Der Imam sagte mir, als ich beim Hinausgehen ihn wieder traf: »Grämе dich nicht um jener Kinder Torheit; so sicher, wie Gott über sie lächelt, lasse es auch uns tun.« Dieses Mannes Art ist keine Ausnahme; so denken fast alle, so gütig und groß.

Aber daß die Christen ihnen Anlaß geben, so sprechen zu müssen, das ist der Jammer; daß wir ihnen leid tun, weil wir so gar nicht das sind, was einer wird, »der im Schatten des Höchsten wandelt«.

Wieviel lassen wir hier an uns vorübergehen!

Sie verstehen unsren Glauben nicht; gewiß. Aber statt, daß das Nichtverstehen Schärfe und eifernde Feindlichkeit weckt, Bekehrungswut und Mißachtung, zeitigt es ein großes Mitleid für die Armen, die nicht »im Schatten des Höchsten wandeln«. Und jedes Mitleid enthält immer einige Verachtung. Zwar eine Verachtung, die nicht alles einbegreift; — denkt doch noch heute der Osmane wie das arabische Sprichwort: »Gott gab dem Europäer die Wissenschaft, dem Orientalen die Majestät.« Diese Majestät ist aber nicht nur Äußerliches — sie ruht festgefügt im philosophischen Empfinden eines naiv und tief religiösen Fühlens.

Es ist ja bekannt, wie die türkischen Soldaten am Heiligen Grabe zu Jerusalem die sich in ihrem Eifer prügelnden Christen trennen müssen, um Blutvergießen zu verhüten. Das sind natürlich nur traurige Auswüchse. Aber wie seltsam mutet es an, wenn in den Straßen Konstantinopels die türkischen Soldaten Spalier bilden bei christlichen Prozessionen. Sie ziehen auf, halten die Menge zurück und stehen da unbeweglichen Gesichtes, während die lange Reihe der Heiligenbilder und singenden Menschen vorbeizieht. Nie ein Scherzwort, nie ein Lächeln; keine noch so nebensächliche Bemerkung untereinander, auf daß es nicht den Anschein habe, sie sprächen über die Glaubenszeichen, die vorbeigetragen werden »und das Herz jener, denen sie heilig sind, könne sich verbittern von einem Gedanken der Verachtung ihres Heiligen«. Was ich hier anführe, sind keine geschriebenen Regeln, keine Verordnungen; es sind hier und dort gehörte Worte des einfachen Mannes, die sein Denken widerspiegeln. Wenn es auch nicht hierher gehört, möchte ich nur ganz kurz die wunderschöne, bei Beerdigungen herrschende Sitte streifen. Der

Sarg wird von vier Freunden des Verstorbenen aus seinem Hause getragen; wer immer von unbekannten, zufällig vorübergehenden Männern den Zug trifft, gibt seine Schulter her, eine kurze Strecke den Sarg zu tragen: »denn eines jeden Last ist Kummer und Tod des Bruders.«

Nun dürften sich ja Szenen in Moscheen, wie die von der vortrefflichen Frau beschriebene, häufig genug ereignen. Nun dürfte das Wort »Kismet-Knöppe« ja öfter fallen. Die Wege der Politik sind unerforschlich; auf denen Gottes werden wir nach und nach lernen, in den Strohschlappen gesittet aufzutreten. Ich hatte, ehe ich jenes las, einmal geschrieben, daß es Gegenden gebe, in denen »gottvoll« der Superlativ von »komisch« ist. Den Emissären jener Gegenden ist es vorbehalten geblieben, ein Gotteshaus gottvoll zu finden! »Es waren gewiß im Grunde harmlose Jungens«, »den besten Kreisen angehörig«, sie »meinten es nicht böse«. Das ist es eben. Sie führten nichts Arges im Schilde, höchstens den Export, und wie man sich im Kaufhaus zu benehmen habe, das verstanden sie längst aus dem ff, und kein Prokurist mußte sie auf das Unziemliche ihres Auftretens aufmerksam machen. Da nahmen sie alles ernst. Und als der Osten ins Kaufhaus des Westens aufgenommen war, und die alten Bekenner sich mit den neuen Gebräuchen noch nicht auskannten und sich das Hemd nicht schon beim Eintritt ausziehen lassen wollten, da sprach einer, den Finger auf dem Mund: »Sage ihnen, sie seien im Hause des Kommerzes.«

* * *

Eine angenehme Menage

Der deutsche Mann
(Aus der Ostdeutschen Rundschau)

Hier ist es gut sein; Speise und Trank reichlich vorhanden. Vom feisten Schwein ein artig Lendenstücklein, mit zartgebräunten Erdäpfeln — in wirklicher und wahrhaftiger Butter duftig gebraten — kleine zierliche Gurken, wie sie Znaims Wonnegefilden nicht holdseliger entsprießen, dazu ein dunkler Gerstensaft aus Kulmbachs bajuwarischen Gauen, ein herzhaft Brot, aus Roggen schmackhaft geknetet und gebacken, eine Schüssel mit Dunstobst, ein leckerer Salat — und alle diese Herrlichkeiten kosten, Wodan ist mein Schwurzeuge, zwei Mark und zwanzig Reichspfennige!

. . . Stolze Vindobona am alten Nibelungenstrome, vieles ist herrlich und wonnesam unvergleichlich an dir, aber ein solches Lendenstück vom knusprigen Schwein mit so schmackhafter Zutat . . . . ist bei dir in allen 21 Bezirken nicht zu finden. . . .

Als ich in Tetschen der hochnotpeinlichen Leibesuntersuchung — bis auf die Haut — nach genauester Prüfung meines Passes glücklich entronnen war — ich tadele diese Ordnung nicht, ich segne sie vielmehr — kletterte ich mit lebhaftem Reisefieber in mein sächsisches Abteil und sauste, ratterte und knatterte gen Elbflorenz . . . . auf allen Haltestellen bis Leipzig Himmel und Soldaten. . . .

. . . Das möge Wodan in Ewigkeit verhüten! . . . der herrliche Angriff auf die Welschen, der diese Abruzzenschufte aus Tirols ewigen Bergen hoffentlich für immerdar hinausbefördert, findet begeisterte Lobpreiser. Zuversichtlich erwartet man, daß auch der moskowitische Bär, mit blutenden Pranken weidwund heimschleicht . . . .

Teut.

Die deutsche Frau

(Aus den Leipziger Neuesten Nachrichten)

Strickend haben wir das alte Jahr beendet, und strickend fangen wir das neue wieder an. Nie sind unsere Gedanken mehr bei denen draußen im Felde als jetzt, wo Schnee mit Regen und Glatteis abwechselt und wo wir uns fragen, was für unsere tapferen Krieger das Härteste ist: die rote Sonnenkugel, die an einem kalten Himmel hängt, oder das Wasser, das unaufhörlich und trübselig in die Schützengräben rinnt. Aber bei uns Frauen mischt sich nun einmal das Lächeln gern unter die Tränen, und selbst im Schmerz zeigen wir noch das Bedürfnis, hübsch zu sein. Schmückte sich nicht auch Kleopatra zum Sterben?

Wenn die Welt wieder offen steht und so ein Paar wieder hinausdarf, sollte da nicht ein Haß entstehen, gegen den der bisherige ein Kinderspiel war? Das knusperige Schwein und die Kleopatra: zum erstenmal wieder ausgelassen — Wodan sei mein Schwurzeuge und möge es verhüten, aber gut kann das nicht enden. Es wird vorsichtig sein, noch lange nach Friedensschluß mit den Grenzübertrittsbewilligungen hauszuhalten. Haus zuhalten!

* * *

Der Enkel wird segnen

Jeden Augenblick meldet sich jetzt irgend ein Trottel, der ehedem höchstens Telephonbeschwerden hatte oder als Nichtraucher unsterblich werden wollte, später etwa zu den Problemen »Der Wehrmann und die Fliege« oder »Der Mistbauer in Eisen« Stellung

nahm oder gar zu so etwas eine »Anregung« gab, und gibt der Neuen Freien Presse, diesem durchhaltenden Klosett aller Dummheit, Schmierigkeit, Zudringlichkeit, Betulichkeit und heroischen Feigheit, ein »prophetisches Gedicht« ein. Darunter ist ein solches zu verstehen, das ein Dichter, der natürlich auch keiner war, vor vierzig Jahren über den Weltkrieg und Deutschlands Sieg verfaßt haben soll. Ist ihm natürlich nicht im Dichtertraum eingefallen; denn das Wesen des prophetischen Gedichtes ist es, daß sich hinterdrein herausstellt: es war eine Fälschung und irgendein zeitgenössischer Wicht hatte sich etwa das Pseudonym Hamerling beigebogen. Jetzt hat jene oft nur aus reiner Stupidität allen Schlechtigkeiten dienstbare Zeitung wieder eine aus Fälschland stammende Dichtung veröffentlicht, in der dem Schweizer Dichter Leuthold im Jahre 1871 die prophetische Strophe geglückt sein soll:

Meine Mahnung wird erst der Enkel segnen,
Wenn er unverdrossen die Waffen wahrte
Menschenalter hin, bis es ihm obliegt,
Im Weltkrieg zu siegen.

Die vorhergehende geistig nicht gerade bedeutende Mahnung an das damals eben gegründete Etablissement wäre auch besser nicht von Leuthold gewesen. (Wenn man von der unfreiwillig guten Stelle absieht: »Nicht des Geistes, sondern des Schwertes Schärfe gab dir alles, wiedererstandenes Deutschland«.) Aber mit der prophetischen Strophe steht das Zeug in einer Literaturgeschichte jenes bedenklichen Biese, der, wie kürzlich hier beklagt ward, für den Schulgebrauch allerlei blutigen Schund ediert hat. Eine Schweizer Zeitung sagt dazu:

Eine halbe Seite ist Leutholds Ode »Das Eisen« eingeräumt, in der bekanntlich der Schweizer Dichter den deutschen Sieg im Weltkrieg prophezeit haben soll. »Meine Mahnung wird erst der Enkel segnen, wenn er unverdrossen die Waffen wahrte Menschenalter hin, bis es ihm obliegt, im Weltkrieg zu siegen.« Ist es wirklich nicht möglich, davon Notiz zu nehmen, daß in dieser Strophe kein Wort von Leuthold stammt, sondern daß sie eine freche Fälschung eines emeritierten Hauptmanns mit einigen literarischen Neigungen ist; ferner, daß sie nicht von 1871, sondern etwa von 1909 datiert, also aus einer Zeit, als es keiner übernatürlichen Gaben mehr bedurfte, um den Weltkrieg zu ahnen und sich darauf in sapphischem Metrum seinen Vers zu machen? Um die geräuschlose Erledigung der Sache in meiner kritischen Leuthold-Ausgabe hat sich Biese nicht gekümmert, wie denn authentische Texte

offenbar für ihn von untergeordneter Bedeutung sind; hingegen war die Aufklärung ja auch an leichter zugänglichen Stellen zu lesen. Ich habe es natürlich damals abgelehnt, den Betrug als »für die deutschen Methoden charakteristisch« bezeichnen und verwerfen zu lassen; aber wenn diese Prophetenphilologie nun bereits auf die Literarhistorie Einfluß gewinnt, ist doch endlich scharfer Protest am Platze.«

Und die ‚Arbeiter-Zeitung' fügt hinzu:

. . . Diesem scharfen Protest möchten wir uns für unseren Teil anschließen; derlei Schwindeleien bringen ja den bisherigen guten Ruf deutscher Literaturforschung in ernste Gefahr.

Hier setzt mein schärferer Protest ein. Den bisherigen guten Ruf deutscher Literaturforschung, da mag lieb Vaterland ruhig sein, kann nichts mehr in Gefahr bringen. Sie war schon lange vor dem Weltkrieg, und eh dieser Traum von einer Walhalla für Fertigware über uns hereinbrach, das schlimmste Handwerk akademischer Plünderer und graduierter Schänder der Wahrheit. In zahllosen Semestern habe ich es bewiesen. O mein prophetisches Gemüt! Meine Mahnung wird erst der Enkel segnen.

* * *

Wozu man sich bekennt

»Ein Streit um den Eisernen Hindenburg in Berlin ist ausgebrochen. Bisher galt als sein Schöpfer der Maler Georg Marschall. Im Verfolg einer Polemik hat aber jetzt der Bildhauer Schimmelpfennig in Berlin eine Erklärung veröffentlicht, in der es u. a. heißt: . . . Das Hilfsmodell zum Eisernen Hindenburg in Berlin in einzehntel Naturgröße ist ausschließlich von mir mit ganz geringer untergeordneter Hilfeleistung des Malers Georg Marschall modelliert worden. Die Ausführung des Originals lag ausschließlich in meinen Händen, der Kopf ist ausschließlich mein persönliches Werk. . . . Ich würde schon längst mit allen Mitteln eine Klarheit der Autorschaft herbeigeführt haben, wenn es sich um ein Kunstwerk handelte, auf welches ich stolz sein könnte. Zu einem solchen Kunstwerk konnte ich es aber nicht mehr gestalten, da die Auftraggeber auf der Fertigstellung in der bestimmten kurzen Frist um jeden Preis bestanden.«

Wenn man ihm nur ein wenig Zeit gelassen hätte, wäre ein Kunstwerk draus geworden. Da er sich trotzdem dazu bekennt und es vor aller Welt auf sich nimmt, besteht kein Grund, es ihm nicht zuzutrauen. So daß in den Kreisen der Benageler jetzt Klarheit herrschen wird: den Marschall hat der Schimmelpfennig geschaffen, der Marschall hat nur ein Scherflein beigetragen.

*

Nicht doch:

»... Nachdem der Bildhauer Schimmelpfennig die Urheberschaft für sich beansprucht hat, antwortet jetzt geharnischt der Maler Georg Marschall: ... Der ganze Plan, die Idee und vor allen Dingen der Entwurf für den Eisernen Hindenburg von Berlin stammen lediglich von mir .... Die Ausführung des Modells lag lediglich in meinen Händen und unter meiner alleinigen Leitung ist auch dann der Eiserne Hindenburg ausgeführt und aufgestellt worden. Somit bin ich wohl zweifellos der Urheber und Schöpfer des Eisernen Hindenburg.«

Da die Dinge so stehn und nach reiflicher Überlegung, bin ich jetzt auch der Ansicht, daß dem Marschall das Verdienst gebührt. Oder sollte sich Deutschland wieder einmal freuen dürfen, daß es zwei solche Kerle hat?

* * *

Marke: »über alles«

Neu! D. R. G. M. No. 636407. Neu!

Würfelt den ersehnten »Frieden« mit dem neuen hochinteressanten

Kriegs-Spiel-Kreisel

Dieses neue Spiel darf in keiner deutschen Familie fehlen und gewährt in jeder Familie, jeder Gesellschaft, bei jeder Gelegenheit eine

Spannende Unterhaltung für jung und alt!

Spielregel:

Zunächst wird von jedem Teilnehmer ein Einsatz in die Kasse gemacht. Sodann wird der Kreisel von jedem Teilnehmer der Reihe nach mit den Fingern in kreisende Bewegung versetzt. Die Buchstaben und Zahlen haben nachstehende Bedeutung:

Rußland:	(R. g. 0) gewinnt »Nichts«.
England:	(E. v. 1/1) verliert den ganzen Einsatz.
Frankreich:	(F. v. 1/2) verliert den halben Einsatz des einzelnen Spielers.
Türkei:	(T. g. 1/3) gewinnt ein Drittel v. d. Kassa.
Österreich:	(O. g. 1/2) gewinnt die Hälfte v. d. Kassa.
Deutschland: (über alles)	(D. g. a) gewinnt die ganze Kasse.

Hochinteressant! Spannend!

* * *

Allerlei Patrioten

»Der Landrat in Insterburg hat folgende Bekanntmachung veröffentlichen müssen: Wiederholt ist es auch jetzt wiederum vorgekommen, daß kreiseingesessene Besitzer, die um Zuweisung von Arbeitskräften gebeten hatten, deutsche Soldaten zurückgeschickt haben, weil sie lieber russische Gefangene haben möchten. Ich bringe zur allgemeinen Kenntnis, daß Kreiseingesessene, die die Hilfe deutscher Soldaten ausschlagen, auf die Zuweisung von Gefangenen auch nicht zu rechnen haben.«

Die Veröffentlichung war ungeschickt. Sie klingt fast wie: »Wer den Heller nicht ehrt —«

* * *

Wissenschaft ist Macht

Im deutschen Reichstag wurde gesagt:

Mit der Schutzhaft wird eine wahre Willkür- und Schreckensherrschaft getrieben. Das Belagerungszustandsgesetz gibt kein Recht zur Verhängung der Schutzhaft. Wohl sind die Garantien der persönlichen Freiheit aufgehoben, aber es ist keine Rede davon, daß Hunderte und Tausende ohne Grund eingesperrt werden dürfen .... Auch die Militärbehörden sollten wissen, daß man auf Bajonetten nicht sitzen kann .... Heute sitzen auf schuftige Denunziationen Menschen grundlos in Schutzhaft, obwohl sie freigesprochen sind oder der Staatsanwalt die Anklageerhebung gegen sie abgelehnt hat. Ihre Angehörigen, denen man die Ehre geraubt hat, erhalten keine Unterstützung, zum moralischen und gesellschaftlichen Ruin, zu Sorge und Kummer wird Hunger und Elend über sie verhängt. In Berlin sitzt seit sieben Monaten ein Ungar in Schutzhaft. Er hatte zivilrechtliche Differenzen mit Leuten in Frankfurt, die ihm mit ihren einflußreichen Verbindungen drohten und ihn schließlich, als er sich nicht fügte, beim Reichsanwalt wegen Spionage denunzierten. Dieser lehnte eine Verfolgung sogar ohne Vernehmung ab. Der Mann sitzt seit sieben Monaten! (Stürmische Hört! Hört! links.) ... Gegen den österreichischen Staatsangehörigen Sand hat man die unsinnige Beschuldigung erhoben, er wolle in Zinntuben Salvarsan nach Rumänien ausführen. Deswegen wurde der Mann in Haft genommen. Er durfte keine geschäftlichen Angelegenheiten ordnen und in keiner Weise mit seinen Familienangehörigen zusammenkommen. Die Frau des Mannes vergiftete sich schließlich aus Verzweiflung wenige Tage vor Weihnachten. Sand wurde aber auch dann noch nicht zu ihr gelassen und durfte sie erst sechsunddreißig Stunden nach ihrem Tode sehen. (Laute Hört! Hört! und Entrüstungsrufe bei den Sozialdemokraten.) Er selbst hatte durch diese Schicksalsschläge an seiner Gesundheit gelitten und war durch ein ärztliches Attest für haftunfähig erklärt worden. Trotzdem wurde noch ein anderes Attest von einem

Medizinalrat eingeholt und der erklärte Sand für haftfähig. So wurde der schwerkranke Mann noch drei Monate in Haft gehalten. Endlich wurde er nach vielen Schwierigkeiten entlassen, aber zugleich ausgewiesen. (Rufe: Deutsches Recht! bei der Sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft.) Nach der Haftentlassung wurde er sofort über die Grenze geschoben, ohne daß man ihm Zeit gelassen hätte, seine Geschäfte zu ordnen oder mit seinen Familienangehörigen zu sprechen. (Pfuirufe.) Sieben Monate seines Lebens hat man dem Manne so geraubt, sein Familienglück und seine Existenz vernichtet. Wer wagt es, eine solche Barbarei hier rechtfertigen zu wollen! Dafür sollen die Militärbefehlshaber nur dem Kaiser verantwortlich sein? Begreift man nicht, welche Konsequenzen eine solche Theorie heraufbeschwört? Gerade die Vertreter der Monarchie sollten dieser gefährlichen Theorie ein Ende machen, die tausendfältiges Blut auf das Haupt des Kaisers lädt und ihn zum Blitzableiter für die Sünden der anderen macht. (Lebhafte Zustimmung bei der Sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft.)

Nichts da! Macht ist nur sich selbst verantwortlich. Aber Wissenschaft, die doch auch Macht ist und sich der Verantwortung zu Gunsten der Macht begibt und die Menschlichkeit an den Meistbietenden verkauft? Her mit dem Medizinalrat! Her mit den ärztlichen Kollegen, die einen Berliner Universitätsprofessor, der militärischen Spitalsdienst machte, wegen irgendwelcher Äußerungen denunziert haben! Machthaber können irren. Gebildete irren nie. Gebildete sind, wenn sie einmal Schurken sind, Doktoren der Schurkerei.

* * *

Fortschritte der Wissenschaft

(Gehirnchirurgie.) . . . . Anfangs des Jahres 1915 hat Doktor Guépin einem Soldaten in zwei Operationen einen sehr großen Teil der Hirnmasse weggenommen . . . . Der Verwundete hat sich nach seiner Genesung das Kriegskreuz und die Militärmedaille auf dem Schlachtfelde verdient. . . .

* * *

Ein deutsches Ärgernis und seine Definition

»Der Historiker und Professor an der Universität München Dr. Erich Marcks beleuchtet in den ‚Münchener Neuesten Nachrichten'. . . . die durch Försters Aufsatz in der ‚Friedenswarte' entstandene Streitfrage . . . .

Die Fakultät, aus deren Mitte dieses Ärgernis gekommen war, hat, sobald sie von ihm erfahren und die Gelegenheit einer Prüfung des beschlagnahmten Aufsatzes erhalten hatte, ihre Mißbilligung der Kritik, die Förster geübt hatte, ausgesprochen, nach Tendenz, Stunde, Ort und Tonart, und zwar einstimmig über alle Verschiedenheiten von Meinung, Bekenntnis und Partei hinweg. Sie hat zu jener Entgleisung eines hemmungslosen Idealismus, die einem ihrer Mitglieder zugestoßen war, zu der Beunruhigung, die daraus gefolgt war, nicht schweigen können und wollen. . . .«

* * *

Von Schmieristen

»(Stilgebauer), der schlechte Romanschreiber, hat, wie die ‚Gazette de Hollande' in einem langen Artikel über den ‚berühmten deutschen Dichter' mitteilt, einen neuen Roman fabriziert, der der Verherrlichung Belgiens dient. Erst vor kurzem hatte dem gleichen Schriftsteller ein Aufsatz von ähnlicher Tendenz in einem Amsterdamer Blatt kräftiges Lob der englischen und französischen Presse eingetragen. Nachdem der ‚Schmierist' mit seinem ‚Götz Kraft' in Deutschland genug Geld gemacht hat, sucht er nun auch nach ‚Ruhm'.«

Daß der Stilgebauer schon ein Schmierist war, bevor er Belgien verherrlicht hat, war etlichen Kennern bekannt. Die deutsche Presse, die ihn zu jenem »berühmten deutschen Dichter« gemacht hat, den sie jetzt ironisch anzweifelt, die ihn den Ruhm finden ließ, den er jetzt erst suchen muß, und die ihn genau so viel Geld verdienen ließ, als sie ihm jetzt mißgönnt, findet erst dann, daß einer ein schlechter Romanschreiber sei, wenn er für das jahrelange Lob, daß er ein guter Romanschreiber sei, sich undankbar zeigt. Die französische Presse sagt der Wahrheit gemäß, daß der Stilgebauer ein berühmter deutscher Dichter sei. Daß er ein guter deutscher Dichter sei, sagt sie nicht; aber man müßte ihr's nicht übelnehmen, wenn sie — auf dem Niveau, auf dem alle Preßgesinnung lebt — im Krieg aus einem Lob der Tendenz ein Werturteil machte. Daß ein Tadel der Tendenz das einmal gefällte Werturteil aufhebe, ist die Einsicht des deutschen Journalismus. Wäre die Zeit so groß, daß man auch mehr Zeit hätte, ihr ihre Winzigkeit in jedem Belang zu beweisen, so würde es mir unfehlbar gelingen, die heutige Meinung eben jenes Schmierblattes, daß der Stilgebauer ein Schmierist sei, mit seiner

vorigen Meinung, daß er ein Genie sei, zu konfrontieren, und die Welt würde erkennen, um wie viel unverdächtiger es sei, Belgien zu verherrlichen, als sich von Deutschland verherrlichen zu lassen.

* * *

Wie die Franzosen vor Neid zersprangen

Die Leipziger Operette in Lille. Aus Nordfrankreich schreibt uns unser O.Sch.-Mitarbeiter: Man darf dem Deutschen Theater in Lille nachrühmen, daß es versteht, seinem feldgrauen Publikum aus dem theatralischen Heimatreich Fülle und Abwechslung zu spenden. — — Nach der hehren Kunst der »Meistersinger« durch die Stuttgarter Hofoper hielt jetzt die leichter beschwingte Muse des Leipziger Städtischen Operettentheaters ihren fröhlichen Einzug. Sie brachte einen seltenen Gast mit: Der Meister des Dreivierteltaktes und der jungen Wiener Operette kam selbst, um über seine weiche zärtliche Musik den Stab zu schwingen. Die feldgrauen Musiker begrüßten ihn mit Rosen und Tusch, das vollbesetzte Haus mit Beifall. Unter seiner Hand bekam das Orchester Farbe und wurde rhythmisch lebendig. Auf der Bühne entfalteten die Leipziger Spiellaune und Temperament. Im Walzertakt schwuren der Graf von Luxemburg (Walter Grave) und Angèle Didier (Meta Bamberger) vom Stadttheater in Chemnitz sich Liebe und Treue bis in die Ewigkeit ... Die Musik gab dem Hause eine leichte Sektstimmung, der zuliebe man die Sünden dieser parfümierten Operettenkunst, der von unserem Kriegsdasein abgrundtief geschiedenen, wohl vergessen konnte. Daß ihr ein patriotischer Prolog in Gestalt eines von Lehar dem Deutschen Kaiser gewidmeten, von Walter Grave mit Orchester und Chor gesungenen Trutzliedes vorangeschickt wurde, trug weniger dazu bei. Um so viel schöner, weil echter, war ein neu komponiertes Ballettzwischenspiel, das im zweiten Akt für Ohr und Auge eine Freude war. — — Nach einigen Aufführungen des Grafen von Luxemburg kommt auch noch Leo Fall mit dem »Lieben Augustin« zu Worte. — — Ein reiches Stück Arbeit ist damit beendet. Wie viel harmlos genießende Freude empfingen an dieser Stätte unsere Kämpfer. Mit aufrichtigem Neid sah die französische Bevölkerung auf diesen Vorposten deutscher Kunst — ihr blieben die Tore zu all diesen Genüssen versperrt. Jetzt endlich sehen sie ihren sehnsüchtigen Wunsch erfüllt, die Kommandantur Lille wird, soweit Platz vorhanden, auch den Lillern Zutritt gewähren. Sie weiß, auch mit unserer Kunst ist ein gutes Teil unserer siegenden Kraft begründet.

Wiewohl diese unsere Kunst von unserem Kriegsdasein abgrundtief geschieden ist. Aber ein echter deutscher Mann, der keinen Champagner leiden mag, hat eben Sekt so gern, daß er

ihm zuliebe sogar Parfum verzeiht. Die Bevölkerung von Lille aber, die natürlich wieder nur auf Parfum fliegt, stand mit aufrichtigem Neid vor dem Vorposten deutscher Kunst, die Tore zu all diesen Genüssen blieben ihr versperrt, bis endlich die Kommandantur Lille (der deutsche Romandichter Paul Oskar Höcker) es nicht mehr übers Herz bringen konnte, ihr Lehar vorzuenthalten. Da erkannten sie, daß wir keine Barbaren seien, und schworen Liebe und Treue bis in die Ewigkeit. Worauf die Dame aus Chemnitz, nachdem der Kollege mit einem Trutzlied nicht durchgedrungen war, den Haßgesang auf Kitchener immer feste druffgeben konnte.

* * *

Lehar spricht

Der einzige Künstler, dessen Befreiung von der allgemeinen Wehrpflicht »auf Kriegsdauer« sich von selbst versteht, hat an der Westfront den »Grafen von Luxemburg« dirigiert und erzählt nun:

... Auf der Fahrt durch Lüttich und Loewen wurden mir natürlich die schweren Kämpfe in Erinnerung gebracht, welche die Deutschen nach Ausbruch des Krieges auf belgischem Boden zu bestehen hatten. An der französischen Grenze mußten sämtliche Zivilpersonen den Zug verlassen, ich setzte die Fahrt mit einem eigens für mich ausgestellten Reiseschein der Kommandantur Lille in Begleitung des Oberregisseurs des Leipziger Stadttheaters Herrn Josef Groß, eines gebürtigen Wieners, fort. Meine Ankunft in Lille erfolgte am 12. d.; auf der Fahrt dorthin, konnte ich überall die Spuren des heftigen Widerstandes sehen, der bei den Kämpfen seitens der Franzosen seinerzeit geleistet worden ist ... Ich stieg im Hotel Royal ab, wo mir sofort nach meiner Ankunft eine Brotmarke und eine Fleischmarke für 60 Gramm per Tag überreicht wurde, und ging dann in das Stadttheater, das vollständig frei steht und gänzlich unversehrt geblieben ist. ... ich fand das Dirigentenpult bekränzt vor. Alles spielte mit größter Begeisterung vor dem übervollen Hause, da — bei einer Pianostelle — hört man plötzlich das Knattern eines Maschinengewehres, ein Zeichen, daß ein feindlicher Flieger über der Stadt kreist... Die Vorstellung aber geht weiter, als ob nichts geschehen wäre. Nach Schluß der Aufführung, die von den Feldgrauen mit großem Beifall aufgenommen wurde, erfuhren wir, daß ein englischer Flieger in der Zwischenzeit abgeschossen worden war... Nachts beginnt dann regelmäßig das Donnern der Geschütze, es dauert oft ein bis zwei Stunden, dazwischen das eintönige Knattern der Maschinengewehre. Am Horizont sieht man da oft rötlich aufleuchtende Blitze, dann wieder Leuchtkugeln, die geworfen werden, um das Gelände zu erhellen.

Nein, damit der Feind den Lehar besser sehen kann. Das Knattern des Maschinengewehres ist nach der Auffassung eines feldgrauen Dichters »Sphärenmusik«. Seitdem es eine Pianostelle bei Lehar begleitet, weiß man erst, wie recht jener hat. Von dieser kleinen Störung abgesehen freut er sich aber, wie korrekt alles zugeht:

In der Stadt herrscht, wie ich mich überzeugen konnte, strenge Ordnung und Ruhe. Viele französische Familien sind seinerzeit geflohen und haben ihr Hab und Gut in der Stadt zurückgelassen. Sie ahnen gar nicht, daß in den Palais, die den Offizieren gegenwärtig zum Aufenthalt zugewiesen wurden, alles am alten Fleck steht, ebenso wie sie es verlassen haben, und daß sie ihre Behausungen seinerzeit wiederfinden sollen mit all den wertvollen Nippes, Bildern, Silber und Kleinodien, die sie dort zurückließen. Ich hatte Gelegenheit, ein Palais zu besichtigen, in dem sich Silberzeug im Werte von über 100.000 Francs auf das sorgfältigste verwahrt befand. Da konnte ich eben meine Betrachtungen über die »deutschen Barbaren« anstellen!

Also mitgenommen haben sie nichts. Aber Musik von Lehar haben sie gebracht!

* * *

Der Musikmarkt

Musik-, Gesang-, Theater- und Varieté-Kräfte

Theaterengagement besorgt . . . .

Kinopianist, Alleinspieler mit großem Repertoire . . . .

Suche Bratschisten und nur perfekten Klavierspieler für Kammermusik . . . .

Einpauker für das rechts- und staatswissenschaftliche Doktorat gesucht. Anbote mit Angabe von Ansprüchen und Nachfragen unter »Möglichst rasch 45131« an die Exped.

* * *

Die Not schafft seltsame Bettgenossen

Heinrich Rienößl. »Wien im Kriege.« Novellen und Skizzen. Hans Hübner-Verlag, Hannover.

Friedrich Hölderlin. »Hyperion« oder »Der Eremit in Griechenland«. Verlag Gustav Kiepenheuer, Weimar, 1916.

* * *

Ein interessanter Mensch

Aussichtsloser Versuch, ein weibliches Wesen zu finden, das seelisch-geistigen Adel u. körperl. Schönheit vereint, schlank und groß ist und meine schriftstell. Fähigkeiten nach Rückkehr zu intensiverem Schaffen anregen könnte; bis dahin Korrespondenz. Das hier nötige Selbstlob und Fehlerbekenntnis: mit körperl. und geistigen Vorzügen ausgestattet, Charakter, witzig, vielseitig gebildet, Idealist, Realist und Romantiker zugleich, Ästhet, Don Juan-Quichotte, faustisch suchend u. selten befriedigt, daher dieser Versuch, der sonst Armutszeugnis wäre. Strengste Verschwiegenheit zugesichert u. erwartet. Unter »Ferne Prinzessin 9905« a. d. Ank.-Bur. d. Bl. Antw. braucht zka. 10 Tage.

Der dürfte im Kriegspressequartier sein.

* * *

Die Wahrheit ist immer in der Mitte

. . . . gestern einen glänzenden Erfolg errungen. . . .

So etwas steht jetzt öfter in Referaten, die irgendein zur Disposition gestellter Theaterreporter über kriegerische Leistungen veröffentlicht. Während aber die Theaterreferate nur mit den Anfangs-

buchstaben unterzeichnet waren, tragen die Kriegsrezensionen den ausgeschriebenen Zunamen, der zumeist ein nom de guerre ist und furchtbar dezidiert klingt, so als ob der Herr, der ehedem über eine Premiere ein ziemlich unsicheres Urteil hatte, die volle Verantwortung für einen Sturmangriff übernehmen wollte. Solche kurze und bündige, von einem frischen Offensivgeist durchwehte Erklärungen bieten manchmal gar einen gleichzeitigen Ausblick auf zwei Kriegsschauplätze, die von einander fast so weit entfernt sind, wie der Kritiker von beiden. Etwa so:

. . . Am Südteil der Strypa-Front und in der Bukowina waren keine besonderen Ereignisse und die Lage ist dort eine unveränderte. An der Südwestfront griffen die Italiener wieder bei Selz an und wurden auch wieder geworfen. Im Marmolata-Gebiet zwischen Etsch und Brenta wurden kleinere italienische Vorstöße abgewehrt.

Geyer.

In Friedenszeiten wäre die Gleichzeitigkeit der Berichterstattung über eine Volkstheater- und eine Carltheaterpremiere trotz der lokalen Möglichkeit, sich mittelst Autos von dem Fortschreiten beider Aktionen zu überzeugen, kaum statthaft gewesen. Im Kriege, wo bekanntlich Blut fließt, wenn glänzende Erfolge erzielt werden, aber der Referent nicht bis zur Garderobe vordringt, ist solcher Einsatz des Namens, solch ehrenwörtliche Garantie für das Erlebnis zweier Fronten tagtäglicher Usus. Die objektive Abschätzung zwischen Strypa und Brenta wird, da der Referent doch unmöglich, um nicht in den Verdacht der Befangenheit zu kommen, einer der beiden Fronten den Vorzug geben kann, nur dadurch gewährleistet, daß die Wahrheit eben immer in der Mitte ist, nämlich, der sie zu vertreten hat, in Wien.

* * *

Spät kommt ihr, doch ihr kommt

dürfte der Poldi, der österreichische Generalkonsul in Warschau, falls er wieder dort ist, zum Hugo sagen, und der Bahr, der schon am 16. August 1914 ausgerufen hat: »Nun müßt ihr aber doch bald in Warschau sein!« freut sich, daß er das doch noch erleben kann. Auch ich habe die Möglichkeit nicht völlig in Abrede gestellt:

. . . wenn ihm nicht etwa nach der Einnahme dieser Festung Gelegenheit geboten war, mit Liebesgabenpaketen oder in sonst einer honorigen Mission des Kriegsfürsorgeamtes dortselbst zu erscheinen.

Ob die Mission eine honorige ist, mag dahingestellt bleiben. Aber es läßt sich nun nicht mehr leugnen, daß der Leutnant Hofmannsthal in Warschau eingerückt ist. Die ‚Deutsche Warschauer Zeitung' — so etwas gibts schon — berichtet am 5. Juli 1916, also fast zwei Jahre nach dem Ausbruch Bahr'scher Ungeduld:

Hugo v. Hofmannsthal,

der bekannte, feinsinnige Wiener Poet, weilt gerade jetzt hier in Warschau. Ursprünglich schien es, als würde er, der im Jahre 1874 in Wien geboren wurde,

früher in Warschau einrücken? Nein:

sich zu einem ganz verträumten Lyriker entwickeln, der sich und andere nur in lyrischen Klängen ergötzte; als wäre ihm, dem Versonnenen, die Kunst dramatischen Gestaltens versagt. Dann aber fand er auch dazu die Kraft. Von seinen Dramen, die über die meisten großen österreichischen und deutschen Bühnen gingen, seien genannt: »Die Hochzeit der Sobeide«, »Der Abenteurer und die Sängerin«, »Elektra«, »Das gerettete Venedig«, »Oedipus und die Sphinx«, »Jedermann« und »Der Rosenkavalier«.

Diese Werke sind reich an lyrischem Reiz und voll fremdartiger, großartiger Sprachschönheit. Hofmannsthals Wesen am verwandtesten ist unter den Modernen wohl Stefan George.

Hugo v. Hofmannsthal wird, wie wir hören, am 7. Juli hier in Warschau einen öffentlichen Vortrag halten über »Österreich im Spiegel seiner Dichtung«.

Näheres darüber wird noch bekanntgegeben werden.

Kein Zweifel. Und Österreich verhänge den Spiegel. Aber der Poldi wird eine Freud' haben und wenn er schon nicht Baudelaire deklamiert, während draußen die Reklametrommeln schlagen, so wird er doch Schiller zitieren. Er hat gewartet:

Aus Warschau wird berichtet: . . . Neben dem Generalgouverneur Exzellenz v. Beseler war auch der Delegierte des k. u. k. Ministeriums des Äußern Baron Andrian anwesend. Hofmannsthal sagte unter anderm: Betrachten wir die neuere österreichische Dichtung als ein Ganzes, so wird das gleiche Bild entgegentreten, das von den militärischen Leistungen der durch historisches Schicksal zu einer Einheit verknüpften österreichischen Länder gegeben wird. In der Tat wie im Kunstwerk wird menschliches, volkliches Dasein zu Geist. Sie beide, die Tat wie das Kunstwerk, reden allein reine Wahrheit. . . .

Die aber eigentlich in der Mitte ist, im Kriegsfürsorgeamt.

* * *

Monumentum aere perennius

Unsere Generale und Flaggenoffiziere im Weltkrieg

Herausgegeben zu Gunsten des k. k. österr. Militär-Witwen- und Waisenfonds von Geh. Rat General der Infanterie Franz Freiherr von Schönaich, Kriegsminister a. D.

Unter Leitung des Geh. Rates General der Infanterie Emil von Woinovich, Direktor des k. u. k. Kriegsarchivs und des Generalmajor Max Ritter von Hoen, Kommandant des Kriegspressequartiers

Redigiert von Oberstleutnant Alois Veltzé, Abteilungsvorstand im k. u. k. Kriegsarchiv. Künstlerische Leitung: Eugen Willoner Leiter der graphischen Abteilung: Julius Klinger

Wien I. Stock im Eisen Nr. 3 Fernspecher 1488 Postsparkassenkonto 150313

Wien, 23. Mai 1916

Euer Hochwohlgeboren!

Wir beehren uns im Nachstehenden einen Prospekt des im Verlage des k. k. Militär-Witwen- und Waisenfonds erscheinenden Prachtwerkes

Monumentum aere perennius

zu überreichen und bitten, ihm Ihre geneigte Aufmerksamkeit zu schenken. Wir erwähnen gleich, daß unsere neueste Publikation nicht die Bestimmung hat, die zahlreichen dem Kriege und der Kriegsliteratur gewidmeten Werke zu vermehren. Unser Prachtwerk muß vielmehr schon vermöge seiner äußeren Aufmachung auf Popularität im üblichen Sinne des Wortes verzichten und wendet sich nur an die ersten Kreise der Gesellschaft, die in ihren Salons dieses bleibende Denkmal an die große Zeit aufrichten und damit die hehrste Aufgabe unserer Kriegsfürsorge, die Witwen- und Waisenfürsorge, unterstützen werden.

Das Werk verspricht sowohl dem Laien wie auch dem Sammler und Bibliophilen eine reiche Fülle künstlerischer Genüsse. Zwei hervorragende Künstler haben ihr ganzes Können in seinen Dienst gestellt und ein Literat vom Range des Direktors des k. u. k. Kriegs-Archivs hat die redaktionelle Leitung übernommen.

Das vornehmste Agitationsmittel für den Absatz des Werkes muß jedoch sein, daß sein Erträgnis für die Witwen und Waisen unserer gefallenen Helden bestimmt ist und darum die Förderung aller guten Patrioten verdient.

Wir laden im Hinblick auf diese berücksichtigungswerten Umstände Euer Hochwohlgeboren zur Subskription ein und zeichnen mit dem Ausdrucke

ergebener Hochachtung
Monumentum aere perennius
für die Vertriebsabteilung

* * * * *

Iliade

Wien, 21. April.

Echtes Soldatenblut pulst in den Adern dieses Feldherrn, der .... Durch die ganze Monarchie kreuz und quer war Puhallos Vater mit dem Säbel in der Faust ....

Das kann schon sein, aber es sollte doch nicht an einem und demselben Tage gleichlautend in allen Zeitungen stehen. Es mag schwer sein, wie ein Maßgebender jüngst beklagt hat, heute einen Homer zu finden; aber es sollte noch schwerer sein, ein Korrespondenzbureau zu finden.

* * *

Heldentod und Kondolenz

Der frühere Regimentskommandant Oberst .... hat einen schweren Verlust erlitten. Sein Sohn .. Leutnant .... Als er an der Spitze seines Deutschmeisterzuges stürmend in die feindliche Stellung drang, streckte ihn ein Kopfschuß nieder .... aus der Wiener-Neustädter Militär-Akademie als Jahrgangserster ausgemustert .... von glühender Liebe für seinen Soldatenberuf erfüllt und berechtigte seine Vorgesetzten und seine Eltern, deren einziges Kind er war, zu den schönsten Hoffnungen. Dem schwergeprüften Vater .... wenden sich die allgemeinen Sympathien der Wiener Gesellschaft zu.

Mit Recht. Was aber des Rechts entbehrt, ist die — im Millionensterben an jeden einzelnen Fall geknüpfte — Auffassung, als ob der Heldentod nicht etwa die Glorie, nicht einmal das Risiko des Berufs, sondern ein fataler Zwischenfall wäre, der eine zu den schönsten Hoffnungen berechtigende Laufbahn abbricht, noch dazu, wenn diese die militärische ist. Zu welchen schöneren Hoffnungen könnte ein Jüngling, der nicht nur deshalb dem Ruf des Vaterlands folgt, weil er muß, sondern weil er will, seine Vorgesetzten und seinen Vater, der ein Vorgesetzter ist, berechtigen als zu der Erwartung, er werde auch den größten und letzten Beweis dafür, daß er für das Vaterland gelebt hat, nicht schuldig bleiben? Oder nicht? Oder ist die Zeit noch sonderbarer als groß? Ein Höherer als dieser Vater hat, als ihm desgleichen geschah, den Heldentod einen »grausamen Schicksalsschlag« genannt. Als aber ein eingerückter deutscher Kaufmann starb, sagten die Hinterbliebenen, »die Norn« habe ihm »die Wege verlegt«.

Die Kondolenten der Zeit tun gut, sich an die heroische Phrase zu halten; wenn sie die bürgerliche nehmen, kommen sie am Ende in Gefahr, die Wahrheit zu sagen und vielleicht gar zu fühlen.

* * *

Gebet nach der Schlacht

»... Das sind Erscheinungen siedender Hitze, der in der Natur wie in der Politik jähe Rückschläge zu folgen pflegen. London und Paris dürften heute recht verdrossen sein. Konsols sind auf dem Tiefstande.«

* * *

Die neue Benedikt'sche Formel

Am Morgen:

Was kannst du? Diese Frage, die im einfachsten Leben die Voraussetzung des Erfolges ist, wird im Kriege zum Schicksal.

Am Abend:

In der Politik wie in allen menschlichen Dingen, in denen ein Erfolg durchzusetzen ist, muß die Frage aufgeworfen werden: Was kannst du?

Dieses Tat-twam-asi des Börsenmanns dürfte für die nächste Zeit die Formel bleiben. Angewendet, wenn die Reden der Entente-Politiker, in der politischen Sprache auch »Schmonzes«, mit den militärischen Tatsachen, in der strategischen Sprache auch »Tachles« genannt, keineswegs übereinzustimmen scheinen. Was kannst du? Es ist eine sogenannte »Laienfrage«. Die Laienantwort: Kusch! wird hiemit im Vollmachtsnamen Europas erteilt.

* * *

Zum Sprechen ähnlich

Die Zensur und die »Neue Freie Presse«.

Wien, 3. Juli.

Das Sonntagblatt der »Neuen Freien Presse« ist verstümmelt in die Hände der Leser gekommen .... das Zusammenfassen politischer Wirkungen der Kriegsereignisse, das Sprechen zum Publikum an Tagen, an denen es eine Stimme hören will, die es aufrichtet und in der es sich selbst erkennt, müssen frei sein ....

Wir glauben, einiges dazu beigetragen zu haben, wenn im Volke in der bangen Zeit des zweijährigen Krieges die Zuversicht befestigt und der Kleinmut verscheucht wurde. Bei den Eingriffen

in den lebendigen Organismus einer Zeitung, die im Kriege auch mit wirtschaftlichen Sorgen belastet ist, soll die Preßpolitik — —

Das muß ein feines Publikum sein, welches sich nicht nur sagen läßt, daß es diese Stimme hören will und von ihr aufgerichtet wird, sondern daß es sich in ihr selbst erkennt! Es fühlt sich nicht getroffen, sich getroffen zu sehen. Es fühlt sich geschmeichelt. Es sieht so aus, wie jener redt!

* * *

Der Spiegel für die Schönheit der Seele

An unsere Leser!

Die »Neue Freie Presse« hat bisher an Beiträgen zur Milderung der Kriegsnot zehn Millionen ausgewiesen.

Das Leben österreichischer Publizisten ist auch im Frieden mühevoll, aber der Krieg hat die Arbeit, die Sorge und die Gefahren noch vervielfältigt. Die Stöße, die von dem Wechsel der Ereignisse ausgehen, treffen das Herz, das um den Verlauf des Tages bangt, die kleinsten Schwingungen mit seinem Schlage begleitet und Erregungen, wie noch keine Zeit sie hervorgerufen hat, widerstehen muß.

Die Beschwerlichkeiten, die in solchen Krisen auf einem Berufe lasten, dessen Gebieterin die Stunde ist, und vieles, das besonders nahegeht, alles schrumpft zur Nichtigkeit zusammen, verglichen mit der Erhabenheit einer Welt im schmerzhaften Werden, mit dem weiten Meere von Leiden, aber auch mit der Größe, zu der unsere heutige Gesellschaft, zu der sich alle Schichten erheben, zu der einfachen Hingabe, mit der die Heimsuchungen des Krieges getragen werden.

. . . wie auf den Schlachtfeldern und im Hinterlande nie geahnte Größenverhältnisse sich zeigten . . . . ist auch das Mitleid gewachsen, hat sich die Erkenntnis vertieft, daß die Nächstenliebe nur eine Erhöhung und Verfeinerung der Selbstliebe ist . . . .

Die machtvolle Welle des Mitleids, welche die Monarchie durchstürmt, hat zehn Millionen Kronen in die »Neue Freie Presse« gebracht, eine Summe, nie vorher an einer einzelnen Sammelstelle erreicht, aus großen und aus vielen kleinen Spenden aus den Widmungen aller Klassen zusammengesetzt, oft mit Worten eingesendet, die das Merkmal der Ergriffenheit über persönliche Erlebnisse hatten.

. . . Krone auf Krone haben wir in jedem Ausweise gezählt und immer daran gedacht, daß der bescheidenste Betrag die Macht, gütig zu sein, vermehrt, in matten Augen die Hoffnung aufschimmern läßt, die Schönheit der Seele widerspiegelt . . . .

Diese zehn Millionen haben die Leser der »Neuen Freien Presse« uns anvertraut und in den Ausweisen gesehen, daß sie gewissenhaft verwaltet worden sind . . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als Erlös eines von Frau Charlotte Preis, derzeit Parksanatorium Hütteldorf-Hacking versteigerten Salzstangerls 300 K.

Parksanatorium Hütteldorf-Hacking als Versteigerungserlös eines von dem Kurgast M. Halphen gewonnenen und von demselben mit einem persönlichen Einsatz von 300 K zu weiterer Versteigerung angebotenen Salzstangerls 500 K. . . .

Musikgesellschaft Pistollackel als Belohnung für ein unterbliebenes Duett 16·04 Kronen . . . .

Otto Ni. aus Leitmeritz und Robert Bi. aus Theresienstadt gratulieren Rusi Ni. in Wien zum freudigen Famlienereignis: »Gut is' gangen, nix is g'scheh'n!« 2.07 Kronen

Und alles gewissenhaft abgeführt.

* * *

Parasiten des Weltuntergangs

Administration des
„Neuen Wiener Journals"
Telephon 16940.

Wien, I., im Juli 1916.

Euer Hochwohlgeboren!

Anläßlich der Eröffnung der Kriegsausstellung konnten wir konstatieren, daß der Pavillon »Gewerbeförderung des Landes Niederösterreich« sehr hübsche und gelungene Erzeugnisse zur Schaustellung beinhaltet.

Dies veranlaßt uns, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß es sehr vorteilhaft wäre, wenn das große Publikum die von Ihnen ausgestellten Gegenstände in der Kriegsausstellung gelegentlich besichtigen würde. Dies zu veranlassen ist nur dann gut möglich, wenn wir im Einvernehmen mit den übrigen Ausstellern, soweit diese im Katalog der »Gewerbeförderung« aufgezählt erscheinen, einen Artikel in unserem »Neuen Wiener Journal« publizieren. Sollte dieser Artikel an einem Wochentag erscheinen, so berechnen wir für die Zeile 7 Kronen, an Sonntagen 8 Kronen.

Wir beabsichtigen, diese Publikation ehebaldigst zu bringen, und ersuchen um gefällige Mitteilung, in welchem Umfang Sie sich auf Grund der vorgenannten Preise an diesem Artikel zu beteiligen wünschen.

Wir übermitteln Ihnen in der Anlage Retourcouvert und gewärtigen ehebaldigst Ihre zustimmende Erledigung. Inzwischen zeichnen wir

Hochachtungsvoll

Administration des
„Neuen Wiener Journals".

Ist alles verboten und nur das erlaubt?

* * *

's ist etwas faul im Staate Dänemark

Eine in ihrer Art einzig dastehende Freilichtaufführung des »Hamlet« in Helsingör bildete dieser Tage den Abschluß der künstlerischen Veranstaltungen in Dänemark zur Feier des Shakespeare-Jubiläums. Schon vor Monaten wurde von dem dänischen Schriftstellerklub der Plan gefaßt, das Hamlet-Drama an jener Stelle zur Darstellung zu bringen, auf die Shakespeare selbst den Schauplatz der Handlung verlegte .... Ein Überbleibsel alter Zeit inmitten neuer Anlagen, bildet der massive Bau einen merkwürdigen Gegensatz .... zu dem angrenzenden, im Frühjahr und Sommer von Badegästen bevölkerten Park des berühmten Kurhotels »Marienlyst«, wo dem Besucher neben einer Hamlet-Statue auch das angebliche Grab des unglücklichen Königssohnes gezeigt wird .... Die 3000 Zuhörer folgten mit außerordentlichem Interesse der Aufführung, und die Stimmung des nächtlichen Renaissanceschlosses, das Darsteller und Publikum als grandiose Dekoration sozusagen in einem märchenhaften Rahmen erscheinen ließ, steigerte sich von Szene zu Szene. Dem Stücke selbst ging ein von Helge Rode, dem Bruder des dänischen Ministers des Innern, verfaßter Prolog voraus, in dem die Stunde geschildert wurde, in der Shakespeare anläßlich eines Besuches von Helsingör den Plan zur Niederschrift seines berühmten Werkes faßte. Dann hielt Georg Brandes einen Vortrag zu Ehren des Dichters ....

* * *

... Es ist ja auch ganz natürlich, daß sich in Kopenhagen jetzt die Jobber niedergelassen haben, denn Kopenhagen ist jetzt .... eine abenteuerliche Stadt geworden, von wo aus die Drähte der europäischen Spionagezentralen ausgehen .... Es ist ja ganz natürlich, daß hier auch die »Gulaschbarone« ihr Hauptquartier aufgeschlagen haben .... Die winkenden schwindelnden Gewinne sind es, die diesen Typ prägen .... Aber es gibt noch andere, weniger korrekte Herren, die es außerordentlich gut verstehen, die Gesetze zu umgehen, die Behörden zu narren und Vermögen zu verdienen, indem sie Waren, deren Export verboten ist, aus dem Lande schmuggeln. Manchmal wird einer dieser modernen Schmuggler festgenommen und dann gibt es einen Skandal für die Sensationspresse .... Denn in Lizenzen wird in Malmö tüchtig gehandelt. Ob nun dieses Papier wirklich vorhanden oder ob von dem Vorhandensein desselben nur per Telephon oder Telegraph Mitteilung gemacht wird, jedenfalls ist es der Ausgangspunkt der ungeheuerlichsten Spekulationen an Malmös Börse .... Alle verfolgen nur das eine Ziel, mit dem Goldstrome dem Reichtum entgegenzuschwimmen.... In Kramers Hotel geht alles nicht so offen her .... Hier werden die wirklich großen Geschäfte abgeschlossen; man empfindet dies mehr, als man es wirklich sieht .... Die Hauptsache bleibt natürlich auch hier der Gewinn; man steckt ihn ein, und später fragt kein Mensch mehr, wie man ihn erworben hat. Der neue Adel mit dem Gulaschbaron im Schilde hat auch seinen Stolz ....

Aus der Welt des Kino

»Zu den zahlreichen fürstlichen Gönnern, die sich das Kino während der verhältnismäßig kurzen Zeit seines Bestandes gewonnen hat, gehört ganz besonders der deutsche Kaiser. Er entzieht sich einer Kinoaufnahme nicht im geringsten, ja, wenn man die Films, die ihn zeigen, genauer betrachtet, merkt man unschwer seine Bereitwilligkeit, sich in die Anforderungen der kinematographischen Aufnahme zu fügen. Daß Kaiser Wilhelm der meistverfilmte Herrscher der Erde ist, das haben bekanntlich seinerzeit anläßlich des 25jährigen Regierungsjubiläums die illustrierten Blätter hervorgehoben. Wir erinnern uns an ein Bild in einer reichsdeutschen Zeitschrift, das den Kaiser beim Empfang eines originellen Geschenkes darstellt: einige Kilometer Film, auf dem er selbst zu sehen ist, werden ihm überreicht. Der deutsche Kaiser wird aber nicht nur sehr oft auf den Film gebracht, er hat in Friedenszeiten auch sein eigenes Kino. Im Theatersaal des Neuen Palais fanden nämlich in den letzten Jahren des öfteren Kinovorstellungen statt. Übrigens ist es für das Kino charakteristisch, daß es außer Kaiser Wilhelm noch viele andere gekrönte Häupter zu seinen Freunden zählt. Vielleicht hängt das außer mit dem natürlichen Bedürfnis, sich der Nachwelt in vollem Leben zu überliefern, noch damit zusammen, daß das Kino einem klugen Herrscher Gelegenheit bietet, durch die Sympathie, die er dem Kino entgegenbringt, Industrie und Handel zu fördern.«

* * *

Die gut abgeschnittene Sprache

Oberleutnant Immelmann, der ruhmreiche Fliegeroffizier, dessen Tod allgemein bedauert wird, sandte dieser Tage dem Berliner Schriftsteller Mackowsky, der ein Buch über die deutschen Flieger vorbereitet, auf dessen Ersuchen einen Brief mit biographischen Daten, den die »B. Z. am Mittag« veröffentlicht: Der letzte Teil dieser im Telegrammstil abgefaßten Selbstbiographie Immelmanns lautet folgendermaßen: Tätigkeit vor dem Kriege: Schon in der Jugend starkes Interesse für Maschinen. Erste Absicht: Maschinenbauer werden. Im Kadettenkorps sehr guter Mechaniker gewesen, Sprachen weniger gut abgeschnitten. Dienst bei Eisenbahnregiment wenig befriedigend, deshalb alten Plan aufgenommen, Maschinenbau studiert .... Bei Kriegsausbruch in Eisenbahnregiment eingezogen. Unkriegerische Bautätigkeit unbefriedigend .... Am 1. August mein erster Kriegsflug auf Fokker-Eindecker; gleich einen abgeschossen .... am 11. Oktober zum erstenmal im Heeresbericht mit vier abge-

schossenen Gegnern genannt .... bis Anfang Juni fünfzehn Engländer abgeschossen, von denen vierzehn auf eigenem Gebiete liegen; eine Anzahl, auf die ich allein zurückblicken kann.

Tod ist immer traurig, ob nun den trifft, der getroffen wird, oder den, der trifft. Aber Lebenslauf sollte nicht immer dazu dienen, auf dem Laufenden zu erhalten. Immermann, der auch ein guter Deutscher war, hätte sich nicht so lapidar ausgedrückt. Schopenhauer hätte an den gut abgeschossenen feindlichen Menschen und an der gut abgeschnittenen deutschen Sprache kaum seine Freude gehabt. Der »dieser Tage« telegraphisch abgesandte, wohl aus dem Jenseits runtergeworfene Lebenslauf dürfte einem nachlebenden Berliner Schriftsteller, der immerhin tief unter einem Flieger lebt, Pinke Pinke bringen.

* * *

Eingedeutschtes

(Leutnant — Leitmann.) Wir finden in deutschen Blättern: Es war mir eine große Freude, Ihre Mitteilung von der hübschen Eindeutschung des schauerlichen »Trottoirs« in »Trottweg« zu lesen, zumal ich dadurch an eine ähnliche Wortbildung erinnert werde, die mein Sohn, der jetzt als Reserveleutnant im Felde steht, verbrochen hat, als ich mich mit ihm mal über Heeressachen unterhielt. Mit dem Worte Leutnant konnte er gar nicht fertig werden und machte daraus »Leitmann«. Das gefiel mir so, daß ich wiederholt anregte, die Verdeutschung aufzugreifen und an Stelle des damals noch üblichen »Lieutenant« anzuwenden. Leider fand ich keine Gegenliebe. Aber vielleicht könnten Sie durch den großen Einfluß Ihres Blattes, zumal in der heutigen Zeit, besser darauf hinwirken, daß dieser nach meiner Ansicht ganz vortreffliche Ausdruck mal zur allgemeinen Einführung in Erwägung gezogen wird. Zum »Hauptmann« würde »Leitmann« auch dem Wortsinn nach ganz gut passen und ebenso wohl der militärischen Stellung entsprechen. Fleischhauer, Oberleitmann d. L. a. D.

Das Trottoir, das gemeinhin nur dann schauerlich ist, wenn die Passanten, die dortselbst trotten, zumal in der heutigen Zeit, in Trottel übersetzt werden müssen, wäre also bereits mit Erfolg »eingedeutscht«. Eindeutschen — das ist die Tätigkeit jener in der Außenwelt unbeliebten Leute, die nach erfolgter Ablehnung den heroischen Entschluß gefaßt haben, »sich auf sich selbst zu besinnen«, wie man jetzt sagt, sich also gewissermaßen freiwillig in ein inneres

Konzentrationslager zu verfügen und von einer Walhalla mit Exportabteilung zu träumen. Da es kaum gelingen dürfte, sämtliche fremden Kulturen einzudeutschen, so ist es nicht unklug, sich wenigstens rechtzeitig an ein paar Fremdwörtern zu vergreifen, sie als Geiseln zurückzubehalten und sich an ihnen für die eigene Unbeliebtheit zu rächen. Eindeutschen — ist es eine Tortur? Eine Strafe ist es. Eine »Heimsuchung« ist es sicher. »Eingedeutscht sollst du werden!« Ist es eine Zubereitung? »Wir haben heute zu Mittag Eingedeutschtes gehabt.« Eindeutschen — das ist fast eine so vorsichtige Tätigkeit, wie bei Zeiten, zumal in der heutigen Zeit, Dunstobst einlegen. Tatsächlich werden auch mit Vorliebe schon alle Speisen eingedeutscht, die dann weit schmackhafter sein sollen und, soweit erhältlich, eben darum mehr kosten. Nun wäre zwar manch einem ein Rumpsteak, das zu haben ist, lieber als ein blutiges Zwischenlendenstück, das, zumal in der heutigen Zeit, nicht zu haben ist; aber die beruhigende Gewißheit, daß man es unter allen Umständen eindeutschen kann, ist auch etwas wert. Ich für meinen Geschmack würde eine eingedeutschte Speise wohl nicht mit der Feuerzange anrühren und wählte den Hungertod, ehe ich davon äße. Würde ich nur krank, so würde ich an deutschem Wesen sicher nicht genesen. Aber ich würde auch nie behaupten, daß ich mal durch ein abgekürztes Mal satt geworden wäre, und dann behaglich auf dem Trottweg herumspaziert wäre, so bis zum nächsten Fleischhauer, um auch dort nichts zu kriegen, höchstens zu erfahren, daß er derzeit seinen Beruf wo anders ausübe, nämlich im Feld, nämlich als Oberleitmann. Sein Sohn hat das Geschäft auch nicht übernehmen können; er hätte es als Reserveleutnant können, hat aber als Vorratsleitmann einrücken müssen. Nein, da ist nichts zu holen. Nein, so lebe ich nicht. So einer bin ich nicht. Ich weiß, daß die Zeit ernst ist, die heutige. Voll Taten, aber auch voll Gedanken. Voll Aufregungen, aber auch voll Anregungen. Und wenn sie sich nur den Respekt vor dem Leitmann, der ihr doch wahrlich in Fleisch und Blut übergegangen ist, erhält, so kann ihr am Ende nichts mehr fehlen als ein paar Fremdwörter, zu deren Beseitigung sie das heroischeste Opfer auf sich genommen hat, nämlich das des Intellekts.

* * *

Ein Scharmör

». . . Süsser (der Verfasser des Werkes ‚Deutscher, sprich deutsch!') regt dann an, die Fremdwörter in der Schreibweise zu verdeutschen, so zwar, daß man ‚Soße', ‚Palä', ‚Budoar' usw. schriebe. . . .«

Du Süßer!

* * *

Pfleget die deutsche Sprache

Der Unterrichtsminister hat an die Landesschulräte nachfolgenden Erlaß gerichtet: Während des gegenwärtigen Krieges hat die Pflege der deutschen Sprache in überaus erfreulicher Weise an Kraft und Umfang zugenommen . . . .

So?

Den Schulen jeder Art erwächst daher die Aufgabe, in der Bekämpfung dieser Unsitte

nämlich des Gebrauches der Fremdwörter

nicht zu erlahmen, vielmehr den Reichtum der deutschen Sprache mehr und mehr den Schülern zu eigen zu machen und durch eine nach der Altersstufe fortschreitende Pflege der Form von Rede und Schrift das Sprachgefühl so zu stärken und eine solche Herrschaft über das Wort zu erringen, daß . . . .

Aber die haben sie doch eh!

Es darf aber anderseits in dem Bestreben . . . . nicht über ein verständiges Maß . . . . Die richtige Pflege der deutschen Sprache erheischt es, bei der Bildung und Anwendung neuer Ersatzwörter mit Vorsicht und nicht ohne sprachkundige Beratung vorzugehen . . . .

Diese Warnungstafel sollte, wie jene in den »Abteilen«, in allen Sprachen gehalten sein, wobei »dangereux« auf deutsch natürlich »verboten« hieße. Aber der Unterrichtsminister wird mir vielleicht nicht abstreiten, daß ich sprachkundig bin, und dennoch versichere ich ihm, daß ich jeden, der mich auf der Bahn um Rat fragen wollte, ob er ruhigen Gewissens statt Coupé Abteil sagen dürfe, im Namen der deutschen Sprache auffordern würde, sich zum Fenster hinauszubeugen. Der Unterrichtsminister verlangt viel. Er wünscht sowohl die Vermeidung entbehrlicher Fremdwörter wie die Anwendung solcher, »für die noch kein vollgiltiges Ersatzwort

eingebürgert ist.« Aber wie soll sich denn ein solches einbürgern, wenn der Bürger es nicht ausprobieren darf?

Bei der Auswahl des Lesestoffes für die Schuljugend jedes Alters werden neben den Meisterwerken der deutschen Literatur jene Bücher den Vorzug verdienen, die der sprachlichen Richtigkeit des Gedankenausdrucks volle Sorgfalt widmen und, frei von entbehrlichen Fremdwörtern wie von gekünstelter Schreibweise, auch durch sprachliche Ausdrucksform belehren.

Mit einem Wort, Ganghofer. Ich komme, wiewohl hin und wieder mit mir schon Versuche angestellt wurden, keineswegs in Betracht, da ich ja der sonderbaren Meinung anhänge, daß ein Aufsatz von mir, der aus lauter Fremdwörtern bestände, besseres Deutsch sei als einer von Bartsch, der aus lauter deutschen Wörtern zusammengesetzt ist. Der Unterrichtsminister spricht die bestimmte Erwartung aus, daß außer dem »achtsamen Lesen solcher Bücher«

ebenso das Hören der in gutem Deutsch gehaltenen Rede, also vor allem das Beispiel des Lehrers, dem das richtige Sprechen nicht bloß Pflicht beim Unterricht, sondern steter Brauch sein soll

bei der heranwachsenden Jugend das Sprachgefühl verfeinern werde. Nämlich sie daran gewöhnen werde, überflüssige Fremdwörter zu vermeiden. Aber auch schon während des gegenwärtigen Kriegs hat ja die Pflege der deutschen Sprache in überaus erfreulicher Weise an Kraft und Umfang zugenommen, indem man statt Roastbeef blutiges Rindslendendoppelzwischenstück mit Barbarentunke zu sagen hat. Und dies alles, die Auffassung vom »Sprachgefühl« als einer Scheu vor Fremdwörtern, die Aufforderung, »die Herrschaft über das Wort zu erringen«, und dergleichen mehr spielt sich vor meinen Augen, im achtzehnten Jahr der Fackel ab, für deren Stellung zum Phraseninhalt dieser achtzehn Jahre dem Unterrichtsminister ein gewisses Verständnis nachgerühmt wurde. Nun hantiert er zwischen Begriffen wie »Sprachschatz« und »Sprachgebrauch«, glaubt, weil Andacht auch vor dem täglichen Brot sich schickt, daß Bäcker und Esser an dem Geheimnis teilhaben, aus dem das Korn entsteht, und hatte, weil deutschvölklicher Irrsinn die Sprache für politischen Besitz hält und weil österreichischer Ehrgeiz vermeint, die Schule sei dazu da, die deutsche Sprache wie den Fremdenverkehr zu pflegen und beides tunlichst ohne Fremdwörter — und hatte, weil wir gar keine andern Sorgen

haben und darum täglich Vereinsbeschlüsse über die Schöpfung fassen müssen, nicht so viel Sprachgefühl, mir diesen Erlaß zu erlassen.

* * *

Blätter und Folgen

Die nächste Folge der »Tiroler Soldatenzeitung« bringt über die Einnahme des Panzerwerkes Casa Ratti . . . .

Was ist denn das: die »Folge« einer Zeitung? Ich hasse Fremdwörter. Die Folge einer Zeitung muß etwas Übles sein. Vielleicht ist eine Nummer gemeint? Es ist ja doch von einem Zeitungsblatt die Rede, oder nicht?

Die Einnahme von Casa Ratti wird daher stets eines der schönsten Blätter im Ruhmeskranze . . . .

Jetzt kenne ich mich nicht mehr aus. Ist die Einnahme von Casa Ratti oder die nächste Folge der »Tiroler Soldatenzeitung«, die sie beschreibt, eines der schönsten Blätter?

Die in einzelnen Blättern gebrachte Nachricht, daß an dieser Unternehmung Jäger beteiligt gewesen wären . . . .

Blätter? Die vom Ruhmeskranz oder die Folgen? Ja, das sind die Folgen, wenn eine Sprache sich auf den Kampf mit Fremdwörtern einläßt und dem Ruhmeskranz, den sie erwirbt, nur die ihr angestammten Phrasen erhalten will. Aber ich lasse meinen Patriotismus (Vaterlandsliebe) von keinem Idioten (Trottel) anzweifeln, wenn ich zum Beispiel den Schwur ablege, daß ich ein Rovereto, das zu Österreich gehört, einem Rovreit, das die Italiener haben, immer vorziehen und keinen Schritt über die Schwelle von Lafraun setzen werde, bis es, so oder so, wieder Lavarone heißt. Und das weiß man Gottseidank, daß ich für die Verbrennung sämtlicher Blätter bin, weil jede ihrer Nummern außer solchem elenden Hanswurstspiel, mit dem wir dumm gemacht werden sollen, noch andere, weit entsetzlichere Folgen auf dem Gewissen hat!

* * *

Gerüchte

Die englische Offensive — im Sumpfe stecken geblieben?

Berlin, 1. Juli. Das »Berliner Tageblatt« meldet aus Amsterdam: Nach privaten Berichten Londoner Zeitungen aus dem Hauptquartier

wird offen eingeräumt, daß die mit vieltägigem furchtbaren Trommelfeuer vorbereitete englische Generalaktion im Sumpfe stecken blieb und nirgends über die ersten Teilangriffe hinausgekommen ist.

›Haben Sie schon gehört, die Engländer sind im Sumpf stecken geblieben.‹ ›Also wie damals die Russen!‹ Die Phrase ist gerüchtbildend. Wo ist denn in dortiger Gegend ein Sumpf? Der Titel selbst fragt wie im Zweifel (der fragende Bote ist neuestens eine der lästigsten Erscheinungen): ›Die englische Offensive — im Sumpfe stecken geblieben?‹ Da heißt es von der russischen Offensive mit viel mehr Recht: ›daß die Ereignisse noch im Fluß sind.‹ Denn dort ist einer.

* * *

Eine Schreckensnachricht

Dezimierung der russischen Studentenschaft

Stockholm, 21. Juli. (Tel. der ‚Wiener Allg. Ztg.') Infolge der Einberufung der russischen Studenten in die Armee ist die Moskauer Universität, wie die neue Inskriptionsperiode ergibt, fast ausgestorben....

Schon infolge der Einberufung!

* * *

Es zieht!

[Die Kunst in der Kriegsausstellung.] ...um die Palme ringen .... Die imposanten Winterlandschaften stellen gewissermaßen die kriegerischen Ereignisse in den Schatten .... Schattenstein .... fesselt der Blick .... Mehrere Landschafter der Wiener Künstlervereinigungen haben gewissermaßen durch den Krieg an Tiefe und geistiger Auffassung gewonnen .... Das Ölgemälde ›Operation einer Schußwunde‹ .... im Vordergrunde unsere braven Soldaten .... in dieser flüchtigen Übersicht .... ein Ruhmestitel unserer Kriegsmaler .... Aufmachung .... kennzeichnen den ehrlich-künstlerischen Zug, der durch alle Säle geht.

Zumachen!

* * *

Die Lebensmittelfälscher

(Echte Butter als Margarine verkauft.) Aus Brixen wird uns berichtet: Eine Bäuerin bei Brixen hatte sich zwei Kübel Margarine erworben, diese Kübel dann mit echter Butter gefüllt und die echte Butter als Margarine weiterverkauft. Der Grund hiefür ist darin zu finden, daß in Brixen das Kilogramm Margarine sechs Kronen und das Kilogramm Butter vier Kronen kostet. Der Käufer dieser »Margarine« war mit dem Kauf durchaus nicht unzufrieden, sondern gab vielmehr seiner Freude darüber Ausdruck, daß sich die gekaufte »Margarine« als echte Butter entpuppte. So kam die Geschichte auch den Margarinefabrikanten zu Ohren, und diese zeigten die Bäuerin wegen »Lebensmittelverfälschung« an. Das Bezirksgericht Brixen sprach wohl nach Einvernehmung der Zeugen die Bäuerin von dem Delikt der Lebensmittelverfälschung frei, doch die höhere Instanz, das Kreisgericht von Bozen, verurteilte diese wegen Lebensmittelverfälschung zu 24 Stunden Arrest.

Der Fall hat mit Naturnotwendigkeit eintreten müssen. Nur daß man ihn statt nach Bozen in eine nördlichere Gegend versetzt hätte, von der es bekannt ist, daß sie in besseren Zeiten nur echte Margarine bevorzugt hat, die aber gewiß jetzt auch mit gewöhnlicher Butter vorlieb nehmen würde. Als dort irgendwo einmal der Girardi gastierte, wurde er ja auch mit dem Hinweis darauf, daß er den Josephi kopiere, abgelehnt. Was aber dort nationale Eigenart war, ist jetzt der Zug der Zeit, die überall den Schwindlern, die das Echte für ein Surrogat ausgeben möchten, scharf auf die Finger sieht. Weils an den Surrogaten zu fehlen beginnt, kann darum doch kein Mensch gezwungen werden, Naturprodukte zu verzehren, das fehlte noch! Die Bäuerin war freilich nicht wegen Verfälschung, sondern wegen Betrugs zu verurteilen. Sie hat sich den Umstand, daß in Brixen für Margarine sechs und für Butter vier Kronen gezahlt werden, zunutze gemacht. Weil aber die Margarinefabrikanten der Ansicht sind, daß schon die Kuh Lebensmittelfälschung treibe, so konnte sich das Kreisgericht in Bozen nicht anders helfen. Ich würde glauben, ich sei wegen Betrugs zu verurteilen, wenn ich dem Publikum verschiedener deutscher und ungarischer Städte statt der dort erscheinenden »Fackel« die meine anhängen wollte. Nur wenn auch in Brixen eine erschiene, könnte deren Herausgeber mich mit Erfolg wegen Plagiats belangen.

* * *

Philosophie des Mangels

Ein ungarischer Journalist behauptet, der Präsident des deutschen Kriegsernährungsamtes habe zu ihm gesagt:

Die Verteilung der Lebensmittel war bisher keine ideale .... Gegen den Fleischmangel kann man leider gegenwärtig nichts tun, da die zur Verfügung stehende Menge gering ist .... Von einem drohenden Fleischmangel ist keine Rede. Der Verbrauch an Kartoffeln ist jetzt größer, weil wir an den anderen Lebensmitteln keinen Überfluß haben.

Solche Verwirrung entsteht, wenn die Arbeit von guten Reden begleitet wird. Wenn von einem drohenden Fleischmangel keine Rede ist, so hätte der Präsident des deutschen Kriegsernährungsamtes sie auch nicht halten sollen. Denn er wollte doch wohl nicht sagen, daß von einem drohenden Fleischmangel deshalb keine Rede sei, weil er selbst einen schon bestehenden zugegeben hat, gegen den man nichts tun könne, »da die zur Verfügung stehende Menge gering ist« oder, um eine andere Definition des Mangels zu geben, da wir »keinen Überfluß haben«. Auch könnte selbst eine Weltanschauung, die die Lebensmittel ideologisch verklärt, von deren Verteilung unmöglich sagen, sie sei keine ideale gewesen, wenn sie nicht einmal eine reale war. Es ist ja schwer, an jedem Symptom die Wurzel des Übels aufzuzeigen. Aber wenn die Führenden plötzlich einsehen wollten, daß sie durch den Umgang mit den Schreibenden das Kraut nicht fett machen, traun, es würde von selbst wieder fett!

* * *

Diebstahl, nicht Fundverheimlichung

Wien, 8. Juni. (Kriegsgefangene auf der Flucht.) Vor dem Heeresdivisionsgericht unter dem Vorsitze des Obersten Vogel und unter Leitung des Oberleutnantauditors Dr. Zenta hatte sich heute der russische Kriegsgefangene Andrej Semonowitsch Nikolajew wegen eines eigenartigen Diebstahls zu verantworten. Nach Inhalt der vom Oberleutnantauditor Dr. Robert Kramer vertretenen Anklage hatte der Beschuldigte am Ostermontag gemeinsam mit einem anderen Kriegsgefangenen den ihm zugewiesenen Arbeitsort in Leoben eigenmächtig verlassen, war dann in einem Walde herumgeirrt. . . . Im Walde begegnete den beiden

eine Ziege. Die Kriegsgefangenen erschlugen das Tier mit einem Steine, zogen die Haut ab, und nährten sich mehrere Tage von dem Fleisch der Ziege.... In der Anklageschrift wurde die Ziege mit Rücksicht auf die gegenwärtigen Preisverhältnisse mit 80 K bewertet, weshalb gegen Nikolajew die Anklage wegen Verbrechens des Diebstahls mit einer Schadenssumme von über 50 K, ferner wegen eigenmächtigen Verlassens des Dienstortes erhoben wurde. In der heute durchgeführten Verhandlung erklärte der Angeklagte. . . . daß er die Ziege erschlagen und einen Teil des Fleisches gegessen habe, weil der Mundvorrat zur Neige ging und weil er glaubte, daß es eine wilde Ziege sei. . . .

Der Verteidiger stellte an den Sachverständigen die Frage, wie viel in normalen Zeiten eine Ziege wert gewesen sei, worauf der Sachverständige erwiderte, daß vor dem Kriege eine Ziege kaum ein Viertel dessen gekostet habe, was sie heute kostet. Der Militäranwalt beantragte die Verurteilung des Angeklagten wegen Verbrechens des Gesellschaftsdiebstahls unter Annahme eines Schadens von über 50 K und betonte, daß der Angeklagte auch eine herrenlose Ziege, die dem Eigentümer des betreffenden Grundstückes zufalle, sich anzueignen nicht berechtigt war. Der Verteidiger trat für den Freispruch des Angeklagten ein, da dieser die Ziege offenbar unter dem Zwange des Hungers erschlagen und gegessen habe, und die Vermutung dafür spreche, daß die Ziege herrenloses Gut war.

Das Kriegsgericht verurteilte den Beschuldigten im vollen Umfange der Anklage zu vier Monaten schweren Kerkers, verschärft durch einen Fasttag und einmal hartes Lager in je 14 Tagen, sowie durch Einzelhaft in der Dauer von zwei Wochen während des ersten und letzten Monats der Strafe. . . .

Ja, eine Ziege ist eben kein Hund, ein Nahrungsmittel kein Fund, Hunger kein Grund und ein Russe kein Tramwaykondukteur!

* * *

Nunc est bibendum

Der Zugsführer Franz Turke erstattete bei der Polizei die Anzeige, daß ihm am 28. Februar der Kaufmann Anton Rziha in einem Gasthause in der Pöchlarnstraße durch den Wurf eines Halbliterglases Verletzungen an der rechten Hand sowie eine Blutbeule am linken Auge beigebracht habe. Gestern war Rziha beim Bezirksgericht Leopoldstadt wegen leichter Körperverletzung angeklagt. Er erzählte: Der Asphaltunternehmer Franz Kletzander und noch einige meiner Freunde haben mich im Spaß auf eine Bank niedergedrückt, so daß ich mich nicht habe wehren können. Dabei haben sie mich mit Wein begossen. Als ich mich endlich habe

loswinden können, habe ich in einem plötzlichen Wutanfall ein Bierkrügel gegen die Wand geschleudert. Es hat leider den mir völlig unbekannten Zugsführer getroffen. — Bezirksrichter Dr. Wüstinger: Ich muß nur staunen, daß Leute, die nicht mehr so jung sind, in so ernster Zeit zu solchen Ulken aufgelegt sind. — Angekl.: Wir waren damals so übermütig vor lauter Freude über die siegreichen Fortschritte vor Verdun, daß wir den Sieg zu feiern beschlossen. Erst waren wir ja auch ganz ernst und hielten unter uns so manchen feierlichen Trinkspruch, wie das aber beim Weintrinken schon ist, als wir zuviel hatten, war es mit dem Ernst zu Ende. — Richter: Unterlassen Sie künftig solche Siegesfeiern, denn wenn Sie jedesmal, wo wir doch jetzt Tag für Tag so herrliche Siege erringen, solche Feiern abhalten, wird es ihrem Patriotismus keine Ehre machen. Das soll das Ende einer Siegesfeier sein, daß ein Soldat, der harmlos im Gasthause seine Erholung sucht, mit einem Bierkrügel verletzt wird! — Der Richter verurteilte den Angeklagten bloß zu zehn Kronen Geldstrafe.

Ein Soldat wird verwundet, weil das Hinterland einen Siegesrausch hat. Besoffenheit ist ein Milderungsgrund für Gewalttätigkeit, Patriotismus ist ein Milderungsgrund für Besoffenheit. Aber ich als Richter hätte keinen Milderungsgrund für Patriotismus gefunden und das Hinterland zur Front verurteilt.

* * *

Papiermangel in Österreich

(Papiermangel, Fahrscheine und Papierservietten.) Eine Dame schreibt uns: »Die vielen tausend Fahrscheine, die täglich beim Aussteigen aus der Elektrischen weggeworfen werden, könnten, gesammelt, dem Papiermangel tüchtig aufhelfen. Es müßten entsprechende Sammelkörbe bei jeder Haltestelle aufgestellt oder an den Wagen angebracht werden, und auch die Fahrgäste der Stellwagen könnten ihre Fahrscheine beisteuern. Die wenigen vorhandenen Abfallbehälter genügen nicht, und vor allem müßten auffällige Ankündigungen entsprechenden Inhalts in den Wagen und bei den Haltestellen angebracht werden. Ebenso würde das Sammeln der jetzt üblichen Papierservietten in Konditoreien, Kaffeehäusern, Gasthäusern und Bahnrestaurationen ansehnliche Mengen Papier ergeben.«

Einen Fahrschein beisteuern — das wäre ein so kleines Scherflein, daß es wirklich dem Mangel aufhelfen könnte. Aber helfen wir einer Fülle ab! Sammeln wir Zeitungspapier! Und schon, ehe es bedruckt wird! Da wären wir fein heraus. Aber wozu braucht man denn eigentlich Papier? Für die Banknoten? Für die Millionen Aufrufe zur Kriegsanleihe, die die Banken an einem Tag durch keuchende Briefträgerinnen in die Häuser schicken und die, wie die Millionen Aufrufe zur Wohltätigkeit, von keinem Menschen gelesen, in die eigens aufgestellten Papierkörbe wandern? Wenn dieses ungeheure Material — die Prospekte der Urania und der Drogisten gar nicht gerechnet — wenigstens nach erfolgter Vergeudung von Menschenkräften wieder der Papierfabrikation zugeführt würde, so wäre das Ergebnis wohl auch ein größeres als das aus den Fahrscheinen. Was diese anlangt, so könnte man sie freilich wieder in Papier verwandeln, um die Ankündigungen herstellen zu können, durch die auf die Fahrscheinsammlung hingewiesen wird. Wie aber kriegt man bei den notigen Zeiten die nötigen Sammelkörbe? Könnte man sie aus Papierservietten herstellen, so gings ja zur Not. Wären aber Papierkörbe aus Papier, so hätte man bald keins mehr zum Hineinwerfen. Es ist halt schwer. Die deutsche Chemie hat noch kein Verfahren gefunden – sie arbeitet wohl daran —, aus Schmutz Seife zu machen. Aber das Ganze ist ein geistiges Problem: man wird sich endlich entscheiden müssen, was man eigentlich verwerten und was man erzielen will. Jetzt und überhaupt im Leben. Da man am dringendsten Zeitungen braucht, so entschließe man sich, jeder andern Form von Papier zu entsagen. Papierservietten sind ein Luxus in einer Zeit, in der man von der Hand in den Mund lebt, demnach sich so auch abwischen kann. Fahrscheine auf der Elektrischen sind selbst in besseren Zeiten ein Unfug, der nur den Größenwahn der Kondukteure fördert. Sinnvoll sind höchstens Eisenbahnbillets; und wenn die nicht mehr gedruckt werden könnten — eins, hoffe ich, wird immer noch zu haben sein!

* * *

Vor dem Höllentor

[Eröffnung des Gesellschaftsheimes der Österreichischen politischen Gesellschaft] . . . . Hofrat Dr. Friedrich Freiherr v. Wieser eine längere Rede . . . . Er sagte unter anderm: ». . . Der Krieg hat uns den Glauben an uns wiedergebracht, und dieser Glaube wird uns bleiben . . . . Phalanx . . . . Österreich den Österreichern! ». . . und im Innern sollen nur die zum Worte kommen dürfen, die sich zum Staate bekennen. Wer nicht durch Liebe und Ehrfurcht zu ihm hingezogen ist, der soll durch die Furcht niedergehalten werden, in die ihn die Macht des öffentlichen Gewissens bannt . . . .« . . . Landesberger . . . . Bezirksrat Stiglitz . . . . kaiserlicher Rat Berl . . . . Kommerzialrat Koffmahn . . . . Neurath . . . . Herzfelder . . . .

Der Freisinn sagte es, der Zensorfeind. Aber ich bin fest entschlossen, nach Beendigung dieses Krieges Deutsch als Umgangssprache zu verlernen und mich vor den Beherrschern der deutschen Sprache in diese selbst zurückzuziehen, um, alle Vorstellungen aufgebend, sie zu bewahren und das Gebiet zu räumen, welches ich behalte. In gebrochenem Deutsch wird sich meine Konversation bewegen, und zu dem Worte, das sich in ihrem Munde wohl fühlt, will ich nicht kommen und lasse es nicht zu mir kommen, so daß keiner von jenen mehr verstehen wird, wie ichs meine, selbst wenn ich nicht schreibe, nur spreche. Phalanx, werde ich sagen, nix deuts, ich nicht lieben Stiglitz, ich nicht Ehrfurcht Landesberger, ich fürchten Neurath, ja ich fürchten, dieser Glaube uns bleiben — ich niedergehalten — Preise hoch — ich fürchten, böse Zeit kommen — große böse Zeit — ich fortfahren zu Nigger — dort nicht sehn kaiserlicher Rat, nicht sehn Berl, Herzfelder, nicht sehn Bezirksrat, Kommerzialrat, Kaufmann, Koffmahn, Koofmich — nicht mich koofen — ich nicht mehr bemerken Anwesende — nicht mehr hören — nicht mehr sprechen — ich fürchten — fürchten — fürchten —

Die Laufkatze

Ein Lieblingsgedanke des Erfinders des Grubenhundes ist endlich realisiert worden: der Neuen Freien Presse auch eine Laufkatze anzuhängen. Die »Katzensteuer«, zu der eine Persönlichkeit die Anregung gegeben hatte, war die gefundene Gelegenheit:

(Die Katzensteuer.) Zu der in unserem Blatte von Herrn Viktor Lustig gegebenen Anregung der »Katzensteuer« schreibt man uns: »Es wäre noch hinzuzufügen, daß sich die Katzenplage in den äußeren Bezirken besonders fühlbar macht. Es müßte ihr auch vom humanitären Standpunkt gesteuert werden, weil speziell in Döbling jetzt viele Ruhebedürftige sich befinden. In der Nähe meiner Wohnung befindet sich der geräumige Hof einer Fabrik, wo Tag und Nacht eine große Anzahl Laufkatzen mit ihren Jungen einen unerträglichen Lärm verursachen, ohne daß, trotz lebhaften Protestes der Anrainer, diesem Übelstande bisher gesteuert werden konnte. Behördliche Intervention wäre dringend geboten und sie wird nach Publikation in Ihrem hochgeschätzten Blatte auch gewiß erfolgen. Dr. Gabriel Bardach.«

Vor allem: der »Zivilingenieur Berdach«, seit Friedenszeiten unvergessen, legt Wert auf die Feststellung, daß er mit dem oben Genannten nicht identisch, nur gesinnungsverwandt ist. Er freut sich aber, daß in einer Epoche, in der so viele Anregungen gegeben werden, sein Beispiel fortwirkt. Und mit ihm erfreut, daß alles noch beim Alten sei, las ich, fern von Wien, die zustimmende Betrachtung, welche die Arbeiter-Zeitung dem Vorfall gewidmet hat:

*Die Schwester des Grubenhundes: die Laufkatze. Der bellende Grubenhund, mit dem die ‚Neue Freie Presse' seinerzeit so viel Aufsehen und (unbeabsichtigte) Heiterkeit erregte, hat ein Schwesterchen bekommen: die Laufkatze. Die ‚Neue Freie Presse' hat kürzlich eine »Anregung« veröffentlicht, daß eine Katzensteuer eingeführt werden solle, also kann wie der Erfinder dieser Idee jeder mit vollem Namen in das Blatt kommen, der zu dieser Anregung eine Zuschrift an die Redaktion schickt. Das ist eine alte Einführung bei der ‚N. Fr. Pr.', die in der »Gesellschaft« so beliebt macht. Von dieser Sitte läßt sie nicht, obwonl ihr dabei schon so mancherlei Blamage unterlaufen ist. Auch diesmal hat

cken, in der diese Anregung
t« begrüßt wird, weil sich
ürftige befinden«. (Natürlich:
r noblen Bezirken braucht
der abgedruckten Zuschrift

an also besteuern soll;
er, daß Laufkatzen keine
in Fabriken aufhalten.
klichen Katzen, sondern
nde), bewegliche Wagen,
n die Leitrollen für die
der einen Scherz erlaubt.
sen Aufsitzer leicht er-
›Gesellschaft« abdruckte.

Strana 6.

PŘI NEVOLNOSTI je přírodní l
Františka Josefa příjemně účinkuj
prostředek, který i v malém množstv
značně obtíže. Lékařsky vřele doporu

1 **Republikánský autoklub v Kl**
účasti několika žup pořádá hroma
na Chodsko a Šumavu o velikonočn
dne 12. a 13. dubna t. r. Žádáme
věrníky našeho dorostu, naši Don
publikánské organisace, aby uvěd
členstvo a toto se v počtu hroma
nilo a pozdravilo naši novou org
jest Republikánský autoklub. S
12. dubna o 10. hod. dop. na kl
městi, kam rovněž přijede hvěz
cyklistická Republikánského dor
naši župy plzeňské.

X. Učitelé, kteří přijedete

en, wenn es sich zur
as ein Einsender schickt,
eine Laufkatze, eine Geld-
oder eine blinde Kuh ist.

in mochte, daß jeder
re — eine Kränkung
Winkler, dessen Adels-
Aufnahme des Gruben-
sicher es ist, daß im
chte jüdische Name in
an das hochgeschätzte
die Behörden Wunder

gewirkt hat, so ließ sich doch dem Kommentar der Arbeiter-Zeitung die erfreuliche Vermutung abgewinnen, daß sich die Nachricht wie eine Laufkatze verbreitet habe, und diese Annahme wurde zur Gewißheit, als mir am nächsten Tage die erdbebenartige Detonation eines Zornes zu Gehör kam, der die Heiterkeit steigerte, durch die er entfesselt war. Über dieses Nachspiel hat die Arbeiter-Zeitung ein Protokoll aufgenommen, das den unter dem Titel »Bübereien im Kriege« erschienenen Ausbruch enthält und das hier mit den Zwischenbemerkungen der ‚Arbeiter-Zeitung', aber mit den mir passenden Unterstreichungen wiedergegeben wird:

*Die Laufkatze und der übergeschnappte Herausgeber. Die Laufkatze mit ihren Jungen, die die Döblinger Ruhebedürftigen stört, hat in der Redaktion der ‚N. Fr. Pr.' ein gar schreckliches Unheil angerichtet: Der Herr Herausgeber ist ob des letzten Reinfalls nämlich komplett meschugge geworden. Die fröhliche Heiterkeit, die sein neuester Aufsitzer in Wien verbreitet hat, veranlaßt ihn zu einem furchtbaren Zornesausbruch. Da man sieht, wie er vor Wut zerspringt, wird man nur immer fröhlicher; also müssen das die Leser wörtlich lesen:

Millionen unserer Mitbürger sind an der Front und Millionen im Hinterland sorgen mit ihnen und fühlen die Schwere einer, die Völker von Europa bedrückenden Krise. In einer solchen Zeit, die namentlich der Presse die härtesten Pflichten auferlegt und den Dienst für das Publikum und die Erhaltung der Angehörigen des Blattes so schwierig macht (man achte auf Benedikts Zartsinn! Red. d. Arb.-Ztg.) haben die Bübereien in der Publizistik nicht aufgehört und werden von Leuten unterstützt, die durch Teilnahme oder Ermunterung beweisen (da meint er uns! Red.), daß sie gar keinen Zusammenhang mit den Stimmungen des Volkes haben und daß ihnen jeder Ernst fehlt. Welche Freude, wenn es gelingt, einen durch Nachtarbeit im Kriege abgehetzten Redakteur (Abendblatt! Red.) durch einen Brief mit Fälschung einer im Wohnungsverzeichnis befindlichen Angabe von Namen und Wohnung zu täuschen (Aber Dr. Gabriel Bardach steht im Wohnungsverzeichnis nicht! Red.) und ihn, dessen Gedanken und Empfindungen vom Kriege in Anspruch genommen sind, zu einem Übersehen zu bringen. Wie gefährlich solche Versuche der Irreführung gerade im Kriege, da es so schwer ist, zwischen Gerücht und Wahrheit zu unterscheiden, werden können, wie infam dieses verbrecherische Treiben ist, darüber werden die Staatsbehörden sich zweifellos eine Ansicht bilden und die entsprechenden Folgen ziehen müssen.

In dem Falle, von dem wir heute sprechen, sind allerdings die Betrüger um den Erfolg des Betruges gekommen. Wir haben eine Notiz veröffentlicht, worin die Besteuerung der Katzen beantragt wurde. Wir erhielten eine zweite Zuschrift, in der von Laufkatzen gesprochen worden ist. Da es uns bekannt war, daß darunter auch eine technische Einrichtung zu verstehen ist, so haben wir im Wörterbuch der deutschen Sprache von Dr. Daniel Sanders nachgesehen, ob diese Bezeichnung auch in dem Sinne von läufig angewendet werden könne. Daniel Sanders sagt darüber: »Läufig, von manchen Tieren, zum Beispiel von Katzen, laufig.« Da in dem Wörterbuch von Sanders auf diesen Sprachgebrauch ausdrücklich hingewiesen wird, ist die Büberei im Kriege ohne weiteren

Schaden verprasselt. Aber welche Niedrigkeit gehört zu dem Versuch, an solchen bewegten Tagen einen mit Arbeit und Mühe überlasteten Redakteur in einen Irrtum bringen zu wollen. Wir können mit voller Wahrheit und mit der ernstesten Gewissenhaftigkeit gegen das Publikum versichern, daß der Redakteur unseres Blattes, den diese Buben antasten wollten, an Charakter, Wissen und Sorgfalt der Arbeit den Müßiggängern, die diese Gemeinheiten aushecken, weit überlegen ist, und daß jene, die in einer so schweren Krise die Fratzerei solcher Fälschungen begehen wollten, von jedem Publizisten, der auf seinen Stand hält und Standesgefühl hat, aus tiefstem Herzen verachtet werden. Die Buben sind nicht wert, daß wir sie mit dem Fuße wegstoßen, aber wir glauben, daß wir einen Vorfall, der in keinem anderen Lande der Welt in so bösen Tagen auch nur denkbar wäre, ohne Rücksicht darauf, daß die Einsender sich lächerlich gemacht haben, öffentlich besprechen müssen, weil in Kriegszeiten, in denen das Publikum zuweilen von starken Erschütterungen bewegt ist, solche Infamien ernste, weite Kreise berührende Nachteile haben könnten.

An dieser monumentalen Frechheit wird jeder Spott zu Schanden; es ist ja so, als ob sich der Herr Herausgeber selbst parodieren wollte. Aber die Schamlosigkeit, den »durch Nachtarbeit gehetzten Redakteur« vorzuschieben, kann dem Schwindler nicht nachgesehen werden. Daß man einen Redakteur hineinfallen lassen kann, wäre nichts Besonderes; ihm eine Falle zu legen wäre kein Verdienst. Aber es sind nicht die Redakteure, die da aufsitzen, es ist das System Benedikt, das bloßgestellt wird. Das System nämlich, jeder Zuschrift von jedem Bardach unweigerlich Aufnahme zu gewähren; der »Bardach« ist es, dem die »gütige Veröffentlichung« sicher ist. Der Ulk dieser Zuschriften ist nur ein Hilfsmittel, um dem Publikum dieses System klarzumachen: daß sogar aufgelegter Unsinn durch die Flagge »Bardach« gedeckt wird. Die Redakteure der ‚N. Fr. Pr.' — die es doch nicht verschuldet haben, daß ein Mensch wie Moriz Benedikt in ihrem Namen reden darf; sie werden das Los bitter genug tragen — die würden die »Zuschriften« wohl gern in den Papierkorb werfen, wenn eben der Herr Herausgeber, diese Verkörperung der Beziehungen zu den »Bardachs« aller Grade, ihnen die sorgfältigste Pflege des Mischpochismus nicht zur unwiderruflichen Pflicht gemacht hätte. Und daß sich jemand die Mühe genommen hat, den Nachweis zu führen, daß an dem schmierigen Wesen der ‚N. Fr. Pr.' auch der Krieg nichts geändert hat, ist ihm nur zu danken, obwohl der Beweis überflüssig war: hat doch das Schandblatt den ganzen Krieg überhaupt nur als Reklame für sich benützt. Nicht die intellektuelle Unzulänglichkeit der ‚N. Fr. Pr.', ihre moralische

Minderwertigkeit wird durch die lustigen »Zuschriften« aufgedeckt, und die Leute lachen nicht darüber, daß man dort einen Aufsitzer von einer ernsten Sache nicht zu unterscheiden weiß, sondern freuen sich, daß die schäbige Eitelkeit des Herrn Herausgebers in die klug gelegte Falle geraten ist. Das freut alle, die die ‚N. Fr. Pr.' verachten, und verachtet wird sie von jedem, der sie nur einmal in der Hand gehabt hat. Die Tage der Grubenhunde sind die erquicklichsten im Leben der Abonnenten der ‚N. Fr. Pr.'.

Das ist nichts. Das sind, um in der Tonart dieser gräßlichsten Stimme, die je das Ohr der Welt gepeinigt hat, zu sprechen, »Sticheleien«. Das tut nicht weh. Man muß diesen Schreihals würgen, bis ihm die Lust vergeht, sich den Freipaß für seine Unsauberkeiten durch Berufung auf die Millionen unserer Mitbürger, die an der Front sind, zu verschaffen. Man muß diesem rabiaten Wucherer, der, anstatt Jehovah auf den Knien zu danken, daß sein Geschäft unter den Augen von Steueradministration, Landesgericht und Kriegsgewalt florieren kann, die Staatsbehörden gegen kulturelle Bestrebungen aufzurufen wagt, so auf das Maul schlagen, daß die »Sorge«, die er seit zwei Jahren täglich am Poincaré »nagen« sieht, ihn wie ein Schüttelfrost befällt. Er meint, weil sich nach achtzehnjährigem Schweigen und dem riskantesten In sich-Geschäft der Wut, das die Finanzgeschichte kennt, eben »die Stiche in der Leber melden«, die er dem Großfürsten Nikolajewitsch zugeschrieben hat, er meint, wiewohl ich doch die Laufkatze nicht erfunden, höchstens angeregt habe — er meint mich und spricht von Buben. Ich sage Benedikt und meine ihn! Man muß diesen Banditen, dessen Gewalttätigkeit gegen die letzten Überreste eines öffentlichen Schamgefühls von der Unterworfenheit hochgestellter Preßknechte erhitzt wird, derart überschreien, daß er die Glorie, die ihm zum Alibi seines Handels gut genug scheint, erschreckt aus der Pranke fallen läßt und nie wieder auf die Idee verfällt, die große Zeit, an der seine Opfer leiden, als seine eigene Schonzeit aufzufassen

und sich aus dem blutigen Strafgericht der Welt eine Amnestie herauszufetzen. Man muß, wenn ein solches Individuum, dessen Raubgier die journalistische Schande noch um eine persönliche Note bereichert und das in die Pest der Zeit noch seinen Atem zu senden wagt, wenn es endlich einmal mit seiner gekränkten Ehre aus dem Käfig auf die Straße läuft, die Gelegenheit benützen und ihm so scharf in die Pupille sehen, daß ihm die Stimme für ein paar Leitartikel, der Gusto auf ein paar Börsenmanöver zwischen Morgen- und Abendblatt vergeht und daß es »im Gemäuer« seines Ansehens vernehmlicher »zu rieseln beginnt« als in dem der Entente, so vernehmlich, daß etlichen Botschaftern, Feldzeugmeistern und Fürsten doch einmal bange wird, auf die Mitarbeit an solchem Handwerk stolz zu sein. Man muß den verderblichsten Betrüger der mitteleuropäischen Dummheit, der sich sein patriotisches Opfer bestätigen läßt, wenn er ein paar Spalten seines Bordells einmal gratis zur Verfügung gestellt hat, und der ins Herrenhaus gelangen möchte, weil er bis heute straflos an der Leichtgläubigkeit Millionen verdient hat, man muß ihn fragen, ob er ernstlich glaubt, daß es »in einer solchen Zeit« nicht dringlicher als in irgendeiner früheren Zeit geboten ist, sein Handwerk, das den Offenbarungsglauben für Unwissen und Unmoral anspricht, zu entlarven, eben jenes Handwerk zu stigmatisieren, das den äußersten Kontrast zum Schein der Zeit bedeutet und sie selbst auf das blutigste stigmatisiert hat. Man muß ihn fragen, ob er unter der Erhaltung der Angehörigen »des Blattes« (hundert Hiebe für den Größenwahn dieser schlichten Bezeichnung, die die Welt als Zubehör des Blattes auffaßt!), ob er unter der Erhaltung dieser »Angehörigen«, die er für die Angehörigen der Frontkämpfer hält, ob er darunter etwas anderes versteht als die einer irregeführten Autorität erpreßte Möglichkeit, seine Plauderer, Laufburschen und Laufkatzenfänger für unentbehrlich zu erklären. Ob er — von der schon lustigen

Blödheit abgesehen, die jeden um 11 Uhr vormittag (nach der Sommerzeit!) blamierten Schmock zum geplagten »Nachtredakteur« stempelt — ob er denn toll geworden sei, daß er von einem »durch Nachtarbeit im Kriege abgehetzten Redakteur« zu sprechen wagt, als wäre so einer direkt aus dem Trommelfeuer gekommen, um die Anregungen zum »Mistbauer und die Fliege« zu bewältigen und nun die Rubrik »Katzensteuer« zu redigieren. Man muß ihn fragen, ob er durch die Lektüre seiner Leitartikel so um alles Maß gebracht sei, daß er wirklich glaube, es könne einen Menschen in Zentraleuropa geben, der sich die Kriegssorge in der Figur eines Lokalredakteurs der Neuen Freien Presse verkörpert denkt, und ob er endlich gesonnen sei, wenigstens diese fortwährende Verwechslung seines Geschreis mit dem Weltgetöse einzustellen, die uns noch weit lästiger auf die Ohren fällt als Krieg und Kriegsgeschrei. Ob er glaubt, daß die Gedanken und Empfindungen seiner Kommis, die »dem Blatt« zu erhalten ihm Sorge macht, mehr vom Krieg, der ihnen — siehe Sanders — »stagelgrün aufliegt«, in Anspruch genommen sind als von der beständigen Furcht vor einer Stimme, die aus Schmalz in »Gegralz« übergehend, auf Sammtpfoten heranschleicht, um plötzlich in ein Berserkergebrüll zu entarten, und die unerträglicher ist als selbst der Lärm von tausend Laufkatzen mit ihren Jungen speziell in Döbling. Man muß ihn fragen, was er eigentlich unter »Fälschung« verstehe: die schlichte Erfindung eines echten, in jeder Lebenslage glaubhaften jüdischen Namens, auf den — schon aus Pietät für den ähnlichen Berdach in der Glockengasse — die Neue Freie Presse unfehlbar anbeißt, oder die dummfreche Behauptung, es sei die »Fälschung einer im Wohnungsverzeichnis befindlichen Angabe von Namen und Wohnung« begangen worden, wenn dort eine solche sich tatsächlich nicht befindet. Ob er glaubt, daß die Enthüllung, die Neue Freie Presse habe einem Bardach

zuliebe eine Laufkatze Junge werfen lassen, »im Kriege« gefährlicher als im Frieden sei und ungünstig auf die russische Offensive wirken könnte. Ob er, weil es nun einmal so schwer ist, im Kriege zwischen Gerücht und Wahrheit zu unterscheiden, glaubt, daß das Gerücht, eine Laufkatze habe in die Neue Freie Presse Junge geworfen, schädlicher sei und geeigneter, dem Völkerhaß Nahrung zu geben, als die seinerzeit gern gedruckte und heute noch nicht widerrufene Wahrheit, die Franzosen hätten Bomben auf Nürnberg geworfen. Ob die Verwendung von Laufkatzen im Kriege von der Haager Konvention verpönt sei, während der Gebrauch von Grubenhunden im Frieden unangefochten geblieben ist und bis heute schweigend hingenommen wurde. Ob dem gewissenhaften Redakteur damals »bekannt war«, daß ein Grubenhund »auch eine technische Einrichtung« bedeuten könne, und ob er damals im Sanders nachgeschlagen und festgestellt habe, daß diese Bezeichnung auch im Sinne von »in der Grube lebend« angewendet werden kann. Was den Erfolg des heutigen »Betruges« anlangt, der ja hinlänglich mißraten scheint, so wäre die Unschuld, deren Irreführung versucht wurde, auf die Frage festzunageln, warum sie, um der gefährlichen Nebenbedeutung willen, die ihr bekannt war, die Laufkatze, die in der Redaktion eingelaufen war, nicht vorsichtshalber doch lieber verscheucht, sondern um eines Bardach willen, dessen Bedeutung ihr einwandfrei schien und der an ein hochgeschätztes Blatt appellierte, welchem die Behörden gegen Laufkatzen so schnell parieren werden wie gegen deren Erfinder, sich so viel Kopfzerbrechen gemacht und so viel von der großen Zeit verloren hat. Insbesondere müßte gefragt werden, ob die Angabe, es sei »bekannt« gewesen und trotzdem sei aus Gewissenhaftigkeit noch im Sanders nachgesehen worden, ohne eine Spur von Schamröte aufrecht gehalten wird und ob nicht,

wenn es dabei bleibt, die Lüge die Blamage vervollständigt, weil ja außer dem »Übersehen« auch noch zum Überfluß Nachsehen mitgewirkt hätte. Ob der Aufsitzer, dessen Absicht die denkbar einfachste war, nicht erst durch die Aufklärung zu vollem Effekt gelangt, so als wollte der Irregeführte dem Verführer zeigen, daß es noch viel komischer sei, als er selbst geglaubt hat. Ob die Vermutung, eine Laufkatze könne vielleicht »auch« eine läufige Katze sein, nicht eher durch die Verbindung mit den Jungen, die schon einen unerträglichen Lärm verursachen, ehe sie geboren sind, berichtigt, als durch die Auskunft des Sanders bestätigt wird. Und ob die Vermutung, daß eine Laufkatze »auch in dem Sinne von läufig angewendet werden kann«, wirklich durch die Auskunft des Sanders bestätigt wird: »Läufig, von manchen Tieren, zum Beispiel von Katzen, laufig.« Ob nicht vielmehr eine solche Vermutung erst durch die nicht erteilbare Auskunft bestätigt würde: »Läufig, von manchen Tieren, zum Beispiel von Katzen, daher auch Laufkatzen genannt« oder: »Laufkatze a) technische Einrichtung b) läufige Katze«. Ob nicht der Schluß: »da in dem Wörterbuch von Sanders auf diesen Sprachgebrauch ausdrücklich hingewiesen wird« die allerfrechste Fälschung und Blödmacherei des Lesers bedeutet, da im Sanders allerdings auf »diesen« Sprachgebrauch hingewiesen wird, »dieser« Sprachgebrauch aber nichts für jenen Sprachgebrauch beweist, der unter einer Laufkatze eine läufige Katze verstehen ließe; da niemand bezweifelt hat, daß es »läufige Katzen« im Sprachgebrauch gibt, diese Gewißheit vielmehr erst die Irreführung wirksam macht; und da der »Sprachgebrauch« einer Laufkatze im Sinne von läufiger Katze weder im Sanders noch sonst im Leben vorkommt. Es ist doch der stärkste Beweis für die Möglichkeit, dem Leser mehr als dem Redakteur zuzumuten, wenn man ihm den Gedankengang serviert: da im Sanders ein

anderer Sprachgebrauch ausdrücklich bestätigt wird, so erkannten wir, daß der Sprachgebrauch bestätigt ist. »Idiot« kann allerdings sowohl Dummkopf als auch Privatmann bedeuten. Wenn nun aber ein solcher behauptet, er habe sich beruhigt so nennen lassen können, weil er im Fremdwörterbuch bestätigt gefunden habe, daß »Idealist« von manchen Menschen, zum Beispiel von Börseanern, angewendet wird, so bedeutet Idiot auch Schwindler. Bis zu welchem Grade er das ist, wäre erst durch die Frage festzustellen, ob er wirklich im Sanders, in dem er natürlich nicht vor dem Erscheinen der Laufkatze, sondern erst nach entstandenem Schaden das Nachsehen hatte — ob er dort wirklich die Erklärung gefunden hat: »Läufig, von manchen Tieren, zum Beispiel von Katzen, laufig.« Es mag ja sein, daß der Sanders — die Wissenschaft kommt der Presse gern entgegen — schnell eine Auflage veranstaltet hat, in der eine Deutung von »läufig« steht, die durch die Zitierung des Beispiels der Katze und durch die aparte, höchstens im Wiener Dialekt mögliche Form »laufig« dem Wortbild der »Laufkatze« nahekommt, ohne diese selbst anzuführen. Ich weiß es nicht und ich will nicht in Abrede stellen, daß der Schwindler eine solche neuere, verstärkte Auflage des Sanders — der ihm ja stark aufliegt — besitzt, die es ihm durch die Darbietung einer »laufigen Katze« ermöglicht, dem Leser einzureden, es sei dort »ausdrücklich« eine Laufkatze offeriert. In meiner Auflage des Sanders, die es mit Recht verschmäht, irgendwelche Tiergattung als Beispiel anzuführen, um nicht den läufigen Katzen vor den läufigen Hunden den Vorzug zu geben, und der es auch nicht einfällt, durch die Anführung des seltenen »laufig« dem »Lauf-« näherzukommen, ist die Sache so dargestellt: »Läufig, -isch, a.: v. manchen Tieren (u. verächtl. v. Menschen): v. d. Brunst ergriffen (s. laufen 2).« Wie dem immer aber sein mag, so neu kann gar keine

Auflage des Sanders sein, daß man aus ihr herauslesen könnte, eine Laufkatze sei eine laufige Katze, und so alt ist keine, daß sie nicht diese Version als einen Druckfehler, nämlich als lausig erkennen ließe. Aber der von keiner Scham mehr gebändigte Schwindler, der seine Leser mit demselben Tonfall der Plausibilität hineinlegt, mit dem man ihn selbst bezwungen hat, wäre nun noch zu fragen, ob nicht die Beteuerung, dem beruhigenden Aufschluß des Sanders sei es zu verdanken, daß »die Büberei im Kriege ohne weiteren Schaden verprasselt« sei, ob solche Rede nicht vielmehr der Kausalnexus eines Paranoikers im fortgeschrittenen Stadium ist oder, wie eben dieser einmal von Sir Grey gesagt hat, Europa der Spielball eines »Wirren«. Ob die Anklage, die Irreführung sei »an solchen bewegten Tagen« an einem Redakteur begangen worden, der an solchen bewegten Tagen mit der Einrichtung der Lustig- und Bardachbriefe über die Katzenplage betraut war, und die Befriedigung, daß zum Glück kein weiterer Schaden im Krieg gestiftet worden sei, weil im Sanders das Wort »läufig« vorkommt — ob solches Auf und Ab nicht eben das klinische Bild ergibt, das man in bewegten Zeiten schon oft an aufgeregten Leuten, speziell in Döbling, beobachtet hat, an solchen, die schon vor der Irreführung sich an deren Ziel befunden haben. Ob der Kranke aber nicht doch einen hellen Moment hat, wo er erkennt, daß die Versicherung, sein Dienstbote für Lokales sei irgendeinem »Müßiggänger«, nicht etwa nur den Anregern kulturell höchst wertvoller Versuche, »an Charakter, Wissen und Sorgfalt der Arbeit überlegen«, keineswegs ernsteste Gewissenhaftigkeit, sondern blanke Vermessenheit war. Ob er dann noch die Entschuldigung der schweren Krise Europas für die Unfälle einer Redaktion geltend machen könnte, die niemand in ihrem Recht auf Unwissenheit antasten wird, aber jeder in ihrem frechen Anspruch auf Allwissenheit zu erschüttern

die Pflicht hat. Denn es braucht nicht zum hundertsten Mal gesagt zu werden, daß kein Mensch außer einem Alleswisser wissen muß, was eine Laufkatze ist, und daß es ein höchst verdienstvolles »Vollbringen« im Kriege ist, zu dem wir »unsern Gruß entbieten«, einem Land- und Seeräuber, der Kitcheners Tod ein ruhmloses Ende nennt, aber jedem Bardach zu einem ruhmvollen Leben verhilft und um solches Respekts willen den Schiffbruch seiner Wissenschaft erleben muß, Anstand und Bescheidenheit zu lehren. Daß es nicht gelingt, hängt mit der Unvollkommenheit aller technischen Einrichtungen zusammen. Denn immer noch wird es einem Schwindler leichter glücken, der Dummheit seiner Leser Entrüstung über einen Satiriker, als dem Satiriker, ihr Mißtrauen gegen einen Schwindler beizubringen. Dieser fängt sie mit dem Krieg, redet ihr ein, eine Laufkatze verbreite sich wie ein Gerücht, und hat die Stirn, wie einst, da ein Pfuscher durch die leere Erfindung einer an sich möglichen Explosion ihm leichtes Spiel ließ, in dem Geschrei über »verbrecherische Irreführung der Neuen Freien Presse« den Grubenhund und Berdachs Erdbebenbeobachtungen als »falsche Nachrichten« zu verschütten, ohne doch mit einem Sterbenswörtchen auf solchen Ursprung alles Wehs hinzudeuten, geschweige denn auf den Lebensschmerz, der sich ihm in meinem ganzen Dasein verkörpert. Könnte daraus ein Leitartikel werden, so würde der sagen: »man kann sich vorstellen«, wie dieses Kapital an Rachsucht brach liegen muß und wie es wurmen mag, daß die einzige Waffe des Totschweigens den Feind nicht zu leben gehindert hat, und wie man, wenn man sich nicht durch gelegentliche allgemeine Ausbrüche Luft machte, in Gefahr käme, sich selbst zu Tod zu schweigen. Ich lehne es durchaus nicht ab, dem schwer Ringenden im tragischen Konflikt zwischen seinem Gelübde und seiner Galle zu helfen und mich zwar nicht getroffen, aber gemeint zu fühlen, wenn er

irgendein Schimpfwort ausgestoßen hat. Nie vermöchte seine Rede mich so sehr anzugreifen, wie ihn sein Schweigen, und er weiß, daß sein noch so lautes Gebärdenspiel mich nie abhalten wird, zu ihm zu sprechen, und daß ich, wenn ich einmal Lust verspüre, etliche »Laienfragen« an ihn zu stellen, dies ohne Rücksicht darauf tun werde, ob er die bezüglichen Laienantworten erteilt. Er weiß, daß ich ihn bekämpfe, weil ich ihn für die Pest halte, nicht weil er mich gekränkt hat. Er weiß, daß er mich nie gekränkt hat, daß ich als Knabe die Chance, meine Seele anstecken zu lassen, zurückgewiesen habe, und daß alle andersgerichtete Version Verleumdung ist, bezogen aus dem jüdischen Sagenkreis, in dem ein Angriff nur als Revanche für einen entzogenen Vorteil gedacht werden kann. Er weiß, daß die aus den tiefsten Quellen der Kommerzseele geschöpfte Frage: »Was haben Sie gegen den Benedikt?« von keiner Aufklärung beruhigt werden kann. Er weiß um eine Selbstlosigkeit, die ihn und alle verachtet, die um seine Gunst Meinung und Ehre verkaufen. Er weiß, daß ich der ganzen judenchristlichen Welt dieses Hinterlandes, die auf das Wort eines besessenen Börseaners lauscht, dem Kitcheners Ende nicht ruhmvoll genug ist, reinsten Herzens Kitcheners Latrinen wünsche. Vergißt er's und übernimmt er sich, so werde er mit aller erdenklichen Entschiedenheit befragt, ob er nicht dennoch sich so viel Besinnung bewahrt habe, daß er zugeben muß, die Zurückweisung des Kulturgestanks beweise immerhin einen bessern Zusammenhang mit den »Stimmungen« als sein Betrieb, und daß es weit ehrenvoller sei, vom Fuße des Herrn Benedikt weggestoßen zu werden als die Hand des Herrn Benedikt drücken zu dürfen. Und ob er — hier aber fasse man ihn fest ins Auge; hier stelle man ein an allen Fronten verachtetes Individuum, dessen eigene Front den furchtbaren Siegerglanz des Ritualräubers trägt; hier trete man dicht an

das numidische Ponem eines Jugurtha, der seinen Fuß auf den Nacken Roms und aller Christenerde setzt; hier frage man: ob er mit voller Wahrheit und mit der ernstesten Gewissenhaftigkeit versichern kann, daß es frivoler sei, in Kriegszeiten, in denen das Publikum und die Börse zuweilen von starken Erschütterungen bewegt sind, dem schädlichsten Parasiten solcher Bewegtheit einen Possen zu spielen, als in solchen Zeiten, also gelegentlich einer Schlacht bei Lemberg durch vierzehn Tage das Jubiläum »des Blattes« zu feiern und im Moratorium von den Banken Gelder für hundert Annoncenseiten zu erpressen. Ob ein Mensch, der das Eisen, unter dem die Millionen sterben, von dem Anteil an den Millionen jener kennt, die vom Eisen leben, ob ein Redakteur, der unter dem eisernen Diktat eines Vertreters des Eisenkartells eine Berichtigung gratis schreiben muß, anstatt durch den Angriff eine Erhöhung des Pauschales erzielt zu haben, ob ein Zoolog, der sich unter allen Arten von Katzen nur mit den Geldkatzen auskennt, die ihm freilich auch Junge abwerfen, ob ein Philosoph, der das Leben eines Mönches führt, weil er in der Welt Bankdirektoren treffen könnte, die einzigen Wesen im Staat, die sein Ansehen tarifmäßig berechnen können — ob so einer, wenn er uns schon mit seinen Meinungen und Leidenschaften und Einbildungen und Stimmungen und mit den Einzelheiten und mit den Details das Ohr betäuben darf, nicht wenigstens doch das Recht verwirkt hat, sich mit seiner Ehre laut zu machen. Ob es selbst dem Hirnverbrannten erlaubt ist, darauf zu rechnen, daß die Behörden gegen die Plage der Laufkatzen so schnell intervenieren werden wie gegen die Katzenplage: Notiz in der Freien Presse genügt, arretiere sofort. Ob sich der »lächerlich gemacht« hat, der, in guter Erfassung meines seit anno Erdbeben propagierten kultursatirischen Ernstes, vom Grubenhund, von dessen verheimlichtem Biß die Tollwut stammt,

glücklich fortgeschritten ist und heute den Mut hat, eine Laufkatze eine Laufkatze zu nennen — und nicht vielmehr jener, der lächerlich wurde, weil es gelang, und wäre er trotzdem ernst zu nehmen, durch die verzweifelte Abwehr, bei der der Größenwahn die Dummheit um Hilfe anbrüllt. Denn den Aufsitzer könnte er schweigend überleben; die Beschwerde wegen Mißbrauchs der redaktionellen Nervenzerrüttung im Kriege könnte er vor Trotteln mit einigem Anspruch auf Bedauern vorbringen — aber so dumm sollte kein Leser in den Zentralstaaten sein, daß er die Verteidigung einer Wachsamkeit, die um den einen Sinn der Laufkatze gewußt haben will und den andern erfüllt gefunden hat, der also nicht das geringste passiert ist und die sich trotzdem so rabiat gebärdet, hingehen lassen könnte. Einem Schläfer Maikäfer ins Bett praktizieren, ist keine Kulturtat: sie wird es erst, wenn dort sonst nur Wanzen sind, die jener für Edelsteine ausgibt; und wenn er gar nachträglich behauptet, er habe nicht geschlafen und die Maikäfer seien auch Edelsteine, aber insofern sie Maikäfer seien, liege eine Büberei vor, so ist das Experiment bis zu einem Grade geglückt, daß man annehmen müßte, die Nachbarschaft werde mit dieser vielfachen Unsauberkeit in Bett und Gehirn endlich einmal aufräumen. Die einzige Hemmung für solche Gründlichkeit ist das Mitleid, und diese hält auch das Verhör durch die Frage auf, die man sich selbst zu stellen hätte: ob es nicht wirklich frivol ist, einem Zeitungsmenschen, dessen Midasgabe, alles was er berührt in Humor zu verwandeln, das Tagesgespräch bildet, noch durch gelegentliche Mitarbeit aufhelfen zu wollen; dem Leitartikler, dessen tägliche Sorge die Sorge Poincarés ist, dessen »Einbildungskraft« das letzte Lachen einer verblutenden Welt sichert, der die Nase der Kleopatra gemessen hat, von Puschkins Geliebter über das Bankhaus Eskeles zum Leutnant Mlaker stürmt, »die Milliarde« umarmt, der Armee

seinen Gruß entbietet und, bald Springinsgeld, bald Patriot, zugleich Märchenerzähler und Bilanzknecht, die Leserschaft durch täglich neue Kapriolen entzückt. Ob es nicht an sich schon lächerlich ist, dem Vortänzer des tragischen Karnevals, wenn der in seinem Maskenzug nichts führte als die Schalek, auch noch eine Laufkatze anzuhängen! Diese Erwägung aber, die wieder vor einem, der nachweislich diesseits der Schwelle des Tollhauses sein Gewerbe treibt und sich andauernd des Zuspruchs der höchsten Kundschaft erfreut, übertriebene Rücksicht wäre, weicht der Erbitterung über eine Frechheit, die nicht nur Haltet den Dieb! ruft, sondern das Verdienst, dem Staatsfeind auf die Finger zu sehen, als Kriegsverrat ausgeben möchte. Aug in Aug, die Hand am Schreihals, werde der Heuchler, der den Versuch, Verwirrung in einer Diebshöhle anzustiften, für ein verbrecherisches Treiben hält und dessen Unzurechnungsfähigkeit keinen Milderungsgrund, nur die tägliche phantastische Abwechslung dieses blutmaschinellen Einerleis bedeutet, verhört bis zur letzten, unerbittlichen Frage: ob er denn glaubt, daß nicht eben der Krieg der geeignete Zeitpunkt sei, den Burgfrieden der Hyänen zu stören. Aber ich weiß, eher wird eine solche zum Samariter werden und eher wird eine Laufkatze Junge kriegen, bevor jener mir darauf Antwort gibt!

Granaten gegen Sterne

Traum und Verzicht des Fortschritts

(Der Weg zu den Sternen.) Ein Flieger, der in der Sekunde etwa 28 Meter zurücklegt, würde nach fünfmonatiger ununterbrochener Fahrt den Mond erreichen, während er 5800 Jahre unterwegs sein müßte, um zum Abendstern zu gelangen. Wollte er dagegen der Sonne einen Besuch abstatten, so brauchte er nicht weniger als 17.000 Jahre zu dieser Reise, die ein Lichtstrahl bei einer Geschwindigkeit von 300.000 Metern pro Sekunde in knapp 8½ Minuten bewältigen könnte. Der gleiche Lichtstrahl, der in 1¼ Sekunden den Mond und in etwas über 4 Stunden den Neptun, den der Erde fernsten Planeten, erreichen würde, müßte doch 10.000 Jahre das unermeßliche Weltall durcheilen, um zu den äußersten Sternen der Milchstraße zu gelangen, die von einer von der Erde abgefeuerten Granate erst nach Verlauf von 3 bis 4 Milliarden Jahren getroffen würden. 5 Jahre brauchte sie allein bis zur Sonne, dagegen nur 4½ Tage bis zum Mond, der unser nächster Nachbar im Weltraum ist. In die Tat lassen sich derartige Berechnungen freilich nicht umsetzen, denn dazu reicht unsere schwache Kraft nicht aus, aber sie geben uns immerhin ein anschauliches Bild von der ungeheuren Ausdehnung des unsere winzige Erde umschließenden Universums.

Und von der ungeheueren Ausdehnung unserer das Universum umschließenden Bestialität!

r gesamten Auflage dieses Heftes ist ein Prospekt des erlags der Schriften von Karl Kraus, Leipzig« beigelegt

---

HALT der vorigen fünffachen Nummer 426–430, 15. Juni 1916:
s übervolle Haus jubelte den Helden begeistert zu, die stramm
utierend dankten / Das Gegenstück / Glossen / Der tragische
rneval / Notizen / Der Krieg im Schulbuch / Glossen /

Kleiner Konzerthaussaa

(III. Lothringerstraße 20)

MONTAG, 18. SEPTEMBER 191

PRÄZISE HALB 8 UHR

VORLESUNG
KARL KRAU

KARTEN zu K 10.—, 8.—, 6.—, 4.—, 2.—, 1.— an d
Konzerthauskassa, III. Lothringerstraße 20, bei
Kehlendorfer, I. Krugerstraße 3 und in der
Buchhandlung Friedlaender, Kärntnerstraße 44

NR. 437—442 NOVEMBER 1916 XVIII. JAH

DIE FACKEL

HERAUSGEBER

KARL KRAUS

INHALT:

Tagebuch / Zum ewigen Gedächtnis / Glossen / Epigram
aufs Hochgebirge / Made in Germany / Der soziale Standpun
vor Tieren / Glossen / Memoiren / Notizen / Sendung
Landschaft / Glossen / Auf der Suche nach dem Menschen i
Heros / Klärungen / Das Unterbewußtsein im Kriege / Glossen
Gebet während der Schlacht

NACHDRUCK VERBOTEN

Preis dieses Heftes:

1 Krone 80 Heller = 1 Mark 50 Pf.

VERLAG DER SCHRIFTEN VON KARL KRAU
(KURT WOLFF)

WORTE IN VERSEN

In 3. Auflage:

Die Chinesische Maue

Essays

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und durch den Verl
Leipzig, Kreuzstraße 3b

DIE FACKEL

erscheint in zwangloser Folge.

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf ei bestimmte Anzahl von Nummern.

Für Österreich-Ungarn:	Für das Deutsche Reich:	Weltpostverein:
18 Nummern K 4.50	18 Nummern Mk. 4.—	18 Nummern K 6.—
36 „ „ 9.—	36 „ „ 8.—	36 „ „ 12.—

INHALT der vorigen sechsfachen Nummer 431—436, 2. August 191
Feiertage / Hunde, Menschen, Journalisten / Glossen / Diplomate
Notizen / Solche Kontraste gibt's nur an der Front / Von eine
Mann namens Ernst Posse / Glossen / Die Laufkatze / Granat
gegen Sterne

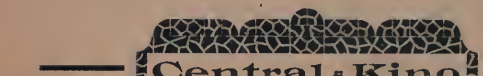
Mit einer Illustration

DIE FACKEL

Nr. 437—442 31. OKTOBER 1916 XVIII. JAHR

Tagebuch

Zum ewigen Gedächtnis



Eingänge: II. Taborstraße 8. — II. Praterstraße 13.

Heute Eröffnung! Vorstellungen um 6 und 8 Uhr abends. **Heute Eröffnung!**

Erstaufführung von

Bogdan Stimoff

Von Alfred Deutsch-German.

Der König	**Zar Ferdinand von Bulgarien**
Bogdan	Herr Georg Reimers (Burgtheater)
Anja	Frau Lotte Medelsky (Burgtheater)
Max Falk	Herr Eugen Frank (Burgtheater)
Die Fee der Treue .	Frau Marietta Piccaver
Giovanni	Herr Lackner (Volkstheater)
Anna	Fräulein Kutschera (Burgtheater)
	usw. usw. usw.

Ort der Handlung: Im Vorspiel Bulgarien, im 1. Akt Amerika, im 2. Akt auf dem Ozean, im 3. und 4. Akt auf dem Schlachtfelde Bulgariens und am Königshof zu Sofia.

Der billigste Platz ist 6 Meter von der Bildfläche entfernt. Preise von 60 Heller an.

Glossen

Stimmen der Presse

»[Eine Ovation für Zar Ferdinand der Bulgaren] . . . . Unter den Gästen sah man den bulgarischen Gesandten Dr. Toscheff, den Legationsrat Dr. Georgieff, den Militärkommandanten von Wien Baron Kirchbach, FML. v. Löbl, v. Bellmond, Vizeadmiral Baron Jedina, Hofschauspieler Georg Reimers, Gemeinderat Dr. v. Dorn, Altgraf Salm und viele andere. Als die Szene den König Ferdinand im Gespräch mit Georg Reimers zeigte, brach das Publikum in minutenlangen Beifall aus, und verlangte die bulgarische Hymne zu hören, die es stehend anhörte. Die Ovationen wiederholten sich immer, wenn König Ferdinand in die Handlung eingriff, ebenso bei der letzten Szene, da König Ferdinand Reimers (Stimoff) mit der Tapferkeitsmedaille bedenkt. — Der Filmaufführung ging ein Prolog voraus, den Frau Sektionschef v. Jarzebecka sprach. . . .«

». . . mit dem sagenhaften Namen, der dem Film zum Titel dient, verbindet sich das für die Geschichte der Kinematographie epochale Ereignis, daß ein regierender Monarch in dieser seiner Eigenschaft auch eine Rolle eines Films übernahm . . . . Es war eine ganz besondere Weihe, die festzuhalten sein mag für alle Zukunft des Kinotheaters, und es war, als ob die erlesene Gesellschaft, die sich zum Filmspiel vereinigt hatte, auch ihr Spiegelbild fand in dem zu lautlos gespanntem Schauen vereinigten Publikum.«

». . . Man erinnert sich, daß Zar Ferdinand von Bulgarien, dessen Gemahlin und Töchter sich willig in den Dienst der guten Sache stellten, und so erscheinen denn der Herrscher und seine Familienmitglieder als Mitwirkende, bewegen sich in diesen für sie gewiß etwas außergewöhnlichen Situationen mit einer Sicherheit und Natürlichkeit, um die sie mancher zünftige Schauspieler beneiden dürfte . . . . Reimers in der Titelrolle von wuchtiger Eindringlichkeit und ausgeprägter Eigenart. Ganz ausgezeichnet dünkt uns der Doritrottel Herrn Götz', für den wir bei dieser Gelegenheit überhaupt eine Lanze brechen möchten. . . . Zusammenfassend: Der Film ‚Bogdan Stimoff' wird sich behaupten. Verdientermaßen! Seinen Wert kann auch der strengste Kritiker nicht leugnen. (Elite-Kino, Opern-Kino, Imperial-Kino, Central-Kino.)«

* * *

Ein Abbild modernen Lebens

(»Schuhpalast Pinkus«) Ein Film deutscher Provenienz, der zu dem Besten gehört, was die Lustspiel-Kinematographie der letzten

Zeit hervorgebracht hat. Klein Moritz-Geschichten in größerem Format, die im Milieu des Schuhwarenhauses spielen. Prächtige Szenen aus dem deutschen Warenhausleben als Hintergrund für das Treiben eines kecken Lehrlings. Pinkus jun. wird wegen seiner Streiche aus der Schule gewiesen, und nun tritt er seine Wanderung durch eine ganze Reihe Schuhwarenhäuser an. Mutterwitz und keckes Auftreten verschaffen ihm überall Zutritt, er arbeitet sich hinauf, erschmeichelt sich Kredit und macht sich selbständig. — Einblick in die Entwicklung des deutschen Geschäftslebens, grandiose Reklame-Ideen, die im Film entwickelt werden, eine großartige Aufmachung des Warenhausbetriebes, die Vorführung von Schuhmannequins usw. geben, ganz losgelöst von dem schlagenden Humor, dem Film den Wert eines Abbildes modernen Lebens. Regie und Inszenierung glänzend.

* * *

Die Planke

Bogdan Stimoff Unter persönlicher Mitwirkung des Königs Ferdinand von Bulgarien	Feierlicher Gottesdienst Erstklassige Kantoren	Urschula geh her, genier dich nicht!

* * *

Unter dem Heiligenschein

»Amtlich wird aus Budapest depeschiert: ‚In den Räumen des Landesverbandes der ungarischen Textilindustriellen wurde heute die konstituierende Generalversammlung der Baumwollzentrale der Länder der heiligen ungarischen Krone, Aktiengesellschaft, abgehalten. . . .‘«

Ist es nicht, als ob mir bewiesen werden sollte, daß für Baumwolle zu sterben doch schön ist?

* * *

Das Schwert der Professoren

Der Rektor der Berliner Universität v. Wilamowitz-Möllendorf und die Professoren Otto v. Gierke, Wilhelm Kahl, Eduard Meyer, Dietrich Schäfer, Reinhold Seeberg und Adolf Wagner, veröffentlichen einen Aufruf zum Durchhalten, in dem es heißt:

Deutschland darf sein Schwert nicht in die Scheide stecken, ohne einen Frieden gesichert zu haben, den auch die Feinde zu halten gezwungen sind. Der ist aber nicht zu

erlangen, ohne Mehrung unserer Machtausdehnung, des Bereiches, in dem unser Wille über Krieg und Frieden entscheidet. Unsere Gegner sind noch nicht bereit, uns diesen Frieden zuzugestehen, so wollen wir denn durchhalten und unerschütterlich durchhalten, und siegen, weil — wollen wir uns nicht selber aufgeben — wir gar nicht anders können.

Offenbar ist es den Herren, die bereits alle in Betracht kommenden Persönlichkeiten zu Ehrendoktoren gemacht haben, darum zu tun, nunmehr zu Ehrenfeldherrn ernannt zu werden. Das in Gedanken stehen gebliebene Schwert soll fortan die Devise des zerstreuten deutschen Professors sein. Die Fliegenden Blätter, die seit siebzig Jahren, in Krieg und Frieden, ob's was zu essen oder durchzuhalten gibt, außer dem Regenschirm die Wurst und das Maßkrügel als Symbol des deutschen Humors kultiviert haben, werden in jenem einen Punkte nun doch eine Auffrischung erleben müssen.

* * *

* * *

* * *

Ein deutsches Kriegsgedicht

»[Rumänenlied.] Im ‚Tag' dichtet ›Gottlieb‹ folgendes Rumänenlied:

In den klainsten Winkelescu
Fiel ein Russen-Trinkgeldescu,
Fraidig ibten wir Verratul —
Politescu schnappen Drahtul.

Alle Velker staunerul,
San me große Gaunerul.
Ungarn, Siebenbürginescu
Mechten wir erwürginescu.

Gebrüllescu voll Triumphul
Mitten im Korruptul-Sumpful
In der Hauptstadt Bukurescht,
Wo sich kainer Fiße wäscht.

Leider kriegen wir die Paitsche
Vun Bulgaren und vun Daitsche;
Zogen flink-flink in Dobrudschul,
Feste Tutrakan ist futschul!

Aigentlich sind wir, waiß Gottul,
Dann heraingefallne Trottul,
Haite noch auf stolzem Roßcu,
Murgens eins auf dem Poposcu!‹

Hinter dem Pseudonym verbirgt sich mit Recht Herr Alfred Kerr. In seiner Prosa zu sprechen: Solche Dinge werden einmal ... in Deutschland möglich gewesen sein, ecco. Interessant ist bei all dem, daß das Vorleben eines Feindes sich von seiner schwärzesten Seite, also von den ungewaschenen Füßen, in dem Moment zeigt, in dem dessen Entscheidung, aus der Neutralität herauszutreten, zu unseren Ungunsten fällt. Aber der Übelstand, daß in der Hauptstadt Bukurescht kainer sich die Fiße wäscht — [illegible] —, muß doch jahrzehntelang bekannt gewesen sein, und entweder darf auf die Bundesgenossenschaft eines solchen Volkes nicht der geringste Wert gelegt oder es muß auch in diesem Fall offen herausgesagt werden. Die Unterlassung des Füßewaschens vollzieht sich ja nicht so überraschend wie eine Kriegserklärung, sondern ist ein Zustand, zu dessen Beobachtung die Diplomaten jahrzehntelang Gelegenheit hatten. Aber die deutsche Literatur, die persönlich mit der Sitte längst vertraut ist, holt die unwiderbringlichsten Versäumnisse nach und riskiert ihrerseits nur den Verdacht ungewaschener Versfüße.

* * *

Morituri te salutant!

(Der Krieg und die Dichter.) Aus Berlin wird telegraphiert: Zum Abschluß des zweiten Kriegsjahres hat die ‚B. Z.' an eine Reihe von Dichtern die Frage gerichtet, was aus der Fülle des gewaltigen Geschehens und Erlebens in diesen zwei Jahren den stärksten Eindruck auf sie gemacht habe. Hermann Sudermann schreibt: »Wenn auch die seelischen Erlebnisse innerhalb dieser zwei Jahre neue Bahnen schufen, auf jeden von uns gewirkt haben, so wird es nur wenigen beschieden sein, einen Eindruck aus der Summe des Ganzen so herauszunehmen, daß er imstande wäre, ihr künftiges Gewicht von diesem Kriege für die Lebensdauer zu bestimmen. Aber wir sind noch weit vom Schluß entfernt, darum wollen wir in Geduld dem großen Tag entgegenharren, der Deutschland endgültig von seinen Feinden befreit.

Es ist ja gewiß wichtig, was da der Herr Sudermann, den ich immer für einen der geistigsten Menschen Deutschlands gehalten habe, sagt. Nur ist nicht ganz klar, wessen »künftiges Gewicht von diesem Kriege für die Lebensdauer bestimmt« werden soll, und er hat darum ganz recht, wenn er sagt, daß das so schwer ist. Ob er meint, daß es ein Krieg für die Lebensdauer ist — nicht nur jener, die an ihm teilnehmen —, ob er nur ein künftiges Gewicht vom Kriege bestimmen will und was das heißen soll, ist kaum zu erschließen. Sicher ist, daß weder der Verfasser von »Sodoms Ende« noch der von »Morituri« genug Gewicht hat, um sich im Kriege laut zu machen. Und keiner von jenen, die so weit vom Schuß sind wie die andern vom Schluß. Es bringt uns alle nicht weiter von jenem und nicht näher zu diesem, und es ist völlig überflüssig, zu vernehmen, was auf solche Leute im Krieg den stärksten Eindruck gemacht hat. Nichts kann aus diesem »Geschehen« einen stärkeren Eindruck auf sie gemacht haben als das »Erleben«, daß ihre Tantièmen in Gefahr kommen könnten, und die angenehme Überraschung, daß es doch nicht der Fall war. Sie mögen in Geduld dem großen Tag entgegenharren, der Deutschland endgültig von seinen Feinden befreit. Wir wollen in Ungeduld dem weit größeren Tag entgegenharren, der es endgültig von Leuten befreit, die das Maul der Gegenwart Dichter zu nennen wagt und die, anstatt »zum Abschluß des zweiten Kriegsjahres« nicht mehr bemerkt zu werden, wenn sie schon leiblich fortexistieren — befragt werden, wie es ihnen gefallen hat.

* * *

Die Welt des Rekords

[Der Rekord der Kriegstrauer.] Unser Amsterdamer Korrespondent schreibt uns: Die lange Dauer des Weltkrieges hat bekanntlich in allen kriegführenden Ländern einzelne Familien durch zahlreiche Todesfälle ihrer Mitglieder auf den Schlachtfeldern besonders hart getroffen, und der Fall, daß greise Eltern drei oder selbst vier ihrer Söhne verloren haben, bildet leider keine Seltenheit mehr. Aber den Rekord in dieser traurigen Sache dürfte wohl die englische Familie Loring erreicht haben. Mr. Loring, der in Bedford wohnt, empfing nämlich dieser Tage vom Londoner Kriegsamt die Meldung, daß seine beiden im Felde stehenden Söhne, Charles und Robert, beide Leutnants, in den jüngsten Sommeschlachten gefallen sind. Der älteste seiner Söhne, Hauptmann Edward Loring, wurde am 11. September 1916 schwer verwundet und mußte sich im Militärspital der Abnahme beider Gliedmaßen unterziehen. Überdies hat Mr. Loring seine drei Brüder verloren, nämlich den Obersten William Loring, den Major Louis und den Hauptmann John Loring, somit sechs Mitglieder seiner Familie.

Ja, die Welt des Rekords, die eben die Welt der Quantität ist, bliebe unvollständig, wenn solcher Rekord nicht erreicht würde.

* * *

Nebeneinander

Der Papst zu den Kindern bei der Kommunion:

»Ihr, die ihr heute Zuschauer der düstersten Tragödie seid, die jemals menschlicher Haß und menschliche Leidenschaft entfacht haben, ihr müßt wissen, daß heute die schrecklichste Lästerung gegen Gott geschieht, die jemals von der sündigen Menschheit begangen worden ist. Wir, der Vater aller Gläubigen, leiden, ermahnen und bitten seit zwei Jahren. Unsere Ermahnungen, die Waffen niederzulegen und den Streit auf dem Wege der Vernunft und Gerechtigkeit zu schlichten, sind erfolglos geblieben. Deshalb wollen wir Gott durch das allmächtige Mittel eurer Unschuld um Hilfe bitten ....«

*

Aus dem Feldpostbrief eines Standschützen:

»Wir hatten jetzt einen Angriff abzuwehren gehabt, aber ohne Verluste. Vom Feinde konnten wir nur einen toten Italiener heraufschaffen, denn sie hatten alle Verwundeten und Toten mitgenommen. Der eine Tote stammte aus Turin. Dieser Angriff war interessant. Am Abend hatten vier von uns, unter ihnen auch ich, gebeichtet, am Morgen war Messe und Kommunion. Doch mitten in der Messe auf einmal: ‚Alarm!‘ und in einer Sekunde steht Hochwürden Herr Sora, der Feldkaplan, allein am Altar. Draußen aber geht die Hetze los. Die Kugeln sangen in allen Tonarten und dazwischen krachten unsere Handgranaten und auf einmal ist der Platz geräumt; dann gehen wir wieder zur Kommunion. Ja, ja, es ist halt Krieg....«

*

Bestimmung der Verantwortlichkeiten

Ein Leser, der einer Predigt des Pfarrers von Altaussee beigewohnt hat, berichtet:

Nachdem er — im Angesichte des Altares — von Feinden und Siegen gesprochen und zu diesen Begriffen jenen der christlichen Demut geflochten hatte, durch welche allein der Sieg über die Feinde — nicht errungen werden könne, sondern errungen werden wird, gipfelten seine Ausführungen in dem folgenden, wortgetreu wiedergegebenen Satze: »Wer hat zu rechter Zeit Regen und Sonnenschein über unsere Felder gesandt? Gott. Wer hat unseren Feldherrn ihre Pläne eingegeben? Gott.«

Ist es ein Vorwurf gegen Gott?

* * *

Die vier Ströme

In einem Aufruf zur Wohltätigkeit wird jetzt entdeckt, daß unsern Herzen »nur noch die Ahnung des anonymen Blutgeschehens dämmert«. Aber das war schon in meiner Rede von »dieser großen Zeit« gesagt. Von drei Flußbetten wird gesprochen: das des Blutes und das der Tränen seien bis zum Rand gefüllt, »der Strom des Goldes aber schleicht der Versumpfung entgegen«. Nein, er ist so voll wie die beiden andern. Aber solange der vierte Strom, der der Tinte, nicht ausgetrocknet ist, von dem durch ein unterirdisches Wunder der Natur der des Blutes sich füllt, und von diesem der der Tränen, aber auch der des Goldes: solange dies nicht geschieht — sind wir alle arme Menschen.

* * *

Ein Herzenseinbrecher

Zwölf Millionen.

Nur mit leiser Befangenheit sprechen wir heute von uns selbst .... Der tückischeste Feind, die Hyäne des Schlachtfeldes, hat sich auf uns gestürzt, und der Plan dieser politischen Mordbrenner will bewirken, daß wir, das Deutsche Reich und Bulgarien ausgeblutet und verstümmelt am Boden liegen, und jede Erneuerungsfähigkeit und politische Zeugungskraft verlieren. Trotz dieses

natürlichen Gefühls müssen wir unseren Lesern das Ergebnis einer werktätigen Arbeit mitteilen . . . . Ein kleines Zeichen für das was Österreich vermag und wieviel Mark und Kern sich hinter den Äußerlichkeiten verbirgt und wieviel Gutes in seinem Innern schlummert, sind auch die zwölf Millionen unserer Sammlungen. Jeder, der erfährt, daß in den engeren Grenzen, die einer Wohltätigkeit gezogen sind, die kein Lockmittel der Eitelkeit zur Verfügung hat, etwa 170.000 Männer und Frauen Beträge spendeten . . wird die innerste Notwendigkeit empfinden, daß solche Höchstleistungen ihren Dank und ihre Würdigung erhalten.

Ohne Überhebung, aber auch ohne falsche Bescheidenheit dürfen wir behaupten, durch diese Summe ist vieles geschehen, um die Schmerzen einer mehr als zweijährigen Kriegszeit erträglicher zu machen. Aus eigener Erfahrung vermögen wir festzustellen, mit welcher Sorgfalt und mit welcher ernsten Bedachtsamkeit die Beträge verwendet werden . . . . Nichts Ergreifenderes kann es geben, als dem Entwicklungsgang dieser scheinbar für jedes Glück Verlorenen nachzuspüren; wie sich die Talente gleichsam unter der Versteinerung des Unglückes regen . . Gliedmaßen werden zusammengefügt . . . . Wir wissen es: nur die Sache hat sie zu dieser Anspannung getrieben, aber dennoch glauben wir etwas Persönliches herauszufühlen, ein Band, das sich zwischen ihnen und einem Blatte knüpft, das keinen höheren Ehrgeiz kennt, als in dieser Kriegszeit mitzuwirken, daß die Leiden gemildert, die Tränen getrocknet und die Zerstörungen wenigstens teilweise wieder gut gemacht werden . . . . noch ist der Siegfried nicht gefunden, der die Lohe dieses Weltbrandes durchschreitet und vor dessen Gewalt die Flammen erlöschen und die Braut erwacht . . . .

Der Siegfried ist gefunden, er heißt Löwy und hat kürzlich im Hauptquartier geweilt.

* * *

Der unvorsichtige Händedruck

Es mag ja dahingestellt bleiben, ob der Staat nicht vorziehen sollte, daß ihm die Hand verdorre, ehe sie aus der schmutzigsten Hand des Landes jenes Scherflein zur Linderung der Kriegsnot in Empfang nähme, das zwar groß genug ist, um Reklame, aber bei weitem zu klein, um Hilfe zu bringen, und dessen Darbietung zumeist die stammelnde Selbstanzeige eines Kriegsgewinnes ist, der sich zu allen Lebensvorteilen auch noch von blinden und verkrüppelten Soldaten ein gutes Gewissen erkaufen möchte. Worüber aber kein Zweifel bestehen kann, das ist die Überflüssigkeit jener Danksagungen, zu denen sich die Staats-

repräsentanten einem Zeitungsmann gegenüber bemüßigt fühlen, dessen prononcierte Eigenart, über alle Verächtlichkeit des Berufs hinaus, doch jedem einzelnen von ihnen längst ein tiefgefühlter Greuel ist. Wenn sie aber wirklich selbst bis zur Absendung ihres Schreibens noch im Zweifel über die Qualität des Empfängers wären, so müßte der Anblick ihres Gedruckten und des beigegebenen Kommentars, das Schauspiel der Explosion eines sonst nur von geschätzter Seite bedienten, aber diesmal von einer hohen Seite angesprochenen Geldberserkers ihnen für alle Zukunft einen solchen Schrecken einflößen, daß sie geloben, sich ihn künftig drei Spalten vom Leib zu halten. Man weiß, daß dieses Temperament die Gewohnheit hat, alles nicht dreimal, sondern neunmal zu sagen, aber so klar macht er es einem nie, wie wenn er ein Dankschreiben bekommen hat. Dann lautet der Inhalt seiner Botschaft: Wir haben ein Dankschreiben bekommen, das heißt, wir haben ein Dankschreiben bekommen, er hat nämlich gesagt, er dankt uns, das heißt, er dankt uns, man sieht deutlich, daß es ein Dankschreiben ist, das Dankschreiben sieht nämlich so aus, und es ist ein Dankschreiben, das er uns geschickt hat und das wir bekommen haben und in Ehren halten, und wir danken ihm dafür, daß er uns gedankt hat. Und ganz übersichtlich werden das Ereignis und sein Kommentar nebeneinandergestellt:

Bitte links:	Bitte rechts:
». . . In diesen schweren Tagen ist es ein Trost und ein sicheres Pfand für unsere gemeinsame Zukunft, daß die beiden Staaten der Monarchie nicht nur durch historische und staatsrechtliche Bande miteinander verknüpft sind, sondern auch in den Stunden der Erprobung fest zueinander halten und sich heute seelisch näher stehen denn je. . . .«	. . . Er bemerkt in seinem Telegramm, es ist in diesen schweren Tagen ein Trost und ein sicheres Pfand für unsere gemeinsame Zukunft, daß die beiden Staaten der Monarchie nicht nur durch historische und staatsrechtliche Bande miteinander verknüpft sind, sondern in den Stunden der Erprobung fest zueinander halten und sich heute seelisch näher stehen denn je. . . .

Dieses nachgejüdelte Zitieren in scheinbar indirekter Rede, dieses: »Er bemerkt, es ist«, dieser Beistrich gehört jetzt zu den aufregendsten Dingen, die einem das Durchhalten schwer machen. Der ungarische Ministerpräsident — über Geruchsempfindungen läßt sich nicht streiten — spricht rühmend von dem »warmen

Hauch, der in dieser Aktion der ‚Neuen Freien Presse' von Österreich zu uns herüberweht«. Der berufene Vertreter Österreichs antwortet (ich zitiere wie er), jedes Wort macht den Eindruck, als würde sich eine Hand entgegenstrecken .... Jawohl, aber leider anders. Denn auch vom Verkehr zwischen ungarischen Staatsmännern und österreichischen Publizisten gilt das Wort Nestroy's — Achtung auf den Beistrich! —, es is so edel, wenn man seine Hand einem Menschen in die Hand legt, dem man s' von rechtswegen in's G'sicht legen sollt.

* * *

Der Dank

des Herausgebers für den Dank des Ministerpräsidenten hat nun diesen so ergriffen, daß er sich entschlossen hat, ihm dafür zu danken. Er spürt wieder Wärme. Nämlich den »warmen Widerhall«, den seine Dankworte gefunden haben und um den er sich mit der »ganzen Wärme seiner Seele« verdient machen will. Alles müsse aus dem Wege geräumt werden, was »Reibungen erzeugt« (wiewohl diese doch wieder Wärme erzeugen), und nennt sich und den Chefredakteur »Kampfgenossen für dieselbe edle Sache«. Der Chefredakteur kann nicht umhin für den Dank für den Dank für den Dank zu danken. Denn er spürt jetzt die von der Gestalt des ungarischen Ministerpräsidenten »ausstrahlende Kraft«. Er bedauert bei dieser Gelegenheit, daß der ungarische Ministerpräsident »die persönlichen Beziehungen zu den Führern der österreichischen Politik und Gesellschaft« bisher so wenig gepflegt hat, daß er also noch keinen Besuch in der Redaktion gemacht hat: »wir sehen ihn nur durch die Stadt eilen, wenn der amtliche Verkehr ihn zu kurzem Aufenthalt zwingt.« Nun aber zeigt er sich von der menschlichen Seite. Und so, daß man einfach überrascht ist: »Aus der Marmorbrust strömt ein warmer Quell heraus«. Ein Bild, das in pikantem Gegensatz zu dem vom Großfürsten Nikolajewitsch gezeichneten steht, vor dessen Gestalt bekanntlich der Wunsch, daß ihm die Gall' herausgehen möge, des Gedankens Vater gewesen ist. »Wir lesen nicht ohne Bewegung die Worte: ‚Seien Sie versichert, daß ich.... mit der ganzen Wärme meiner

Seele . . . .'« Der Graf Tisza hat sich jetzt sehr genützt. »Er weicht der Wirklichkeit nicht aus, und das gefällt uns.« Nein, er weicht dem Chefredakteur nicht aus, und das gefällt diesem. Darum verspricht er, immer Kampfgenosse des Grafen Tisza zu bleiben, nämlich im Trommelfeuer der Einbildungskraft. »Berufen, österreichische Interessen zu vertreten«, unberufen, wisse er, daß auch dort drüben »eine Heimat wenigstens im Rahmen der Pragmatischen Sanktion sei«. Was heißt Pragmatische Sanktion? Im Rahmen des Geburtszeugnisses dürfte es auch gehn. Aber er dankt. Wenn der Graf Tisza noch einen Funken von Wärme in sich hat, wird er nicht umhin können, zu danken.

* * *

Die Sorge beginnt wieder

Typus für die Predigt am Morgen und für das Gebet am Abend. Am Morgen spricht er zum Volk, am Abend redt er mehr zu sich. Am Morgen beklagt er die Verderbtheit, am Abend findet er Anzeichen für Stimmungen für einen Rückschlag. Am Morgen schreit er, wie schlecht sie sind; am Abend murmelt er, daß ihnen auch schon mies ist. Am Morgen kann man sich vorstellen und die Einbildungskraft schwelgt und die Leidenschaften sind aufgewiegelt; am Abend wird Kassa gemacht. Am Morgen:

Viele Menschen hatten sich am Tage der Kriegserklärung vor dem königlichen Palais in der Calea Victoriei versammelt . . . . In der Calea Victoriei, in der Siegesstraße von Bukarest, war das Leben nach dem Sonntag, an dem die Kriegserklärung in Wien überreicht worden ist, noch üppiger als gewöhnlich. Glanzvolle Equipagen fuhren über die Boulevards, ungezügelter Luxus, sorgloser Übermut, freches Siegesgefühl waren die Merkmale der Stimmung in der Hauptstadt eines Landes, das einen Kampf auf Tod und Leben unternommen hatte. Geputzte Frauen saßen an den Tischen in den hellerleuchteten Sälen der Hotels, die Kleider, die Schminke, der Parfüm, lauter schlechte Nachahmungen von Paris.

Plötzlich schlägt das Grollen des Kanonendonners ans Ohr. Der Wein fließt in Strömen, das Gelage wird zur Orgie, und in den wilden Taumel bricht die Nachricht hinein, daß der Brückenkopf bei Tutrakan gefallen ist, einundzwanzigtausend Soldaten gefangen, weit mehr erschlagen und verwundet worden sind und daß viele Leichen in der Donau schwimmen.... Die

bemalten Weiber in Bukarest erbleichen, die Schreihälse werden still, und Schrecken breitet sich aus über die Stadt. Die Bahnhöfe werden gestürmt, viele wandern zu Fuß in der Richtung gegen die Berge .... und so endet der erste Abschnitt eines Krieges, für dessen Ausgelassenheit in den Beweggründen und in den Formen jedes Maß fehlt .... Wenn eine Schraube auf die Offensive gestellt ist und zur Defensive umgedreht werden soll, kann sie leicht brechen. Die moralischen Voraussetzungen eines Kampfes für Eroberungen sind ganz verschieden von den Stimmungen, die ein Volk bei der Verteidigung braucht. Schon dieser Umsturz muß Verwirrung in Rumänien hervorrufen und kann nicht ohne Rückschlag auf die bereits verstümmelte, auf leichte Siege hoffende Armee sein.

Der Rückschlag ist also schon da, Erlebnisse strahlen aus, Kränze werden für Briand geflochten, aber das ist ein Tineff, man wird schon sehn im Abendblatt, wo die Eindrücke kommen mit den Einzelheiten und die Sorge da ist.

... Ein Beispiel für solchen Zynismus gegen das eigene Volk wäre nur in einem politischen Pittaval, wo die berühmtesten Fälle von Landesverrat aufgezählt werden, zu finden ....

Also das hat die Welt nicht gesehn.

Die Entente hat schon seit vielen Wochen nichts anderes durchgesetzt als ein Zerstören von Menschenleben und ein gegenseitiges Zerfleischen.

Seit vielen Wochen? Seit mehr als zwei Jahren vergeht kein Abendblatt, wo das nicht unter dem Titel »Die Wahrheit auf den Schlachtfeldern von Frankreich« oder »Eindrücke in den Ländern der Entente« zu lesen ist. Der Rückschlag ist besonders empfindlich, wenn der Feind zugleich ein Verräter ist. Aber der »Treubrüchige am Po« ist nur ein Katzelmacher im Vergleich zu dem Tiger, der an der Donau Verrat geübt hat. Selbst der Großfürst Nikolajewitsch hat nichts zu lachen gehabt, als ihm von einem der kühnsten Internisten vorgehalten wurde: »Da kommen die Stiche in der Leber und es melden sich die Erscheinungen einer verderbten Galle« oder so ähnlich. Nun heißt es:

Die Zweifel verstummten und ein Gefühl gänzlicher Sicherheit verbreitete sich. Da kommen die Nachrichten über Tutrakan und Silistria. Die Überraschung ist außerordentlich, die Sorge beginnt wieder, die Stimmung ist noch nicht verflogen, aber nicht mehr so einheitlich ....

Man kann auf die Entwicklung der Meldungen über die Stimmungen bis zur Verzweiflung herauf gespannt sein, und man wird schon rechtzeitig die Eindrücke von den Einzelheiten über die Details erfahren. Die Welt ist müde. Im Abendblatt mauschelt er so für sich hin, um nichts zu suchen, er legt noch Wert auf das Wort »wichtig«, das Wörtchen »auch«, das bei den Feinden fast eine so große Rolle spielt wie bei uns »das Wörtchen ‚noch'«, taucht auf, und nachdem er versichert hat, daß sie alle schon hin sind, meint er, daß sie auch schon genug haben werden ... Wir nicht. Und das Ohr dieser Zeit und dieser Gegend erträgt es seit mehr als zwei Jahren!

* * *

Der Ausbruch des Mont Pelé

Der Lorbeerkranz von Plewna ist zerpflückt worden. Von der Fahne der rumänischen Armee .. ist er heruntergerissen worden .... mit Hinzurechnung der Toten und Verwundeten ein wesentlicher Prozentsatz des ganzen rumänischen Heeres .... die Kriegserklärung der verrotteten Gesellschaft von Bukarest, des Gemenges von Parfüm und Schmutz, von Boulevardfirnis und Bojarenroheit wurde von der Entente als Beweis ausgeschrien ....

... Das ist Verderbtheit .... Die Waffentat der Bulgaren bei Turtukai hat auch deshalb ein so starkes Aufsehen gemacht, weil sie mit solcher Frische aus dem Handgelenk gekommen ist .... Bratianu .. wird jetzt böse Nächte haben .... In den Straßen von Bukarest .. werden jetzt manche herumgehen mit dem Zweifel im Herzen .... ein Bacchanal von Üppigkeit und Lust .... Jetzt kommt die schrille, blutige Nachricht. Einundzwanzigtausend Gefangene, vielleicht nicht viel weniger Tote und Verwundete .... die Reizung .. war so stark, daß der bulgarische Sieg bei Turtukai ein Bedürfnis befriedigte .... die Neutralen .. werden nachdenklich.

... Wir können uns die Wirkung auf das rumänische Volk .. vorstellen .... die Sorge .... Zweifel in den Herzen .... Da bricht der Schrecken im Heere an der südlichen Donau aus und pflanzt sich weiter an das Nordufer und immer weiter bis nach Bukarest, das aus der tollen Jagd nach Vergnügen plötzlich herausgerissen wird .... Jetzt hören sie bereits den Kanonendonner von Tutrakan und Silistria in den Straßen von Bukarest .... Mancher, der am lautesten .. mag heute schon .... Er vernimmt den Kanonendonner und weiß, wie viele von den Toten, Verwundeten und Gefangenen auf die Lastenseite zu verrechnen sind ....

. . . Heute werden sie in London erfahren . . . . Auf dem Balkan werden sie es vernehmen . . . . die Nachricht wird sich über die Erde verbreiten . . und vielleicht . . und vielleicht . . und . . und . . und . . . .

* * *

Warum dann also?

». . . Ähnliche Beweggründe mögen es gewesen sein, die unsere vorgeschobenen Truppenabteilungen in rückwärts angelegte und planmäßig zugewiesene Stellungen dirigiert haben, aber erst nachdem die feindlichen Truppen überrall mit blutigen Köpfen heimgeschickt wurden.«

* * *

Heimg'funden

Zu den schönsten Unternehmungen gehört die Heimkehr eines Gesandten. Man würde glauben, daß sich die des Grafen Czernin möglichst geräuschlos hätte vollziehen müssen, um doch einigermaßen ein Gegengewicht für die Bewegtheit herzustellen, mit der sich der Ortswechsel der armen siebenbürgischen Bevölkerung vollzogen hat. Nicht doch:

Die schlanke sehnige, fast jugendlich aussehende Gestalt des Gesandten war sofort von Herren und Damen umringt, die ihm ihr Willkommen boten. Neben dem Grafen wurde seine junge Tochter, die in ihrer blühenden mädchenhaften Schönheit ganz den Typus der österreichischen Aristokratie verkörpert, herzlich begrüßt.

Also die Weltgeschichte ist wieder ein ‚Salonblatt', das aber nicht vollständig wäre, wenn nicht noch ein Familienporträt hinzukäme. Unter den Anwesenden

fiel der junge Sohn des Grafen Czernin auf, ein Einjährig-Freiwilliger bei den Dragonern, der, wenn die Dinge sich nicht so entwickelt hätten, sehr bald ins Feld gegangen wäre, ohne vorher den Vater noch zu sehen.

Man sieht, daß die Diplomatie auch Erfolge erzielen kann und daß es mancherlei Entschädigung gibt. Natürlich schwirrt eine Frage von allen Lippen: »Nun, wie war es?« Anstatt aber die kurze Antwort zu geben: Euer Gnaden wissen eh, mir wern kan Richter brauchen, lassen sich Diplomaten noch am Ziel ihrer Tätigkeit mit Journalisten in Gespräche ein, und da alles von der anständigen Behandlung in Rußland entzückt ist,

führt »einer der Herren, ein Diplomat«, indem er »lächelnd eine launige Bemerkung machte«, diesen Umstand auf die Kriegsmüdigkeit der Russen zurück. Ob er nicht vielleicht vorher aus der Unhöflichkeit der Rumänen auf deren Kriegsbereitschaft hätte schließen können, das verschweigt er diplomatisch. Feststeht, daß Graf Czernin von seinem Sohne begrüßt wurde, der jetzt als Einjährig-Freiwilliger dient. Das ist so ausgemacht, daß man sich durch die Wiederholung des Umstandes nicht irremachen lassen soll. Ferner waren zum Empfang Funktionäre erschienen, unter denen der Leutnant Pick vom Bahnhofskommando auffiel, aber Spielvogel und Zawadil vermißt werden. Großes Interesse erweckten Automobiltaxameter, die vor dem Bahnhof standen, eine Erscheinung, deren Realität wiederholt bekräftigt wird. Da solches sonst nur in London vorkommt, so ist der Verdacht gegeben, daß sie bei uns »mit dem Krieg tändeln«. Der Graf Czernin beginnt sich zu äußern. Er kann aber keine Äußerungen abgeben, da er sich vorerst im Ministerium des Äußern äußern muß. Der Legationssekretär meint, es habe alles geklappt, später hätten sich allerdings »einige Schwierigkeiten« ergeben, und zwar wegen der Schlafwagen, die der Feind nicht zur Verfügung gestellt hatte, während für die Abreise der Grenzbewohner bequeme Viehwagen für je sechzig Personen zur Stelle waren. Der Konsul sagt, in Rumänien sei es fahrplanmäßig gegangen. Nun ist man aber zuhause, der Gesandtschaftszug hat Verspätung, und was alle Ankömmlinge anzuheimeln scheint, ist der Umstand, daß sogar die Meinungen auseinandergehen, ob um eine Stunde oder um mehrere, was aber offenbar auf die Winterzeit zurückzuführen sein dürfte.

* * *

Die aus Sibirien in die Presse flüchten

Die von mir erörterte Schande, daß Individuen, denen die Flucht aus der Kriegsgefangenschaft und somit die schwerste Gefährdung ihrer zurückgebliebenen Kameraden geglückt ist, sich, anstatt zu kuschen, dessen in der Presse und in öffentlichen Vorträgen noch rühmen,

uns die Schmach der großen Zeit, der aus dem Konkubinat von Krieg und Presse entsprossenen, diesen Alpdruck aus Roda Roda und Schalek Schalek einigermaßen erleichtern könnte.

Umso schwerer hoffentlich die Schandpresse, die sich der Mitteilsamkeit des wortbrüchigen Verräters seiner Mitgefangenen und seiner Helfer bedient. Genau so, wie es nicht genügt, annoncierende Kettenhändler zu bestrafen, sondern wie man an die einmal gefaßte Kette auch den jeweils vom Schandgeld lebenden Benedikt zu legen hätte. Jeder Verbrecher von heute ist nur ein Mitschuldiger, oft nur das Opfer eines in sich verbrecherischen Berufes, der alle Zweige umfaßt. Dennoch mag sich die Gewissenslast eines Menschen nicht leicht durch das weitere Leben tragen lassen, der die Nachricht empfängt, daß für seine elende Wiener Reklame die verlassenen Kameraden hungern und jene, die ihm dazu verholfen haben, sterben müssen. Wahrlich, über allen Zwang des Krieges hinaus ist diese Menschheit abscheulich!

* * *

Ist das ein Ungeziefer!

[Die Entlassung des Abgeordneten Grafen Michael Karolyi aus der französischen Gefangenschaft.] Aus Budapest wird uns berichtet: In einer der letzten Sitzungen des Abgeordnetenhauses hat, wie seinerzeit berichtet, der Abgeordnete Andreas Rath auf den Vorwurf des Abgeordneten Ludwig v. Szilagyi, daß er als Oberleutnant nicht an der siebenbürgischen Front stehe, erklärt, er sei nur gegen sein schriftliches Ehrenwort aus der französischen Gefangenschaft entlassen worden. Nun berichtet das »8-Uhr-Abendblatt«, daß auch den Abgeordneten Grafen Michael Karolyi und Stephan Zlinsky ein solcher Revers vorgelegt worden sei, daß diese aber ihre Unterschrift verweigerten. Graf Karolyi wurde dann ohne weitere Bedingungen entlassen. Im Laufe der vielfachen Aktionen, die im Interesse der Freilassung der Internierten in Frankreich eingeleitet wurden, nahm man auch die Vermittlung des früheren Mitgliedes der ungarischen Oper, Parvis, eines persönlichen Bekannten des Präsidenten Poincaré und seiner Gemahlin, in Anspruch. Parvis begab sich nach Paris und wurde von Poincaré empfangen. Als ihn der Diener anmeldete, hörte Parvis durch die offene Tür, wie Poincaré die Weisung gab, ihm das »Karolyi-Dossier« zu bringen. Kaum hatte Parvis seine Bitte vorgetragen, als Poincaré auch schon im gereizten Tone erklärte: »Ich bedauere, daß Sie sich vergeblich nach Paris bemüht haben. Ich kann für einen Ungarn nichts tun. Ich habe Karolyi loyal freigelassen und jetzt lesen Sie einmal den folgenden Artikel in der ‚Neuen Freien Presse'.« Dann drückte er Parvis eine Nummer der ‚Neuen Freien Presse' in die Hand, in der ein Interview mit Karolyi mit dem Rotstift angestrichen war. Poincaré bemerkte dazu: »Er soll seine Befreiung einer Unregelmäßigkeit verdankt haben. Das ist nicht wahr. In Frankreich gibt es keine Unregelmäßigkeiten. Seine Befreiung erfolgte in normalen, loyalen Formen.« Später begab sich Parvis noch einmal nach Paris, wurde aber von Poincaré nicht mehr empfangen.

Und der Herausgeber dieses ehrlosesten Blattes der Welt ist so stolz darauf, daß der Poincaré es in der Hand gehabt hat, daß ihn weder der Nachweis seiner Unsauberkeit noch auch das Los der internierten Landsleute, die sich beim interviewenden Herrn Nordau bedanken mögen, auch nur im geringsten alteriert. Der Sänger ist stolz auf den Empfang und der Herausgeber auf den Hinauswurf. Was dazwischen liegt, ist egal.

* * *

Bojaren, Maharadschas und Blumenteufel

Die Bojaren aus der Walachei, die nach den Belgiern, Japanern, Portugiesen und dem ganzen Troß der schwarzen und gelben Hilfsvölker zum Schutze des stolzen Albions angerufen worden sind, haben versagt. Die Engländer sind ganz unbedenklich in der Wahl ihrer Mittel, sie verschmähen auch die niedrigste Unterstützung nicht und auch nicht die Ausbeutung der kleinsten Kräfte.

Wenn die Unterstützung so niedrig und die Kräfte so klein sind, so war ja auf die Entscheidung der »Bojaren« kein so großer Wert zu legen. Von der kulturellen Überlegenheit der Neger über die Leopoldstädter muß man gar nicht sprechen. Die Japaner haben immerhin auch bewiesen, daß sie es mit den Kagranern noch aufnehmen können. Die Portugiesen kenne ich nicht. Was die Belgier betrifft, so möchte ich Gift drauf nehmen, daß sie mit den schwarz-gelben Hilfsvölkern, die in Ischl hausen, noch konkurrieren können. Aber die Bojaren aus der Walachei, die endlich angerufen worden sind, die schließen schon etymologisch jedes Merkmal der Niedrigkeit aus, denn sie bedeuten: »(von boljár, vornehmer Herr, von bólii, groß, erhaben) adelige Gutsbesitzer, Freiherrn«. Die paar Bojaren, die in der rumänischen Armee den Engländern zur Seite stehen, sind freilich eine mäßige Unterstützung. Da dürften schon mehr indische Großkönige mittun, wenn man sich nämlich an die Meldung erinnert, daß an der englischen Front »Scharen von Maharadschas« aufgetreten sind, deren malerisches Aussehen allgemein auffiel. Das war freilich noch in der Zeit, als den Feinden jede mögliche Überraschung zuzutrauen war, vor allem den Russen, denen die Neue Freie Presse das Ärgste nachzusagen wußte, zum Beispiel, daß »die charakteristischen Verwundungen unserer Soldaten an den Außenflächen der Hände und Füße« (oder so ähnlich) den Beweis lieferten, daß »die Russen den Flankenangriff lieben«, gegen welches »tückische Vorgehen« aber rechtzeitig Vorkehrungen getroffen seien ... Was wird dereinst, wenn von der Zeitung auf die Zeit geschlossen werden wird, als das hervorstechendere Merkmal ihrer Größe die Augen der Welt blenden: die bewußte Technik der täglichen Dummacherei und die Absicht, den Verstand in die Fibelregion zu strecken, in der man tagtäglich mit Begriffen wie »feldgrau«, »brav«, »Schulter an Schulter«, »durchhalten«, mit der Unterscheidung zwischen Blumenteufeln,

roten Teufeln und andern, zum Beispiel armen Teufeln sein Auskommen finden mußte und auf die Intelligenzkarte die dürftigste Ration bekam? Oder der ungewollte Kretinismus, mit dem der weltbeherrschende Mauschel dank den ihm zugeflogenen strategischen, ethnologischen und geographischen Ausdrücken der von Autorität und Nervosität niedergeprackten Besinnung zu imponieren gewußt hat!

* * *

Fata morgana

[Eine Druckerei in der Wüste.] Aus einem Briefe an den ‚Tanin' geht hervor, daß in der Sinaiwüste eine Druckerei, die »Tschölmat-haasy» (Wüstendruckerei) errichtet worden ist, die einen Militärkalender erscheinen ließ.

* * *

Aus der Welt der Prothesen

[Die Bitte eines Ästhetikers.] Ein Leser schreibt uns: Bekanntlich besitzt Wien an der Albrechtsrampe einen herrlichen Brunnen, die Donau und deren bedeutendste Nebenflüsse darstellend. Bedauerlicherweise ist seit einiger Zeit an einer der größeren Figuren (am Inn) der rechte Arm gebrochen und es fehlen die Hand und der Unterarm bis zum Ellbogen. Jeder Vorübergehende wird es mit warmem Dank begrüßen, wenn der Schaden alsbald ausgebessert und der Unterarm und die fehlende Hand wieder hergestellt werden würden.

Und so ein Vandale wird noch Ästhetiker genannt. Anstatt froh zu sein, daß die bekannte Gelegenheit für die vor dem Jockeiklub wartenden Fiakerkutscher, zu erfahren, wie die Drau und die Sau aussehen, endlich ein wenig reduziert wird, beklagt sich der Mensch noch. Aber angesichts der Tatsache, daß an den Ufern der Nebenflüsse des Inn der Verlust von Armen und Händen jetzt so häufig vorkommt, dürfte uns die persönliche Invalidität des Inn kalt lassen. Es könnte nämlich auch sein, daß

Epigramm aufs Hochgebirge

Text einer Ansichtskarte:
»Wenn diese Berge dem größten Dichter neue Kräfte geben könnten — wie viel schöner wären sie!«

Es ist der schönsten Berge Eigenschaft:
sie geben nicht dem Geist, sie nehmen Kraft.

Der Bürger fühlt sich im Gebirg erhoben;
talwärts ist meine Phantasie zerstoben.

Am Alpenglühn entflammen keine Lichter.
Vor höherm Berg gibts nur geringern Dichter.

Die Luft der Alpe schafft des Alpdrucks Qual.
Um hoch zu steigen, bleibe ich im Tal.

Den Höhenrausch trink' ich nicht von den Höh'n.
Um Sturm zu haben, brauch' ich nicht den Föhn.

Zu andrer Freiheit bin ich aufgerafft;
die hier bringt meine Sinne in Verhaft.

Den Gletschern dank' ich keine Geistesfrische;
mir liegt nicht allzusehr das Malerische.

Oft wirkt Natur der Leere nur das Kleid.
Mich lockte nie die Sehenswürdigkeit.

Wo so viel fertige Schönheit gegenwärtig,
ist keine Dichtung, nur der Dichter fertig.

Und keine Lyrik, Epos oder Drama
schenkt sich dem sogenannten Panorama.

Umsonst ist's, daß ich auf den Genius warte.
Natur ist häufig eine Ansichtskarte.

Der schönste Schnee wird schließlich doch zum Schlamm.
Es ist die Landschaft für ein Epigramm!

Made in Germany

Fünftausend Dokumente, deren jedes für sich der Nachwelt die Schande zum Bewußtsein brächte, von dieser Welt zu stammen, liegen noch in meinem Schrank. Aber den Vorrang, ihr den Tort anzutun, hat jeder neue Tag, und unter allen Nachrichten sind die neuesten am besten und unter den neuesten Nachrichten wieder die Leipziger Neuesten Nachrichten. Die zentrale Eigenart des Denkens, vor der das Staunen der europäischen Umgebung sicherlich größer ist als das Hassen, findet wohl nirgendwo einen planeren Ausdruck. Ein Leser, dessen Ehrgeiz, mich an die Quelle zu führen, keine Rücksicht auf meine Pflicht nimmt, dem Jahrhundert zwar »den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen«, jedoch nur »die abgekürzte Chronik des Zeitalters zu sein«, bringt mich mit etlichen Ausschnitten in Versuchung. Aber nirgend kommt die Gemütsart, die die rechte Hand nicht wissen läßt, daß die linke Bomben wirft, sondern es niederschreiben läßt, daß es der Feind tut, nirgend kommt sie so schön zur Geltung.

Daß die Vorführung einer Schlacht im Film zum täglichen Brot der deutschen Kinobesitzer gehört, weiß man. Da nun die technische Kanaille in London, wenngleich sicherlich mit größerem Können, dasselbe tut und Aufnahmen von der Offensive an der Somme vorgeführt hat, heißt es in Leipzig:

. . . Die gefilmte Schlacht, die gefilmte Majestät des Sterbens und des Todes. Daß die Engländer eine unwissende und ungebildete Gesellschaft sind, wissen wir ja, der vorliegende Fall zeigt aber auch, bis zu welcher Gefühlsroheit Neid und Lüge führen.

So heißt es in Leipzig. Da der Neid aber ein hervorragendes Motiv für das Kinorepertoire ist, meldet sich die ‚Kölnische Zeitung' (Ausgabe für das Feld), die auch zu bescheiden ist, von den deutschen Schlachtfilms außerhalb der Annoncenrubrik etwas zu wissen, und regt an, die Roheit und Unbildung der Engländer sogleich in Deutschland einzuführen:

. . . Wäre es nicht erwünscht, daß man auch dem Deutschen hinter der Front solche lebenswahren Bilder der jüngsten Ereignisse vorführte? An Gelegenheiten, die geeignete Bilder zur Aufnahme bieten, dürfte kein Mangel sein. Die Taten unserer Soldaten, im Bilde vorgeführt, gäben wahrhaftig Stoff genug für mehr als einen Film, und das Volk, das am Bilde manchmal mehr hängt, als am Worte, würde solchen Vorführungen ein gewaltiges Interesse entgegenbringen, auch wenn wir

auf die Ausschmückungen im Interesse nationaler Selbstverhimmlung, die Engländer und Franzosen nötig haben, verzichten.

Versteht sich. Machen wir. Zwar ist es längst gemacht, aber das vergessen wir, um den Feinden, die es auch machen, teils Gefühlsroheit vorwerfen, teils beweisen zu können, daß wir's noch besser machen werden. Nur daß ein deutscher Ulan, der mir den Ausschnitt von der Front schickt, dazu schreibt, »jetzt habe das Sterben des armen Schützengrabensoldaten wirklich einen Zweck: es dürfe mit allem Dreck von Reinhardt um den Beifall des deutschen Kinopöbels konkurrieren«. Leipzig aber, das die Erbärmlichkeit, um die Köln die Engländer beneidet, auf den Neid der Engländer zurückführt, veröffentlicht eine Kritik des durch das Genie und die Persönlichkeit seines Autors berühmt gewordenen »Hias«:

(Berliner Theater. »Der Hias«.) Unter dem Krachen aller Feuerwaffen und mit Sturmgeschrei ging gestern abend »Der Hias«, ein feldgraues Spiel in drei Akten, über die Bretter des Berliner Theaters. Der Zettel verschwieg den Namen des Verfassers; aber ein Feldgrauer soll das Stück geschrieben haben, und Feldgraue (Offiziere und Mannschaften Berliner und bayrischer Ersatz-Truppenteile, unter denen gewiß einige von schauspielerischer Herkunft waren, führten es auf. Für die Frauenrollen stellten sich Frauen der Aristokratie zur Verfügung. Das Stück, nicht besser als die meisten seiner Art, gab Gelegenheit, Lagerleben und blutige Kämpfe mit erstaunenswertem Naturalismus vorzuführen. Die echten Soldaten auf der Bühne spielten, als ob sie an der Front wären. Dort, wo die kriegerischen Vorgänge der technischen Mittel der Bühne spotteten, sprang der Film ein und der Apparat rollte (im letzten Akte) eine Reihe von geschickt in die Szene des Stückes eingelegten Schlachtbildern ab. Erhöht wurde der Eindruck durch den Lärm der Maschinengewehre und Handgranaten und durch das Ächzen und Stöhnen der Gefallenen.

Freilich bemerkt Leipzig, um nicht ganz in den Verdacht zu kommen, daß es ein klein London sei, dazu:

Die mörderische Abspiegelung ging auf die Nerven, ohne daß sie durch die Kunst geadelt zur Höhe der zeitgeschichtlichen Ereignisse emporgetragen worden wäre. Von einem dichterischen Atem ist in dem Stück kein Hauch zu verspüren.

Ein Unrecht am »Hias«. Wenngleich nicht gerade durch die Kunst, sondern nur durch die Mitwirkung der deutschen Aristokratinnen

geadelt, ist er doch zur Höhe der zeitgeschichtlichen Ereignisse emporgetragen. Die echten Soldaten auf der Bühne spielten, als ob sie an der Front wären, und für zwei Mark funfzig kann man das Ächzen und Stöhnen der Gefallenen hören, was viel lohnender ist als die gefilmte Majestät des Sterbens in London, die doch stumm bleibt. Den Neid, der die Engländer darob befallen müßte, könnte man ihnen schon jetzt vorhalten. Aber ein Beispiel für deren Verlogenheit wird gleich angeführt:

Eine englische Denkmünze auf die Seeschlacht im Skagerrak. Nachdem die Engländer ihre schwere Niederlage vom Skagerrak auf dem Papier allmählich in einen Sieg umgemodelt haben, setzen sie diesem Lügenverfahren dadurch die Krone auf, daß sie eine Denkmünze auf die Seeschlacht prägen, womit sie sie offenbar in eine Reihe mit anderen Seeschlachten stellen wollen, die seit dem Vorbilde der Königin Elisabeth, die auf den Untergang der Armada im Jahre 1588 eine berühmte Münze prägen ließ, durch Denkmünzen als Siege verherrlicht worden sind . . . Rund herum läuft die Inschrift: »Der ruhmreichen Erinnerung derer, die an jenem Tage fielen.« Im Vergleich mit neueren deutschen Denkmünzen kann diese englische als gedankenarm und unkünstlerisch bezeichnet werden. Der Text, der nichts von Sieg enthält, ist für englische Verhältnisse ziemlich bescheiden. . . . Die Denkmünzen sollen käuflich sein — die goldene zu 230 Mk., und der Gesamtertrag soll den Hinterbliebenen der gefallenen Seeleute zukommen. — So verabscheuungswürdig diese englische Verlogenheit auch ist, kann man es nicht in Abrede stellen, daß sie System hat und sicher auch Erfolg haben wird, denn es unterliegt keinem Zweifel, daß auch auf diesen englischen Schwindel wieder eine ganze Menge neutraler Untertanen hereinfallen wird.

Man muß die gedankenreichen und künstlerischen deutschen Denkmünzen keineswegs zum Vergleich heranziehen, um sich von der Bescheidenheit und Käuflichkeit, kurz von der verabscheuungswürdigen Verlogenheit dieser englischen Denkmünze, deren Text nichts von Sieg enthält und deren Gesamtertrag den Hinterbliebenen der gefallenen Seeleute zukommt, eine Vorstellung machen zu können. Sie gilt der Erinnerung derer, die an jenem Tage gefallen sind, ihr Ertrag der Unterstützung derer, die sie zurückgelassen haben: man mache sich von diesem englischen Schwindel, der wie gesagt nichts von Sieg enthält, also als völlig gedankenarm und unkünstlerisch bezeichnet werden kann, ein Bild. Wovon man sich hingegen

kein Bild machen kann, ist die Geistesverfassung, die hier vor den blutigsten Kontrasten ihrer dummacherischen Übung nicht satt wird und aus dem Abhub der Phrase noch ein Surrogat der Gesinnung herzustellen vermag, von dem sie mit verzücktem Augenaufschlag weiterlebt. Da wird links »von unsrem römischen Mitarbeiter« über den »Kampf gegen den deutschen Geist in Italien« berichtet:

Die verzweifelten Versuche der italienischen Überpatrioten, den Kampf gegen Deutschland auch auf den deutschen Geist und auf die deutsche Wissenschaft auszudehnen, erleben immer wieder neue Niederlagen, die dann ihrerseits zu den erheiterndsten Klagen in der italienischen Patriotenpresse führen. So finden wir in dem römischen ‚Giornale d'Italia' vom 8. September, das den höchsten Deutschenhaß mit der größten eigenen Ignoranz verbindet, eine herzbewegende Klage über zwei Veröffentlichungen der allerletzten Zeit in Italien . . . .

Aber eine Veröffentlichung gleich rechts in den ‚Leipziger Neuesten Nachrichten' würde den italienischen Überpatrioten eine kleine Genugtuung verschaffen und ihren verzweifelten Versuchen, den Kampf gegen Deutschland auch auf den deutschen Geist und die deutsche Wissenschaft auszudehnen, zum Durchbruch verhelfen:

Die Lauterberger Weltanschauungswoche. Für die vom 2. bis 7. Oktober in Bad Lauterberg im Harz im städtischen Kurhause in Aussicht genommene »Weltanschauungswoche« haben Geheimrat Natorp-Marburg, Professor Leser-Erlangen und Professor Hunzinger-Hamburg je 6 stündige Vorlesungen über: »Die hauptsächlichsten Weltanschauungstypen der führenden Kulturvölker und der Kulturberuf unseres Volkes«, »Fichte und wir« und »Die Weltanschauung unserer Klassiker« zugesagt. Außerdem wird Dr. Ferdinand Avenarius-Dresden einen Einzelvortrag halten. Für die Nachmittage sind gemeinsame Wanderungen, für die Abende gesellige Zusammenkünfte vorgesehen. Der Preis der Teilnehmerkarte ist auf 10 Mark festgesetzt worden. Die Vorlesungen beginnen um 8 Uhr vormittags und dauern bis 11 Uhr.

Da das nur um drei Stunden zu viel wäre, so dürfte jeder der drei Gelehrten zwei Vormittage innehaben, wobei aber Avenarius-Dresden in die gemeinsamen Wanderungen oder geselligen Zusammenkünfte eingeschoben werden müßte. Das Arrangement ist schwierig. Aber die Natur einer im städtischen Kurhause in Aussicht genommenen Weltanschauungswoche bringt das mit sich. Warum veranstaltet man sie nicht bei Wertheim?

Was es alles gibt und was für bunte Dinge auf diesem kargsten Stück Erde wachsen! Alles was sie dort nicht haben, bekommen sie geliefert. Und so auch 'ne Weltanschauung. Da es jetzt dank solchen Möglichkeiten, also dank einer Weltanschauung, die deren Herstellung als Fertigware nebst Aufmachung garantiert, unmöglich geworden ist, sich die Welt anzuschauen, so möchte ich gern die Lauterberger Weltanschauungswoche mitmachen. Die Welt schaut Lauterberg an, Lauterberg die Welt, und beide verstehen einander doch nicht. Aber ein Hauptspaß muß es sein, und Filmaufnahmen sollten von dem belehrenden Teil sowohl wie insbesondere von den geselligen Zusammenkünften in der Welt verbreitet werden. Man müßte den Avenarius sprechen sehen und eindrucksvoller als die gefilmte Majestät des Sterbens wäre einmal die gefilmte Humilität des Lebens. Was es aber mit der deutschen Weltanschauung, soweit sie sich ohne Grenzübertrittsbewilligung entfalten kann, für eine Bewandtnis hat, und wie das deutsche Wort dem deutschen Volk sogar den Film ersetzt, bewies der folgende Bericht, den Leipzig von Köln bezogen hat:

Kaiser Wilhelm als Feldarbeiter. Aus Oberschlesien geht der ‚Köln. Vlksztg.' die folgende hübsche Schilderung eines Vorganges zu, der sich dort vor einiger Zeit abspielte:

Bekanntlich reiste der Kaiser an die Ostfront. Seine schlesischen Truppen erfreute Seine Majestät durch persönliche Anerkennung und durch seinen Dank für ihre Tapferkeit. Des freute sich ganz Schlesien. Aber ganz Schlesien freute sich noch über etwas anderes.

Was rennt das Volk, was läuft die Schar hinaus auf die abgemähten Felder? Den Kaiser zu sehen. Nachmittags zwischen 5 und 7 Uhr ist es. Munteres Volk birgt die kostbaren Ährengarben auf bereitstehende Wagen. Plötzlich ruhen alle Hände, Stille tritt ein, alle Mützen fliegen vom Kopfe, Staunen ergreift alle: Der Kaiser kommt! Er ist schon da, zieht den Rock aus und — in Hemdsärmeln beginnt des Deutschen Reiches Oberhaupt mit Hand anzulegen an die Feldarbeit. Auf dem mit goldenen Getreidegarben besäten durchfurchten Boden unseres lieben Vaterlandes erheitert das durch die Sorgen der Kriegsjahre tief durchfurchtete Antlitz Seiner Majestät munteres Lächeln. Er hilft selbst, mit höchsteigener Person, den »von oben« gespendeten Segen für sein Volk einzuheimsen. Wie der Herr, so der Knecht. Dem Kaiser tun es seine Begleiter, hohe Herren und Offiziere, nach. »Siehst du da nicht auch unsern Reichskanzler bei der Feldarbeit?« — »Wahrhaftig, er ist's.«

Von der Stirne heiß, rinnen muß der Schweiß bei solcher Arbeit. Überrascht schaut das zuschauende Volk, wie Seine Majestät den von der Stirne perlenden Schweiß mit dem Hemdärmel ein übers andre Mal abwischt; denn in brennender Sonnenhitze mit der Garbengabel Wagen vollzuladen, wenn auch mit aufgestreiften Hemdärmeln, macht schwitzen — und Durst. Und so haben wir wieder das schöne Bild: Seine Majestät sitzt mitten in seinem ihm treu ergebenen oberschlesischen Volk, auf das er sich verlassen kann, sitzt auf einem Feldrain und trinkt aus einem gewöhnlichen Krug frisches Wasser.

Herablassend winkt er den Kindern und spricht wie ein Vater traulich zu ihnen. Sie sollen versuchen, über die Stoppeln zu laufen. Sie tun es. Herzlich lacht Seine Majestät über der Kinder Vergnügen und schenkt ihnen etwas als Lohn für ihre Mühe und die Freude, die sie ihm bereitet haben.

Ist da nicht alles, was es gibt, wie im Gesamtkunstwerk vereinigt? Der Kaiser sitzt mitten in seinem Volk, auf das er sich verlassen kann, auf einem Feldrain, was rennt das Volk, das Oberhaupt streift die Hemdärmel auf, von der Stirne heiß, der Segen kommt in einem doppelten Sinne von oben, wie der Knecht so der Herr, wie der Herr so der Knecht, nämlich unser Reichskanzler, siehst du da nicht, wahrhaftig er ist's, die Welt ist verkehrt, die Genitive sind vorangestellt, es ist der Kinder Vergnügen, des Reiches Oberhaupt legt Hand an, und so haben wir wieder das schöne Bild — aber selbst Ganghofer hätte den Text nicht zustandegebracht: »Auf dem mit goldenen Getreidegarben besäten durchfurchten Boden unseres lieben Vaterlandes erheitert das durch die Sorgen der Kriegsjahre tief durchfurchtete Antlitz Seiner Majestät munteres Lächeln«. Man beachte die unwillkürliche Steigerung von »durchfurcht« und den Vorgang, wie auf dem Boden, der mit Garben besät ist, munteres Lächeln das Antlitz erheitert. Nie ist ein deutscherer Satz geglückt. Wie ein durch alle Gefahren heimgeführtes Unterseehandelsboot mutet er an. Ein Londoner Film muß vor Neid zerspringen. Eine Lauterberger Weltanschauungswoche kann etwas zulernen.

Der soziale Standpunkt vor Tieren

Die sozialdemokratische Presse findet ihr tragisches Durchkommen zwischen jener größeren Organisation, die das Menschentum tief unterhalb allen freiheitlichen Bestandes, also aller politischen Daseinsberechtigung verschüttet hat, und jenem allein bewahrten Rest von Menschlichkeit, der sie auf die Pflicht der Zeugenschaft nicht verzichten lassen will. Diesem Widerspruch, zu bestehen, wo sie nicht mehr bestehen kann, wird sie durch ein Nebeneinander von Strategie und Dokumentensammlung gerecht, so daß vorn entweder die Zufriedenheit der Kölnischen Zeitung oder gar, wenn's die Leistungen eines Unterseebotes gilt, die Einbildungskraft der Neuen Freien Presse erreicht wird, und gleich daneben Tatsachen hinausgestellt werden, deren himmelschreiender Inhalt von jener Sphäre bezogen ist, deren Ereignisse eben noch aus einer denkbar unrevolutionären, sachlich beruhigten oder weltzufriedenen Gemütslage gewürdigt wurden. Ob nicht ein besserer Ausgleich zwischen dem Zustand der Welt und dem durch ihn erledigten Standpunkt der Entschluß gewesen wäre, sich auf eine Sammlung von Tatsachen zu beschränken und auf jede Meinung zu verzichten, die vorweg im Verdacht ist, eine erlaubte Meinung, eine mit dem größten Exzeß der Gesellschaftsordnung zufriedene zu sein, bleibe unerörtert. Jedenfalls ist die gewissenhafte Aufreihung jener Fakten, die der Menschheit den Krieg als ein abschreckendes Beispiel vorführen sollen, der einzige Fall von publizistischer Sauberkeit, den die schmutzigste Epoche aufzuweisen hat, anerkannt auch von deren einsichtigeren Akteuren als ein Beweis, daß die weltflüchtige Menschenwürde sich immerhin in zwei bis drei Wiener Zeitungsspalten niederlassen darf; als eine Ausnahme von jener furchtbaren Regel, nach der diese schwerverwundete Menschheit sich noch eine Blutvergiftung durch Druckerschwärze zuziehen mußte. Und auch diesem Unglück sucht die heilsame Arbeit der sozialdemokratischen Chronik nach Kräften entgegenzuwirken, aus der ehrlichen Erkenntnis, daß die bürgerliche Journalistik die niedrigste Gattung unter jenen Lebewesen vorstellt, die der Krieg übriggelassen hat. Umso betrüblicher erscheint die daneben beobachtete Neigung, den eigentlichen Tieren gegenüber auf einem vorrevolutionären Stand-

punkt zu beharren, ihnen nicht nur die von Schopenhauer zuerkannten Rechte, sondern sogar das Erbarmen zu versagen, das der Gerechte aufzubringen hat — ja geradezu dort, wo der Sammler von Menschengreueln auf werktätige Sympathie für Tiere stößt, solche Regungen als Kontraste zum Welttreiben höhnisch abzutun. Er hat nicht genug ironische Punkte und Gedankenstriche, einen englischen Aufruf »zu Gunsten . . . unserer stummen Freunde«, nämlich der Pferde, zu verspotten, der ihm umso lächerlicher erscheint, als der Schutz auf die Pferde aller kriegführenden Länder ausgedehnt werden soll. Aber ganz abgesehen davon, daß dieser internationale Standpunkt eine Kostbarkeit in einer Zeit ist, in der von den drei großen Internationalen nur die journalistische sich ausleben konnte, und daß solcher Gedanke sittlich hoch über der Kriegslyrik eines Richard Dehmel steht, der den deutschen Pferden eine besondere Offensivkraft zugetraut hat — ist es ein Denkfehler, hier bitter zu werden und einen frivolen Gegensatz zu den in den Krieg oder in die Munitionsfabrik gestellten Menschen zu behaupten. Der Unterschied ist ein ganz anderer, nämlich der, daß die Menschen, so unschuldig jeder einzelne von ihnen an seinem Schicksal sein mag, alle zusammen es verschuldet haben, indem sie den Willen hatten, die Maschine zu erfinden, die ihnen den Willen nahm, während doch den Pferden an einer technischen Entwicklung, die ihre Sklaverei verschärft hat, keinerlei Anteil nachzuweisen wäre. Den Pferden ist nicht der Hunger versagt, wohl aber eine Organisation, durch die sie es ihren Vorgesetzten wenigstens kundmachen könnten, daß auch sie im Krieg mehr hungern als im Frieden. So ganz verschlossen sollte sich das Sozialgewissen nicht vor dem Umstand zeigen, daß in dieser Welt, die sich zu helfen weiß, ein Surrogat für Futter auch mehr Peitschenhiebe sein können. Man muß schon die Scheuklappen des Pferdes haben, um nicht täglich auf der Wiener Straße zu sehen, wie sich die Bestialität am Tier für die schlechten Zeiten schadlos hält. Es ist ferner auch vollkommen blicklos, sich über eine deutsche Gräfin, die ihrem magenkranken Hund Suppe gegeben hat und wegen Verfütterung von Brotgetreide gerichtlich verurteilt wurde, über die Krankheit des Hundes also und über dessen Pflege in Sperrdruck lustig zu machen. Wenn wir uns selbst die Verfütterung von Getreide für einen bestimmten Hund als eine Grausamkeit gegen einen

unbestimmten Menschen konsequent zu Ende denken könnten, so müssten wir uns doch wieder fragen, ob nicht die Gesamtheit der unschuldigen Menschen, die durch solches Verhalten zu Schaden kommt, mehr Schuld hat an der Misère als die Gesamtheit der unschuldigen Tiere. Zwischen dem mir bekannten Menschen und dem mir bekannten Hund kann ich, wenn's sein muß, entscheiden, welches von beiden Individuen mir »näher steht« — zwischen den beiden Gattungen bleibt mir im Anblick des Benehmens der einen gar nicht die Wahl. Und wie erst, wenn ich zwischen dem mir befreundeten Hund und der menschlichen Gesamtheit zu wählen habe? Dies eine Tier, nicht jener Mensch, dem ich die Nahrung verkürze, steht vor meinen Augen, leidet, und ich mache gar kein Hehl aus dem Zynismus, mit dem ich, jeder sozialpolitischen Phantasie ermangelnd, das Bequemere tue und meine Nächstenliebe dem bedürftigen Nächsten zuwende. Eine weit bessere Phantasie belehrt uns, daß die Menschlichkeit, die dem kranken Hund hilft — und wäre es nur der eigene Hund —, mehr einer Menschheit hilft als alle Organisation der Nächstenliebe, die doch zu schwach war, jene des Nächstenhasses zu verhindern.

und die deutsche Aristokratin, von der die Gerichtssaalrubrik erzählt, hebt sich recht vorteilhaft von jenen Standesgenossinnen ab, die in der Theaterrubrik erwähnt werden, weil sie an einer Vorstellung des »Hias« mitgewirkt haben. Wenn die deutsche Gräfin, die in der Zeit der Not ihre Hunde nährt, verhöhnt wird, so müßte die deutsche Artistin, die sich in der Zeit der Not von ihren Hunden nährt, Anerkennung finden. Solche Konsequenz würde aber allzu grausam dem Bestreben der Arbeiter-Zeitung, Spuren von Menschenwürde im Schutt der großen Zeit zu entdecken und zu erhalten, widersprechen. Wenn ich Notizen sehe, die den Titel führen »Pferde und Menschen« oder »Die magenleidenden Hunde der Gräfin«, so fände ich es schön, wenn darin beklagt würde, daß die Pferde jetzt durch die Menschen ins Unglück gekommen sind und daß magenleidende Hunde jetzt nichts zu essen haben. Denn durch die Hilfe, die sie den Tieren entzieht, wird sich die Menschheit nicht auf ihre Beine helfen und nicht von ihren Prothesen.

Glossen

Jaurès erbarmt sich Großmanns

. . . . Da ging ein junger Kerl an uns vorbei, der trug ein Ferkel. Es schrie jämmerlich, denn er hielt es an den Ohren. Ich, Städter, drehte mich nur nervös nach dem Gequietsch um, Jaurès aber ging auf den jungen Menschen zu und sagte ihm sachlich-ruhig: »Lieber Freund, Sie haben noch nicht viele Schweine getragen? Man muß sie da anfassen.« Er zeigte ihm sofort den richtigen Griff und das erlöste Schwein hörte auf zu schreien.

. . . . Nachmittags fuhren wir in einem Wagen hinaus in die Berge, Jaurès, ich und ein Dritter. Von den Cevennen her wehte frische Bergluft. Der Meister saß neben mir im Überzieher, mit aufgestelltem Kragen und zusammengepreßten Lippen. Nach seiner langen Rede konnte er sich leicht verkühlen und heiser werden und das durfte er jetzt auf keinen Fall. Es wurde abendlich kühl. Ich hatte keinen Mantel mitgenommen. Da nahm er die Decken und stopfte die stillschweigend um mich, dann wieder stellte er mir den Kragen des Anzuges auf, dann legte er seinen Arm hinter mich und um mich, weil das wärmte. Das war nicht Liebenswürdigkeit, geschweige denn Politik, sondern einfach nur das Bedürfnis, gut zu sein. Ich kam mir wohlig geborgen vor, wie ein Sohn, der im Arm des Vaters dahinfährt.

Das ist ja der Erlkönig!

Er sorgte für mich aus derselben natürlichen Güte, die er für das schreiende Schwein übrig hatte . . . . Stephan Großmann.

Da sieht man, der gütige Jaurès hatte mehr übrig für die Schweine, als Herr Großmann für die Hunde.

* * *

Der durchhaltende Ton

Es gibt in unserer Presse, besonders in jener, die wir alle lieben, einen intelligenten Lebensmittelhumor, der noch in den Zeiten geringer Zufuhr als Abführmittel wirkt und vor dem es der Sau grausen würde, wenn eine da wäre. Ich kann die Schilderung vom ersten Brotkartentag in Wien, die in jene Zeit fiel, in der mich die fortwirkende Schande noch stumm machte, vorläufig nicht finden, aber ich verspreche, daß man es einmal nicht für möglich halten wird. Welchen Tonfall ich meine und welcher nun schon seit zwei Jahren durchhält, weiß man sofort, wenn ich die Bezeichnung »kulinarische Strategen« zitiere. Man würde sich gern

übergeben, wenn man etwas zum essen hätte; die harte Zeit schützt den Schmock vor solcher Demonstration. Es ist derselbe, der etwa im Frieden den Engländer »bädeckerbewaffnet« genannt hätte. Mit einem Wort, es sind Dinge, die man in ihrer Unveränderlichkeit zu den Härten des veränderten Lebens auch noch hinnehmen muß. Jede neue Verschärfung der Speisevorschriften, die der Tag bringt, mobilisiert diese Tonart, hinter der ich eine Individualität vermute, die manchmal den Mut hat, unter der Spitzmarke »St—g« hervorzutreten. Wie doch ein einziger Mensch eine Bevölkerung martern kann! Jetzt, da die eiserne Zeit auf uns lastet und im Umkreis [illegible] ein Deka Butter zum Problem geworden ist, jetzt, da der Verkauf von Brot in Gasthäusern verboten ist, zählt er alle Einschränkungen auf, die den »Junggesellen«, der immer schon eine Zielscheibe des Humors war, bisher betroffen haben. Nein, nicht betroffen, sondern »sehr empfindlich in seinem Dasein am ‚Tischlein deck dich' gestört« haben. Früher »konnte der Hagestolz noch immer seinen Oberskaffee« und alles mögliche bekommen, aber jetzt? Nun, ein Trost ist, daß es 1916 trotz Krieg und Einheiratsannoncen noch Hagestolze gibt. Mit einigem guten Willen wird der Hagestolz natürlich durchhalten, das heißt, die Unbequemlichkeiten in Kauf nehmen, was wahrhaftig nicht viel verlangt ist, weil es jetzt sowieso das einzige und letzte ist, was er in Kauf nehmen kann. Ist man aber einmal bei dieser Erkenntnis angelangt, so ist man auf alles gefaßt und empfänglichen Sinnes lauscht man den Äußerungen des Besitzers des Café de l'Europe Herrn Ludwig Riedl.

* * *

Eine Lügennachricht

Verbot des Brotverkaufes in den Gasthäusern in Wien und ganz Niederösterreich.

Was aber nicht ausschließt, daß, nicht etwa ein paar Wochen vorher, sondern dicht unter der Meldung, als charakteristisch für die Lügen der Entente-Presse bemerkt sein könnte, daß man dort behauptet, bei uns sei der Brotverkauf in den Gasthäusern verboten worden.

* * *

Ein Ammenmärchen

[Die Lügenmeldungen in Amerika über die wirtschaftlichen Verhältnisse von Wien.] Eine Dame schreibt uns: Die Amme meines jüngeren Kindes hat nach beendetem Dienste in meinem Hause in Wien ihr Glück in der neuen Welt gesucht. Die Unterstützungen, die ihr seit dem Verlassen meines Hauses von mir und meinen Angehörigen zuteil geworden sind, hat sie nun in wahrhaft rührender Weise dadurch quittiert, daß sie mir in einem vor wenigen Tagen aus Chicago eingelaufenen Briefe zwei Dollar zukommen ließ, »damit ich mir was kaufen könne«. Sie schrieb, sie habe in den amerikanischen Zeitungen gelesen, daß wir großen Hunger leiden!

* * *

Ein Zwischenspiel

Die Neue Freie Presse meldet am 14. Oktober 1916:

[Brotverteilung im Burgtheater.] Als dieser Tage im Burgtheater »Götz von Berlichingen« aufgeführt wurde, kam es zu einem merkwürdigen kleinen Zwischenspiel. Im dritten Akt — die Burg Götzens ist von den Kaiserlichen belagert — erscheint die Frau Götz von Berlichingens auf der Szene mit einem enormen Brotlaib am Arm, von dem sie bedächtig für ihre Familie und den Troß Schnitte auf Schnitte herunterzuschneiden beginnt. In diesem Moment bemächtigte sich des dichtgefüllten Hauses eine eigenartige Aufregung. Ein Raunen und Wispern ging durch das Publikum, und die Störung, die dadurch entstand, teilte sich den Schauspielern mit, von denen einzelne ihr Lachen nicht verbergen konnten, so daß durch einige Augenblicke das Spiel stockte. Schließlich trat die notwendige Ruhe wieder ein und das Drama konnte ungestört seinen Fortgang nehmen.

Es ist ja schon egal, ob solche merkwürdige kleine Zwischenspiele und deren Publikation zur Lügenbildung in der Entente-Presse beitragen. Wichtiger ist die Perspektive in den Wandel der künstlerischen Zeiten. Die Kunst mag immer nach Brot gegangen sein; nur dürfte der Unterschied zwischen guten und schlechten Burgtheaterzeiten sich etwa so formulieren lassen, daß zwar heute wie ehedem Massenanstellungen vor einer Götz-Aufführung stattfinden, aber ehedem wegen der Wolter, der Hohenfels, wegen Baumeister, Hartmann und Robert, und heute, weil die Frau Götz Brot verteilt, wobei die Zuschauer aber doch nur zuschauen dürfen. In der Epoche der echten Ausstattungswunder

gehört ein enormer Brotlaib, von dem Herr Reimers als Götz keineswegs abzulenken vermag, sicherlich zu jenen Versatzstücken, denen das Publikum minutenlang applaudiert. Stundenlang stehen jetzt die Leute vor dem Burgtheater. Nach der Vorstellung, da ein empfängliches Publikum ehedem den Darsteller des Franz Moor geprügelt hat, warten viele auf die Darstellerin der Frau Götz und suchen sie durch Artigkeiten für sich zu gewinnen. Genau wie sie es mit den Kommis im Konsumverein machen, die ja auch Blumen bekommen. Die Direktion weiß jetzt, daß sie nur Stücke, in denen gegessen wird, aufführen darf. Da hängt dann an der Kassa wie vor dem Bäckerladen die Tafel »Ausverkauft«. Man sucht jetzt im alten Repertoire nach einem Stück, in dem Fleisch vorkommt, und will auf diese Art die Saison retten. In einer sonst trostlosen »Lear«-Aufführung — bekanntlich hat Wien im Drang der Zeit noch die Geistesgegenwart, dem öden Wüllner nachzulaufen — wird von einer findigen Regie der Satz des Narren: »Gib mir ein Ei, Gevatter!« durch Darbietung eines Eies illustriert, was auch lebhafte Bewegung hervorruft. Ob eine Butterkarte zum Bezug von Butter berechtigt, ist fraglich; als Burgtheaterbillet sollte sie anerkannt werden. Rauchen war im Theater schon immer verboten: wie müßte heute eine Zigarre auf der Bühne zündend wirken! Was immer sich dort begeben mag — es wird ein Raunen und Wispern durch das Publikum gehen. Aber schließlich ist es ja doch nur ein Theater, und das Drama nimmt ungestört seinen Fortgang.

* * *

Na alstern!

»Eine angenehme Überraschung ist den Rauchern österreichischer Virginierzigarren dadurch zuteil worden, daß der Hauptverlag der österreichischen Tabakregie den Verkaufspreis für Virginier, der vor kurzem .... hinaufgesetzt wurde, ... erniedrigt hat. Diese Ermäßigung ist auf die Bestimmung der Reichspreisstelle zurückzuführen, daß Tabak und Zigarren zu Gegenständen des täglichen Bedarfes gehören und daß nur ein ziffernmäßiger und nicht ein perzentualer Friedensnutzen genommen werden darf.«

»Na alstern! Man kriegt Zigarren und sogar billiger!« »Aber das wird doch aus München gemeldet! Hier kriegt man sie um keinen Preis!« »Um keinen Preis? Wenn S' die Fahrt hin

und zurück zahlen?« »Jetzt kriegt man aber so schwer eine Grenzübertrittsbewilligung!« »Wieso? Sie brauchen nur einen triftigen Grund, Sagen S', daß Sie rauchen wollen.« »Wenn ich in Deutschland rauchen will, so ist das doch kein Grund, um mich hineinzulassen?« »Wann S' aber in Österreich rauchen wollen! 's kost' nur den Zoll. Da müssen S' freilich Gold haben.« »Das wäre das geringste. Aber in Deutschland ist jetzt Ausfuhrverbot für Zigarren.« »Das is fatal. Wissen S' was, da stecken S' Ihna eine Virginier in Deutschland an und blasen S' den Rauch in Österreich aus.« »Das würde ihnen aber in die Nase steigen. Es ist jetzt ein Staat für Nichtraucher. Seitdem so viel Feuer gegeben wird, darf man nicht mehr rauchen.« »Ja, jetzt is —« »Krieg!« »Na alstern!«

* * *

Eine jetzt erst recht unverständliche Wiener Redensart

»Ham S' scho g'hört? Im Gasthaus kriegt ma kein Brot mehr! Wo kriegt man denn nacher ein Brot?« »Wo man ein Brot kriegt? No, beim Bäcken!« »Ja, beim Bäcken!«

* * *

Entrevue (Zusammenkunft)

* * *

Eine Anregung

[Keine Beglückwünschungen anläßlich von Auszeichnungen.] Von geschätzter Seite werden wir um Veröffentlichung nachstehender Zuschrift ersucht: Anläßlich der Auszeichnungen, deren Verleihung jetzt amtlich mitgeteilt wird, erscheint es wünschenswert, darauf aufmerksam zu machen, daß mit Rücksicht auf die durch den Krieg bewirkte besondere Inanspruchnahme aller Arbeitskräfte von der sonst üblichen Beglückwünschung der Ausgezeichneten abzusehen wäre

Wenn noch in weiterer Verfolgung des praktischen Gedankens von den Auszeichnungen selbst, von den Zuschriften, von den geschätzten Seiten und von allem andern abgesehen wird, auf das wir trotz dem Millionensterben hinsehen müssen, so hätten ja die Arbeitskräfte gute Zeiten. Aber der Anreger wird, wenn ihm die Einstellung der Gratulationen geglückt ist, kaum darauf verzichten wollen, daß sie ihm zukommen. Was in der Zeit der großen Offensiven von selbst und ohne Zureden aufzuhören hätte, ist die Vordringlichkeit. Aber darauf ist, solange ihr der Nährboden der Druckerschwärze bleibt, solange also von der Presse nicht abgesehen wird, keineswegs zu hoffen. Die Arbeitskräfte, die an diesem Grundübel wirken, der Munitionserzeugung zuzuführen, wenn man ihnen schon das Opfer nicht zumuten darf, zu ihr in eine passive Verbindung zu treten, wäre ein wahrer Segen. Denn man würde plötzlich erkennen, daß, wenn die Angestellten der Presse Munition erzeugen helfen, diese sich plötzlich vermindert, weil das Schreiben sie vermehren geholfen hat, weil eben die Erfindung des Schießpulvers in progressivem Verhältnis zu den Erfindungen der Buchdruckerkunst steht.

* * *

Aus der Epoche der Anregungen

[Die Anregung einer Wienerin.] Wir erhalten folgende Zuschrift: Geehrte Redaktion! Der Anregung einer Wienerin in Ihrem Morgenblatte vom 2. d. zur Selbstbeschränkung im Haushalte stimme ich mit vollem Herzen bei.

Vermutlich auch mit vollem Magen.

Der Vorschlag, durch Freigabe der weiblichen Bediensteten in Haushaltungen Kämpfer für das Heer zu bekommen und überdies noch Mittel für patriotische Spenden zu gewinnen, wird — wie ich hoffe — Nachahmung finden.

Gutes Beispiel heißt jenes, womit man vorangeht.

Auch werden wohl alle Frauen und Mädchen die in Kriegszeiten innegehabten Stellen um so lieber den heimkehrenden Helden wieder überlassen, als sie ihnen für die Beschützung des Vaterlandes und des heimischen Herdes zu größtem Dank verpflichtet sind.

Wacker.

Sie finden den schönsten Lohn in dem erhebenden Gefühl, im Hinterlande auch ihr Teil am errungenen Erfolge beigetragen zu haben. Zuerst müssen natürlich jene berücksichtigt werden,

die für das Vaterland Gesundheit und Leben einsetzten, und erst, wenn diese nicht ausreichen, ist auf jene weiblichen Kräfte zu greifen, die durch den Verlust ihrer Ernährer am tiefsten geschädigt wurden.

Gut ist, wenig Seife brauchen.
Besser noch ist, gar nicht rauchen;
Aber weite Kleider tragen,
Öfter gar mit vielen Kragen,
Hohe Lederschuh' am Bein,
Das muß wahrlich auch nicht sein!
Statt darauf das Geld zu wenden,
Soll dem Vaterland man's spenden.

Ein Wiener.

Das meiste, was jetzt erscheint, ist ein Vordruck aus der Fackel, den ich leider nicht verhindern kann.

* * *

Meine Anregung

* * *

Ein Wahrwort

Gern erinnere ich mich jetzt öfter des Ausspruchs, den gleich bei Eröffnung der großen Zeit, damals als sich noch die Menschheit damisch darauf freute, sterben zu müssen, aber nicht ahnte, daß sie auch kein Rindfleisch bekommen werde, ein weltkluger und wegen seines gutmütigen Dialekts beliebter Chefredakteur getan hat, als es seinen Plauderer mächtig trieb, den Kriegspfad zu betreten, freiwillig, ehe noch ein eigenes Pressequartier vorhanden war. Er wollte solchen »ausgefallenen Ideen« nicht leicht nachgeben, weil er mit Recht fand, daß es daheim wärmer sei, willigte nur ungern in die Anschaffung eines »Schlafsackes«, der schon während des Balkankriegs viel ventiliert worden war und dessen definitive Bereitschaft für Österreich damals den Ernstfall bedeutet hätte. Später aber, als es wirklich ernst wurde, wußte man in journalistischen und andern beteiligten Kreisen noch nicht, was der Krieg sei, wiewohl die Versicherung »c'est la guerre« die Devise

des Tages war, und der Plauderer, einer, der seinen Humor am edelen Weidwerk, dem sogenannten Gejaide, gestählt hatte, machte Miene, alle Entbehrungen für das Blatt stracks auf sich zu nehmen. Der Chefredakteur schüttelte baß den Kopf und meinte im übrigen, es werde schon nicht so arg sein. Als ihm endlich der Liebling versicherte, daß ihm die Ernährungsfrage in Feindesland schier ernstliche Sorgen mache, meinte der gutmütige Brotgeber, der zwar von internationalen Pressekongressen das gediegenste Essen gewohnt war, aber doch wußte, daß man unter Umständen auch Opfer bringen muß, den Kopf heftig schüttelnd: »Ach was, nehmen Sie sich einen Sack Kartoffeln mit, frische Butter bekommt man überall!« Wenn ich dieses Worts gedenke, verspüre ich die Lust, Kriegsberichterstatter zu werden. Hei!

* * *

Einer der Ärgsten

Der Herr Emil Ludwig, eine Geißel des Balkans, schreibt:

Lautlos floß der alte Kahn, auch hier ein Einbaum, über die See-Ecke, um uns die letzte Stunde im Sattel zu ersparen.

Armer Kahn, beneidenswertes Pferd! Von den »letzten Österreichern und Deutschen« in Monastir meint er:

. . . sie lebten z i t t e r n d e r oder in dunklerer Todesstimmung als selbst die letzten in Saloniki; denn dort gab ihnen d e r G e d a n k e u n d d e r A n b l i c k i h r e r K o n s u l a t e und ihrer Fahnen . . einen moralischen Rückhalt.

Dieser Ludwig, fürchte ich, wird uns das Durchhalten zur Pein machen.

* * *

Der Allerärgste

Geza Herczeg.

Es versteht sich von selbst, daß der ungarische Schriftsteller Franz Herczeg weder identisch noch verwandt ist.

* * *

Er garantiert

... Die Russen pausieren in den letzten Tagen. Südöstlich Brzezany haben ihnen unsere Truppen gestern neuerlich ein Grabenstück weggenommen. Sonst herrscht an der russischen Front Ruhe. Geyer.

* * *

Beginnende Einsicht in Rußland

Militärfreie Redakteure. Der Zar hat durch einen Erlaß bestimmt, daß die Mitglieder der Zeitungsredaktionen vom Militärdienste befreit sein sollen, denn ihre Tätigkeit sei für die Organisierung des ganzen Landes zur kräftigen Fortführung des Krieges von großer nationaler Bedeutung.

Die Rückständigkeit der russischen Kultur zeigt sich in der Notwendigkeit, solche Dinge erst durch einen Erlaß zu regeln. Bei uns wird diese Truppe längst als Aufklärer im Hinterland verwendet.

* * *

Man muß sich rein für England schämen

In London werden Menschenjagden veranstaltet. Soldaten mit aufgepflanzten Bajonetten empfangen die harmlosen Reisenden in den Bahnhofshallen, und wer das Aussehen eines Militärdienstpflichtigen hat, wird verhaftet, in einen abgesonderten Raum geführt und muß beweisen, daß er kein Betrüger ist und sich nicht seinem Dienste in der Armee entzogen hat. Bei den öffentlichen Unterhaltungen, bei den großen Fußballspielen und in den Theatern, überall finden diese schauerlichen Szenen statt, die jedem Engländer, der noch eine Spur von dem alten Sinne für persönliche Freiheit besitzt, die Schamröte ins Gesicht treiben müssen.

Kurz, während sein Land früher ein gemütlicher Grill-room war, sieht er es jetzt in einen Rost-Raum verwandelt. Da mag er wohl sinnend der alten Zeit gedenken und neidig wie er ist zu uns herüberschauen und ausrufen: »Goddam, Vater Radetzky schau oba, dieses Österreich hat es gut, es ist der letzte Hort der europäischen Freiheit sozusagen, long, long ago, daß dort eine Patrouille einen angeredet hat, und geschieht es alle heiligen Zeiten einmal, so fragen s' einen höflich: Pardon, will der Herr vielleicht unter die Soldaten, so muß er haben ein Gewehr, worauf der Österreicher erwidert: Bedaure, kann nicht mehr dienen. Ja fürwahr, das ist ein freies Volk! Dienen oder nicht dienen, das ist dort die Frage, dient er, is gut, dient er nicht, auch gut. Dort ham s' dafür auch lauter Freiwillige, während wir — durch die Bank — zuerst Söldner waren, und jetztn san ma die reinen Sklaven – Yorick nebbich!« Wenn aber dann der alte Engländer merken wird, daß er bei uns auf gar keine Gegenliebe stößt, indem Old England nunmehr schlankweg »Horditz« heißt und daß es da gar keine Rücksicht gibt, während das Café Westminster als Café Westmünster noch durchrutscht, dann, ja dann mag er endlich erkennen: That is the true beginning of our end!

* * *

Die Lage in Frankreich

* * *

So leben wir alle Tage

* * *

Auch so leben wir alle Tage

* * *

In einem und demselben schlechten Atem

wird um 6 Uhr Abend (Sommerzeit schon 5) das Folgende gesagt:

»Mangel an Humanität und Ritterlichkeit lassen wir uns von unseren Gegnern nicht vorwerfen . . . .«

»Er ist für sein Land zu Lebzeiten nicht billig gewesen . . . . Er war gewohnt, ein anständiges Salair zu beziehen . . . . Und nun, da K. of K. nicht mehr unter den Lebenden, sondern auf dem Grund des Meeres weilt, ist er seiner Nation noch immer der teure Mann, der er ihr stets gewesen. Da K. of K. nämlich noch immer nicht aufgefunden ist und da man es — keineswegs aus Pietät — zu wünschen scheint, daß dies doch, und zwar möglichst bald geschehe, so haben die englischen Behörden die ausgesetzte Belohnung auf Auffindung seiner sterblichen Reste ansehnlich erhöht. Die Summe beträgt heute schon 280.000 Mark. Auch in Entente-Kreisen nimmt dies Wunder und man fragt sich nach der Ursache dieser Maßnahme. Italienische Blätter mutmaßen, daß dies aus dem Grunde geschehe, weil Kitchener wahrscheinlich wichtige Dokumente bei sich hatte, von denen man nicht gern möchte, daß sie in die Hände der Deutschen fielen. Und so etwas lassen die Gentlemen sich eben 280.000 Mark kosten . . .«

Womit freilich sogar ein lebendiger Wiener Sauschmock stark überzahlt wäre.

* * *

Im Dschungel

Der »Schriftsteller Kipling«, jetzt auch »Herr Rudyard Kipling« genannt, ist an die italienische Front abgegangen, worüber einem, dem es just nicht passierte, das Herz wie folgt entzweibricht:

Der Schriftsteller, der in seinen Dschungelbüchern die zarteste und originellste Psychologie zu treiben wußte, dessen poetische Liebe die Tiere des Waldes mit seltener Anmut umfaßte, hat keinen Moment gezögert, jeden Deutschen für eine Bestie zu erklären, die erschlagen werden müsse, solle der Welt der Frieden wiedergegeben werden. Hier stimmt etwas nicht.

Natürlich nicht. Aber welche Gefahr hat die Anwesenheit des Herrn Kipling, der sich noch dazu vom Conan Doyle vertreten läßt, an der Front? Jener, in einem Organ des Auswärtigen Amtes, gibt Aufschluß:

Er wird zwischen Deutschen, Österreichern oder Ungarn derzeit wohl keinen großen Unterschied machen, und man darf darauf gefaßt sein, daß sich die Zahl der »österreichischen Greuel« in den nächsten Tagen in den Londoner Blättern sehr vermehren wird.

Ja, soll denn zwischen Deutschen, Österreichern und Ungarn ein Unterschied gemacht werden?

* * *

Die kalte Schulter

Einem reichsdeutschen Fachorgan entnimmt die ‚Arbeiter-Zeitung' die folgende Erzählung:

Ein deutscher Zeitungsverlag hatte auf der Kriegsausstellung in Wien die von ihm herausgegebenen, für das Ausland bestimmten Aufklärungsschriften zur Schau gebracht. Im Zusammenhang hiemit erhielt er folgendes Schreiben:

‚Die Zeit' Wien, 14. Juli 1916.
Wiener Tageszeitung.
Herausgeber:
Professor Dr. J. Singer,
Dr. Heinrich Kanner.

Euer Wohlgeboren!

Wir beabsichtigen demnächst, in die Gruppe 22 der Kriegsausstellung jemanden zu entsenden, um die daselbst zur Schau gestellte Kriegsliteratur in Augenschein zu nehmen.

Über den Rundgang durch die oben erwähnte Gruppe, in welcher Sie ebenfalls als Aussteller figurieren, wollen wir sodann in einer eigenen Abhandlung in unserem Blatte referieren. Zu diesem Zwecke würden wir ersuchen, uns gefälligst bekanntzugeben, ob Sie sich mit Ihrem Ausstellungsobjekt an dieser Berichterstattung, welche zugleich nicht nur Information für das Publikum, sondern gleichzeitig eine wertvolle geschäftliche Propaganda für Ihr Unternehmen darstellen würde, zu beteiligen wünschen. In diesem Falle bitten wir, uns gefälligst mit wenigen Schlagwörtern jene Daten bekanntzugeben, auf deren Betonung Sie besonderen Wert legen, um auch diese, insofern sie für den Rahmen unseres Referats geeignet erscheinen, in die Berichterstattung mitaufzunehmen.

Der Kostenpunkt dieser Propaganda würde sich für die Druckzeile auf vier Mark stellen und bitten wir Sie, uns dann gefälligst bekanntzugeben, auf welchen Umfang Sie ungefähr reflektieren werden.

Hochachtungsvoll

Direktion der Wiener Tageszeitung
‚Die Zeit'

Der Verlag antwortete, daß er für das Anerbieten kein Verständnis habe, da es in reichsdeutschen Zeitungen nicht üblich sei, redaktionelle Artikel bezahlen zu lassen. In ganz ähnlicher Weise ist das ‚Neue Wiener Journal' vorgegangen, nur fordert diese Zeitung für die Zeile des Reklameartikels sieben Kronen, in Sonntagsnummern acht Kronen.

Ein derartiges Gebaren ist so verwerflich, daß wir kein Wort darüber zu verlieren brauchen....

Daß von der Größe der Zeit auch die nach ihr benannte Zeitung profitieren will, ist begreiflich. Aber einer der beiden Herausgeber dieses als Schmutzkonkurrenz der Korruption gegründeten Blattes ist ein Wiener Universitätsprofessor. Da er, sobald er etwas in Augenschein nimmt, zugleich vier Mark pro Zeile nimmt, so fragt es sich, ob die Fakultät, der er angehört, vielleicht auf dem sittlichen Niveau der Concordia angelangt ist. Wenn solche Dinge, anstatt in der Kriegsausstellung, hinter ihr Platz haben, so dürfte die Ernennung von Feldherrn zu Doktoren honoraris causa nicht mehr lange auf sich warten lassen. Wirklich und wahrhaftig, ein Professor figuriert in der Firma, die diese Offerte gemacht hat. Ich würde glauben, daß die Ehre einer Bevölkerung, die solches hinnimmt, nachdem sie von bundesgenossenschaftlicher Seite darauf aufmerksam gemacht wurde, keine Druckzeile der ‚Zeit' wert ist!

* * *

Gegen Säumige

[Zeitungslesen im Kriege eine Pflicht.] Aus Brünn wird uns berichtet: Der Brünner Stadtrat wendet sich mit einer Kundmachung, in der erneut auf die Wichtigkeit hingewiesen wird, die der gewissenhaften Lektüre der Zeitung zukommt, an die Bevölkerung. In der Kundmachung heißt es: »Die Verlautbarung durch Zeitungen ist gegenwärtig das empfehlenswerteste Mittel der öffentlichen Kundmachung. Leider aber wird auch den amtlichen Veröffentlichungen in der Presse viel zu wenig Wert beigemessen. Trotzdem die Herausgeber der Tagesblätter ohne Unterschied der Partei und Nation den Behörden gegenüber das größte Entgegenkommen an den Tag legen und deren Verlautbarungen bereitwilligst auch wiederholt in ihr Blatt aufnehmen, wird doch keine Wirkung erzielt. Diese Teilnahmslosigkeit der Bevölkerung zwingt die Behörden zu schärferen Maßnahmen. Es wird in Hinkunft gegen Säumige mit der vollsten Strenge des Gesetzes vorgegangen werden und, da der gute Wille nicht auf andere Weise zu erzielen ist, wird das abschreckende Beispiel wirken müssen. Die landläufige Entschuldigung: »Wir lesen keine Zeitungen« — wird nicht mehr als solche angenommen werden. Jedermann ist eben heute verpflichtet, die öffentlichen Verordnungen der Behörden in der Presse zu lesen, und den so kundgemachten Verordnungen zu entsprechen.« Diese Kundmachung des Brünner Stadtrates dürfte eine Folge der Mißachtung sein, mit der die amtliche Aufforderung zur Anmeldung der diesjährigen Ernteerträge beantwortet wurde.

Nein, sie ist nur eine Folge der Hochachtung. Gegen rückständige Abonnenten wird vorgegangen. Wer nicht abonnieren will, muß fühlen.

* * *

Was es alles gibt

Das Wolff-Bürrro, dessen Zeitgenosse zu sein mich vor dem Einschlafen hinwirft und vor dem Aufstehen lähmt, versendet auch Theaterkritiken, freilich nur wenn es sich um Bombenerfolge handelt. So sonderbar die Möglichkeit ist, daß sich unter solchen Schreibfäusten Goethes »Egmont« befinde, versendet das Wolff-Bürrro eine Kritik der Aufführung am Berliner Hoftheater, eine halbamtliche Darstellung, die — anno 1916! — etwas von »pietätvoller Treue gegen Geist und Wort des Dichters« enthält, offenbar aber nur, weil der Egmont-Korrespondent der Meinung war, daß ein älteres Werk Ganghofers gespielt wurde. Die ‚Vossische Zeitung' nun, auch ein Unternehmen, dem man sein Alter gar nicht ansehen würde, hat zu fragen gewagt, ob sie sich einer Störung des Burgfriedens aussetze, wenn sie sich diesmal nicht in voller Übereinstimmung mit dem Wolff-Bürrro befinde. Die Antwort ist noch unbekannt, man kann sich aber darauf verlassen, daß die Angriffe der feindlichen Kritik inzwischen mühelos abgewiesen wurden.

* * *

Der Unerschöpfliche

Das Massenprinzip des modernen Krieges, das auch im modernen Hinterland zur Geltung kommt, wird durch die Häufigkeit und Unerschöpflichkeit des Hugo Heller anschaulich gemacht. Kürzlich hat in sämtlichen Rubriken unseres Lieblingsblattes, dessen Setzern vor ihrer Unentbehrlichkeit bange werden mag, ein so sinnloser Verbrauch, eine solche Vergeudung von Hugo Heller geherrscht, daß der erschöpfte einfache Mann, der die Theaterrubrik zu bedienen hatte, es war ihm eben schon alles egal, schließlich auch noch zu einem Gottfried Heller-Abend eingeladen hat. So kann's nicht lange mehr weiter gehen. Einmal muß doch der letzte Heller ausgegeben sein!

* * *

Shaw ist sechzig, Trebitsch gratuliert

Heute bist du also sechzig Jahre alt geworden, Bernard Shaw; und mir ist leider jeder trauliche Weg versperrt, dies dir gegenüber anzumerken, ich muß es vor aller Welt tun oder sein lassen.

Das sind die Nachteile der Kriegführung. Aber warum im Zweifelsfalle es nicht sein lassen?

Am 1. August 1914, als das gigantische Unheil schon im Zuge war, im Zuge aus Ostende nach der Heimat erhielt ich das letzte große Freundschaftszeichen aus Fremdland: deine Büste von Meister Rodin, die du mir mit gütigen Worten gestiftet hast. Nun stehe ich vor diesem ewigen Werk und blicke in deine Züge: Ja, so siehst du aus und so bist du. . . . Versteher, aber auch zugleich Verkenner des Wunderreiches Deutschland, das deine geistige Heimat ist und bleibt, du Fortinbras aus Dublin, protestierender Protestant. Du bist kühn für uns eingetreten, da du uns kanntest, und du hast mit dem belauernden, weithinklingenden Worte allzuschnell auch gegen uns gesprochen . . . . Du gabst uns dein Werk und das geben wir nicht mehr heraus. Es hat uns reicher gemacht. Du bist ein Freund. Ich grüße dich und deine Jugend, und hoffe dich wiederzusehen; denn schon dämmert im Osten der Tag.

Wer sagt das? Mit der Dämmerung haperts. Aber das Geburtstagsversprechen, das Werk des Herrn Shaw nicht mehr herauszugeben, könnte gehalten werden.

* * *

Etsch!

[Papiermangel in Frankreich.] Aus Amsterdam wird gemeldet: Nach einem hiesigen Blatte melden die ‚Times' aus Paris: Die französischen Blätter beschlossen, Papier zu sparen. Sie werden an zwei Tagen der Woche nur mit zwei Seiten Text erscheinen, an den übrigen Tagen wie gewöhnlich.

* * *

Der Fall

Wien, 23. September. (Unfall eines Passanten.) Die Hausbesorgerin Anna Pauer war beim Bezirksgericht Josefstadt angeklagt, am 13. Februar d. J. trotz herrschenden Glatteises vor dem Hause Operngasse 2 das Pflaster nicht bestreut zu haben, so daß der Kommerzialrat Eugen Marx stürzte und sich eine schwere Verletzung zuzog. Herr Marx war gegen Mittag von Hütteldorf in die Stadt gekommen. Er hatte eben die Straßenbahn verlassen und wollte durch die Operngasse in die Singerstraße gehen. Beim Hause Operngasse 2 rutschte er infolge des Glatteises aus und zog sich —

Nur eine vielleicht unbescheidene Frage, die aber von der Sorge diktiert ist, daß bei dem herrschenden Mangel an Papier und mit Rücksicht auf die durch den Krieg bewirkte besondere Inanspruchnahme aller Arbeitskräfte wie auch wegen der vielfachen Ablenkung des Interesses auf jene, die seit dem 1. August 1914

nicht mehr Gelegenheit haben, vor dem Hause Operngasse 2 zu fallen, tunlichst das Wissenswerteste in knappster Form mitgeteilt werden möge — nur die vielleicht unbescheidene Frage: Ist zur Beurteilung des Falles, nämlich sowohl des Falles des Kommerzialrates Eugen Marx vor dem Hause Operngasse 2, also des Unfalles wie des juristischen Falles, nämlich, ob die Hausbesorgerin Anna Pauer fahrlässig gehandelt hat, das Moment relevant oder gar unentbehrlich, daß der Kommerzialrat Eugen Marx, ehe er vor dem Hause Operngasse 2 zu Falle kam, gegen Mittag von Hütteldorf, just von Hütteldorf in die Stadt gekommen war, eben die Straßenbahn verlassen hatte und durch die Operngasse in die Singerstraße, gerade in die Singerstraße gehen wollte? Sollte es nicht der Fall sein, nämlich der Fall, daß es zur Beurteilung des Falles und des Unfalles relevant oder gar unentbehrlich ist, so würde ich mir mit Rücksicht darauf, daß jetzt Krieg ist, [illegible] die Anregung erlauben, daß das uns allen teure Pflaster von Wien, schon um der Einheitlichkeit willen, in künstliches Glatteis verwandelt werde, damit jene, deren Beruf es ist, die Gehirne mit interessanten Tatsachen zu füttern, und jene, die das gern haben, wenn schon nichts anderes vom Krieg, wenigstens die Leidensgeschichte des Kommerzialrats Eugen. Marx mit allen Details e r l e b e n, ohne daß es aber, wegen Verhinderung der Berichterstatter in die Zeitung kommt — o meine Bürger, welch ein Fall wär' das, da fielet ihr und ich, wir alle fielen und über uns frohlockte blut'ge Tücke!

* * *

Et hoc meminisse juvabit

— Der General-Gendarmerieinspektor G. d. I. Tisljar v. Lentulis besuchte Sonntag mit Frau und Tochter das Atelier des Malers Tom v. Dreger.

* * *

* * *

Ein Gewinn

Der steirische Dichter Ottokar Kernstock wird mit Ende dieses Monats nach Wien übersiedeln.

* * *

Ein Verlust

[Ein Autographenalbum,] das Widmungen, Kompositionen und poetische Beiträge zahlreicher Mitglieder des Wiener Männergesangvereines enthält, ist im Monat Juli dieses Jahres einem unrichtigen Boten übergeben worden und seither unauffindbar . . . .

* * *

Ein Symptom der Entspannung

[Kunstwanderungen.] Dr. Ludwig W. Abels wird in diesem Winter nach zweijähriger Pause wieder seine Vorträge und Kunstwanderungen aufnehmen.

* * *

Ein Plan

[Das belgische Problem.] Donnerstag den 28. d. will Professor Dr. Friedrich Hirth in einem Vortrage, der in der »Urania« stattfindet, zeigen, daß die bisherige Stellung und Gestaltung Belgiens den Frieden Europas immer aufs schärfste bedrohte und hier seit Jahrhunderten der Keim für blutige Verwicklungen gelegt war und nur die dauernde Befreiung Belgiens von französischer und englischer Abhängigkeit, in der dieser Pufferstaat immer stand, Europa den längst ersehnten Frieden bringen könne.

* * *

Der Ausweg

Berlin, 14. September. (‚Voss. Ztg.') Die Offiziere des vierten griechischen Korps, das sich — wie berichtet — unter deutschen Schutz begeben hat, werden von ihren Familien begleitet werden. Die Offiziere wollen dadurch verhüten, daß ihre Frauen und Kinder, dank der Entente, verhungern.

* * *

Krieg ist Krieg

Baron Burian sagte ferner: . . . . Rumänien hätte gern die Zeit abgewartet, wo unsere Feinde uns ganz niederbrachen, um sich dann ohne Gefahr auf die Beute zu stürzen.

Ein Transitivum, das wohl durch die Translation aus dem Transleithanischen entstanden ist. Ach, die Sprache ist immer die Beute, auf die sich der Feind ohne Gefahr stürzt.

* * *

Nur keine Fremdwörter!

... Trotzdem hat der hohe bulgarische Offizier seine Tätigkeit in der Aktivität beim Eintritt Bulgariens in den Weltkrieg sofort aufgenommen.

Ich bitte pardon um Verzeihung: seine Tätigkeit in der Tätigkeit!

* * *

Derzeit

Budapest, 7. August.

Emmerich Ivanka, gegen den gegenwärtig in Preßburg ein Militärlieferungsprozeß im Zuge ist, hat den Entschluß gefaßt, auf sein Abgeordnetenmandat zu verzichten. Ivanka ist derzeit mit der Abfassung seines Resignationsschreibens beschäftigt.

Hoffentlich war es fertig, ehe die Depesche eingetroffen ist.

* * *

Von Ihnen, von mir, bisher und bishin

»Geehrte Redaktion!

Die von Ihnen für die von mir geleitete Zentralstelle der Fürsorge für Kriegsflüchtlinge eingeleitete Sammlung hat gestern ein Ergebnis von mehr als einer halben Million Kronen ausgewiesen.

Ich benütze diesen Anlaß, um Ihnen für die den von mir geleiteten Flüchtlingsfürsorge-Institutionen in entgegenkommender Weise geleistete wertvolle journalistische Unterstützung den herzlichsten und aufrichtigsten Dank zu sagen.

An meinen Dank knüpfe ich gleichzeitig die ergebene Bitte, mir diese Unterstützung auch weiterhin gütigst angedeihen zu lassen. — —

— — daher der angenehmen Hoffnung hin, daß die große Öffentlichkeit wie bisher auch weiterhin in ihrer während dieses Krieges so oft bewährten — — mit Ihrer gütigen Mithilfe der Zentralstelle die Möglichkeit gewähren wird, den bisher geübten Brauch fortsetzen zu können. — —«

Das unterschreibt ein Gemeinderat, heißt Doktor gar und wundert sich dann noch, daß es Flüchtlinge gibt.

* * *

Ein Reiseabenteuer

Ich hatte, weit weg von dieser Region, im Ausland, einen Monat an nichts derlei gedacht. Da fällt mir irgendwo auf einem Bahnhof ein Morgenblatt — o Heimat! — in die Hand und mein Blick auf die Stelle:

Wie alljährlich, so auch heuer — — Oberrabbiner Schnur hielt eine — —

Man kann sich vorstellen — nein, ich verrate nichts über meine Aufregung. Im Leitartikel stand, man kann sich vorstellen. In jenem Morgenblatt, immer, wie alltäglich so auch heute. Also kann man sich vorstellen.

* * *

Thau aus Stanislau, derzeit Vöslau

[»Der Weltkrieg in der Prophetie Daniels.«] Der Kaufmann Paisach Thau aus Stanislau, derzeit Vöslau-Gainfarn, hat eine Abhandlung »Der Weltkrieg in der Prophetie Daniels« an die Kabinettskanzlei des Kaisers und an den Chef des Generalstabs, Generaloberst Freiherrn von Conrad, eingesendet und von beiden Stellen Dankschreiben erhalten. Der Erlös des dritten Teiles der Abhandlung ist dem k. u. k. Oesterreichischen Militär-Witwen- und Waisenfonds gewidmet.

Also bitte, das ist der einzige Thau, dem die Deutschen das h gelassen haben! * * *

Eine neue Erleichterung

[Teilung der Zweikronennoten.] Der drückende Mangel an Kleingeld, der eine Folge des Krieges ist, hat das Publikum zur Selbsthilfe veranlaßt. Im Verkehre werden vielfach die Zweikronennoten in mehrere Teile zerschnitten und mit diesen Noten kleine Zahlungen geleistet. Das hatte bisher eine Entwertung zur Folge, weil die Oesterreichisch-ungarische Bank — — Durch eine kürzlich erflossene Verfügung werden aber sämtliche Hauptanstalten und Filialen der Oesterreichisch-ungarischen Bank angewiesen — —

Speisevorschriften werden erlassen, aus Gram zerreißen sie ihre Zweikronennoten, wenn sie jetzt noch Asche auf ihr Haupt streuen und die Österreichisch-ungarische Bank diese an Zahlungsstatt nimmt, so wird der Rachegott im Leitartikel, der täglich über die Plagen und die Heimsuchungen und die Stimmungen der Feinde Buch führt, sagen, daß es gut sei, und wird jenen zum Munde sprechen, die da gern im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot essen möchten, wenn sie sicher wären, daß sie es auch kriegen, von Butter gar nicht zu reden und auf Fleisch verzichtet man sowieso.

* * *

Wie Tier und Pflanze durchhalten

[Die Wirkung der Gasangriffe auf Tiere.] In der Jagdzeitung ‚Wild und Hund' macht Leutnant Toews Mitteilung von einer Beobachtung, wie giftige Gase auf Kleinwild wirken. Bäume und Sträucher litten stark unter den Phosphor- und Chlordämpfen, die vom Feinde mehrere Stunden lang zu unseren Schützengräben herübergeschickt wurden und wie ein dichter Nebelschleier sich auf das Land legten. Die Blätter vertrockneten und die Blumen verdorrten. Dagegen waren die Tiere widerstandsfähiger, ihnen schadet das Gas anscheinend gar nicht. Die in unmittelbarer Nähe der vordersten Gräben vorhandenen zahlreichen Feldhühnervölker zeigten nach dem Abziehen der Dämpfe keinerlei Veränderung in ihrem Verhalten, weder die Alten noch die Jungen, die unsere Feldgrauen im Geiste schon lieblich in der Pfanne schmurgeln sehen. Auch die Hasen und Kaninchen hatten siegreich dem Angriff getrotzt, so daß auch von ihnen manches Exemplar in das Einerlei der Küche unserer Soldaten eine willkommene Abwechslung bringen wird. Ebenso trugen die Hunde keinen Schaden davon.

Der in Mannheim soll sogar, als man ihm die Sache auseinandersetzte, gesagt haben: »Buckel steigen!« Er sagt es, sooft sich ihm ein Universitätsprofessor nähert, um ihn zu prüfen. Er wird es, solange diese Sachlage andauert, immer sagen. Die Erde ist jetzt eine große Hundsgrotte, in der das bei Neapel verbotene Experiment wiederholt wird. Ja, es ist ein chlorreicher Krieg! Was durchgehalten hat, dient dem Durchhalten. Die Blumen sind vertrocknet. Doch die Blätter — nein, die verdorren nicht!

* * *

Gott, Deine Wunder sind groß!

[Moderne Geschwindigkeit.] Das neueste technische Kunststück ist, Fichtenbäume innerhalb 12 Stunden in Papier zu verwandeln. Des Morgens um 1/2 6 Uhr wurden zwei grünende Fichten gefällt. Die Stämme wurden sofort in der Fabrik entrindet, zerkleinert und gleich darauf gedämpft. Nachmittags ward dann das braune gedämpfte Holz zu Holzstoff geschlissen, die nassen Bogen wurden mit Dampf getrocknet, und geglättet; schon um 3 Uhr war ein Teil des Papieres fertiggestellt und um 5 Uhr konnte es unter die Presse des Buchdruckers gebracht werden. Die Fichten, die noch vor kurzem sich am Abhange des romantischen Fhöhatales im Morgenwinde wiegten, waren am Abend schon — Zeitungsblätter!

Auf diesem Gedankenstrich will ich balancieren und vor dem Ziel schwindelnd — kopfüber in die Unendlichkeit!

Memoiren

Bang war das Herz. Mit ahnendem Gemüthe
sah ich ins Land, als mir der Frühling blühte.

Vor jedem Schritte stand als Schicksalswende,
ob morgen in der Schule ich bestände.

Soweit die Rätsel von zehn Jahren reichen,
ward alles da von allem mir zum Zeichen.

Als sie zum erstenmal die Liebe nannten,
löst' ich die Gleichung mit der Unbekannten.

Erfüllt von Lust war's, auf die Lust zu warten.
Durch alle Gitter sah ich in den Garten.

Von allen Seiten sah ich in die Stunde:
um ein Geheimnis ging ihr Gang die Runde.

Nachts sitzt ein Ding, das fiebrig mich befühlt,
auf meiner Brust, die sich ins Chaos wühlt.

Was ist es nur, das so mit Zentnerlast
mir alle Sinne gleich zusammenfaßt,

daß ein Geräusch mir ein Gesicht erschließt,
Geschmack und Tastsinn mir zusammenfließt?

Das war die Botschaft aus dem neuen Land;
der Teufel war vom Leben vorgesandt.

Will heute ich, daß ich ein Kind noch sei,
schnell, eh' ich einschlaf', ruf' ich ihn herbei.

Doch aller Ängste heiliges Wunder du —
ich schloß die Hölle mir von innen zu.

Ich schmeckte aller Zweifel Süßigkeit,
ich schuf die Hemmung, wenn das Ziel noch weit.

Daß ich zu ihm mein Leblang nicht gelange,
lud zum Verweilen eine Kletterstange.

Schon vor dem Kuß der Seligkeit entbunden,
hab' nie zur kahlen Endlichkeit gefunden.

Zu eurem Schein, der nur was ist begreift,
ist nie mein Glück der Scheinbarkeit gereift.

Ihr habt nur, was ihr habt, kurz ist die Weile,
dieweil ich mir die Ewigkeit verteile.

Ihr zehrt von des Geschlechtes Proviant.
Verflucht zum Mannsein, seid ihr gleich entmannt.

Verwesung weist mir eures Samens Spur,
verbraucht im Kreuzzug gegen die Natur.

Entweibtes, das im Schlaf ich schauen mußt',
ein Zug von Leichen folgte eurer Lust.

Jetzt tönt die Glocke zu dem Hochgericht,
jetzt blitzt ein Blitz aus tragischem Gesicht.

Im Wolterton unendlich ruft von hinnen
die Klage Shakespearischer Königinnen.

Nicht länger zögernd, Zeuge muß ich sein!
Laßt mich durch dieses Tor zum Richter ein,

daß ich für Gottes Absicht mich verbürge
und endlich doch einmal den Teufel würge!

Viel totes Leben drängt sich an der Pforte,
hier wimmern Weiber und hier weinen Worte.

Wer wehrt mir? Weh, wer stellt mir Hindernisse,
Natur zu heilen von dem blutigen Risse?

Da hat es mich und sitzt mir auf der Brust!
Und macht der armen Kindheit mich bewußt,
im Lohn der Last und in dem Leid der Lust.

Notizen

Das zweite Goethe-Zitat über Hunde (Nr. 431—436, S. 12) ist zu streichen. Goethe erscheint, wiewohl er im ersten das Tier über den Menschen erhebt und auch im richtig gestellten zweiten den Menschen nicht über das Tier erhebt, keineswegs als Hundefreund. Eine hämische Zuschrift klärt mich darüber auf:

Goethe bei Kraus:	Goethe allein:
»Wundern kann es mich nicht, daß Manche die Hunde so lieben.«	»Wundern kann es mich nicht, daß Menschen die Hunde so lieben, denn ein erbärmlicher Schuft ist ja der Mensch wie der Hund.«
Zitiert i. d. Fackel Nr. 431—436, pag. 12.	

Es hat sozusagen mit Verlaub den Anschein, als ob die zweite Zeile des Distichons nicht ganz unwesentlich und selbst das gebrachte Fragment ungenau zitiert wäre. Hm? Ein »Pedant«.

Der »Pedant« ist keiner und hat recht. Unrecht nur mit dem angedeuteten Vorwurf, daß die fragmentarische und im Wortlaut falsche Zitierung Absicht sei. Die wäre zu dumm. Der Verdacht würde auch Schopenhauer treffen, mich trifft nur der Vorwurf einer bei der Übernahme der Schopenhauer-Fülle verzeihlichen Nachlässigkeit. Es hat damit die folgende Bewandtnis. Das Goethe-Zitat war nicht aus Goethe — das wäre freilich eine hirnverbrannte Fälschung —, sondern aus Schopenhauer entnommen. Im Namen- und Sachregister, das dem IV. Nachlaßband (Neue Paralipomena) der Reklam'schen Ausgabe beigeschlossen ist, findet sich auch ein Hinweis auf die Seite 474, die schon zum bibliographischen Anhang gehört. Dort heißt es gelegentlich der Berichtigung eines Druckfehlers:

Zu dieser Stelle hat Schopenhauer an den Rand geschrieben:

Wundern kann es mich nicht, daß Manche die Hunde so lieben.
Goethe.

Genau so steht es dort, nicht mehr als dieses Bruchstück, und mit der Version »Manche«. Schopenhauer mußte, da es ihm

nur ein Erinnerungsbehelf war, nicht ausführlicher sein. Ich aber konnte glauben, daß es ein abgeschlossenes Goethe-Zitat sei. Die Lektüre des § 594, auf den sich die bibliographische Notiz bezieht, hätte mich darauf aufmerksam machen können, daß jener Text nicht den Sinn abschließen soll. Denn es heißt dort: ». . . als ob die Menschen ihre Freundschaft nach dem Wert und Verdienst verschenkten! als ob sie nicht vielmehr ganz und gar, wie die Hunde wären, die den lieben, der sie streichelt oder gar ihnen Brocken gibt, und weiter sich um nichts bekümmern!« Diese Meinung, die den Menschen mit dem Hund vergleicht, um ihn herabzusetzen, steht recht im Gegensatz zu allem, was Schopenhauer sonst über Hunde geschrieben hat, wie die Fülle der Zitate im letzten Heft klar genug beweist. Somit könnte auch Goethe über Hunde anders gedacht haben als in jenem vervollständigten Zitat, und gewiß ist ihm durch die Imputierung eines hundefreundlichen Standpunkts kein sittliches Unrecht geschehen. Schopenhauers wörtlich übernommene Randbemerkung beweist, daß keine Absicht dabei im Spiel war. Mit seinem gleich darnach zitierten Epigramm:

> Wundern darf es mich nicht, daß M a n c h e die Hunde verleumden,
> Denn es beschämet zu oft leider den Menschen der Hund

wollte Schopenhauer nicht Goethes Ansicht fortsetzen, sondern gegen sie auf das allerschärfste und persönlichste polemisieren. Ich hatte den Titel »A n t i s t r o p h e zum 73sten Venetianischen Epigramm« (Parerga II.) nicht genügend beachtet und mich deshalb auch nicht veranlaßt gesehen, das 73 ste Venetianische Epigramm im Original zu lesen. In der Cotta'schen Ausgabe von 1840 erscheint es als das 74 ste und lautet:

> Wundern kann es mich nicht, daß Menschen die Hunde so lieben;
> Denn ein erbärmlicher Schuft ist, w i e der Mensch, s o der Hund.

(Somit gäbe es über dem »Pedanten« noch eine Instanz.) Es ist nun ganz klar, daß Schopenhauers Wort nicht, wie es bei bloßer Übernahme der Randbemerkung den Eindruck machen mußte, die Fortsetzung eines Goethe'schen Motivs ist, sondern ein vehementer Einspruch — umso auffallender, daß Schopenhauer die ihm doch geläufige Goethe'sche Meinung eben damals wieder zur Bekräftigung der eigenen, menschen- und hundefeindlichen, sich notiert hat. Dort also, wo Schopenhauer ein herbes Wort

über Hunde hinschreibt, läßt er durch unvollständiges Zitieren Goethe als Hundefreund erscheinen. Damit treten weder er noch ich, der den Text einfach wiederholt hat, Goethe zu nahe, viel weniger nahe als sonst Schopenhauer, der Goethe geradezu als einen von jenen »manchen« Hundeverleumdern anspricht, die sich vom Hunde beschämen lassen müssen. Diese Meinung soll nicht übernommen, aber jedenfalls muß darauf verzichtet werden, Goethe als Zeugen für die Hunde anzurufen. (Womit er natürlich noch bei weitem kein Zeuge für Herrn Großmann geworden ist, dem ja die zweite Zeile des Goethe'schen Epigramms auch nicht passen dürfte.) Daß sich zu diesem Amt, vor Gottes Thron das Tier ins Recht zu setzen, sonst noch jeder außerordentliche Mensch tauglich und willig gezeigt hat, wird kein Pedant in Abrede stellen, der vielleicht der Meinung ist, nun sei Schopenhauers Hundeliebe (die nur einmal dem Menschenhaß weichen muß) durch ein Goethe-Wort erledigt, während in Wahrheit Goethes Hundehaß durch ein Schopenhauer-Wort getroffen ist. Da seine Zeugenschaft entfällt, ist für Ersatz zu sorgen. Und ein guter ist bereit. Von seinen Hunden, Sultan und dessen Vorgänger Tyras, erzählt Bismarck (nach Hans Blum):

»Wenn ich verreiste, so suchte er mich überall mit großer Traurigkeit. Endlich ergriff er dann zu seinem Troste meine weiße Militärmütze und meine hirschledernen Handschuhe, trug diese in den Zähnen in mein Arbeitszimmer und blieb dort, mit der Nase an meinen Sachen, liegen, bis ich wiederkam. — Auch der alte Tyras war sehr intelligent und treu. Wenn ich nach dem Reichstag ging, so nahm ich den Weg durch den Garten hinter dem Reichskanzlerpalais, öffnete hier die Pforte nach der Königgrätzer-Straße, drehte mich gegen Tyras um, der mich bis dahin vergnügt begleitet hatte, und sagte bloß: Reichstag! Sofort ließ der Hund Kopf und Schwanz hängen und zog niedergeschlagen von dannen. Einst hatte ich meinen Stock, den ich auf die Straße nicht mitnehmen konnte, da ich in Uniform ging, an die Innenmauer des Gartens gestellt, ehe ich durch die Pforte schritt. Nach vier Stunden kam ich aus dem Reichstag zurück. Tyras begrüßte mich nicht beim Eintritt ins Haus, wie sonst stets, und ich fragte daher den Schutzmann, wo der Hund sei. Der steht seit vier Stunden hinten an der Gartenmauer und läßt niemand zu Euer Durchlaucht Stock, erwiderte der Mann. Ein andermal ging ich in Varzin in Begleitung von Tyras spazieren und sah auf einer Karre eine Fuhre Holz liegen, die ich für gestohlen hielt, weil sie aus grünem Holze gehauen war. Ich gebot dem Hund, bei der Karre zu bleiben, und entfernte mich, um jemand zu holen, der

die Sache aufklären könne. Als ich zurück sah, gewahrte ich aber, daß Tyras mir leise und geduckt nachschlich. Ich kehrte zurück und legte meinen Handschuh auf die Karre. Da blieb Tyras dort stehen wie angewurzelt.« — Über das Ende des tüchtigen Tieres erzählte dann der Fürst: »Tyras ist an Altersschwäche eingegangen. Einen Tag vor seinem Tode war er schon so steif, daß ich ihn wie einen Hammel von oben (dem ersten Stock in Varzin) in mein Arbeitszimmer tragen lassen mußte. Dann, als ich nach Hause kam, wedelte er noch. Das nächste Mal, an seinem Todestage, konnte er auch nicht mehr wedeln und gab nur durch seinen Ausdruck zu verstehen, daß er mich erkannt habe. Während ich dann am Tische schrieb, sah ich ihn plötzlich in mein Schlafzimmer sich schleppen und gleich darauf sagte mir der Diener, der ins Schlafzimmer getreten war: Der Tyras liegt tot ausgestreckt im Schlafzimmer.«

* * *

Aus der Fülle der Gesichte und Gerüchte, die noch immer den Postweg nicht scheuen, um zu mir zu gelangen, und gegen die nur mehr die Hoffnung des verteuerten Portos bleibt — ein Angebot:

Verzeihen Sie, daß ich mir die Freiheit nehme, an Sie mit einem Ersuchen heranzutreten. Ich biete mich mit diesem Schreiben als Literaturkritiker für Ihre geschätzte Zeitschrift an und bin sehr gerne bereit, jede Gattung (Lyrik, Epik, Dramatik) streng künstlerisch-ästhetisch zu vertreten. Als akademisch Gebildeter bin ich speziell auf dem Gebiet der modernen Literatur besonders vertraut. Ich habe bereits mehrere eigene Gedichte veröffentlicht, ferner Buchbesprechungen im »Merker«, bin in Verbindung mit Ernst Lissauer und gegenwärtig — in Sachen meines Dramas . . . . . — mit dem Kritiker des »Literarischen Echos« Hans Franck.

Sollten Sie auf meinen Vorschlag eingehen, würde es mich ungemein freuen und ehren. Ich stehe jederzeit zu Ihrer Verfügung und bin hochachtungsvoll Ihr ergebener . . . . . .

Ich schwanke noch. Daß er als akademisch Gebildeter speziell auf dem Gebiet der modernen Literatur besonders vertraut ist, hat viel für sich. Er scheint sich auszukennen. Er scheint vor allem ein gründlicher Kenner der Fackel selbst zu sein. Er hat für den »Merker« geschrieben, das ist gut. Daß er in Verbindung mit Lissauer ist, ist ein Vorzug, so etwas suche ich schon lange. Auch hat er sich in Sachen seines Dramas bereits mit Franck verständigt, vom Literarischen Echo. Das kann

mir auch nützen. Die Sache hat viel für sich. Ich will es überschlafen. Er soll sich beim Portier die Antwort holen, ob er aufgenommen ist.

* * *

Vorlesung im Kleinen Konzerthaussaal, 18. September:

I. Grenzen der Menschheit / Die Welt als Vorsteilung / Händler und Helden / Jetzt ist Krieg / Sie exzediert schon / Zur Darnachachtung / Alles was recht is — da gibts nix! / Was gibts Neues? / Ein Nachruf / Der ruhmlosere Abschluß / Wie die Franzosen vor Neid zersprangen / Metaphysik der Schweißfüße / »Drückeberger in Frankreich« usw. / Die europäische Melange / Fleisch und Blut / Von einem Mann namens Ernst Posse / Lichnowsky und Barnowsky / Diplomaten. II. Gruß an Hofmannsthal / Eingedeutschtes / Papiermangel in Österreich / Beim Anblick einer Schwangeren / Dialog der Geschlechter / Vor dem Höllentor. III. Blutunterlaufungen / Die Fundverheimlichung / Gebet an die Sonne von Gibeon.

Ein Teil des Ertrages wurde Vereinen für Kinderschutz und für Tierschutz zugewendet.

* * *

Vor Beginn dieser Vorlesung soll im Vestibule eine Schrift »Karl Kraus« verkauft worden sein. Der Vorleser, der davon erst am andern Tag erfahren hat, also verhindert war, auf der Stelle ein Kolportageverbot zu erlassen und für dessen Durchführung durch Saalbedienstete zu sorgen, fürchtet nicht, daß die Käufer der Schrift ihn der Mitwissenschaft und Begünstigung des Unternehmens für fähig halten könnten. Immerhin muß er, der nie geduldet hätte, daß sein eigener Verleger solch gute Gelegenheit, seine eigenen Bücher an den Mann zu bringen, benütze, seine Ahnungslosigkeit ausdrücklich feststellen und die Versicherung abgeben, daß eine Wiederholung der Begebenheit ausgeschlossen ist. Der Unternehmer selbst wird nicht behaupten, daß eben das, was auf meinem Rücken geschehen sollte, nicht auch hinter meinem Rücken geschah. Aber die Feststellung ist eine tatsächliche Berichtigung des kommenden Gerüchtes, ich hätte einmal vor einer Vorlesung eine Lobschrift über mich verkaufen lassen, ist also zum Schutz gegen jene Talente geboten, die sich erfahrungsgemäß immer dann, wenn sie keine Gegenliebe finden, mit der Legende rächen. Noch in der Schweiz trat sie mir heuer entgegen und behauptete, ich hätte mir

einst in Berlin »ein eigenes Bureau zur Reklame für mich gehalten«, und ich mußte auch tatsächlich zugeben, daß ich seinerzeit den Fortbestand eines Berliner Bureaus mit großen Opfern ermöglicht hatte und unter der ausdrücklichen Bedingung, daß die dort herausgegebene Zeitschrift meinen Namen nicht nenne, ja selbst die Zitierung der Fackel im Zeitschrifteneinlauf oder in einer Annonce unterlasse. Ich konnte also das Semper aliquid haeret wieder einmal nicht abstreiten. Der neue Verlag meiner Schriften hat die kontraktliche Verpflichtung übernommen, sich jedes Rezensionsexemplars zu enthalten, womit aber nicht völlig auch die Möglichkeit beseitigt ist, daß einer, dem es verweigert wurde, einmal erzähle oder drucke, ich hätte es ihm aufdrängen wollen, und das eigene Bureau in Leipzig sei zur Reklame für mich errichtet. In der Metropole des literarhysterischen Betriebs hatte ehedem einer, natürlich ein unglücklich Verliebter, mit der Enthüllung Sensation gemacht, ich sei einmal im Literaturcafé »schmunzelnd dagesessen« und hätte beobachtet, wie der Ansichtskartenautomat gegen Einwurf einer Münze mein Porträt herausgab oder dergleichen. Der Fall wurde von einem Fachmann untersucht und es stellte sich heraus, daß ich, der tatsächlich ein paar Mal studienhalber in jene Hölle geraten war, vermutlich einmal schmunzelnd dasaß, aber nicht in Hinblick auf den Automaten, der entweder nicht vorhanden war oder von dessen Existenz ich nichts wußte, sondern vom heitern Staunen über die Fülle der Gesichte und über das Pathos des Drecks, zu dem man mit der Untergrundbahn gelangen konnte. Seit jenem Ereignis, das umso mehr Staub aufgewirbelt hat, je klarer sich herausstellte, daß ich daran unbeteiligt war, habe ich jeden einzelnen der tausend Verehrerbriefe, die aus der Gegend der strammen Neurasthenie kamen, um meiner bekannten Eitelkeit zu schmeicheln, unbeantwortet gelassen und keiner der tausend Zeitschriften, die dort aus der Verbindung von Expressionisten und Koofmichs entstehen, das erbetene Tauschexemplar bewilligt. Man schützt sich, so gut man kann. Wenn aber zehn Minuten vor Beginn einer Vorlesung, zu der ich nicht durch das Vestibule gelange, eine enthusiastische Broschüre über mich verkauft wird, weil die Gelegenheit günstig ist und der Holunderstrauch ihn mir verbirgt, kann ich nur die Wiederholung solcher Telltaten verhindern. Die Diener, die bloß auf die Hintanhaltung

von Eeextraausgabeeen dressiert sind und vielleicht aus dem Titel auf Erlaubnis oder gar Wunsch des Veranstalters geschlossen haben — worauf das Unternehmen wohl auch gegründet war —, sind angewiesen, solche Zugabe zum Programm künftig zu vereiteln.

*

Nachschrift: Die Untersuchung des Falles hat, wie gerne festgestellt wird, ergeben, daß der Verkäufer keineswegs auf die Unwissenheit der Dienerschaft spekuliert hat. Er hat sich vielmehr offen und ehrlich auf meinen Auftrag berufen.

* *
*

Bibliographisches. ‚Der Abend' (Wien, 25. Sept.): »Karl Kraus. Ein Eindruck.« — ‚Arbeiter-Zeitung' (Wien, 26. Sept.): »Vorlesung Karl Kraus.«

* *
*

Das Gedicht »Sendung« (S. 72) ist das letzte aus dem Buche »Worte in Versen«.

* *
*

Vorlesung im Kleinen Konzerthaussaal, 3. Oktober: »Die lustigen Weiber von Windsor«. Arrangement, Musik und Programmtext wie am 24. Mai. — Der gesamte Ertrag ist der k. k. n.-ö. Statthalterei zur Fürsorge für erblindete Soldaten überwiesen worden.

* *
*

Vorlesung im Kleinen Konzerthaussaal, 18. Oktober:

I. Worte Luthers / Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem / Der Krieg / Das Drama nimmt ungestört seinen Fortgang / Na alstern! / Trophäen / Teli sagt / Gruß an Bahr und Hofmannsthal / Diplomaten. II. Man muß sich rein für England schämen / Die europäische Melange / Auch so leben wir alle Tage / Zur Darnachachtung / Ein sonderbares Imperfektum / Weitere Folgerungen / Die Schalek und der einfache Mann / Das ist mein Wien, die Stadt der Lieder / Die Laufkatze. III. Worte in Versen: Elegie auf den Tod eines Lautes; Die Grüngekleideten; Vor einem Springbrunnen; Aus jungen Tagen; Fahrt ins Fextal; An einen alten Lehrer; Memoiren; Gebet während der Schlacht.

Ein Teil des Ertrages wurde Vereinen für Kinderschutz und Tierschutz zugewendet.

Die Verschiebung vom 14. auf den 18. Oktober war erfolgt, um den ungestörten Verlauf des an jenem Tage in demselben Hause angesetzten Vortrags der Kriegsberichterstatterin zu sichern.

* * *

In Nr. 431—436, S. 47, 20. Zeile werde anstatt »nicht wollen«: *nicht wissen wollen*, S. 87, 4. Zeile von unten anstatt »Häfte«: *Hälfte*, S. 132, 9. Zeile anstatt »Metern« *Kilometern* gelesen.

(»Betmann Hohlweg« auf S. 63, 11. Zeile von unten, ist kein Druckfehler.)

* * *

Daß eine Seite der Fackel ihre Perspektive bewahrt, wenn sie ihrer stofflichen Voraussetzung und persönlichen Beziehung verlustig geht, wird zwar noch lange kein Stoff- und Namensleser verstehen, aber es bestätigt sich an der in Nr. 431—436 enthaltenen Glosse »Was in der Kriegsausstellung fehlt«. Man muß andere Namen einsetzen, damit sie wahr sei. Die Namen, die bis jetzt dort stehen, sind falsch, und jenseits der Berechtigung, auch das zu gestalten, was nur möglich, also mehr als wirklich ist, muß die Tatsache festgestellt werden, daß der Kriegskrüppel des Gerichtssaalberichtes, den der Richter freigesprochen hat, nachträglich »polizeilich als Schwindler entlarvt« worden ist. Gericht und Polizei müssen es sich demnach auch untereinander ausmachen, wie die ursprüngliche, für den Anzeiger so ungünstige Auffassung entstehen und verbreitet werden konnte. Sie beruhte auf der Stelle des Gerichtssaalberichtes: »Am 10. Juni d. J. kam der Kriegskrüppel in einer Korporalsbluse zu dem ihm von früher her bekannten Chemiker Seligmann .... und bat ihn mit Hinweis auf sein großes Elend um irgend eine Arbeit. Seligmann hatte bereits früher einmal gegen Friedberg eine Anzeige wegen unbefugten Tragens der Uniform erstattet und er ließ jetzt den Kriegskrüppel durch einen Wachmann verhaften.« Die danach mögliche

Frage, warum der Kriegskrüppel den Anzeiger nicht verhaften lasse, findet durch die nachträglichen Feststellungen, die den gerichtlichen Freispruch, die Tendenz des Berichts wie die verbreitete Auffassung des Falles berichtigen, eine wesentlich andere Antwort. Es ist aber auch nicht einmal wahr, daß er den angeblichen Kriegskrüppel, dem ein Richter nicht weniger Vertrauen geschenkt hat als der Zeitungsleser, wegen des Tragens der Uniform angezeigt hatte, und wahr ist nur, daß er ihm von früher als Schwindler bekannt war. Dem Anzeiger, der auch kein Armeelieferant ist, also nicht jenen Kreisen angehört, denen eine größere Strenge gegen Kriegskrüppel zuzutrauen ist, würde auch jetzt kein subjektives Unrecht geschehen sein, wenn er den nun der Polizei erschlossenen Tatbestand damals nicht gekannt hätte, wofür ja der Verlauf der Gerichtsverhandlung hinlänglich zu sprechen schien. Aber er hat es nur unterlassen oder versäumt, seine Kenntnis mit berechtigtem Nachdruck an Ort und Stelle durchzusetzen, und es steht außer allem Zweifel, daß ihn der Vorwurf der Grausamkeit nicht treffen kann. Der gegebene Fall bleibt auf das Übel einer Judikatur oder einer Berichterstattung beschränkt, die solchen Vorwurf ermöglicht hat. Daß die nie verlegene Realität, die meine Betrachtung so sehr nährt, daß sie fast wieder von ihr lebt, auch noch falsche Anlässe liefert, ist zu viel; nachdem dieser eine richtiggestellt ist, bleibt zu sagen: Wenn eine Tatsache, und noch dazu eine von einem Gerichtsurteil bestätigte, unwahr ist, so ist das Zitat nicht dafür verantwortlich. Wäre aber nicht allein der Prozeß lückenhaft gewesen, sondern der Bericht erfunden, so bliebe doch nur die Berichtigung des Falles zu besorgen, nicht seiner Möglichkeit. Man kann das Grauen der europäischen Welt auch an den Anlässen darstellen, die falsch waren. Immer ist es da, auch wenn ein Polizeibericht einen Gerichtssaalbericht Lügen straft, und die einmal gesetzte Perspektive, von den Namen, die ihr die Unordnung eingesetzt hat, befreit, wartet auf die rechten.

* * *

Der Verlag der Fackel kann die Vermittlung von wohltätigen Spenden nicht übernehmen. 21 Kronen, die mit unbestimmter

Weisung, aber unter einer nach dem Humor der ‚Muskete' zuständigen Chiffre aus dem Feld eingelangt sind, und 100 Kronen, die mit der Bemerkung: »Zu wohltätigem Zweck« von einem freundlichen Leser aus Szepsi in Ungarn, dessen Name unleserlich ist, gesandt wurden, sind der Statthalterei zur Fürsorge für erblindete Soldaten überwiesen worden. Wer einen ähnlichen Wunsch wie jene beiden Spender hat und nicht die anrüchige Vermittlung benützen will, durch die seit zwei Jahren täglich Gold für Reklame, also Papier für Papier gegeben wird, soll mit dem Zweck auch das Ziel seiner Wohltätigkeit zu finden wissen. Die Leser, die nach so vielen Jahren endlich davon überzeugt wurden, daß die Fackel keine »Redaktion« hat, mögen auch zur Kenntnis nehmen, daß ihre Administration über keinen Apparat verfügt, der die Verwaltung von Spenden ermöglichen würde, und daß sie unter keinen Umständen in das Ressort einer Publizistik eingreifen kann, die, ohne selbst einen Heller zu opfern, fremde Rachmones als Schmuck trägt und das Scherflein zum Zins macht, den das Elend der Eitelkeit bezahlt. (Ein Leser, der etwa beim Wort »Rachmones« stutzt und nicht weiß, was soll es bedeuten, möge Heine lesen, aber nicht das Buch der Lieder, sondern den Briefwechsel mit Rothschild.) Gewiß, die Anzeiger der Wohltat sind nur die Hehler des Wuchers, und eine Charitas, die sich in solchen Häusern prostituiert, macht aus der Not ein Laster. Würde aber selbst von den Annonceuren und den Annoncierten der Nächstenliebe ein gutes Beispiel gegeben, so böte die Fackel, die die Kriegsschäden doch in wenig positiver Art betrachtet, dem Publikum eine recht unzulängliche Gelegenheit, seine werktätigen Absichten durchzuführen. Welchen Sinn es vollends haben soll, eine Guttat mit schmutzigem Text zu begleiten, wie dies von jener Feldpostchiffre geübt wurde, ist unerfindlich. Bei dieser Gelegenheit seien sämtliche Kriegsfürsorgeämter ersucht, die Fackel von ihrer Adreßliste zu streichen und sich das jetzt rare Papier wenigstens in diesem einen aussichtslosen Fall zu ersparen. Sie mögen sich darauf verlassen, daß die Verlockung, gemeinsam mit der Menschenbrut, die in der großen Zeit sich die Ehre vom Mund abspart, an irgend einem Monumentum aere perennius mitzuarbeiten, ein Herz, das nur sich selbst nachgibt, versteinern wird. Insbesondere sei der Prokurist,

der eine »Organisation für Liebesgaben« ins Leben gerufen hat, und der behauptet, ich hätte ihm »bisher« meine Unterstützung zugewendet, darauf aufmerksam gemacht, daß ich es erst dann tun werde, wenn er sich mit der Ablehnung des Ordens, den er bekommen wird, vor mir ausweisen kann. Mit den Wohltätern habe ich so wenig zu schaffen wie mit den Blutvergießern. Man soll das Wirrsal nicht vermehren und aus dem Strick, an dem man Journalisten und Armeelieferanten nicht aufgehängt hat, keinen gordischen Knoten machen. Ist es geschehen, so durchhaue man ihn. Staaten, die den Mut haben, einen Krieg zu führen, müßten auch die Courage haben, jenen, die am Zustand verdienen, den Gewinst wieder abzunehmen und es nicht dabei bewenden zu lassen, daß ein Scherflein davon in die Zeitung kommt. Als Entschädigung könnte man dem Gesindel zusichern, daß die Schande nicht in die Zeitung kommt.

* * *

Der »Verlag Englands ‚Kultur', Wien, III/2., Kolonitzgasse 9«, schreibt mir:

Hochlöbliche Schriftleitung!

Mit Diesem bitte ich Sie höflich, anliegende Besprechung schon aus patriotischen Rücksichten recht bald im redaktionellen Teile Ihres werten Blattes bringen zu wollen. Dieselbe wird zweifellos in Ihrem Leserkreise außerordentlich interessieren.

Leider ist es uns heute noch nicht möglich, Ihnen das Rezensionsexemplar zu überreichen, da die Druckerei infolge Einrückens von Personal aufgehalten wurde. Sowie wir die ersten Exemplare erhalten, senden wir Ihnen eines sofort zu. Wenn wir Sie trotzdem bitten, die Besprechung in kurzem zu bringen, liegt dies an der Dringlichkeit die Sache in die Öffentlichkeit zu bringen.

Wir werden wahrscheinlich nicht ermangeln, Ihnen auf erbetenes Offert ein Inserat zukommen zu lassen, was von Ihrem Preise abhängt.

Im Voraus verbindlichsten Dank!

Mit kollegiallem Gruß!
Verlag Englands »Kultur«

Dieser Zuschrift liegt ein »Waschzettel II.« bei. »Waschzettel I.«, den die ‚Arbeiter-Zeitung' erhalten hat, ist interessanter und lautet:

In dem uns im Bürstenabzug vorliegenden, in kürzester Zeit erscheinenden Buche: Englands »Kultur« in »barbarischer« Beleuchtung (Verlag Englands »Kultur«, französisch: Les Scandales de Londres 1885) ist uns und unseren lieben Lesern eine große Freude widerfahren. Daß das Buch allen willkommen sein wird, dessen sind wir sicher. Gilt es doch, in vornehmer Form dem ursächlichen Friedensbrecher Europas eins am Zeuge zu flicken und daß der Herausgeber des Buches die Streitaxt aus feindlichem Boden grub, indem er einfach ein Stück Kulturgeschichte aus der ‚Pall Mall Gazette' in London aus dem Jahre 1885 abdruckt, ist ebenso charakteristisch als das Vorwort zur französischen Ausgabe aus derselben Zeit von E. Dentu und ist in jetziger Zeit ein Kernschuß erster Güte. Das Buch wird in der ganzen wahren Kulturwelt das ungeheuerste Interesse erwecken.

Der Hinweis auf die patriotischen Rücksichten hat im Original Sperrdruck. Wiewohl »ich« zwar ein Verlag ist, aber ich keine Schriftleitung bin, muß ich mir doch einen »kollegiallen« Gruß gefallen lassen. Die Anführungszeichen in der Firma bedeuten Ironie und sollen zur Verhütung des Verdachts dienen, als ob jemand in der Kolonitzgasse ernsthaft von einer Kultur Englands reden könnte. Mir ist es nun nicht bekannt, ob es in England Leute gibt, die jetzt ein so schäbiges Geschäft machen und abschließen wollen. Es ist mir auch nicht bekannt, ob es in England Leute gibt, die so schlecht englisch schreiben können, wie deren Feinde deutsch, und ob es möglich wäre, daß dort einer Deutschland eins am Zeug flicken will, indem er mit einer Streitaxt einen Kernschuß abgibt und diesen noch als Inserat aufgibt. Daß Druckereien infolge Einrückens von Personal aufgehalten werden, finde gerade ich beklagenswert, für meine eigene Arbeit und sonst im weiten Umkreis des in Österreich Gedruckten hauptsächlich wegen der Einrückung und nicht wegen des Aufenthalts. Aber schließlich bedarf es nicht erst eines Buches, um die kulturelle Überlegenheit des Verlags Englands »Kultur« über England zu beweisen, sondern es genügt der Versuch, Patriotismus und die Hoffnung auf ein Inserat Schulter an Schulter zu der Förderung eines Geschäfts aufzustacheln. Der Inhaber will also mit dem Abdruck von Enthüllungen aus der ‚Pall Mall Gazette' von 1885 so viel Geld verdienen, daß er auch den Wiener Blättern etwas zukommen lassen kann. Was mich betrifft, an den er sich unvorsichtigerweise auch gewandt hat, so verlange ich, kollegiall wie ich bin, für ein ganzseitiges Inserat: die Einstellung

des Verlages Englands »Kultur« nebst der Verfütterung aller jener, die am Völkerhaß noch jetzt verdienen wollen, zwecks Ausspeisung hungernder Hyänen, die auf den Schlachtfeldern das Nachsehen hatten.

* * *

Die Verleger werden ersucht, die völlig aussichtslose Zusendung von Rezensionsexemplaren an die Fackel endlich zu unterlassen und sich durch die Papiernot bestimmt zu fühlen, wenn schon nicht die ganze Auflage, so doch wenigstens dieses eine Exemplar ungedruckt zu lassen.

* * *

‚Die Neue Hochschule', Freistudentische Halbmonatschrift (I., Nr. 10, Königsberg i. Pr.) bringt die folgende freundliche Enthüllung:

Eine Zeitschrift edelster Art ist die von Karl Kraus in Wien herausgegebene ‚Fackel', deren Studium nicht dringend genug angeraten werden kann. Nirgends in Deutschland wird mit solchem Ernst, solchem Geist, solcher Eindringlichkeit, solcher Wucht gegen die Niedrigkeit der Presse und der öffentlichen Meinung, gegen die Merkantilisierung und Journalisierung des Lebens gekämpft wie hier. Es ist kein gutes Zeichen, daß die ‚Fackel' in der deutschen Studentenschaft sehr wenig bekannt ist.

Von allen diesen Behauptungen kann ich, auf die Gefahr hin, daß es das stärkste Selbstlob sei, die eine getrost bestätigen, nämlich daß die Fackel in der deutschen Studentenschaft sehr wenig bekannt ist. Aber eben dieser Umstand dürfte mit der Merkantilisierung und Journalisierung des Lebens wesentlich zusammenhängen. (Mein Setzer wollte gar eine Merkantilisierung und Generalisierung des Lebens daraus machen.) Und wenn jetzt noch ein Teil der deutschen Studentenschaft der geplanten Hochschule für Journalistik zuströmen wird, wirds mit dem Ruf der Fackel in Deutschland, sagen wir, alle sein. Wozu über solche Tatsachen Klage führen? Klagen wir über die Ursachen! Wäre es möglich, daß die Fackel, die doch in deutscher Sprache geschrieben ist, in

Deutschland bekannt ist, so wäre ja kein Weltkrieg möglich. Nicht daß die Fackel ihn verhindert hätte. Aber die geistige Beschaffenheit der deutschen Menschen, von der ja im Wesentlichen die Entscheidung abhängt, ob das Leben in den Dienst des Kaufmanns und somit auch in den Dienst der den kaufmännischen Interessen dienstbaren Schutzmittel gestellt (also merkantilisiert und generalisiert) werden soll, wäre eine andere. Keine der neuzeitlichen Tatsachen habe ich durch meine geistigen Lebtage besser verstanden, als daß die Fackel in Deutschland, also vor allem in der deutschen Studentenschaft, sehr wenig bekannt ist. Wäre sie es, so wäre sie nicht.

* * *

In der ‚Neuen Züricher Zeitung' — in einer jener Ausgaben, die nicht zu uns kommen — war im vergangenen Sommer ein Zitat aus einem kürzlich entdeckten »Büchlein von Goethe« zu lesen, das im Todesjahr, 1832, »von Mehreren, die in seiner Nähe lebten, zum bessern Verständnis seines Lebens und Wirkens« in Penig (Sachsen) herausgegeben wurde. Die Verfasser, die, unter Zusammensetzung von fünf Buchstaben mit dem spanischen Wort »AMIGO« unterzeichnen, im Herder- und Klopstock-Kreise vermutet werden und deren Geistigkeit jede Verbindung mit den »Goethe - Feinden (Kotzebue, Pustkuchen, Menzel, Börne und Saphir)« undenkbar erscheinen läßt, sollen manches zumal nach heutiger Auffassung Abträgliche über Goethes Persönlichkeit auszusagen wissen, bis heute Unbekanntes, aber auch die literarhistorisch feststehende These: »Er hat — soweit es das Vaterland betraf — für unser Volk kein Herz gehabt!« Worin natürlich nicht Goethe, sondern das Vaterland problematisch wird, und wozu zu sagen wäre, daß vor den heutigen Wortführern des Vaterlandes Goethes anationales Denken getrost als antinationales verteidigt werden soll. Das mit dem Mangel an patriotischem Herzen, wie mit dem Mangel an Herz überhaupt verhält sich nämlich so: man könnte mit solchen Maßstäben Goethe zur Not richten, wenn man mit ihnen zu ihm hinaufkäme. Die »Fehler Goethes« können mit freiem deutschen Auge nur deshalb bemerkt werden, weil sie so weit, so hoch über der Ebene liegen, auf der sich die Betrachtung

vollzieht. Ich weiß nicht, wie nahe die jetzt entdeckte Schrift, die ja etliche Verfasser hat, dieses Niveau streift. Sie muß aber manches enthalten, das hoch genug im Geiste ist, um sich von der landläufigen Literaturgeschichte zu entfernen und Goethe anschauen zu dürfen. So enthält sie eine Schilderung, deren Lebendigkeit für ihre Wahrheit spricht und welche als Kunstwerk einer Beschreibung, die alle Impressionismen heutiger Literaturpässe beschämt, zumal aber als das zwingend echteste Porträt Goethes, als mächtige und absichtliche Korrektur der gemalten, aufbewahrt werden muß. Durch alle Zeit hindurch: durch eine Zeit, die sich nur dafür interessiert, wie ihre Handelsunterseebootkapitäne ausgeschaut haben, — hindurch!

Seine Gestalt.

Ich stand in frischer Jugend, er in hohem Greisenalter, als ich zum erstenmal zu ihm kam. Und schon als er eintrat, fing seine Herrschaft an, obgleich er noch in der Türe weilte, und ich eben meine tiefe Verbeugung dem Minister endigte; denn er, auf dem schon die Last reicher, gewichtiger Jahre lag, hatte eine weit geradere Haltung als ich, dem die kräftigste Jugend voll Lust und Nahrung und Genuß noch die eigenen Jünglingsjahre als feste Stütze gab. Er stand wirklich wie ein geborner König da, und man sah, daß seine Locken die Wolken streiften, mit denen Sturm und Regen, Blitz und Donner über unseren Häuptern vorüberziehen. Ich habe nicht Poesie genug in meinem Vermögen, diesen Urtypus einer Greisennatur zu beschreiben, aber ich will's versuchen, so gut ich's kann.

Das Göttliche, das die Natur ihm mitgegeben auf der Wanderung durch die Erde, zeigte sich am deutlichsten in den oberen Teilen seines Körpers wie seines Gesichtes. Eine hohe Jupiterstirn, gewölbt wie die Wölbung des Himmels, unter dem die Erde ruht; die Brauen kühn gezogen; die Nase gebogen und doch edel; der Mund etwas gekniffen: teils vom Alter, teils vom Verschweigen, das er sehr liebte; denn er tat oft und gern geheimnisvoll mit dem Gewöhnlichsten geradezu denen, die ihm am nächsten standen. Um den Mund hatten sich die Furchen des Egoismus in vielfachen krausen Linien gesammelt, und es lag wohl manches Große, aber wenig Edles darin. Sein Auge zu malen und zu deuten, ist fast unmöglich; es rollte weder in schönem Wahnsinn (in a fine frenzy), wie Shakespeare sagt, und wie es auf Stielers Bilde erscheint, noch war es träumerisch und matt wie in Vogels Zeichnung; es hatte keinen breiten und keinen scharfen Blick, und doch einen ganz eigentümlichen, ich möchte ihn gewölbt nennen. Ich habe es oftmals angeschaut dieses Auge, in den verschiedensten Momenten,

und fand es immer sich gleich und doch immer neu. Die Augäpfel lagen erhaben auf ihrem weißen Felde, als wären sie nicht mit dem Auge entstanden, sondern ihm später eingedrückt; sie bewegten sich langsam, aber was sie faßten, faßten sie fest und hielten es sicher, bis ans Ende. Sie waren wirklich die Repräsentanten der Sicherheit seines geistigen Blicks. Seine Brust zeigte sich breit, sein übriger Körper im vollsten Ebenmaß, sein Fuß klein. Jede Bewegung war schön, und vom Mittelpunkte nach außen, selten eingekehrt, nie eckig. Er sprach langsam, mit vollem Ton, und selbst im Eifer des Zorns in Ruhe; nur wenn er im Gehen mit sich selbst redete, was er oft tat, stieß er die Worte schneller heraus, doch immer rund und deutlich; er verschwieg zuweilen den Schluß des Gedankens, aber er verschluckte ihn nie; dagegen mußten zuzeiten einfache Laute die Stelle der Wörter vertreten.

So ist er mir oft erschienen, und mein Blut kreiste jedesmal ängstlich schnell durch meine Adern und drängte zum Herzen, wenn ich vor ihm stand; das machte aber eben nur das Göttliche in seinem Wesen, denn gerade in persönlicher Zusammenkunft zeigte er des Irdischen gar viel und spielte gern Verstecken mit denen, die ihn umgaben, oder fand Gefallen am weniger als Gewöhnlichen, weil er sich ausruhend damit beschäftigte.

Er trug gewöhnlich einen langen blauen oder braunen Überrock, im Sommer einen weißen oder gelben Schlafrock von Nanking, zu dem sein Garten hinter dem Hause mit den vielen reichblühenden Rosenbüschen ihm gar wohl stand. Sein weißes Halstuch lose um den Nacken geschlagen, ohne Schleife oder Knoten, deckte, von einer einfachen goldnen Nadel gehalten, mit den übereinander liegenden Zipfeln den Oberteil der Brust. Der Rock war ziemlich hoch hinauf zugeknöpft. Sein Galaanzug war ganz schwarz, Frack und lange Beinkleider; auf der Brust ein einziger Stern; sein Haar obwohl grau, doch dunkel und kräftig, ward dann gewöhnlich durch Kunst gelockt, doch rief die Natur auch ohne Zwang diese Locken hervor. Anderen Schmuck als jenen Stern habe ich nie an ihm bemerkt.

Eine wahrhaft antike Ruhe herrschte in seiner ganzen Erscheinung vor; ich sah einmal den modern-eiteln August Wilhelm v. S. (Schlegel) ihm gegenüber; es war als ob — verzeih' das unedle Bild, aber es ist deutlich und trifft — es war als ob ein gelecktes Bologneserhündchen um eine edle Dogge herumspränge und kläffte. Um beide schlang sich damals ein Kranz von Blumen und schwarzen Krähen, und jener Abend mit seinen Kontrasten wird vielleicht noch manchem erinnerlich sein.

Sendung

Der tote Bruder schickt mich in dein Leben
und läßt dir sagen: Nie verläßt er
die Freundin, ihm verloren nur als Schwester.
Etwas von ihm blieb hier, sich zu verweben
mit einem Teil von dir; sich so zu binden,
daß du ihn sollst im Diesseits wiederfinden.
Beklagst Verlust du, ist Gewinn daneben.
So still er ist, gestillt ist auch sein Sehnen;
nur der Erfüllung fließen deine Thränen.
Zu klarer Aussicht sollst den Blick du heben!
Ganz nah dort, Freundin, auf dem lichten Hügel
spielt er und in dem Erdenspiegel,
den uns des Lebens Schatten noch umgeben,
beschaut er gern sein unverblichnes Bild,
und staunt, daß er es sei: so mild
vor der Vollkommenheit, sie anzustreben
so feurig; und das ganze Herz bereit,
zu Gott zu fliehen aus der engen Zeit,
der Staub und Blut an Kerkerfenstern kleben.
Er will nicht, daß du weinst. Es sprach der Tote:
»Geh du zu ihr, sei Ich ihr, sei mein Bote!
Tod heißt nur: zwischen ihren Sternen schweben.«

Landschaft

(Thierfehd am Tödi, 1916)

Thierfehd ist hier: das sagt dem Menschsein ab,
daß er es werde —
wie an der Wand empor zum Himmel reicht
die Erde.
Was hinter uns, war schwer. Hier ist es leicht.
Die Welt verläuft in einem grünen Grab.

Ein Stern riß mich aus jenes Daseins Nacht
in neue Tage.
Fern webt von blutiger Erinnerung
die Sage.
Der weltbefreite Geist ist wieder jung,
nichts über uns vermag die Menschenmacht.

Du Tal des Tödi bist vom Tod der Traum.
Hier ist das Ende.
Die Berge stehen vor der Ewigkeit
wie Wände.
Das Leben löst sich von dem Fluch der Zeit
und hat nur Raum, nur diesen letzten Raum.

Glossen

Kernstock der Jugend!

so heischt die ‚Reichspost' und schon ist es ja erfüllt. Denn:

Eine Kunde voll freudvoller, bedeutsamer Wichtigkeit: Ottokar Kernstock ist als Dozent in die Lehrerakademie des Wiener Pädagogiums berufen worden, wo er über Poetik, Rhetorik und Stilistik lesen wird. Heute noch die Bedeutung Kernstocks als Dichter erörtern zu wollen, hieße Eulen nach Athen —

Nicht doch, gebt uns Eulen und sehet ab von der Verzehrungssteuer! Dichter haben wir genug im Krieg. Aber Eulen — nöt immer nur nach Athen, wo ohnedies die Entente aufpaßt. Wir aber müssen uns mit dem Kernstock durchfretten. Er kommt also von der Festenburg, wo er oft »schwärmerischen Jünglingen und Mädchen eine Erinnerung ins Stammbuch« geschrieben hat. Aber was denn nur für eine? Jahr um Jahr flogen von dort »seine Lieder ins Land, Lieder von kraftvoller, dabei doch sinniger und oft unbeschreiblich zarter Eigenart, Lieder —« Ja welche denn nur? Nun wird er in mündlichem Vortrag der Jugend »die Schönheiten der Dichtkunst erschließen«. Ja aber, welche denn nur? Und sie alle werden »entflammt an seiner Flamme, das Empfangene dereinst als Lehrer tausendfältig weitergeben und in die Herzen einer neuen Jugend wird versenkt werden, was dieser eine Mann auf seiner waldumrauschten, einsamen Burg in jahrzehntelanger Arbeit ergründete«. Ja aber was denn nur? Ein Mann, »der mit feuriger, begnadeter Zunge alle lebendigen Schönheiten der Gotteswelt zu preisen versteht«. No ja aber welche denn nur?

Gebet vor der Hunnenschlacht.

Bedrängt und hart geängstigt ist
Dein Volk von fremden H o r d e n,
Durch Übermut und Hinterlist,
Mit Sengen und mit M o r d e n.
Wir schrei'n zu dir aus tiefster Not
Der deutsche Name ist zum Spott
Der schnöden Heiden worden.
O Herr, der uns am Kreuz erlöst,
Erlös' uns von der Hunnenpest!
Kyrie eleison!

Gerecht, Herr, ist dein Strafgericht!
Die Schuld ist unser Eigen.
Uns schlug der Feind ins Angesicht —
Wir litten es mit Schweigen.
Wir hatten nicht des Windleins acht,
Und als der Sturmwind dran erwacht,
Ließ mancher Mann sich beugen.
O Herr, der uns am Kreuz erlöst,
Erlös' uns von der Hunnenpest!
Kyrie eleison!

Wir flohn den frischen Kampf; uns war
Ein fauler Frieden werter.
Wir boten Gold und Geiseln dar —
Der Drang ward immer härter . . .
etc.

Es kann somit »nicht ausbleiben, daß Kernstock, geadelt durch seinen Priesterberuf, auch als Mensch die allertiefste und nachhaltigste Wirkung auf seine jungen Zuhörer ausüben wird«. Wie denn auch anders?

Mit uns sind die himmlischen Scharen all,
Sankt Michel ist unser Feldmarschall.

Ja, immerhin, »einen Augenblick lang wird ja der Pfarrherr von der Festenburg gezögert haben, seine verträumte, stille Poetenklause im steirischen Wald mit dem Lärm der Großstadt zu vertauschen. Einen Augenblick lang nur —«:

Da winkte Gott — der Rächer kam,
Das Racheschwert zu zücken
Und, was dem Schwert entrann, im Schlamm
Der Sümpfe zu ersticken.

Etsch. »Dann wird wohl die Erkenntnis in ihm gesiegt haben, welch hoher Beruf sich ihm hier erschließt, welch neue Möglichkeiten ethischer, künstlerischer, kulturfördernder Betätigung sich ihm hier bieten. Und die Stimme dieser Erkenntnis wird bald die Oberhand gewonnen haben über das verlockende Rauschen der Tannenforste um die Festenburg —«, denn:

Steirische Holzer, holzt mir gut
Mit Büchsenkolben die Serbenbrut!
Steirische Jäger, trefft mir glatt
Den russischen Zottelbären aufs Blatt!
Steirische Winzer preßt mir fein
Aus Welschlandfrüchtchen blutroten Wein!

So schön hat das die Reichspost g'schrieben übern Kernstock, ah, des müssn S' lesen!

* * *

Meine Zusage

Ich habe diese Aufforderung erhalten:

Wien, den 15. September 1916.

Euer Hochwohlgeboren!

Der Vorstand des k. k. österr. Militär- Witwen- und Waisenfondes gedenkt einen Kalender größeren Stiles, der sowohl ein Nachschlagewerk für alle Bedürfnisse des täglichen Lebens, als auch ein Sammelwerk literarischen Inhalts sein soll, noch im Laufe dieses Jahres herauszugeben. Dieser Almanach des k. k. österr. Militär-Witwen- und Waisenfondes, wenn man ihn so nennen darf, soll dann jedes Jahr erscheinen und dem der Unterstützung so sehr bedürftigen k. k. österr. Militär-Witwen- und Waisenfonde eine Quelle ständiger Einnahmen sein.

Für den literarischen Teil des Kalenders bitten wir nun Euer Hochwohlgeboren recht herzlich um freundliche Mitarbeit.

Es würde uns eine ganz besondere Ehre sein, Euer Hochwohlgeboren mit einem Beitrag vertreten zu sehen und wären für gütige Überlassung einer literarischen Arbeit, welcher Art immer, sehr zu Dank verpflichtet.

Sollten Sie die große Liebenswürdigkeit haben, uns durch einen Beitrag zu erfreuen, so möchten wir um recht baldige Einsendung des Manuskriptes bitten, da die Zeit zur Drucklegung sehr drängt.

Bei Übersendung eines allfälligen Manuskriptes aus Ihrer geschätzten Feder bitten wir freundlichst anzugeben, welches Honorar wir für dasselbe überweisen dürfen.

Genehmigen Sie die Versicherung ausgezeichneter Hochschätzung, mit welcher zeichnet

Für den Vorstand des
k. k. österr. Militär-Witwen- und Waisenfondes

unleserlich — Vice-Präsident.

unleserlich — Vorstandsmitglied.

P. S. Alle Zuschriften und Sendungen in dieser Angelegenheit wollen Sie gütigst an die Zentralkanzlei des k. k. österr. Militär-Witwen- und Waisenfondes, zuhanden unseres Vorstandsmitgliedes,, Hauptmann Paul Siebertz, Wien III. Auenbruggergasse 2 der mit der Redaktion des Kalenders betraut ist, adressieren.

Ausdrücklich betone ich, daß ich sowohl für das Manuskript wie für einen Nachdruck auf jedes Honorar verzichte, dieses vielmehr eben dem Zweck überlasse, dem das Werk zugedacht ist, und daß ich sogar so weit gehe, meine sämtlichen Kollegen, die mit Beiträgen vertreten sein werden und dafür Honorare genommen haben, abgesehen davon, daß sie schlechte Schriftsteller sind, für unanständige Menschen zu halten, weil sie, anstatt die Literatur zu verkürzen und einen wohltätigen Fonds zu vermehren, es umgekehrt gemacht haben.

* * *

Ein Fachmann

Direktor v. Gwinner über den Krieg.

Berlin, 16. August.

Der »Lokalanzeiger« gibt einen in einer Feldzeitung im Westen veröffentlichten Brief des Direktors der Deutschen Bank, Artur von Gwinner, an seinen Neffen wieder, der sich mit der Frage der Kriegsanleihe befaßt . . . .

Er rät, »den Krieg bis zu einem siegreichen Ende fortzusetzen«. Dieser Goldonkel scheint ein Kriegsgewinner zu sein.

* * *

Wahrung berechtigter Interessen

»Leutnant Wilhelm Frankl, der in Anerkennung seiner hervorragenden Leistungen als Fliegeroffizier nach seiner Beteiligung an den erfolgreichen Luftkämpfen südlich von Bapaume am 9. August vom Kaiser Wilhelm mit dem Orden Pour le mérite ausgezeichnet wurde, ist, wie bereits gemeldet wurde, ein Hamburger und steht im 22. Lebensjahre.... Sein Bruder ist der Chef des an der Ecke der Kärntnerstraße und der Schwangasse befindlichen Geschäftshauses, der mit persischen und

antiken Teppichen Handel treibt. Auch Hermann Frankl war zu Beginn des Krieges eingerückt, wurde aber dann aus dem Kriegsdienste entlassen. Er und seine Umgebung verfolgen mit begreiflichem Interesse die Tätigkeit des jüngeren Bruders als Flieger.«

* * *

Er stellt sich vor auf der ersten Seite die Zarin

Wien, 19. August.

Alix von Hessen ist der Mädchenname der Kaiserin Maria Feodorowna .... noch in der Baumschule des Lebens und bereits in der Rinde gekerbt .... Sie ist Kaiserin Maria Feodorowna und darf sich nicht einmal gestehen, daß sie beim Abschied geschluchzt hat.... Was ist aus Alix, die auch nicht beten darf, wie die verstorbene Mutter sie es gelehrt hatte, geworden, nachdem sie von der Politik hinausgestoßen wurde in die düstere Verlassenheit an der Seite eines Zarenthrones .... Der Anlaß zu dieser Frage ist die eigentümliche Meldung, daß die Kaiserin bis in die vordersten Linien der russischen Front, wo die deutschen Stellungen bereits in Sicht waren, gegangen sei. Vielleicht sind auch jüngere und ältere Männer aus Hessen in den Schützengräben gewesen, die Maria Feodorowna bei dem Besuche auf dem Schlachtfelde gesehen hat; vielleicht hat ein Zufall es gefügt, daß es Freunde aus der Jugendzeit waren, Söhne oder Gatten ihrer Gespielinnen, Nachbarskinder und jedenfalls Landsleute und Deutsche. Alix stand am Rande des russischen Drahtverhaues und schaute hinüber nach Wiesen und Feldern, die nur wenige Meter von ihr entfernt gewesen sind und von wo ein Windstoß manchen Laut zu ihr hinübertragen konnte, der ihr trotz aller Wandlungen vertraut bleiben mußte ....

Alix lebt noch in der Kaiserin Maria Feodorowna .... Sie ist nicht in die vordersten Linien gekommen, um den Russen zu beweisen .... Sie wollte nicht zeigen, daß sie ausgelöscht habe, was an Liebe dereinst dem deutschen Volke gehörte, und daß sie voll Haß wie eine Russin hinüberblicke auf den Feind. Sie hat sich nicht von ihrer Vergangenheit schroff abheben wollen und sich vor der Nachwelt mit solchem Trotze, der jeder Menschenwürde gespottet hätte, bloßgestellt. Sie ist eine unglückliche, gebrochene Frau .. beständig von einem Kummer gequält, der sich in ihren Kopf hineinbohrt und nicht losläßt, bis die Nerven erliegen. Sie hat um die Gesundheit ihres Sohnes gezittert und mit gerungenen Händen zum Himmel aufgeschrien .... Den Namen konnten die Russen ihr ausziehen, als wäre er nur ein Kleid. Ein Gebetbuch ..

onnten sie ihr aufzwingen, aber das deutsche Gemüt war nicht aus ir herauszureißen .... Eine Spur von Alix muß och vorhanden sein ....

...und schaute hinüber zu den Deutschen, wo uch kostbares Blut fließt, und dachte vielleicht an ihre iroßmutter .... Den natürlichen Wunsch einer Frau, der chrecklichen Metzelei, der Kümmernis und der Not ein Ende zu achen, traut sich der Mund nicht auszusprechen, weil die Kaiserin Maria Feodorowna der Alix nicht zu viel nachgeben arf. Sie schaute hinüber, und auf ihren verschlossenen Lippen nochte das Wort vom Frieden schweben ....

...Vielleicht haben sie den Ausschnitt eines Salonkrieges ür sie hergerichtet .... Das langsame Abklingen der Krise .. nag in Petersburg nach dem Aufschäumen des Erfolges noch nicht erkannt werden .... Der Zar hört auf sie, und Alix, lie weggetauft wurde, ist ihm mehr als Maria Feodorowna.

Und in der Stadt, die es liest, bricht nicht eine Panik der Heiterkeit aus.

* * *

Er stellt sich vor auf der zweiten Seite die Frau König

Wien, 19. August.

Der Kapitän der »Deutschland« steht am Sehrohr .... Wie Gladiatoren möchten sie ihn durch Netze umstricken, wie einem nicht zu bändigenden Pferde möchten sie ihm die Schlinge überwerfen, das eiserne Lasso der Torpedoboote, um ihn zu verderben ....

... Aber als der Krieg sie vor die harte Frage stellt, wählt sie nicht ihn, nicht das Vaterland, das sie durch ihn erhalten hat, sondern sie kehrt in ihr England zurück, vielleicht aus innerer Kühle, die volles Hingeben verhindert, vielleicht in der Hoffnung, ihr Gatte werde in der Menge verschwinden .... So dämmert sie durch die Monate, durch die Jahre des Krieges hin, immer in der Hoffnung, es wird sich doch ein Ausgleich ergeben zwischen ihrem englischen Gefühl und der Gemeinschaft mit dem Gatten ....

Da eines Tages .. liest sie .... Die erste Regung war Stolz. Ihr Paul war doch ein anderer als die anderen .. Der ließ sich nicht rammen und nicht erdrosseln. Der kannte sein Geschäft, der hatte auch den Ernst und den Willen dazu ....

...Fort mit dem freundlichen Bild. England muß siegen und jeder, der es beleidigt, ist geächtet, sei es ihr Gatte oder ihr Kind, und müßte sie sich auch selbst mit ihrem ganzen Dasein opfern und zu Grunde gehen. Sie weinte.

Dann aber kamen Stunden der Einkehr. Sie, die bisher in der steten Arbeit der Tage nur wenig die Ereignisse und ihre

Einzelheiten verfolgt hatte, vertiefte sich in die Zeitungen .... Und da löste sich leise etwas in ihrem Innern . .

. . . und sie blieb doch Angehörige ihres Vaterlandes, patriotisch bis in die Fingerspitzen, Engländerin, Mutter englischer Kinder!

Englischer Kinder? Eben jetzt flog die Tür auf und ein Dreizehnjähriger stürmte mit glühenden Wangen vom Spielplatz herein, packte die Mutter förmlich gewaltsam an, umarmte sie und schrie: Ist das wahr von Papa? Und als sie es bejahte, küßte sie das Kind noch heftiger und stieß hervor: Ich bin stolz auf ihn. Sie wollte ihm leise verstandesmäßig widersprechen, aber sie vermochte es nicht; sie neigte ihr Haupt und sah in die Augen des Jungen, sah tief hinein und glaubte auf ihrem Grunde ein neues Bild aufschimmern zu sehen, das Bild eines reineren gegenseitigen Verstehens, einer stärkeren Anpassungsfähigkeit, einer besseren Zukunft.

Vielleicht hat sie es so empfunden, die Gattin des Kapitäns der »Deutschland«. Vielleicht wird aus ihrem Erleben die Erkenntnis sich verstärken, daß es auch im Völkerdasein nichts ganz Gradliniges gibt, daß überall die Kreuzungsflächen sich schneiden .... Dann wird sie sich vielleicht in einer stillen Stunde an ihn schmiegen und ihn leise fragen: Wie war das bei der Rückfahrt? Ich habe solche Angst gehabt .... Und er wird in Erinnerung an so viel Arbeit und so viel Leiden die Augen schließen und sie küssen.

Ward je in solcher Laun' ein Weib gefreit? Sie also wird ihn interviewen und er wird sie dafür küssen. Und der Mann, der unberufen eine Einbildungskraft hat, wird sich vorstellen — er wird sich vorstellen, damit kein Unberufener zuschaut.

* * *

Ein Korybant

»Deutschland«, sei gegrüßt!

Von Generaldirektor W. Kestranek.

Die »Deutschland« ist zurückgekehrt! Welch tiefe Bewegung löste diese Freudenbotschaft aus. Ergriffenheit, die nicht mit der Zunge sprechen kann, sondern sich nur in tränenfeuchten Augen spiegelt, fesselt uns zuerst in ihren Bann; dann löst er sich plötzlich in den widerhallenden Jubelruf: Die »Deutschland« ist zurückgekehrt! — Staunen, Bewunderung, Dankbarkeit, Erhebung, Siegesgefühl — alle diese hervorstürzenden Empfindungen wühlen unsere bebende Seele mächtig auf. Es straffen sich die Muskeln, es ballen sich die Fäuste und unseren Körper durchströmt erhöhtes Kraftbewußtsein, wie nach einem großen Sieg ....

Prager Eisen muß glänzend stehn.

* * *

Das Monument

... Hier oben steht Kapitän König, blond und wettergebräunt, in nasses, ölgetränktes Lederzeug gehüllt, Jacke, Hose, Gamaschen und Stulphandschuhe. Er ist ein Mann, der zähe und mutig, mit klarem Kopf und scharfem Auge tausend Gefahren und Mühen überwunden hat und sich ihrer Spuren nicht schämt. Er ist auch nicht feierlich und großartig, sondern einfach, vergnügt und glücklich. Er schwingt ununterbrochen die Mütze, wenn ihm zugejubelt wird. Er nimmt sein Sprachrohr und schreit uns ein dreifaches Hurra auf die neutrale, verbündete und deutsche Presse zu.

Sogar interviewen kann man den Kapitän, wenn auch nur in der lakonischesten Form, ein amerikanischer Kollege zeigt uns das Kunststück.

»Hallo, Captain König!« brüllt er aus Leibeskräften, »wie gefällt Ihnen Baltimore?«

»Ausgezeichnet!« schreit König durch das Sprachrohr zurück. »Es war sehr schön da....«

* * *

Einzelheiten

...Man fragte weiter, ob der freundliche Empfang in Baltimore nicht etwa nur der Ausfluß des amerikanischen Vergnügens an der Sportleistung gewesen sei.

»Keineswegs«, erwiderte der Kapitän, »es war ein wirklich herzliches Entgegenkommen.«

Dutzende Postkarten und Speisekarten der Festtafel wurden ihm zur Unterschrift dargereicht. »Oho! Oho!« rief er, »das ist beinahe so wie in Amerika.«

Jemand warf dazwischen: »Sie müßten sich eine Sekretärin anschaffen.«

Lächelnd antwortete er: »Ein Sekretär wäre mir lieber. Mit einer Sekretärin weiß man nie, wie man dran ist.«

»Aber gut sehen Sie aus, Kapitän«, sagte ein anderer. Und König darauf: »Das ist die Sonne von Baltimore.«

* * *

Details

Ein Gespräch mit Kapitän König.

Mitteilungen über die Fahrt der »Deutschland«.

In einer Unterredung mit unserem Spezialberichterstatter.

Bremen, 25. August.

Ihr Spezialberichterstatter hatte eine Unterredung mit Kapitän König.

Kapitän König erschien mit Präsidenten Lohmann zu einem Frühstück und empfing dort eine Anzahl Journalisten.

Kapitän König äußerte sich folgendermaßen:

»... Unsere Fahrt verlief sehr gut. Über die Fahrt selbst kann ich kein Wort mehr sagen.«

* * *

Schnell gealtert

25. August, Abendblatt, 3. Spalte unten, vorletzte Zeile:

Kapitän König hat seine erste Fahrt mit dem Handelsunterseeboot »Deutschland« nicht als Jüngling gemacht. Er steht heute im Alter von 50 Jahren, hat aber nach dem Urteil jener, die ihn kennen, nicht das Aussehen eines älteren Mannes.

26. August, Abendblatt, 3. Spalte unten, vorletzte Zeile:

Man würde diesen 49jährigen Seefahrer, der jedoch viel älter aussieht, am ersten für einen niederdeutschen Ackerbauer halten, der von Jugend an hinter dem Pfluge zu gehen gewohnt ist, namentlich wenn er die Züge zum Lächeln verzieht.

* * *

Nicht Beethoven, sondern Lohmann

»Beim Rathause zu Bremen steht, mit dem Schwerte in der Hand . . der Roland, der Schützer der Freiheit der Gemarkung . . . . und frei wie er ist der Geist geblieben, der im wildesten Schlachtenlärm sich zu Schöpfungen des Genies erhebt....«

Gemeint ist das Handelsunterseeboot, wiewohl dieses doch in Konstruktion und Bestimmung einigermaßen mit dem wilden Schlachtenlärm zu tun hat.

* * *

Schlüsse auf Bewunderung

Der Eindruck der Fahrt der »Deutschland«.

Nach der nämlichen Quelle hat während des ganzen Krieges auf die Briten kein Ereignis solchen Eindruck gemacht, wie die Amerikafahrt des Handelsunterseebootes »Deutschland«. Als die Zeppeline über London erschienen und Bomben warfen, war zwar die Empörung allgemein. Aber allen Zorn durchklang hinwieder nur die Bewunderung der für jede sportliche wagemutige Leistung so empfänglichen Engländer. Ihr Verhalten der Reise des Unterseeschiffes gegenüber, das diesmal kein Wort der Bewunderung und Anerkennung aufkommen ließ, beweist am besten den

ungeheuren Eindruck und die Überraschung, die jenseits des Kanals gerade diese Fahrt hervorgerufen hat.

Das ist ein praktischer Maßstab. Sind sie empört, so ist es klar, daß sie voll Bewunderung sind. Um so klarer ist das, wenn sie nicht empört sind, aber auch kein Wort der Bewunderung verlauten lassen. Denn dann sind sie eben so voll von Bewunderung, daß es ihnen die Rede verschlagen hat.

* * *

Die Ehrenbilanz

»... Dieser einfache und schlichte Mann, der die »Deutschland« heimzuführen gewußt hat, ist ein deutscher Meister, und an das Volksfest auf der Festwiese in den »Meistersingern« mahnt der Empfang, den ihm heute seine dankbaren Mitbürger bereitet haben. »Ehret eure deutschen Meister, dann bannt ihr gute Geister!« Im Zeichen dieses Dichterwortes standen die Empfangsfeierlichkeiten, die dem Kapitän König und der Mannschaft der »Deutschland« im Hafen von Bremen zuteil wurden.

... Eine Ehrenbilanz dessen, was dank der zähen Opferwilligkeit und dem unentwegten Pflichtbewußtsein des Kapitäns König und der Seinen geleistet worden ist, hat Herr Lohmann gezogen ....«

»Paul König, der Kapitän des Unterseefrachtschiffes »Deutschland« hat eine Schilderung seiner ersten Reise nach Amerika geschrieben, dieselbe erscheint in den nächsten Tagen im Verlag Ullstein & Co.«

* * *

Die Bilanz

Ferner hatte Ihr Berichterstatter Gelegenheit, mit einem der Direktoren der Deutschen Ozeanreederei zu sprechen, und richtete einige Fragen an ihn. Das Gespräch verlief wie folgt:

Frage: »Ist die »Deutschland« schon ausgeladen?«

Antwort: »Die »Deutschland« ist noch nicht ausgeladen und ihre Ladung wird genau so behandelt werden, wie die jedes Handelsschiffes.«

Frage: »Sind die Annahmen zutreffend, daß die Deutsche Ozeanreederei durch die Fahrt der »Deutschland« einen Gewinn von mehreren Millionen hat?«

Antwort: »Diese Frage ist so einfach nicht zu beantworten. Das ist ein Geschäftsgeheimnis der Deutschen Ozeanreederei. Aber so viel kann ich Ihnen sagen, daß wir mit dem Ergebnisse der Fahrt zufrieden sind!«

Frage: »Erhalten Kapitän und Mannschaft der »Deutschland« eine besondere Belohnung?«

Antwort: »Von einer außergewöhnlich hohen Belohnung kann

nicht gesprochen werden. Kapitän und Mannschaft der »Deutschland« erhalten aber natürlich außer ihren Bezügen noch eine besondere Belohnung von uns.«

* * *

Der Erfolg der Wikingerfahrt

... Die Pressevertreter vereinigten sich zu einem Mahle in dem herrlichen Patriziersaale des Alt-Bremer Hauses.

* * *

Was sich tat

.... hatte die seltene Gelegenheit .... als gestern in dem allgemeinen Gedränge möglich war .... Seine kräftigen, eher derben Züge verraten die ländliche Abstammung, aber der kluge Ausdruck des wettergebräunten rasierten Gesichtes zeigt einen Mann, der gewohnt ist, sich in allen möglichen gefahrvollen Situationen zurechtzufinden.

Denn:

Mildtätige Hände entzogen ihn der Bedrängnis, so daß er endlich ein Plätzchen zum Niedersetzen fand, wobei er alsbald seiner Nachbarin, dem einzigen anwesenden Pressevertreter weiblichen Geschlechtes, das für einen Journalisten wenig tröstliche Wort zuflüsterte: »Ich darf ja über meine Reise gar nichts sagen.«

(In diesem Moment unterbricht mich die Schalek und ersucht mich festzustellen, daß sie nicht identisch ist. Sie hätte nicht mitgegessen, sagt sie, wenn sie nicht mitgefahren wäre; und sie wäre mitgefahren, denn mit Gefahren, sagt sie, läßt sie sich immer ein, und ausruhn tut sie nur auf Lorbeeren.)

Natürlich wurde jetzt eine Rede auf den Mann der Tat gehalten, welcher Pläne und Ideen glanzvoll verwirklicht habe.

Kapitän König nahm die Ansprache entgegen, verbeugte sich, stieß mit an und meinte hierauf zu seinen engeren Tischgenossen: »Ich bin kein Mann des Wortes, sondern nur Kapitän.«

Inzwischen war die Zeit vorgerückt, und die Herren von der Ozeanreederei mahnten zum Aufbruch ... .

Es ist eben ein Unterschied zwischen den Männern der Tat und den Herren von der Reederei. Aber die Menge, he, was tat sie? Sie harrte. Aber was noch?

.... draußen stand harrend die Menge und rief »Hurra!«, als er davonfuhr.

* * *

Aus dem Sprachschatz des deutschen Bürgertums

»Deutsches Bürgertum ist es, Millionen aufzuwenden, wenn es das Höchste gilt, trotz der Unsicherheit des Erfolges. Deutsches Bürgertum ist es auch, sich nicht entmutigen zu lassen, auf immer neue Auskunftsmittel zu sinnen und — wir haben keinen deutschen Ausdruck dafür — zu riskieren. Was heißt riskieren? Handeln auf eigene Verantwortung . . . .«

* * *

Mann und Frau

»Nein, meine Liebe,«

sagte der Kapitän König zu seiner Frau, die eine Engländerin ist, »in diesen schweren Zeiten muß ein jeder treu zu seinem Vaterlande stehen, du zu dem deinigen, ich zu dem meinigen, wir würden keiner von beiden einen Schuß Pulver wert sein, wenn wir nicht so handelten.«

Wie dem deutschen Kapitän das rechte Wort zur rechten Zeit einfiel! Wie doch die Phrase scheinbar von der Sache bezogen ist und dennoch lügt! Wir würden einen Schuß Pulver wert sein, wenn wir nicht so handelten. Wir sind aber auch einen Schuß Pulver wert, indem wir so handeln. Wir sind in jedem Falle einen Schuß Pulver wert. Ob diese Menschheit noch eine Zeit erleben mag, in der ein Gespräch zwischen Mann und Frau keine so unerbittliche Alternative bedeutet?

* * *

Seid ihr alle auch gesund? Jawoll, jawoll, jawoll!

Möchte meinen Bruder, Israelit, gerne glücklich an hübschem, bescheidenem Fräulein verheiratet sehen. Derselbe ist Prokurist und Ingenieur eines größeren Industrieunternehmens in Landeshauptstadt Nähe Wiens, militärfrei, zirka 160 Zentimeter hoch, 35 Jahre, gesund — — —

Heirat oder Einheirat wünscht tüchtiger, mosaischer, jedoch vollkommen freidenkender protokollierter Großkaufmann, 30 Jahre alt, kerngesund, vermögend, militärfrei . . . Konfession Nebensache — — —

Ein 30jähriger Israelit, 8000 Kronen Einkommen, enthoben, wünscht zu heiraten — — — —

* * *

Die neue Welt

Aus »Hygienischen Betrachtungen« eines Regimentsarztes und Dozenten in den ‚Feldärztlichen Blättern', die vom Preßbureau des Kriegsministeriums an die Tagespresse weitergegeben werden:

. . . Der Wert dieser Aktion lag nicht allein in der Entlausung . . . . Das regelmäßige Bad, oft gewürzt durch Kinovorstellungen . . hatte einen hohen seelischen Einfluß auf die Mannschaften, hob ihre Leistungsfähigkeit und Dienstfreude. Ein wichtiger Schritt nach vorwärts zur Erhaltung des Mannes.

Einzig und allein die Geschlechtskrankheiten sind es, die uns Sorge machen . . . . Bedenken wir, daß sich während dieses Feldzuges wohl schon eine namhafte Anzahl von Soldaten infiziert haben, daß die Geschlechtskrankheiten unter der Zivilbevölkerung des Kriegsgebietes und namentlich auch des Hinterlandes in unheimlicher Weise verbreitet sind, bedenken wir, daß die Volkszahl ohnehin unmittelbar durch den Krieg einen Verlust von vielen im kräftigsten Mannesalter stehenden Soldaten eingebüßt hat — —

Alles nur zu wahr, sogar, daß der Krieg den Verlust von vielen im kräftigsten Mannesalter stehenden Soldaten mit sich bringt, nur daß leider dieser Verlust noch immer nicht eingebüßt wurde. Und nun werden die Mittel zur Bekämpfung und Verhütung der Geschlechtskrankheiten angeführt, mit denen fertig zu werden eher einem Zauberlehrling hätte gelingen können, wenn er sich die Abwesenheit des Meisters zunutze gemacht hätte um einen Weltbrand loszulassen. Er hat aber lieber mit dem Wasser gespielt, weil er eben doch mehr Phantasie gehabt hat als die ganze Diplomatie der Welt. Um nun wenigstens wie der andere Diplomat in der Fabel die Quelle bei Donau-Eschingen mit dem Finger zuzuhalten, versucht die offizielle Welt allerlei Mittel gegen die Syphilis und sie gerät dabei endlich so weit, die Staatsgrundgesetze der Sittlichkeit aufzuheben und einen Ausnahmszustand der Schamfreiheit anzuerkennen. Not lehrt lieben. Wie aber drückt sich das in der Sprache der offiziellen Welt aus? Wie sagt es der Regimentsarzt?

Wir haben Bordelle mit einwandfreiem Material unter strengster militärischer Kontrolle etabliert

und verteilen soweit es nur geht, unentgeltlich Prophylaktika an Offiziere und Mannschaften.

Welch ein Umschwung welcher Welt! Nein, diese Freiheit meine ich nicht!

* * *

Einen bemerkenswerten Verlauf nahm

Hätte sich ein Siriusbewohner das vorstellen können, daß zwischen den irdischen Schlachtbänken mit einer täglichen Lieferung von Zehntausenden noch drei Spalten für den Ehebruchsprozeß des 73jährigen kaiserlichen Rates Anton H. übrig bleiben würden? Für die Erörterung, ob M. M., wie der 73jährige Angeklagte behauptet, nur »Mrs. Mary« bedeute oder wie der Richter argwöhnt, »Meine Mutz«? Ob er sie in das nahe Hotel nur geführt habe, »damit sie sich dort auf das Bett legen und ausruhen könne«, oder zu demselben Zwecke? Ob der Richter recht hat mit der Mahnung, daß es viel näherliegend gewesen wäre, ein Auto oder einen Wagen zu nehmen und die Frau in ihre Wohnung zu führen, oder der 73jährige Angeklagte mit der Versicherung, daß es in der gegenwärtigen Zeit vergeblich gewesen wäre, ein Auto oder einen Wagen zu finden — eine Frage, die der Siriusbewohner zu Gunsten des Angeklagten entscheidet, da er sich oft über das Geschrei einer ganzen Stadt nach dem einen vorüberfahrenden »Auto!«, auf das sämtliche Arme und Schirme weisen, beklagt hat und da es ihm auch bekannt ist, daß der Chauffeur des zweiten, stehenden Autos wie einer, der seine Pflicht hienieden bereits erfüllt hat, den Verzicht stöhnt: »Hob ka Luuft!«, während sie in London bekanntlich durch andauernden Automobilverkehr beweisen, daß sie mit dem Krieg tändeln. Zum Herzen gehend in dieser schweren Zeit ist die Erinnerung des Richters, daß er, der 73jährige Angeklagte, bei seinem Bildungsgrade und seiner sozialen Stellung, also als kaiserlicher Rat, hätte wissen müssen, daß man eine Frau, die zwar leidend, aber anständig ist, nicht in ein Hotel führe, weil dies entweder ihren Ruf »auf das höchste gefährden« oder die Gefühle des Gatten »auf das höchste verletzen« müsse. (Goldene Worte. Immer ist die Welt von neuem erschaffen, ehe sie

vors Bezirksgericht kommt, und siehe, es ist das erste Gspusi, das sich bis dato ereignet hat, nicht nur im Weltkrieg, sondern seit Erschaffung der Welt, und darum mit frischem, unverbrauchtem Pathos anzugehen.) Warum er, um Gotteswillen, es ist einfach unfaßbar, nicht wenigstens nachher dem Gatten das Ganze erzählt habe, da hätte er ihm doch sagen können: »So, da hast du deine Frau, bedanke dich bei mir!« Auf weiteres Befragen gibt der 73jährige Angeklagte an, daß seine eigene Frau 63 Jahre alt ist. Er selbst ist 73 Jahre alt. Die angeklagte Frau behauptet natürlich, daß nichts Unrechtes vorgefallen sei, das kennt man. Sie wird scharf ins Verhör genommen, sie ist auf dem Sprung, einen Lebenswandel geführt zu haben. Sie weist es von sich. Ihr Vater war an dem Tag todkrank, er wurde operiert, da werde sie doch nicht. Der Richter fragt sie, ob sie sich nicht bewußt gewesen sei, daß eine anständige Frau »mit einem andern Mann«, nämlich einem andern als dem Gatten, nicht in ein solches Quartier gehen darf. Und dann das mit dem Brief, wo Mutz oder gar Mutzi steht. Und noch ein dunkler Punkt. Auf dem Weg ins Hotel, das haben zwei Privatdetektivs erhoben, im Westbahnpark, soll er sie geküßt haben. Das ist nicht wahr. Der Angeklagte ist 73 Jahre alt, schwerhörig, er hat sich herabbeugen müssen, was in der Dunkelheit von den Detektivs als Kuß gedeutet worden sei. Nun kommt der spannende Moment. Es wird sich zeigen. › Der Richter läßt die beiden Angeklagten sich nebeneinander stellen und konstatiert, daß der viel größere Mann sich zu der Frau herabbeugen muß, wenn er mit ihr spricht.« Während nun der Privatdetektiv Max Neumann entschieden erklärt, daß sich die beiden geküßt haben, läßt Wenzel Dimek die Möglichkeit offen, daß er sich wegen der Dunkelheit getäuscht habe. Die Verteidigung macht geltend, daß der Touristenanzug des 73jährigen Angeklagten — mit Rucksack — dagegen spreche, daß er auf ein galantes Abenteuer ausging. Und schon gar nicht sei es der Frau zuzumuten, weil sie ihrerseits wieder vom Krankenbett des Vaters kam. Das macht auf den Bezirksrichter Mihatsch Eindruck und er nimmt nicht Ehebruch, wohl aber Verletzung der ehelichen Treue an, was fünfzig Kronen kostet. Die Begründung ist interessant. Der Richter hob hervor, und man kann sich denken, daß er selbst von der Bewegung, die im Auditorium entstand, fortgerissen ward, »er halte es für unmöglich, daß eine Frau einen solchen

Grad von Herzlosigkeit und Gefühlsroheit haben sollte, daß sie vom sterbenden Vater weg in die Arme des Geliebten eilen sollte, einem zärtlichen Abenteuer entgegen. Dies erscheine dem Richter horrend, unmenschlich und unglaublich. Den Kuß hält der Richter gleichfalls für nicht erwiesen, da bei dem horrenden Straßenlärm, der gerade an der Westbahn herrscht, es glaublich sei, daß der Angeklagte, selbst wenn er nicht schwerhörig wäre, sich zu der Frau herabbeugen mußte, um sich mit ihr zu verständigen.« Dagegen das Hotel und Mutz, das seien Dinge, die einer anständigen Frau unwürdig sind. Mihatsch neigt also bezüglich des Kusses der Auffassung Dimeks zu. Treffend ist die Bemerkung, daß die Möglichkeit, eine Frau könnte vom sterbenden Vater weg in die Arme des Geliebten eilen, ebenso horrend ist wie der Straßenlärm bei der Westbahn. Beide Übel werden sich aber auch, solang' die Welt steht, nicht aus derselben schaffen lassen. Freilich könnte man von einem Bezirksrichter verlangen, daß er zwar pferdepeitschende Fuhrknechte fleißiger abstrafe, aber sich nicht als Vorsitzender des Weltgerichts gebärde, daß er, solange diese Welt sich mit Trommelfeuer, Bomben und giftigen Gasen die Zeit vertreibt, sich bei moralischen Wertungen einige Bedenkfrist offen lasse und unter den unmenschlichen Dingen, die ihm heutzutag bekannt werden, sich nicht allzu lange und gewichtig bei Privatangelegenheiten aufhalte, die immer menschlicher sind als alles was von staatswegen geschieht. Unsittlicher als die Begebenheit, über die im Chaos öffentlich rechtzusprechen kein Kriegsparagraph bisher verboten hat, ist das Interesse, das dadurch genährt wird, und der Heißhunger, mit dem sich eine von Not und Tod unberührte Gesellschaft auf die »Ehebruchsklage gegen einen 73jährigen Mann« wirft, ist unter allen Scheußlichkeiten einer Zeit, die die Stirn in Eisen hat, sich die große zu nennen, das Scheußlichste. Wenn ich vorn in drei Zeilen sehe, daß vor unseren Stellungen ein Wall von Leichen aufgetürmt ist, und hinten in drei Spalten dieses Hochgericht über Mutz und ihren Alten, so bin ich auch ein Richter und weiß, daß nicht die Dinge, sondern die Kontraste mir horrend, unmenschlich und unglaublich erscheinen.

* * *

Von der Behelligung der Öffentlichkeit

Hat der Gerichtssaalreporter dem öffentlichen Interesse durch drei lange Spalten Rechnung getragen, so kommt der alte Sachverständige für Liebeshändel, der beliebte Faun Wittmann, ein 73jähriger Zeuge, ein rechtes Sonntagskind, an dessen Wiege, es war natürlich auch an einem Sonntag, sich die Charitinnen und die sympathischen Masseusen ein Rendezvous gegeben haben, und spendet noch acht Feuilletonspalten. Dieser muntere Seifensieder, der, nicht ahnend die Gefahren, welche die Heimkehr des Reservisten über Familie, Nation und Menschheit heraufbeschwört, scherzhaft die an und für sich ekelhafte Fortpflanzungspolitik befürwortet hat, ergänzt die Leistung des Reporters, um sich unter dem Vorwand der Mißbilligung einer Ehebruchsjudikatur über den Fall noch breiter ausschmusen zu können, natürlich nicht ohne Seitensprünge in jenes ihm geläufige Memoirengebiet, wo der Graf de Stainville seine Gattin einsperrt und der Herr de Gramont der seinen Schranken auferlegt, weil ja die hausmeisterische Dürftigkeit unseres Lasters die Zutat aus jenen Zeiten, in denen es noch einen »Alkoven« gab, gern hat. Das Übel, das der Gerichtsfall entschleiert hat, war, wie auch unser alter Vokativus erkennt, nicht die Geschlechtssünde, sondern deren Kriminalität und viel mehr noch als diese deren Publizität. Er hat also, wofern er nicht selbst zu ihr beiträgt, ganz recht. Wenn Vorfälle, die sich in einem Hotelzimmer abgespielt haben, bloß noch ein Gerichtszimmer passieren müßten, so würden wir's ja, so trostlos der Eingriff in die Menschlichkeit ist, hinnehmen. Der Abscheu setzt erst bei den offenen Türen des Gerichtszimmers ein und bei der Arbeit, die man die Aasgeier des Interessanten verrichten sieht und die schon im tiefsten Frieden ein Verdruß war. Was soll man aber dazu sagen, daß in demselben Blatte, das den Fall ausgewalkt hat und das wie kein anderes solche pikante Abstecher aus dem weltpolitischen Gemauschel liebt, nachträglich die Sätze erscheinen können:

. . . . Doch seither ist die Welt größer, Wien eine Zweimillionenstadt geworden . . . . Um die tausende Möglichkeiten ehelicher Treuverletzung, um jeden kleinen Riß und Biß hat sich das Gesetz wirklich nicht zu kümmern. Alle diese ekelhaften Familienskandälchen schon von der Schwelle des Gerichtes abzuweisen, sollten Mittel und Wege gefunden werden. Sie gehören höchstens in einen Scheidungsprozeß, der hinter verschlossenen Türen

geführt wird. Was erwarten denn eigentlich die eifersüchtigen Männer oder Frauen, wenn sie die Öffentlichkeit mit ihrem häuslichen Jammer behelligen? Ihr Glück ist dahin, die Liebe verflogen, und nur einen Wunsch haben sie noch, den, sich zu rächen. Ist aber die Staatsgewalt dazu da, dem einzelnen bei Befriedigung seines Rachedurstes Handlangerdienste zu leisten?

Nein, aber die Presse ist dazu da. Sie kann, wenn sie eine Tür nicht gerade verschlossen findet, nicht draußen bleiben. Sie muß hinein. Kein Mensch außer den Beteiligten und ein paar Gerichtssaalschmarotzern würde etwas von den Dingen, die die Zeitung so ekelhaft findet, erfahren. Darum müssen sie in die Zeitung kommen, damit die größere Welt, die Zweimillionenstadt auch etwas davon hat. Und nachdem es geschehen ist, müssen sich die Beteiligten, die ihr Ehebruch schließlich immer noch mehr angeht als Herrn Wittmann, von der Zeitung nachsagen lassen, daß sie die Öffentlichkeit mit ihrem häuslichen Jammer behelligen. Und es geschieht ihnen schließlich recht, wenn sie auf diesen Vorwurf nicht die Antwort finden, daß sie den Reporter, der ins Gerichtszimmer gekommen ist, und den Feuilletonisten, der ihnen daraus einen Vorwurf macht, mit einem und demselben nassen Fetzen traktieren.

* * *

Es gibt noch Richter in Ungarn

Heirat!

Bin 50 Jahre alt, kath., Senatspräsident eines Obergerichtes, mit 15.000 K jährl. Gehalt, habe Aussicht, in Kürze in die Rangsklasse mit 24.000 K jährl. Gehalt vorzurücken, bin vollk. gesund und rüstig, **hoffähig.** Meiner Gattin werde ich der liebevollste und zärtlichste Genosse u. Lebensgefährte sein, wie es eben unter Gebildeten entspricht. Näheres unentgeltlich bei Franz Davidovics, Budapest, Visegradi-utca 23.

* * *

Einen feschen Ministerialsekretär hat er auch

Ministerialsekretär

in Wien, 40 Jahre, kath., ledig, Einkommen 10.000 Kronen, Vermögen 60.000 Kronen, von sehr vorteilhaftem, f e s c h e n Äußeren, wünscht geb. Dame mit mäßigem Vermögen zu heiraten. Näheres diskret bei Franz Davidovics, Budapest, Visegradi-utca 23.

* * *

Phryne und Müller

(Die Artistin im Eva-Kostüm.) Die Artistin Hilda St. . . . . erschien im Vormonate in einem Kaffeehause in der Alleegasse auf der Wieden, angetan nur mit einem Regenmantel. Da ihre Kleidung bei den anderen Gästen natürlich Anstoß erregte, wurde die St. zur Polizei gebracht und dort fand man in der Tasche des Regenmantels ein von einem Herrn unterschriebenes Rosabriefchen, auf welchem die Worte zu lesen waren: »Liebe Hilda! Komme heute in derselben Toilette in das Kaffeehaus, in welcher Du neulich bei mir gewesen bist.« — Zur gestrigen Verhandlung vor dem Bezirksgericht Margareten war die Artistin nicht erschienen. Da sich ihre persönliche Einvernahme als d r i n g e n d n o t w e n d i g erwies, beschloß der Richter die Vertagung und ordnete für den Fall, als Hilda St. auch zur nächsten Verhandlung nicht kommen sollte, deren Vorführung an.

Die Vorladung dürfte kaum die Bitte enthalten haben, in derselben Toilette bei Gericht zu erscheinen, in welcher sie neulich im Kaffeehaus erschienen ist. Denn die Zeiten, wo Phrynen auf Bezirksrichter Eindruck gemacht haben, sind vorbei. Was hinreichend aus der Tatsache hervorgeht, daß der Freispruch, den der Richter in der Schlußverhandlung gefällt hat und gegen den weit weniger einzuwenden ist als gegen die Publizierung des Ereignisses, Entrüstung hervorgerufen hat, und eine, die sich sonderbarerweise in Zuschriften an mich Luft macht. Ein deutscher Mann, der tatsächlich »Friedrich Müller« heißt und mir versichert, daß meine letzte Vorlesung »alle Veranstaltungen in unserem lieben Nürnberg weit übertraf« — was ich nicht erwartet hätte —, meint, daß das Empfinden jedes sittlich denkenden Menschen auf das tiefste verletzt sei.

Ich hoffe zuversichtlich, daß es der Meisterschaft Ihrer Kritik gelingen wird, einen Richter d e s u n s v e r b ü n d e t e n S t a a t e s

in Hinkunft davon abzuhalten, gegen solch schamloses Treiben in dieser ernsten Zeit mit einem Freispruche vorzugehen. In der Hoffnung, die Angelegenheit vor das richtige Forum hiemit gebracht zu haben, zeichne ich Euer Hochwohlgeb. ganz ergebener . . . .

Es scheint eine Verletzung der Nibelungentreue ultra dimidium vorzuliegen. Der Bürger des uns verbündeten Staates hat sich in dem Forum, vor dem er sie belangt, nicht getäuscht. Wenn das Schreiben selbst fingiert wäre, so gäbe es doch das Bild jener vorhandenen Gesinnung, die mich als Richter dauernd davon abhält, gegen die ernste Zeit mit einem Freispruch vorzugehen.

* * *

Pranger und Presse in Preußen

In Berliner Blättern heißt es:

An den Pranger. Der Amtsvorsteher von Berlin-Britz gibt öffentlich bekannt, daß wegen würdelosen Verhaltens gegenüber russischen Gefangenen die Ehefrau Bertha Panzer geb. Reinhardt zu Britz, Bürgerstraße 32 wohnhaft, auf Anordnung des Oberkommandos in den Marken ernstlich verwarnt worden ist.

* * *

Was die Behörde bewilligt

(Ein bedenklicher Kaffeehausbesuch.) Die Private Rosa K . . . . . ein 20jähriges hübsches Mädchen, wurde vor einiger Zeit, als sie gegen Mitternacht das Café Ankerhof am Hohen Markt verließ, von einem Polizeiagenten verhaftet und dem Bezirksgericht Josefstadt unter dem Verdachte, ohne behördliche Bewilligung dem liederlichen Lebenswandel sich ergeben zu haben, eingeliefert. . . .

Es ist eine alte Geschichte, aber so schön stoßen auf dem Felde von Sittlichkeit und Kriminalität die Begriffe selten zusammen, wie hier, wo die behördliche Bewilligung zur Liederlichkeit vermißt wird. Die Behörde bewilligt, liederlich zu sein, aber sie bewilligt nicht, liederlich zu sein, ohne daß sie es bewilligt.

* * *

Das entschleierte Bild der Sais

Dem Paul Lindau, einem alten Schwerenöter von Beruf, ist es geglückt, den Schleier der Sais zu lüften.

»— — und kaum hatte ich den Schleier der Sais ein wenig gelüftet — —«

Der alte Mann, der in Berlin eine ähnliche delikate Tätigkeit ausübt wie der Kollege Wittmann in Wien und Schulter an

Schulter mit diesem in angenehmen Erinnerungen schwelgt, muß eine rechte Freude dabei gehabt haben. Zwischen dem verschleierten Bild zu Sais, der Hetäre Lais und dem Schleier der Maja hatte sich ihm, »der schon manchen Grad mit schnellem Geist durcheilt hatte«, eine erotische Verbindung eingestellt, der er restlos verfallen war, so daß er nicht nur seine Gesittung, sondern auch seine Bildung dabei verleugnen mußte. »Besinnungslos und bleich, so fanden ihn am andern Tag die Priester am Fußgestell der Isis«, was sag' ich, der Sais, der Mais, nein der Laja, ausgestreckt. Zu seiner Entschuldigung könnte er höchstens sagen, daß er der Versuchung der Neuen Freien Presse, in deren Hause ihm das passiert ist, erlegen war, wo es bunt zugeht und kurz zuvor eine Laufkatze Junge gekriegt hatte.

* * *

Die Schalek und der einfache Mann

Zwischen der Schalek, die an der Tiroler Front empfindliche Rückschläge erlitten hat und nachdem es ihr gelungen war in einen Teil unserer Schützengräben einzudringen, gleich darauf wieder hinausgeworfen wurde, ja einmal auch knapp vor unseren Artilleriestellungen einen strategischen Rückzug antreten mußte, zwischen der Schalek und einem dort beschäftigten Kanonier hatte sich ein Dialog entsponnen. Sie wollte hinausgehen, dort wo der einfache Mann ist, der namenlos ist, und fragte den Kanonier, dessen Aufgabe es ist, am Mörser den (im Hinterland jetzt raren) Spagat anzuziehen, was für Empfindungen er dabei habe. Der einfache Mann an der Front verstand nicht. Da wollte die Schalek wissen, was für Erkenntnisse er habe. Auch dies verstand der einfache Mann nicht, der nur so viel verstand, daß eine Frau die Frage an ihn richtete, wiewohl er nicht verstand, wie das möglich sei. Er sah die Schalek an und schwieg betroffen. Da sagte die Schalek: »Ich meine, was Sie sich dabei denken, wenn Sie den Mörser abfeuern, Sie müssen sich doch etwas dabei denken, also was denken Sie sich dabei?« Da verstand der einfache Mann, der namenlos ist, und sagte die Worte: »Gar nix!« Da wandte sich die Schalek enttäuscht, und ging weiter die Front ab. Der einfache Mann aber wurde strafweise nicht genannt.

* * *

Das ist mein Wien, die Stadt der Lieder

Das Witzblatt, dessen fachlicher Humor die so zeitgemäße Verbindung von Dreck und Feuer ist, bringt von einem seiner Handwerker eine Karikatur der Königin von Rumänien und von einem seiner Mundwerker den Text dazu:

»Ich lasse mich grundsätzlich mit Lilien photographieren. Die geben einen prachtvollen Kontrast zu meinem politischen und sexualen Leben.«

Keine Hundspeitsche würde sich auf solches Niveau herablassen wollen. Das muß auch der einfachste Mann an der Front zugeben, dem bis dahin die Unterscheidung von Humor und Niedrigkeit noch nicht in allen Fällen geglückt wäre. Denn die Gemeinheit besteht nicht in ihr selbst, sondern in der Bereitschaft, sie auszusprechen, wenn es infolge einer politischen Wendung erlaubt ist und die Neutralität eines Staates die Beschmutzung seiner Königin nicht mehr verbietet.

Daß sie die wehrlosen Ortsgenossen dieser Schande gewesen sind! Diese ehrvergessene Stadt, die die Auswucherung ihres heiligen Schubert durch Operettenkonsortien zuläßt und unterstützt und schon darum allein Pest und Bomben verdient hat; die einem leichenphotographierenden Weib in den Konzertsaal nachläuft und es zwar schicklich findet, daß die »alleinstehende Frau« an die Isonzofront, aber unschicklich, daß sie ins Kaffeehaus geht; die ihre Zahlkellner, ihre wahrsten Kulturrepräsentanten beauftragt, in der Epoche der Truppentransporte den Mangel an »Herrenbegleitung« zu beanstanden — dieses Wien ist offenbar von einem Dämon dazu verdammt worden, nicht unterzugehen, sondern im Gegenteil täglich sich selbst zu ertragen, sich hören zu müssen, sich sehen zu müssen, und die bitterste aller Schickungen durchzuhalten — sein eigenes Dasein!

Auf der Suche nach dem Menschen im Heros

Der Auswurf der gewiß nicht planetreinen europäischen Bevölkerung, also die Presse, ist, abgesehen von der kleinen Meinungsverschiedenheit, die zum Völkerblutbad geführt hat, völlig einig in dem Verlangen nach mehr Preßfreiheit, die bekanntlich eine der kostbarsten Errungenschaften der Menschheit bedeutet und von dem Gute der menschlichen Freiheit als solcher nicht zu trennen ist. Wiewohl nun das Recht, Mensch zu sein, nicht das geringste mit der Meinungsfreiheit, wie sie die Wegelagerer des Fortschritts propagieren, zu schaffen hat und man sich die vollkommenste Verfügung über die Lebensgüter recht wohl ohne eine tägliche Presse vorstellen könnte, wird dem Volk der unauflösliche Zusammenhang alles dessen, was der Mensch vom Leben zu fordern ein Recht hat, mit einer unzensurierten Journalistik so tief eingeleitartikelt, daß man sich wirklich eher Malkontente in einer presselosen Zeit als in einer brotlosen vorstellen könnte. Mehr denn je wagt es diese Profession von Tagdieben, die ihren Beruf verfehlt haben, geistige Freiheit in Verbindung mit dem Amt zu bringen, die Menschenwürde täglich ungestraft zur Kanaille zu machen. Daß eine Staatsanwaltschaft Nachrichten verbietet oder Kommentare, deren Lektüre vielleicht keinen Schaden am Staatsinteresse bewirken würde, deren Unterdrückung aber dort keinen edleren Teil verletzen kann, wird nur so laut beklagt, um die Leserschaft vergessen zu machen, daß eine Kulturanwaltschaft fehlt, die alles das zu verbieten hätte, was jene noch erlaubt. Die sittliche Verfassung, in der diese Gemeinschaft Anklagen gegen die Zensur erhebt, wird kaum besser als durch die Schrankenlosigkeit der Befugnisse illustriert werden können, die sie sich tagtäglich gegen die Überreste unserer Scham

und unserer Vernunft herausnimmt. Auf einer einzigen Seite drängen sich täglich hundert Beispiele, die solches Übermaß an Freiheit beweisen wollen. Aber keines hat in den letzten, ach so reichen Kriegswochen so gellend nach Beachtung gerufen wie der Entschluß des Herrn Arpád Pásztor, Sonderberichterstatter des »Az Est« — totenübel wird einem schon vor der Fülle der Abenteuer, die solche Namens-, Berufs- und Firmenverbindung enthält —, also der Entschluß dieses Mutigen, »Casement in Berlin« für das ‚Berliner Tageblatt' auszuforschen, Nachdruck verboten. Er macht sich auf den Weg, den Lebensspuren des Mannes nachzugehen, der den Märtyrertod gestorben ist, um den Würmern die Gelegenheit zu geben.

In Berlin verweilend fiel mir ein: Wäre es nicht zweckmäßig, fern von der Politik einen Mann zu suchen, der ihm nahestand, oder die Erinnerung, die von ihm zurückblieb, oder vielleicht die Hotels aufzusuchen, wo er lebte, die Frau, für die er vielleicht Neigung hatte, und dies alles noch heute? Ich möchte die noch vibrierenden Minuten erfassen, denn morgen, in ein paar Jahren, flieht schon die Zeit wie hundert Jahre vorüber, und in dem Heros sieht man nicht mehr den Menschen . . . Und gerade der Mensch ist doch das ewige Problem . . . .

Bei der Wahl, einen Mann, eine Erinnerung oder ein Hotel zu suchen, entscheidet er sich für dieses, und der Hotelportier des eigenen Hotels hilft schon, das ewige Problem zu lösen.

Der Hotelportier denkt nach auf meine Frage, ob er wüßte, wo Casement gewohnt hat?

Der Hotelportier weiß es nicht, aber es wird festgestellt, daß Casement in der Bar des Hotel Bristol verkehrt hat. Die Kellner werden interviewt.

Anton Schramm und Willy Rhon kannten ihn. Ich gebe weiter, was diese mir erzählten.

Dann gehts ans Forschen.

»Trank er gern?« »Nein. Er trank nicht viel. Am liebsten Martini-Cocktail.«

Das ewige Problem ist aber damit beiweitem nicht erschöpft. Die Frage der Fragen bleibt noch offen:

»Sah man ihn in Damengesellschaft?«

Niemals. Schwere Enttäuschung bemächtigt sich Arpáds. Er wendet sich verdrossen der Politik zu und interviewt Herrn v. Puttkamer, dem er den Ausspruch entreißt:

». . . . Einen Casement hängt man nicht . . . . Einen Casement, wie irgendeinen Dieb oder Mörder? Das ist eine richtiggehende englische Niedertracht.«

Herr v. Puttkamer verwendet absichtlich den Vergleich mit Dieben und Mördern, weil man einen Journalisten noch nicht gehängt hat. Die Menschheit fühlt sich unter der Presse zu wohl, um ihre Tyrannen an den Galgen zu wünschen. Sie erträgt es gern, daß nach dem Tod eines Märtyrers der Reporter in die Hotels läuft und fragt, ob er Damenbesuche empfangen hat.

Hospiz am Brandenburger Tor. Hier wohnte er zuerst in Berlin. »Christliches Hotel ersten Ranges« nennt es sich, und möglich, daß Casements Wahl darum auf dieses Hospiz fiel.

So wird der Portier ins Gebet genommen.

». . . Was für Menschen kamen her zu ihm?«
»Amerikaner, und ein-, zweimal ein Hindu . . .«
»Damen niemals?«
»Nie . . .«

Die drei Punkte sollen die Sprachlosigkeit des Fragers ausdrücken. Im Hotel Fürstenhof aber ist noch weniger herauszukriegen. Zum Glück wird in einem andern Hotel ein Amerikaner aufgetrieben, der etwas zu wissen scheint.

»War er aufgeregt, als er sich von Ihnen verabschiedete . . . Weinte er vielleicht?«
»Ja. Aber lassen wir das, wir stehen ja den Ereignissen so nahe, und diese sind ja so private Angelegenheiten . . .«
»Bitte! . . . Werden Sie es nicht aber einmal beschreiben?«

Arpád ist auch taktvoll, wenn einer grob wird oder es speziell verlangt; aber es wäre ihm sehr unangenehm, wenn dieser selbst schreiben wollte, was er nicht sagen will. Er wickelt sich los von dem unwirtlichen Amerikaner. Es gibt noch Informationsmöglichkeiten!

Frida Scholtz, Stubenmädchen im »Hotel Saxonia«. — Casement wohnte im Zimmer 416, und Frida Scholtz hat auch sein Zimmer aufgeräumt.

»Erinnern Sie sich noch an ihn? Was für ein Mensch war er?«

Das liebe deutsche Mädchen lächelt:

»Ja, der Herr war ein komischer Mensch . . . Nicht so wie die übrigen Gäste, man kann ihn nicht so rasch vergessen.«

»Um wie viel Uhr stand er auf?«

»Jeden Morgen um 9 Uhr. Dann mußte man ihm den Tee hereintragen. Er zog sich an, ging ins Lesezimmer oder etwas spazieren, während dieser Zeit mußte sein Zimmer in Ordnung gebracht werden.«

Nun ist der Moment gekommen, wo Arpád die vibrierenden Minuten erfassen kann. Man sieht bereits in dem Heros den Menschen, wie er »jeden Früh, wenn er aufkommt und aufsteht, seinen Tee trinkt«, den man ihm hereintragen muß, und später verlangt er, daß sein Zimmer in Ordnung gebracht wird. Aber das ewige Problem ist noch nicht ganz gelöst. Frida Scholtz gibt sich alle Mühe.

». . . nie wurde er vertraulich, immer verschlossen.«

Jetzt ist Arpád am Ziel.

»Damen haben ihn nicht aufgesucht?«

»Nein. Nie . . . Nur Frau B. vom Zimmer 405. Sie schickte Herrn Casement oft Blumen, nach dem Mittagbrot kamen Casement und seine Freunde bei ihr zusammen, plauderten.«

»Moment!« denkt Arpád, das wollen wir doch ein wenig untersuchen.

»Wie alt war die Dame?«

»Über vierzig . . . Nein, nein, mein Herr, das war keine Liebe . . . Nur eine große Freundschaft. Bewunderung . . . Wir wüßten es ja . . .«

Frida hat Arpáds Gedanken, die sich in drei Punkten in einem Punkt zusammenfassen lassen, erraten. Er beeilt sich, noch ein paar Daten über Frau B. zu erraffen, und kommt dann wieder auf das Problem zurück.

»War Herr Casement zerstreut?«

Sie verneint es. Er hat sogar nicht vergessen, ihr vor der Abreise ein Trinkgeld zu geben. Sie weiß darüber eine interessante Mitteilung zu machen.

»‚Hier, Fräulein', sagte er, als er ging, und gab mir 2 Mark 50 Pfennig als Trinkgeld.«

Nun wäre ja alles so ziemlich festgestellt. Bleibt nur noch eins.

Der Hotelportier Planner erzählt von der Abreise.

Dies und das.

Das ist alles, was ich in Berlin über Casement erfuhr. In der weiten, geschichtlichen Perspektive habe ich die kleinen, menschlichen Züge zu schildern versucht. Wie sein Wagen vom Hotel Saxonia durch die Budapester Straße fuhr . . .

Die früher auch anders geheißen haben dürfte.

Das Übrige, was geschah, ist ja schon ein düsterer Shakespearescher Akt.

Bis dahin ist es von Arpád Pásztor, Sonderberichterstatter des »Az Est«, austauschweise dem Berliner Tageblatt zugeteilt, und so ehrt man in den Zentralstaaten die Märtyrer des perfiden Albion, indem man herauszukriegen sucht, ob sie Damenbesuche empfangen haben. Ein Akkord in Moll klingt nach:

Beim Morgengrauen am Karfreitag. In den hügeligen irischen Häfen . . .

Im Morgenblatt des 20. August. Im Berliner Tageblatt . . . Und wenn man nach dieser Stimmungspause bedenkt, daß da einer für seine Überzeugung gehängt wurde und so etwas, mit solcher Moralität und Manier, überlebt, Einfluß hat, von Ministern und Generalen so leicht Auskunft bekommt wie von Hotelportiers und Stubenmädchen, uns belehrt, ergötzt, durchs Leben und in den Tod führt — so ist es wahrlich höchste Zeit, mehr Preßfreiheit zu verlangen!

Klärungen

An der neudeutschen Verbindung von Hochschulprofessur und Unterseeboot sind die ‚Süddeutschen Monatshefte' hervorragend tätig und ihr Herausgeber, der Herr Professor Cossmann, benützt seine freie Zeit zur Abfassung von Protokollen mit anders gesinnten Kollegen. Sie bilden den Inhalt eines Briefwechsels zwischen dem Reichskanzler und dem Großadmiral, welchen Herr Cossmann zum Schutze eben jener »persönlichen Ehre« veröffentlicht, die sowohl durch das Protokoll wie durch die Publikation in Mitleidenschaft gezogen wird. Die ziemlich düstere Angelegenheit, die durch keinen Heiligenschein zu erhellen ist und doch den Typus des Nationalliberal-professoralradikalen deutlich hervortreten läßt, wird noch durch die Anwandlungen einer kulturellen Reue, zu denen sich die ‚Süddeutschen Monatshefte' zuweilen hinreißen lassen, ein wenig verwirrt. Daß diese Zeitschrift seit Kriegsausbruch nichts ist als eine Monatsausgabe des groben Unfugs, der sich an Zerrbildern von sämtlichen außergermanischen Kulturen berauscht, und daß sie es für die »Neuorientierung« des deutschen Lebens in der Regel mit jenen hält, die von »Kismet-Knöppen« sprechen, wenn sie sich statt in einem Warenhaus ausnahmsweise in einer Moschee befinden, ist hier gelegentlich einer wohltuenden Ausnahme besprochen worden. Die Unterseeprofessoren haben aber doch auch einen gewissen Ehrgeiz, vor der Kulturkritik bestehen zu können, und daraus mag sich die folgende Zuschrift der ‚Süddeutschen Monatshefte' erklären lassen:

Verehrter Herr Kraus!

Aus Ihrer Bemerkung auf Seite 79 der neuen Fackel hatte ich den Eindruck, daß Sie einen Beitrag unserer Kriegshefte übersehen haben, nämlich die stenographischen Aufzeichnungen aus dem Münchner Schlachthaus im Aprilheft 1916; ich schicke Ihnen daher gleichzeitig dieses Heft.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Cossmann

München, 11. August 1916.

Meine Verpflichtung, einen Beitrag der ‚Süddeutschen Monatshefte' nicht zu übersehen, schien mir nicht einleuchtend. Immerhin war mir so viel klar, daß Herr Cossmann, dem ich nachrühmte, daß er einmal einen Beitrag gebracht habe, der »Mut zum Scham-

gefühl vor Gott und der bewohnten Erde« hat, dessen Inhalt »wert- und gewichtvoll«, sei und für den ich den ‚Süddeutschen Monatsheften' »ihre sonstige Existenz im Kriege vergeben wolle«, bei seinem Ehrgeiz gepackt war. Er legt — so viel entnahm ich aus seinem Schreiben, ehe ich das eingesandte Heft noch angesehen hatte — einigen Wert auf die Feststellung, daß er noch ein zweitesmal einen anständigen Beitrag gebracht habe. Ein nicht so deutsch gesinnter Mann würde vielleicht, wenn er sich mit dem Tadler überhaupt in eine Diskussion einläßt, sein ganzes übriges Inventar verteidigt und geantwortet haben: Oho, alle meine Kriegshefte enthalten nur anständige Beiträge! Herr Cossmann aber fühlt entweder, daß ich recht habe, oder er legt Wert darauf, von einem anerkannt zu werden, der sein Wesentliches verwirft. Er gibt seine Richtung preis, um das Lob seiner Fehltritte zu ernten. Der Artikel, den er meiner Beachtung empfiehlt, hätte keineswegs diesen Erfolg; er ist Material, aus dessen Drucklegung kaum mehr als die Tendenz ersichtlich ist, Roheiten, die im Münchner Schlachthaus geschehen, zu mißbilligen. Wie solches den ‚Süddeutschen Monatsheften' Verzeihung für ihre Tendenz erwirken sollte, die Welt in ein Münchner Schlachthaus zu verwandeln, ist unerfindlich. Das Vorzeigen dieser Leistung kann den günstigen Eindruck, den die Kontrastierung deutscher und türkischer Sitten erweckt hat, nur abschwächen, und der Herausgeber der ‚Süddeutschen Monatshefte' sollte nicht so freigebig in der Darbietung von Gegenbeweisen gegen sich selbst sein. Nicht der Artikel, den er so brav war aufzunehmen, höchstens die Bravheit, ihn vorzuzeigen, könnte ihm bei mir nützen. Dagegen bin ich gern bereit, ihm beizustehen und aus dem September-Heft der ‚Süddeutschen Monatshefte' eine höchst anständige, gegen die ‚Süddeutschen Monatshefte' geradezu aggressive Notiz, auf die er mich bisher nicht aufmerksam gemacht hat, zu zitieren:

Wir möchten jedem Deutschen die Gabe wünschen, daß er seine Zeitungen einmal eine halbe Stunde lang mit den Augen eines Ausländers lesen könnte. Er würde erröten, wie jämmerlich und albern die moralischen Klage- und Anklagefluten aussehen, die sich alltäglich über die Schurkerei und die Treulosigkeit unserer einst verbündeten Feinde und ihrer Staatsmänner ergießen. Wir wollen uns einmal ganz ruhig die Frage vorlegen, welcher Staatsmann seinen Zweck besser erfüllt: ein sogenannter schuftiger, der

die Ziele erreicht, die er für seinen Staat erstrebt, oder ein sogenannter ehrlicher, der sich und seinen Staat jedesmal daneben setzt.

Die oberste Pflicht jedes Staates, er sei groß oder klein, ist die Selbsterhaltung: das ist bei jedem Bündnisvertrag stillschweigend miteinverstanden, und hierin hat alle Treue im bürgerlichen Sinne ihre Grenze. Die Aufgabe der Staatsmänner ist es, die eigenen Bündnisse so zu wählen und zu erhalten, daß sie sich im Gebrauchsfall wirklich mit dem Vorteil aller Beteiligten decken und daß die Beteiligten hievon auch immer überzeugt bleiben. Wer sich aber seiner selbst nicht sicher zeigt, der beleidigt lediglich die anderen, wenn er von ihnen erwartet, daß sie so töricht sind, auf seine Karte zu setzen. Da bleibt dann nur mehr übrig, daß die Waffen noch einmal alle Rechnungen von Grund aus überprüfen. Und dabei kommt gottlob oft wieder etwas ganz anderes heraus, als die listigsten Rechenkünstler sich ausgetüftelt haben.

Wenngleich hierin wohl ein Unterseeboot verborgen ist und ein realpolitischer Vorbehalt für jenes professorale Expansionsbedürfnis steckt, das keine Grenzen kennt und anerkennt, so muß doch die Ablehnung des idiotischen Treubruch-Motivs und die Abweichung von der Melodie der ‚Süddeutschen Monatshefte' anerkannt werden.

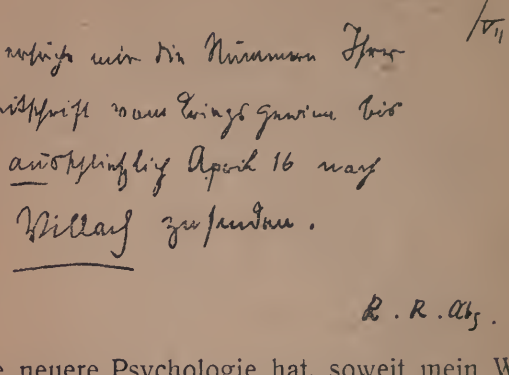
Solcher Vorurteilslosigkeit sollte aber noch eine andere Aufklärung gelingen. Noch ein zweites Motiv aus der Ideologie des politischen Gemütslebens, also einer nicht durch den Krieg und nicht durch ihr eigenes Dasein alterierten Sittlichkeit, also der Dummheit, belebt andauernd die polemische Debatte jener, die dem Blutbad einen heilsamen Zusatz von Tinte vergönnen: die Aushungerung. In Kürze gesagt: hier klagt die Dummheit die einzige Raison an, die in diesem Chaos von Gefühlsverrottung bisher merkbar wurde. Raison im Umkreis der Handlungen, die das sichtbare Leben bestimmen, kann nie anderes bedeuten als die Übereinstimmung von Mittel und Zweck. Zweck des kriegführenden Menschentums ist essen, mehr essen, handeln, mehr handeln, um mehr zu essen, um mehr zu handeln. Der Kriegszweck ist, was der Lebenszweck ist: das Lebensmittel. Was sollte das Kriegsmittel sein? Ist es sittlicher, für das Lebensmittel zu sterben als dafür zu hungern? Die Parteien sind geschieden nach der größeren Begehrlichkeit und dem größeren Widerstreben, ihr nachzugeben. Hier könnte der »Neid« einen Rest von Menschenwürde

decken. So oder so, und wenn der Zweck auch hier nichts anderes wäre als mehr essen und mehr handeln, so entscheidet doch nur die Macht auf dem Lebensmittelmarkt. Nun gibt es zweierlei Mittel, sich hierselbst zur Geltung zu bringen: die Hacke oder den Hunger. Organischer ist dieser, von der Materie des Streits bezogen, die im wahren Sinne des Wortes Materie ist. Aushungern war ein Kriegsmittel in Religionskriegen und selbst da sittlich, weil der Zweck das Mittel, mit dem er sich nicht deckte, doch geheiligt hat, weil der Kampf um eine Idee ging, in deren Idee es ist, über den Körper zu siegen. Um die Kirche zu schützen, war der Hunger ein probateres Mittel, als es die Hacke ist, um die Küche zu schützen. Wie könnte ein Zweifel bestehen, daß der Esser, der die Küche absperrt, geistiger handelt als der, der Blausäure und Flammenwerfer zu Hilfe ruft? Es kann der Moment eintreten, wo er gegen solche Mittel, die einer anwendet, um in die Küche zu gelangen, sie selbst anwenden muß. Wenn sie mit den Küchenmörsern beide aufeinander losgehen, scheidet die Frage nach Mittel und Zweck aus der Debatte. Solange es aber genügt, den Schlüssel umzudrehen, versündigt nicht der, der's tut, sich an der dürftigen Idee des Kampfes, sondern der andere, der in Ritterrüstung und mit Theodor Körner'schem Augenaufschlag eine höhere Idee vorgibt und die Welt vergessen machen möchte, daß nicht die ewige Seligkeit erhungert werden soll, sondern das Essen, und daß er nicht am Leibe gestraft wird für den Geist, sondern für den Leib. Auch er versucht es, dem andern die Küche zu sperren, verleugnet aber diese moralische Handlung, um sie dem andern vorzuwerfen. Denn Moral ist ihm immer das, wogegen der andere verstößt, wenn er's selber tut. Darum liegt ihm die blutige Vergeltung, die allen Widerspruch ausgleicht. Er vermißt diese Methode, wenn dort, wo einzig der Proviant den Erfolg und der Mangel den Mißerfolg bedeutet, seine Ideologie ihm die Genugtuung bietet, er sei »nicht durch Gewalt, sondern durch Hunger« unterlegen. Er wird immer dort ein Turnier aufführen, wo eigentlich ein Vergleich der Hauptbücher den Streit beenden oder überflüssig machen könnte. Er nur schiebt die Ideale vor, um irdische Dinge zu erreichen, und verficht Vorwand und Zweck mit dem Blut, das weder dem Zweck angemessen ist noch dem Vorwand. Die Reduzierung des Vorwands auf den Zweck nun besorgt das Mittel, das diesem

angemessen ist. Die Aushungerung ist hier nicht bloß ein Kriegsmittel wie ein anderes, sondern eine Bereinigung der Sachlage und eine Aufklärung der Lebensdinge gegen eine Moral, die nicht Aug um Auge, sondern die Faust aufs Auge haben möchte. Der Buchhalter als solcher, der gegen den gepanzerten Buchhalter mit der seiner Sphäre erreichbaren Macht aufkommen will, solange es geht, handelt nicht unnatürlich, da er dort handelt, wo eine unselige Verirrung des Menschengeistes das Schießen zugelassen hat. Es ist eine völlig völkerrechtsverdrehte Ansicht, grausam wie nur eine Grausamkeit, die von populären Gefühlen bedient wird: Flammenwerfer gegen »Kombattanten« bei der Austragung von Exportangelegenheiten für sittlicher zu halten als Einfuhrsperre gegen »Nichtkombattanten«, die in der Epoche der allgemeinen Wehrpflicht von jenen kaum durch das Alter, vorläufig noch durch das Geschlecht unterscheidbar sind. Als ob die Kombattanten nicht ebenso unschuldig oder schuldig wären wie die Nichtkombattanten, nicht ebenso wehrhaft oder wehrlos gegen den trostlosen Hunger wie jene gegen die trostlose Maschine; als ob das allgemeine Grauen, das in der Einstellung des demokratischen Prinzips unter den Machtbegriff beschlossen ist, Abstufungen zuließe. Die Mobilisierung der Moral in einem Krieg, dessen Möglichkeit die Moral negiert, ist das Kriterium eines Geisteszustandes, der die Welt durch sein heilloses Talent die neuen Ideale mit den alten Emblemen zu garnieren, vor den Kopf gestoßen hat, ihr nun noch diesen zerschlagen möchte, und der es ja möglich gemacht hat, daß sich jetzt jeder Warenknecht nicht nur Gott und die Kunst, sondern auch die Glorie auf sein Schild schmiert. Wie die Entrüstung über Treubruch in einem Lebensgebiet, dessen Wesen nicht die Treue, sondern der Export ist, so ist die Sentimentalität der Magenfrage ein Symptom jener furchtbaren Gefühlsverschlingung, die die heutige Situation besser erklärt als jeder politische und strategische Aufschluß. Wenn die ‚Süddeutschen Monatshefte', die bei einwandfreier nationaler Gesinnung den Ethikern der Presse den Treubruch ausgeredet haben, sie nun noch über die Aushungerung beruhigen wollten, würden sie sich dauernd mein Wohlgefallen erwerben.

Das Unterbewußtsein im Kriege

Ein Politiker hat an den Verlag der Fackel die folgende Aufforderung gerichtet:



Die neuere Psychologie hat, soweit mein Wissen davon reicht, bisher bloß die Erscheinung des »Versprechens« beobachtet. Der vorliegende Fall von Verschreiben — freilich eines langjährigen Redners, der sich auch im Schreiben reden hört, und lebhafter, weil ihm das Parlament verschlossen ist —, ergibt ein umso berückenderes Beispiel von Einmischung des Unterbewußtseins, als der Schreiber nicht einmal durch die optische Kontrolle des (hier in verkleinertem Format wiedergegebenen) Bekenntnisses irre zu machen war. Seine Fortsetzung würde der Fall in den Seelen jener Leser finden, deren Blick so wenig stolpern wird wie seine Feder. Ich schätze dieses Autogramm, das ein Datum mit so furchtbarer Sicherheit verfehlt hat und dessen Verfasser selbst in keine schuldvolle Beziehung zu der Welt des Kriegsgewinnes, aber mehr: in die der Zeugenschaft und Kennerschaft gebracht werden soll, als eines der stärksten Dokumente zur Natur dieses Krieges.

Glossen

Trophäen

Kriegslieferant

wünscht bis zirka 2,000.000 Kronen für alte Kunstgegenstände bar anzulegen und kauft vorwiegend: 1. alte Gemälde (holländ, französ., englische und Alt-Wiener Schule); 2. Miniaturen 16. bis 19. Jahrh., Aquarelle und Pastelle; 3. alte Kupfer- und Farbenstiche; 4. Autographen, alte Stamm- und Wappenbücher, Zeichnungen; 5. altes Porzellan, Bronzen, Antiquitäten, Kunstmöbel, Gobelins, Dosen, etc. Nur echte Stücke erwünscht. Offerte (auch a. d. Provinz) erbeten und sofortige Erledigung. Anträge unter »Kunstsammlung Nr. 914« an die Expedition dieses Blattes.

Ist es da nicht immer noch tröstlicher, daß Kunstschätze durch Fliegerbomben zugrundegehen? Die Bombe will ein Arsenal treffen und weiß nicht, daß sie einen Tiepolo erreichen wird. Der Kriegslieferant bedient das Arsenal und weiß, daß er dafür den Tiepolo kriegt. Wenn man der aufgeschwungenen Menschheit am 1. August 1914 diese Annonce im Licht eines Riesenscheinwerfers als die Erfüllung ihres Glaubens hätte vorführen können! Ich sah sie im Traum.

* * *

Seelenwanderung

Einige Zeit, nachdem sich dies begeben hatte, war, wieder im ‚Fremdenblatt', dem Organ des auswärtigen Amtes, zu lesen:

Großindustrieller

wünscht bis zirka 2,000.000 Kronen für alte Kunstgegenstände — eventuell ganze Sammlung — bar anzulegen und kauft vorwiegend — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Da war offenbar dem Borstenviehlieferanten bedeutet worden, daß er, wenn er schon einen Tiepolo brauche, doch nicht so offen die Provenienz der Summe bekennen solle. So wird eine ehrliche Neigung im Keim erstickt. Als ob zu einem Großindustriellen ein Tiepolo besser paßte! In Karlsbad, »bei Pupp« — eine Bezeichnung, in der eine ganze Gründerepoche

frühstückt — sollen in diesem schönen Sommer die Armeelieferanten die Tausendkronennoten in der Luft geschwenkt haben, wenn sie die Kellner herbeiwinken wollten, während gutturale Laute hörbar wurden, die wie die Anklage klangen: »Die Daitschen kommen sich her und essen sich Aierspais mit sechs Aiern!« ... Für diese Welt stirbt die Welt. Aber da das Benehmen etwas auffallend ist, wurde den Armeelieferanten offenbar kundgetan, daß sie sich wenigstens beim Ankauf alter Gemälde und Gobelins verstellen mögen. In öffentlichen Lokalen mögen sie mit den Händen, zuhause mit den Füßen essen, aber im ‚Fremdenblatt' sollen sie sich moderieren.

* * *

Zeichen und Wunder

Es war die Zeit der großen Weltwende und der Götze Ben Tieber, der einzige, dem Macht gegeben war über den Moloch, gebot über Leben und Tod. Da trat einer vor ihn hin, der war ein Sänger des Krieges, und sprach: Rette mich. Du allein entscheidest, ob ich leben werde oder sterben oder dem Aussatz verfallen und schwärenden Wunden. Ben Tieber aber sprach: Bleibe bei mir und du sollst es gut haben. Und machte ihn zum Dramaturgen für »Urschula!« Und er mußte nicht mehr und blieb, und sang über den Krieg. Dann ging wieder einer umher, der sagte, er wolle. Denn es sei katholisch, zu leiden, wenn die andern leiden, und mochten sie auch sagen: Siehe, auch dieser muß, wiewohl er betagt ist und schreiben kann, so sagte er, er müsse, weil der spiritus über ihn gekommen sei, der ihm gesagt habe: Gehe hin, wo die andern sind. Da kam einer, der mächtig war, aber nicht mächtig wie Ben Tieber, aber auch mächtig. Der war Herr über dem ganzen Spiritus im Lande und sagte zu jenem: Siehe, du machst dir Gedanken, aber mein Wort ist wie die Tat. Und machte ihn in derselben Stunde zu seinem Sekretär und enthob ihn zu sich empor und hatte Freude an Bildern und dieser riet ihm zu kaufen. Viele gingen umher und sagten, sie seien unentbehrlich wie jene, aber man glaubte ihnen nicht und hielt sie für falsche Propheten. Siehe, sprachen sie, sind wir nicht wie der dort, wir aber müssen und er darf? Sie aber wollten daheim bleiben, denn ihr Herz war verzagt. Andere blieben daheim und waren verkleidet als Kriegsknechte. Überall hatten sie schon ihr Gold und ihr Geschmeide

zusammengetragen und ihr kupfernes Gerät und ihr Gerät aus Messing. Sie wollten dafür Brot haben, aber man gab ihnen Eisen und es war eine schwere Zeit. Da gingen sie hin und zerrissen ihre Papiere und machten aus zwei Kronen zwei, aber es half ihnen nicht. Es waren aber Sänger und Spielleute, die sangen zum Herzen des Volks und in sein Ohr und erheiterten jene, die darbten, denn ihnen ward die Gabe gegeben, einen Reim zu finden von Souper auf Separee oder gar auf Tetate. Des verwunderte sich das Volk, sie aßen nicht und freuten sich der Verheißung, und gaben Zins den Spielleuten und diese wurden begütert, obschon sie früher nichts gehabt hatten und nicht gehabt hatten Brot auf Hosen. Jetzt aber gewannen sie Schätze und das Volk schmeichelte ihnen, wie sie geschmeichelt hatten dem Volk und fand Gefallen an den Spielleuten und ließ sie gewähren viele hundertmal. Dieses begab sich, da viele durch das Schwert umkamen und viele sagten, daß jetzt Krieg sei, denn der Herr stritt für Israel wider seine Feinde und Neider. Am Morgen aber und am Abend hörten sie, wie einer ein großes Geschrei erhob und haderte mit den Feinden Israels und riet dem Volk, die Speisegesetze zu halten um Gotteswillen. Das Volk aber geriet in Zorn und wollte ihn steinigen, aber tat es doch nicht, sondern hörte zu, wie er redete. Da geschah es, daß ein Zeichen am Himmel war, und sie erkannten, daß einer unter ihnen war, der das Wort des Herrn hatte. Der trat vor die Mächtigen und riet ihnen, wie sie das Volk leiten sollten, daß es nicht murre, denn es war ein Murren unter dem Volk. Und er sprach zu ihnen und riet ihnen, daß sie das Volk beschwichtigten, damit nicht Erhebungen im Volke wären. Da sprachen die Mächtigen, daß sie die Erhebungen pflegen wollten. Er aber sagte, daß eben dieses abzuwenden sei, denn der Herr habe ihm anvertraut, daß sie es nicht mehr tun sollten und nicht mehr Erhebungen pflegen sollten, wie sie gewohnt waren bis auf diesen Tag. Und er sprach, der Herr habe ihm auferlegt, es ihnen zu sagen, und daß es eine Eingebung sei, der es nicht geziemt zu widerstehen, den Amtleuten nicht und nicht den Landpflegern. Da traten sie zusammen und sprachen zu ihm: Mochen S' eine Eingabe!

* * *

Auf Fürbitte des heiligen Josef

Die ‚Reichspost' hat das Verdienst, mich auf die Offerten jener, die unter Berufung auf ihre Militärfreiheit einheiraten möchten, aufmerksam gemacht zu haben. Worauf sie mich jedoch nicht aufmerksam gemacht hat, was ich vielmehr andernorts gefunden habe, ist ein Dokument, welches deutlich beweist, daß die Militärfreiheit vielfach nicht nur als Empfehlung zur Gründung eines ehelichen Hausstandes gewertet wird, was schließlich — wiewohl dieser Hausstand einer der ärgsten Übelstände ist — manches für sich hat, sondern daß die Ehrlichkeit der Auffassung in diesen Dingen auch zum Glaubensbekenntnis jener Kreise gehört, die keine vollkommenen Freidenker sind. Aus dem tragischen Konflikt, in dem sich die klerikale Presse zwischen einem Patriotismus befindet, der mit dem ehrwürdigen Kernstock die Feinde dreschen möchte und »aus Welschlandfrüchtchen blutroten Wein zu pressen« empfiehlt, und der päpstlichen Meinung, nach der der Krieg eine »ehrlose Menschenschlächterei« ist, hilft ihr vielleicht das Beispiel einer Offenherzigkeit, die das Dreschen gewiß gern hat, aber nicht selbst dabei sein möchte:

In der Wiener Monatsschrift »Der Sendbote des heiligen Josef« lesen wir auf Seite 27 des ersten Heftes von 1916 unter ». . . Der Fürbitte des heiligen Josef und dem Gebet der Vereinsmitglieder werden folgende Anliegen empfohlen«, unter anderem: um Befreiung vom Militär, baldige Heimkehr und Befreiung vom Militär u. s. w.« Und auf Seite 28: »Öffentlicher Dank dem heiligen Josef für schnelle auffallende Hilfe in Militärangelegenheiten« und weiter auf Seite 70: »Ich und meine beiden Töchter hielten eine Novene, und was niemand geglaubt hätte, geschah: mein Vertrauen wurde belohnt, und mein Sohn ging frei.«

Was vielleicht doch jenem Klerikalismus, der in einer mißverstehenden Fortsetzung des alten »Weihwedel und Säbel«-Motivs der Verbindung von Weihrauch und giftigen Gasen das Wort spricht, zu denken geben und die ‚Reichspost' bestimmen wird, von der Benagelung eines »Kernstock in Eisen« abzustehen. Wozu Schlachtgebete, wenn der heilige Josef es einem richten kann?

* * *

Warum nicht, recht hat er

Hohe Protektion
gesucht. Unter »Entsprechendes Honorar 14667« an das Ankündigungs-Bureau dieses Blattes. 14667

* * *

Der Lärm

»... Geht dann aber erst die richtige Höllenmusik los, mit dem Sausen und Pfeifen, Krachen und Platzen der Geschosse, hebt das Wimmern und Schreien der Verwundeten an, und ist die Luft verpestet von dem Rauch der Explosivstoffe und den erstickenden, tränenreizenden Gasen, so stehen die unglücklichen Verteidiger, ganz verwirrt und schreckgelähmt .. unter dem Bann der qualvollen Todesangst, die dem Weltuntergang voraufgehen soll. Mit wachsendem Entsetzen sehen sie, wie die Risse im Unterstand immer größer und größer werden .... Gelingt es dem Feind, dank den Staub- und Rauchwolken und dem entsetzlichen Getöse, das sein Herannahen verbirgt, unvermutet in den Graben der ersten Linie zu kommen, so gibt es für dessen Insassen nur Übergabe oder erbarmungsloses Niedergemetzeltwerden. Jeder Widerstand der Verteidiger wird durch Handgranaten erstickt. Aber sie denken ja gar nicht an Widerstand, denn in ihnen lebt nur ein einziger Gedanke und ein einziger Instinkt: nur ein Ende, nur ein Ende dieses schrecklichen Höllenfeuers, lieber sterben, als das noch länger ertragen! Darum spricht auch aus den Gesichtern der Toten so oft ein unendliches Glück, das weder Worte noch der Pinsel schildern können. Man sieht es diesen Gesichtern der Erlösten an, daß sie noch Zeit hatten, den Tod zu segnen, der zu ihnen als Befreier kam, daß sie mit dem letzten Rest ihres Bewußtseins noch die Vorstellung hatten, daß für sie nun die Ruhe käme, eine Ruhe ohne Trommelfeuer, ohne Granaten und Schrapnells.«

* * *

Die Stille

— In aller Stille feierte vor einigen Tagen der Herausgeber der ‚Illustrierten Kurorte-Zeitung', Herr Eduard Oratsch, in Klosterneuburg seinen 50. Geburtstag.

Pst, lärmt nicht so. Er hat sich Kundgebungen verbeten. Er ist ausgewichen. Er ist schon fünfzig. Andere, erst fünfzig, mögen im Lärm der Schlacht ihren Lebensabend begehen. Er will Ruh haben.

In Klosterneuburg. In einem Garterl. Nichts dringt hin. Er hats hinter sich. Er hat gewirkt. Geschaffen. Die ‚Illustrierte Kurorte-Zeitung'. Dort sind Bilder. Von Toten, die erlöst sind, glücklich. Stört sie nicht. Stört ihn nicht. Lärmt nicht. Er hält sich die Ohren zu. Wie ihr ihn bedrängt. O ratscht nicht, jubelt nicht, gebt keine Salven nicht. Euch haben sie nicht gelebt, die Großen. Laßt den Dank jenen, die nach euch sind. Wollet ihr dennoch? Wie sie herbeidrängen. Er kann ihnen nicht entrinnen. Sie erreichen ihn. Er liest es. Es dringt in seine Stille. Er wollte nicht. Sie haben es sich nicht nehmen lassen. Sie feiern ihn. Sie sagen, was er ihnen bedeute. Er, müde abwinkend: Zu spät —!

* * *

Selbstverständlichkeiten

»... Honvedminister Baron Hazai erklärt, er sei nicht geneigt, dem Wunsche des Abgeordneten zu entsprechen, weil dies entschieden gesetzwidrig wäre.... Ebenso wie der Landsturm auf Befehl Sr. Majestät aufgerufen werde, könne er auch nur auf Befehl Sr. Majestät aufgelöst werden. Es sei selbstverständlich, daß dies inmitten des Krieges nicht geschehen könne, und unsere Soldaten würden inmitten des Krieges auch nicht heimziehen....«

* * *

Zur besseren Übersicht

Mitteilungen und Ausweise.

Auszeichnungen in Anerkennung vorzüglicher Dienstleistung vor dem Feinde. — Zulassung invalider Unteroffiziere zur Probepraxis. — Fürsorge für Kriegerwitwen. — Versicherung Kriegsgefangener, Internierter und Evakuierter. — Bleischrot für Jagdzwecke.

Wir veröffentlichen auf Seite 16 des vorliegenden Blattes nachstehende Mitteilungen und Ausweise:

»Auszeichnungen in Anerkennung vorzüglicher Dienstleistung vor dem Feinde«, »Zulassung invalider Unteroffiziere zur Probepraxis«, »Fürsorge für Kriegerwitwen«, »Versicherung Kriegsgefangener, Internierter und Evakuierter« und »Bleischrot für Jagdzwecke«.

Zumal beim Bleischrot kann es nicht schaden, die Jagdzwecke deutlich zu machen.

* * *

Ein aufgeweckter Kopf

Gestern Mittwoch, den 9. August, wurden folgende Mitteilungen verlautbart: »Die heftigen Kämpfe im Raume von Görz dauern fort. Gestern nachmittag erreichten einzelne feindliche Abteilungen die Stadt. Am Monte San Michele und bei San Martino wiesen unsere Truppen wiederholte Angriffe unter schwersten Verlusten der Italiener ab.«

Fortdauer der Schlacht.

Aus diesem kurzen Rückblicke ist zu erkennen, daß die italienische Angriffsschlacht, die am vorigen Donnerstag begonnen hat, vorgestern Dienstag, bis zum Dienstag nachmittag reichen die Meldungen, noch fortgedauert hat.

* * *

Eine unterrichtete Seite

Die Bedeutung des Kanzlerbesuches.

Mitteilungen von unterrichteter Seite.

Wien, 10. August.

Der deutsche Reichskanzler Herr v. Bethmann-Hollweg trifft morgen zu einem mehrtägigen Aufenthalt in Wien ein . . . .

Es ist naheliegend und selbstverständlich, daß diese Besuche politischen Charakter haben. Sie gelten der Besprechung der durch den Krieg aufgeworfenen Fragen und man kann annehmen, daß auch der diesmalige Besuch, auf dem Herr v. Bethmann-Hollweg wieder von Herrn v. Jagow begleitet ist, der Erörterung aller schwebenden Fragen gewidmet sein wird.

Daß mit dem Reichskanzler auch der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes nach Wien kommt, drückt den zu erwartenden Besprechungen auch diesmal einen wichtigen Charakter auf.

* * *

Weitere Folgerungen

Die politischen Besprechungen in Wien.

Konferenzen zwischen den deutschen und den österreichisch-ungarischen Staatsmännern.

Wien, 12. August.

Aus der amtlichen Mitteilung über die Zwecke der Reise des Herrn v. Bethmann Hollweg und des Staatssekretärs v. Jagow nach Wien war zu entnehmen, daß es sich darum handelt, einen persönlichen Meinungsaustausch mit dem Minister des Äußern Baron Burian über verschiedene aktuelle Fragen zu pflegen. Aktuelle Fragen sind naturgemäß wichtige Fragen,

wie schon aus der Tatsache zu schließen ist, daß die im Kriege noch mehr als sonst mit Arbeit überlasteten Staatsmänner ihre Konferenzen mehrere Tage fortsetzen. Daraus kann jedoch die weitere Folgerung gezogen werden, daß die letzten Vorfälle auf dem Kriegsschauplatz an Stellen, wo das Urteil sich auf die volle Kenntnis der Verhältnisse stützen kann, keinen Einfluß auf die Absicht hatten, die großen Fragen, die, wie es sich von selbst versteht, die höchste politische Bedeutung haben müssen, jetzt einer Aussprache zu unterziehen und darüber zu gemeinsamen Auffassungen und Beschlüssen zu kommen. Diese eingehenden politischen Konferenzen in Wien zwischen den österreichisch-ungarischen und deutschen Staatsmännern sind ein auch dem großen Publikum erkennbares Zeichen, daß die leitenden Kreise in Wien und Berlin an der bisherigen Meinung über die Entwicklung der Verhältnisse festhalten und ihr Urteil nicht geändert haben. Die mehrtägigen Konferenzen über Fragen, die als aktuelle bezeichnet worden sind, woraus hervorgeht, daß sie mit dem Kriege zusammenhängen, zeigen auch die Wertung dieser Ereignisse bei den für die Leitung der Politik maßgebenden Persönlichkeiten der Monarchie und des Deutschen Reiches.

Und setzt nicht vielleicht eine Generaloffensive in Form einer Watschen ein?

* * *

Neuerungen

»Wir stehen vor Fogaras!«

Das Ausrufungszeichen im deutschen Bericht

Wien, 5. Oktober.

Eine kleine Tatsache hat vielfach den Gegenstand der Aufmerksamkeit gebildet. Zum erstenmal wird im deutschen Bericht eine Meldung durch ein Ausrufungszeichen in ihrer Wirkung gesteigert. Bei der Sparsamkeit und Sachlichkeit, mit welcher die verbündeten Heeresleitungen sich über die Kriegslage äußern, ist diese zum erstenmal angewendete Kennzeichnung eines wichtigen Ereignisses im Publikum stark bemerkt worden. Wir stehen vor Fogaras! Das Ausrufungszeichen im deutschen Bericht ist sicherlich nicht ohne Absicht erfolgt.

Und der gleichzeitige österreichische hat zum erstenmal die Wendung:

Das Ergebnis des von der Entente mit gewohnter Aufmachung verkündeten Vorstoßes der Rumänen — —

* * *

Zur Aufklärung

Wien, 27. Juli 1916

Die allgemeine Aufmerksamkeit wendet sich den Kämpfen im Osten zu, wo seit dem Beginne der russischen Offensive in den ersten Tagen des Monats Juni in Schlachten und Gefechten um Leben und Sieg gerungen wird. Der Krieg wird zwischen den beiden großen Staatengruppen, zwischen der Entente und der Vereinigung der Mittelmächte geführt.....

* * *

Definitionen

Stanislau ist so recht ein Rufzeichen, das den Übermut des Generals Brussilow dämpfen und ihn erinnern muß, wie vergänglich an dieser Stelle russische Eroberungen gewesen sind.

Wie sich die Regierung gegenüber diesem Drucke verhalten werde, dürfte übrigens, wenn auch nicht am 14. August, aber vielleicht an einem Tage mit einem anderen Datum bekannt werden.

Die österreichischen Städte haben ja noch zu wenig Beziehung untereinander: was verbindet den Czernowitzer mit dem Marburger, was den Brünner mit dem Rovigneser? Der Krieg mußte sie zusammenführen.

Die Linien oder die Flächen sind in der Wirklichkeit vom Körper nicht zu trennen, und dennoch arbeitet das Denkvermögen mit ihnen und baut Sätze auf mit unbedingter Wahrheit, obgleich die Breite und Tiefe vernachlässigt werden. Die Schlachten an der Somme sind eine der schlimmsten Enttäuschungen.

Als die Kriegserklärung in Bukarest beschlossen worden ist, haben sich die Führer der Entente benommen, als hätten sie Dämpfe von indischem Hanf eingeatmet.

Die Diplomaten der Entente sind wie die Söhne des Noah, welche die Blöße ihres trunkenen Vaters zugedeckt haben.

Die Hagia Sophia ist die Fata Morgana für die russische Vergrößerungspolitik. Das Versprechen der Beihilfe zur Verwirklichung dieses Spiegelbildes ist der Nasenring, an dem die englische Politik den russischen Bären führte und noch führt.

Görz ist ein Hautritz.

Brody ist ein Schmerz.

* * *

Tell sagt

England ist nicht bedroht, keine Hand streckt sich nach seinem Besitze aus, und nie ist von Deutschland gefordert worden, was dem britischen Reiche gehört. England ist Angreifer und nicht Verteidiger. Tell sagt, jeder geht an sein Geschäft und meines ist der Mord.

Dieses höchst israelitische Komma, das eine indirekte Rede als direkte einleitet, ist hier geradezu der Ausgangspunkt zu einer Katastrophe. Man muß sich das von einer schmalzigen Zunge nur so hingewälzt vorstellen. Meines ist der Mord, das heißt, nicht meines, sondern seines, das heißt nicht seines, sondern Tells, das heißt nicht Tells, sondern Englands. Aber was heißt Englands? England ist Angreifer und nicht Verteidiger. Tell sagt, er ist Verteidiger und nicht Angreifer. Denn er sagt doch, die armen Kindlein, die unschuldigen, das treue Weib muß ich vor deiner Wut beschützen, Landvogt. Wenn England Tell wär', wär' Deutschland Geßler, während wir doch bisher gelernt haben, England ist Geßler und Deutschland ist Tell. England sagt, es will jeden, der an sein Geschäft geht, morden. Also ist England nicht Tell. Tell sagt, ich lebte still und harmlos, du hast aus meinem Frieden mich herausgeschreckt. Also ist England nicht Tell, sondern konträr Geßler. Tell sagt, in pures Drachengift hast du die Milch der frommen Denkart mir verwandelt. Das ist Verderbtheit. Also ist nicht England Tell, sondern konträr Deutschland. Tell sagt, entränn' er jetzo kraftlos meinen Händen, ich habe keinen zweiten zu versenden. Also könnte zwar wegen Munitionsmangel in England England Tell sein, aber das weitere stimmt wieder nicht, wo er sagt, an euch nur denkt er, liebe Kinder, euch zu verteid'gen, eure holde Unschuld zu schützen vor der Rache des Tyrannen, will er zum Morde jetzt den Bogen spannen. Und außerdem sagt Tell, gilt es das Herz des Todfeinds, der mich will verderben, und was die Vorbereitung betrifft, sagt er, mein ganzes Leben lang hab' ich den Bogen gehandhabt, mich geübt nach Schützenregel, während England doch erst den Militarismus nachholen muß und sich darum mit Schmach bedeckt vor Europa. Wie stehts aber mit dem Geschäft? Tell sagt, hier geht der sorgenvolle Kaufmann, der düstre Räuber und der heitre Spielmann, womit er vielleicht auf die Armeelieferanten und auf Edmund Eysler anspielen will, denn jede Straße führt ans End' der Welt, also nach dem Orient und sie alle ziehen ihres Weges fort an ihr Geschäft und meines ist der Mord. Tell sagt mit Bedauern, jeder geht an sein Geschäft, nur ausgerechnet er nicht, Tell mordet keinen, der an sein Geschäft geht, sondern den Geßler, der jeden, der an sein Geschäft geht, mordet. Also ist England nicht Tell, denn

England mordet jeden, der an sein Geschäft geht, sondern Geßler. Wenn also Tell sagt, so meint er anders, und in Wirklichkeit stellt sich die Situation so dar, Deutschland ist der sorgenvolle Kaufmann, der, man kann sich vorstellen, ruhig an sein Geschäft geht, und England ist Geßler, während die Rolle des Wilhelm Tell teilweise unbesetzt bleiben muß, da doch England mordet und nicht Deutschland und Deutschland gegen die Tyrannei aufsteht, aber nicht England. Englands Geschäft ist nicht der Mord, sondern der Mord ist sein Geschäft. Deutschland sagt, es kann der Frömmste nicht im Frieden bleiben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt. England macht seine Rechnung, und Tell sagt, mach deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt. England ist nicht bedroht. Tell sagt, noch lebt ein Gott, zu strafen und zu rächen. Hier fällt uns das Wörtchen »noch« auf und das Auge bohrt sich hinein in den Tell-Monolog und jetzt werden sie zu hören bekommen und der Schrecken breitet sich aus und Attinghausen hat gesagt, seid einig. Woraus auch für den Laien klar hervorgeht, welche Verwirrung entsteht, wenn Tell sagt und Benedikt schreibt, und wie wenig man auf die Tellsage geben kann, die höchstens wert ist, unter dem Titel verlautbart zu werden: Voraussichtliches Kommen Geßlers durch die hohle Gasse und unbestätigte Gerüchte über den bevorstehenden Heldentod Geßlers durch Tell bei Küßnacht und Hineinwerfen in den Vierwaldstättersee, und mit dem Untertitel: In den heutigen Schweizer Blättern.

* * *

Das Volk will Steuern zahlen

»... Wie nüchtern man auch die Stimmung der Bevölkerung gegenüber den Maßnahmen zur Erschließung neuer Einnahmsquellen des Staates beurteilen mag, eine gewisse Steuerfreudigkeit ist doch unverkennbar. Beinahe Größe liegt ja in der Resignation, mit welcher die Bevölkerung die neuen, nicht unerheblichen Lasten der Steuerreform auf sich nimmt. . . .«

»... Alle die angeführten Momente sieht die Bevölkerung auch ein, das beweist die interessante Erscheinung, daß immer mehr Stimmen in der Bevölkerung laut wurden, die neue Steuern forderten. So paradox das auch klingen mag, es wird vollkommen verständlich, wenn wir daran

denken, was eingangs von der durch den Krieg herbeigeführten Wandlung in dem Verhältnisse zwischen Staat und Bürger gesagt wurde. Der einzelne steht dem Staate nicht mehr kühl gegenüber, er zahlt seine Steuer nicht, weil hinter dem Staate die Zwangsgewalt steht, sondern er zahlt, weil er weiß, daß der Staat sein Geld zum Leben braucht, und weil er will, daß der Staat lebe . . . .«

Sehr interessant wäre, ohne jede Zwangsgewalt, nur durch einfache Vorladung festzustellen, wie der einzelne, der die volkswirtschaftliche Rubrik redigiert und das Ganze herausgibt, in diesem Punkt zum Staat steht. Ob die Börsengewinne, Bestechungssummen und alles sonst unter der Hand Empfangene in dem fatierten Einkommen aus einem Journalunternehmen inbegriffen sind oder ob jenes nur den aus dem Abonnement und den Annoncengeldern stammenden Gewinn darstellt. Gewiß aber bedarf es nicht einmal der Nachfrage, da in dem beängstigenden Gedränge, das seit Kriegsausbruch vor der Steueradministration herrscht, die mit Angeboten förmlich belästigt wird — das Publikum stellt sich an —, ein Zeitungseigentümer doch nicht ausbleiben kann, der Einfluß genug hat, um seinen sofortigen Empfang durchzusetzen und sein Bekenntnis selbst vor einem Beamten, der sich etwa die Ohren zuhalten wollte, anzubringen.

* * *

Goldene Worte für Eisen

Der Bürgermeister:

. . . Ich habe schon darauf hingewiesen, welch unsinnige Gerüchte geglaubt und verbreitet werden. Es ist Ihre Pflicht, solchen Gerüchten immer auf das entschiedenste entgegenzutreten. Wir müssen die Bevölkerung beruhigen, nicht daß durch solche unsinnige Gerüchte, wie, es wird ein brotloser Tag eingeführt, die Bäcker dürfen nur mehr an zwei Tagen backen, die Bevölkerung in eine Panik hineingehetzt wird. Also ruhig Blut bewahren, und vor allem —

Blut bewahren!

* * *

Für Gasthäuser

»Die Triester Statthalterei erließ eine Vorschrift, wonach der Stadtmagistrat in jedem Gasthause in Triest die Anbringung des Kaiserbildes anzuordnen habe. Auch sei jedem Gasthause die Anschaffung einer schwarz-gelben Fahne und deren Bereithaltung für kaiserliche und patriotische Feste anzubefehlen.«

* * *

Für Kirchen

»Die ‚Preußische Kirchenzeitung' schreibt: In einer Berliner Kirche soll am 1. August ein Gottesdienst mit folgender Ordnung stattgefunden haben: 1. Gemeinde: Wir treten zum Beten vor Gott dem Gerechten u. s. w. 2. Geistlicher: Eingangsgebet. Schriftverlesung: 2. Kön. 23, 1 bis 3. 3. Gemeinde: Ein Lied von E. M. Arndt und Eine feste Burg. 4. Geistlicher: Verlesung der Botschaft des Kaisers an das deutsche Volk. Predigt über Sam. 7, 12. 5. Gemeinde: Vaterunser. 6. Gemeinde: Die Wacht am Rhein. 7. Zum Schluß: Ein dreimalig gewaltig durch die ehrwürdigen Räume des Gotteshauses brausendes Hoch auf den Kaiser . . . .«

* * *

Walhalla mit Exportabteilung

. . . Aus den begeisterten jungen Soldaten, die singend auszogen, sind Männer von grimmigem Ernst geworden; zu den strengen großen Linien der ausdrucksvollen Köpfe, die eines Hodlers Kunst reizen müßten, paßt das einfache graue Kriegsgewand viel schöner als das frühere bunte Waffenkleid. Zu dem Bilde des deutschen Kämpfers im Weltkrieg gehört auch der neue Stahlhelm, dem man jetzt auch in den Straßen der Reichshauptstadt nicht selten begegnet . . . . es ist, als hätte man einen Reisigen aus der Zeit der Frundsberge vor sich . . . .

Ich glaube nicht, daß die Ziele dieses Krieges solchen Eingriff in den Schatz farbiger Vorstellungen und in die Erlebnissphäre des Malers Hodler oder auch nur in das Kostümatelier des Malers Hollitzer rechtfertigen, der ja als Landsknecht in Kabaretts und Preßquartieren seinen Mann gestellt hat. Wohl aber glaube ich, daß die Wesensart, die sich an den Realien in solcher Verpackung berauschen kann, eine der Grundursachen dieses Krieges ist. Frundsberg, so nannte sich tatsächlich der Autor des Artikels »Auf der Russenfährte«. Ich würde manche unter jenen, die das Auge des Schilderers bestochen haben, unschwer als Weinreisige erkennen.

* * *

Walhalla

»Aus den Nachrichten der Sektion des Deutschen und Österreichischen Alpenvereines (September): Unser Mitglied Oberleutnant . . . . ist vor kurzem auf dem südwestlichen Kriegsschauplatz, beim Erklettern einer Felswand im feindlichen Feuer von zwei Kugeln getroffen, gefallen. Ihn, den alle lieb hatten, die ihn kannten, weil er licht und freundlich war wie Baldur, liederfroh wie Bragi und stark wie Asator,

trug die wieder zur Walküre erwachte Salige von der Kellerwand quer vor sich im Sattel vor Walhalls goldenes Tor. Weit sprang das auf; denn gern öffnet es sich dem, der an blutender Wunde für Volk und Freiheit starb. Heil...!«

* * *

Ein Ausschnitt vorn und hinten

Vorn:

Eine ganz außergewöhnliche und bisher noch niemals dagewesene Operation ist dieser Tage im Militärspital zu Bordeaux an einem französischen Kriegsverwundeten vorgenommen und glücklich ausgeführt worden. Der ärztlichen Kunst ist es nämlich gelungen, einem Soldaten durch eine schwere Verwundung verloren gegangene wichtige Teile des Gesichtes durch künstliche Apparate vollkommen zu ersetzen. Es handelt sich um einen Kriegsverwundeten, einen sehr kräftigen, jungen Mann, dem die ganze rechte Gesichtshälfte unterhalb des Auges durch Granatsplitter fast völlig weggerissen wurde. Teile der Nase, Wange und Ohr vollständig, ebenso große Teile des Oberkiefers, der ganze rechte Unterkiefer und die gesamte Bezahnung der rechten Mundhälfte. Der Mann schien verloren, als der Chefchirurg des Spitales, Dr. Crile, ein Mittel fand, dem Unglücklichen das Leben zu retten. Zum Wiedererersatz aller verlorenen Knochen überpflanzte der Chirurg zunächst zu einem ganz geringen Teile Knochen von dem Patienten selber; der Hauptteil jedoch, so fast der ganze Unterkiefer und das ganze Gebiß wurden aus einem kunstvollen Aluminiumgerippe aufgebaut, das natürlich stark genug sein muß, um bei dem gewaltigen Kaudrucke nicht die Form zu verlieren.

Hinten:

Der von Malcolm Poß gezeichnete Bericht sagt, daß die englischen Batterien bei dem letzten großen Bombardement, das den eigentlichen Stürmen vorausging, mindestens zwölf Millionen Granaten gegen die deutschen Linien geworfen haben. Der englische Feuerorkan habe alle Vorstellungen überstiegen, die man sich von einem Bombardement nur immer machen konnte. Die deutschen Soldaten seien in einer wahren Hölle gewesen und man könne sich kaum vorstellen, daß Lebewesen eine solche Beschießung überstehen können, ohne irrsinnig zu werden. Nur Schutt und Asche bleibt dort zurück, wohin dieser Sturm von Stahl und Feuer geschlagen. Als die Sturmtruppen in den Regionen, über die dieser Granatenhagel stundenlang erbarmungslos niedergeprasselt war, noch Lebewesen fanden, die sich verteidigten, faßte sie Respekt und Erstaunen über diesen Gegner. Die Zähigkeit der deutschen Verteidigung sei eine derartige, daß sie durch jene Mittel, mit denen man bisher Kriege zu führen gedachte, nicht gebrochen werden könne. Dieser außerordentliche Widerstand erfordert auch außerordentliche Mittel. Die Engländer seien auf dem Wege, sie zu finden.

Ja, das Gesicht dieser Welt wird eine Prothese sein!

* * *

Was lese ich da,

›der tapfere General, dessen Truppen überall da eingesetzt wurden, wo der Kampf am heißesten tobte ....‹? Der Arme, was muß der gelitten haben!

* * *

Mit der Uhr in der Hand

Berlin, 22. September. Das Wolffsche Bureau meldet: Eines unserer Unterseeboote hat am 17. September im Mittelmeer einen vollbesetzten feindlichen Truppentransportdampfer versenkt. Das Schiff sank innerhalb 43 Sekunden.

Dies ist das Aug in Aug der Technik mit dem Tod. Krieger, Freunde blutiger Entscheidung, Anhänger des Wunsches, daß der Tapferkeit Anteil gebühre an der Macht, müßten aufstehen und sagen, diese Möglichkeit liege ihnen fern, es sei nicht das Richtige, es sei selbst dem Schlachtengott, der aus der Maschine kommt, kein Opfer, nur der Maschine. Wohl, hier ist die Entwicklung in der Sackgasse. Wenn der Menschengeist so weit kam, Mörser zu bauen, um vor ihrer Wirkung wieder unter die Erde zu kriechen, wenn er Riesen konstruiert hat, um mit der Uhr in der Hand zuzuschauen, wie die der Zwerg überwältigt — dann zeigt die Uhr dreizehn und es ist Zeit, zur Ruhe zu gehen. Überschlafen wir's. Sonst sitzt uns eines Tages ein kriegsuntauglicher Ingenieur am Bureautisch und gibt zur Verbesserung des Agios oder wie der unselige Vorteil sonst heißt, durch einen Druck auf den Taster zu verstehen, daß jetzt eine Festung in die Luft fliegen wird. Ihr geht an dieser Möglichkeit zugrunde und umsomehr, wenn der Apparat vom Zinsfuß bedient wird, und ganz und gar, wenn ihr die unselige Verbindung noch mit dem alten Ideal verbindet und das Ding Glorie nennt!

* * *

soll immerhin, wenigstens, also wenn er schon sonst nichts für sich hat, ein Aderlaß an der Menschheit sein. Wobei aber die Gesundheitspolitiker außer acht lassen, daß das übrigbleibende Blut nicht eben jenes ist, aus dem sie sich fortpflanzen könnte, so daß wieder die Fortpflanzungspolitiker eingreifen und für eine praktische Ausnützung der Urlaube agitieren müssen. Sympathisch mag ja diese Menschheit nicht sein; daß sie tüchtig ist bis zum letzten Atemzug, muß ihr der Neid der Marsbewohner lassen. Nur, daß noch keiner auf die Idee gekommen ist, zur Herbeiführung des Aderlasses statt der Soldaten die Armeelieferanten, die doch in sämtlichen Staaten auch ein starkes Kontingent stellen, zu opfern. Oder, wenn zur Ausfindigmachung dieser Sorte es doch wieder eines Kriegsausbruchs bedürfte, jene Berufe, die den Krieg vorbereiten helfen und die um den Vorrang streiten, ob Bismarcks Wort von der Feder, die die Leistung des Schwerts verderbe, sich auf sie oder auf sie beziehe: Journalisten und Diplomaten. Und vor allem jene, die im Frieden wie im Krieg in Lokalen sitzen und plötzlich ausrufen: »Ich geh mit!«, worauf der andere opferbereit entgegnet: »Von mir aus!« und sich ein mir völlig unverständlicher Dialog entwickelt wie: »Ich hab einen Treff!« »Mit absolut!« »Ich hab Sie sanft hineingelassen!«, bis endlich einer »Ich hab e Wonnock!« ruft. Das gäbe einen ganz ausgiebigen Aderlaß, ohne daß andere, die im Frieden vielleicht eine nützliche oder auch nur geistige Tätigkeit ausgeübt haben, 2500 Meter hoch unter Zeltblättern, an einem schmalen Felsband eng aneinander gekeilt, längs schwindelnden Abgrunds angeklammert an ein Drahtseil, stehend, hängend, dem feindlichen Trommelfeuer ausgesetzt sein müßten. Die Staaten sollten sich im künftigen Frieden verpflichten, Hinterländer zu bleiben und den notwendigen Aderlaß in eigener Regie zu besorgen.

* * *

Theater, Kunst und Literatur

»Der Kommandant des Kriegspressequartiers Generalmajor Ritter v. Hoen wird bei dem Vortrag der Kriegsberichterstatterin Alice Schalek »Drei Monate an der Insonzofront« am 14. d. im mittleren Konzerthaussaale einige einleitende Worte sprechen. Zu diesem Vortrag sind nur noch wenige Karten in Gutmanns Hofmusikalienhandlung erhältlich.«

»... Nicht aus Neugierde, so bemerkte Fräulein Schalek, sei ihre Reise an die Front erfolgt sie wollte dem Krieg in das Angesicht schauen ....«

»... und als Fräulein Schalek ihren Vortrag beendet hatte, da meinte so mancher Zuhörer, er habe hier einen unserer Helden selbst von den harten Kämpfen gegen die Italiener erzählen hören.«

* * *

Lyrik

Beim Eierdetailverschleiß ist gleichfalls außer den Preisen die Provenienz anzuschreiben sowie ob die Eier geleuchtet sind oder nicht.

Die Krankenpflegerin.

Tiefen Atem holt der Bleiche
Schwebend in Deliriums Reiche,
Leise flüstern seine Lippen:
»Laß von deinem Mund mich nippen!«
Lieb! Ade, Lieb! Ade.

Zwölfe schlägt es — Mitternachtsstunde,
Noch ein Säftchen ihm zum Munde
Führt der Pfleg'rin Hand so weiß,
Trocknet seine Stirn vom Schweiß.

Bleicher Krieger streckt die Glieder,
Aus dem schlaffen Munde wieder
Tönt es diesmal laut und klar:
Ich geh' von hinnen, es ist wahr,
Lieb — Ade, Lieb — Ade.

Bleiche Lippen, habt gesprochen,
Müdes Auge, bist gebrochen!
Und der Pflegerin Hand, so weiß,
Trocknet deine Stirn vom Schweiß.

Robert Schletter.

Lokalbericht.

[Kriegsausstellung Wien 1916.] Kommenden Samstag findet im Bundestheater das zweite populäre

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

* * *

Larven und Lemuren

(Leichenbegängnis.) — — Riedl — — Er war ein Bruder des Besitzers des — — Unter den zahlreichen Trauergästen waren außer der Familie: FML. Kontz, Ministerialrat Zborzil, die Obersten Padewit und Weichberger, Platzkommandant Oberstleutnant Fechner, Hauptmann a. D. Schriftsteller Lenhard, viele Offiziere, ferner eine Halbkompagnie des Marine- und Militärkriegervereines »Tegetthoff« unter dem Kommando des Oberstleutnants Glaser — — Kaffeesiedergenossenschaft — — Stellvertreter — — mit den Bezirksräten — — und viele andere —

Aber das war doch schon. Das hats doch immer gegeben. Der Kondukt ging immer und geht weiter, was auch geschehe. Nie löst sich diese Reihe.

Es sind die um Riedl. Nichts von außen bewegt die Leichenstarre der Gemütlichkeit. Dieses Wien hat Erfüllungen, an denen, und wär' auch ein Jahrzehnt des Weltuntergangs dazwischen, kein Zweifel rüttelt. Die alte Garde lebt, aber auch die junge ist da, es behielt sie nicht. Geh außer Landes und nimm dir vor, übers Jahr auf den Tag um halb eins auf dem linken Trottoir der Kärntnerstraße diese rüstige Kompagnie dem Zivilstande Angehöriger zu finden. Die Zeit ging hin mit ihren Stürmen. Lebfroh, todfroh, von der Sonne beschienen, stehen sie da. Verkleidete, mit kurzem Rockerl und Monokerl treten lachend hinzu. Scherzworte schwirren. Rings hat sich manches doch verändert, mehr Krücken kommen vorbei, wo jene stehn, kaum ist Platz zum Vorbeihumpeln. Die Stadt war sich immer unentbehrlich, aber nun erst scheint sie zu wissen, wie recht sie hatte. 's wird schöne Maderln geben und wir wern i m m e r leben. Und indem ich sie ganz nahe betrachte, ob nicht doch eine Falte auf die geschichtliche Umwälzung weist, entdecke ich, daß sie alle längst gestorben sind und nur aus Prestigerücksichten mittags ausgestellt werden. Lebten sie, sie hätten im großen Durcheinander doch wenigstens eine Stunde wahrhaft erlebt, nämlich die, welche zwischen Sommerzeit und Winterzeit ist.

* * *

Ein Genuß! — Ein Genuß! — Ein Genuß!

»(D e r S c h ü t z e n g r a b e n i m P r a t e r) ist jetzt in diesen heißen Sommertagen ein i d y l l i s c h e r Aufenthaltsort; wenn man all das Interessante, das im Schützengraben zu sehen ist, g e n o s s e n hat, kann man sich unter den mächtigen alten Eichen, bei trefflicher Militärmusik, in den Restaurants und Cafés k ö s t l i c h e r h o l e n . . . .«

* * *

Grenzen der Menschheit

». . . Die Ereignisse von gestern haben dem Gegner zwischen Maurepas und der Somme unsere vorderen Gräben gegeben, oder besser, ein Chaos von Sand und Stein und Erde, wie es die Millionen von Granaten in den jüngsten Tagen geschaffen hatten. . . . Die Munition war in einer noch nie dagewesenen Menge aufgestapelt. Der Feind hatte zu einem artilleristischen Hauptschlag gerüstet. Das Feuer hielt schon seit Tagen in dem starken Takt an, den ihm der moderne Krieg gegeben hat. Ich sah in der jüngsten Zeit die unzähligen Einschläge der feindlichen Granaten, die erst die Einleitung zu dem Trommelfeuer neuesten Stils bildeten. Es tobte die ganze Sommefront entlang, aber es war immer noch der Beginn, der schwächere Anfang zu dem tollsten Geschützfeuer, das die Welt je erlebte . . . .«

». . . Seit Wochen schon bildete es in Wiener Theaterkreisen eine Sensation, daß Mizzi Zwerenz und Fritz Werner sich als neue Stätte für ihr künstlerisches Wirken das Apollotheater erkoren hatten. . . . Das Entree der Zwerenz: »Ich sing den ganzen Tag«, dann das Duett mit Werner: »Urschula geh' her, genier' dich nicht«, schlugen im Vorspiel kräftig ein. Der »Millionenmarsch« ist der richtige Reißer und scheint berufen, der Nachfolger des »Fliegermarsches« zu werden. Einschmeichelnd und süß ist das Duett Werner-Zwerenz: »Beim Tanzen, da kommen die Leut' zusamm'«. Ein richtiger Schlager ist dann wieder das Duett Zwerenz-Werner im Schlußbilde: »Junges Weib und junger Wein.« . . . Die Walzertraumzeiten des siegreichen Niki und der herzigen Franzi sind wieder erstanden. Werner sang und tanzte in übermütiger Laune, die Mitspieler und das Publikum mitreißend. . . . Zweifellos ist Direktor Ben Tieber für lange lange Zeit aller Spielplansorgen enthoben, zweifellos hat auch der an Operettenerfolgen reiche Wiener Musikverleger Herzmansky einen neuen Volltreffer zu verzeichnen.«

» . . . Die russischen Sturmkolonnen mußten durch das Feuer der eigenen Geschütze und Minenwerfer aus den Gräben herausgetrieben werden, da sie angesichts des mit den Leichen tausender Kameraden bedeckten Vorfeldes dem Angriffsbefehl nicht Folge leisten wollten. Als sie dann zwischen beiden Fronten von dem mörderischen Schnellfeuer der Unseren überschüttet wurden und wieder ins Wanken kamen, legten russische Batterien und Maschinengewehre erneut Sperrfeuer hinter sie, um ihnen dadurch jede Hoffnung auf Umkehr zu nehmen. Daraufhin stürzten die Russen sich zwar mit dem Mut der Verzweiflung in unsere Hinderniszone, wurden aber von unseren Schrapnells, Maschinengewehren, Granatwerfern und Handgranaten vollends abgetan. Die Zahl der gestern hier Gefallenen wird auf abermals mindestens fünftausend geschätzt, so daß der Gegner allein in diesem zehn Kilometer langen Frontabschnitt binnen drei Tagen über zehntausend Mann an Toten verloren hat....«

Gebet während der Schlacht

Nie wird bis auf den Grund meiner Erscheinung
der kühnste Rotstift eines Zensors dringen.
Verzichtend auf die Freiheit einer Meinung,
will ich die Dinge nur zur Sprache bringen.

Mittlerer Konzerthaussaal

(III. Lothringerstraße 20)

FREITAG, 17. NOVEMBER 191

7 UHR

VORLESUNG
KARL KRAUS

AUS EIGENEN SCHRIFTEN

KARTEN zu K 10.—, 8.—, 6.—, 5.—, 4.—, 3.—, 2.—, 1.
an der Konzerthauskassa, III. Lothringerstr. 20,
bei Kehlendorfer, I. Krugerstraße 3 und in der
Buchhandlung Richard Lányi, Kärntnerstraße 44

Ein Teil des Ertrages wird wohltätigen Zwecken gewidm

Kleiner Konzerthaussaal, Montag, 4. Dezemb

Vorlesung Karl Kraus

NESTROY: **Die beiden Nachtwandler od**
Das Notwendige und das Übe
flüssige

RAIMUND: **Der Alpenkönig und der Menschenfeind** (Aus dem I. Aufzug)

Das Hobellied (Klavier: Egon Korna

KARL KRAUS: **Worte in Versen**

Der volle Ertrag wird wohltätigen Zwecken gewidm

NR. 443/444 MITTE NOVEMBER 1916 XVIII. JAH

DIE FACKEL

HERAUSGEBER

KARL KRAUS

INHALT:

Mythologie / Zuflucht / Abenteuer der Arbeit / »Alle Vögel sin
schon da« / An den Schnittlauch / Grabschrift für ein Hündchen
Inschriften / Zitate aus Schiller, Goethe, Jean Paul / Inschriften
Elysisches / Bekenntnis / Der Irrgarten / Der Ratgeber / Der Reim
Vor dem Einschlafen / Gebet.

NACHDRUCK VERBOTEN

Preis dieses Heftes:

60 Heller = 50 Pfennig

VERLAG: DIE FACKEL, WIEN

RLAG DER SCHRIFTEN VON KARL KRAUS
(KURT WOLFF)

VORTE IN VERSEN

In 3. Auflage:

ie Chinesische Mauer

Essays

Im Druck:

Nachts, Aphorismen

tergang der Welt durch schwarze Magie

Essays

beziehen durch alle Buchhandlungen und durch den Verlag
Leipzig, Kreuzstraße 3b

DIE FACKEL

erscheint in zwangloser Folge.

Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern.

ir Österreich-Ungarn:	Für das Deutsche Reich:	Weltpostverein:
3 Nummern K 4.50	18 Nummern Mk. 4.—	18 Nummern K 6.—
6 „ „ 9.—	36 „ „ 8.—	36 „ „ 12.—

HALT der vorigen sechsfachen Nummer 437—442, 31. Oktober 1916:
ebuch / Zum ewigen Gedächtnis / Glossen / Epigramm
s Hochgebirge / Made in Germany / Der soziale Standpunkt
Tieren / Glossen / Memoiren / Notizen / Sendung /
dschaft / Glossen / Auf der Suche nach dem Menschen im

DIE FACKEL

Nr. 443—444 16. NOVEMBER 1916 XVIII. JAHR

Mythologie

Was? Es kann sprechen? Dieser Schlauch hier ist
ein Mensch?
Und dieser Bauch hier, jener Blasebalg ist einer?
Und hier der Leguan, der Hamster dort sinds auch?
Der links am Fenster, einem Schlafsack gleich,
der rechts, einer Matratze gleich, auch der?
Dort öffnet sich ein Maul wie ein Lavoir,
Hier naht ein Walroß und bestellt die Zeitung,
und dieses, meint man, habe Blut wie wir?
Selbst dieser, der so aufgeregt sehderanda
sich herkommt, als ob er, noch ganz in Schaum,
persönlich jener Kreuzigung beigewohnt
und nun erzählen wollte, wie's gewesen,
und wer dabei gewesen unter andern,
und was er angehabt, den sie nun los sind?
Hier röchelt etwas und es ruft: Ich nehm!
Was ist das? Wär's ein Tier, so hätt's Fasson.
Es ist eins und doch keines, doch kein Mensch.
Was? Es kann sprechen? Atmen kann es auch?

Dies ward geboren? Mitgeborne sinds?
Ein Weib trug Schmerzen, viele freuten sich,
als es zur Welt kam? Heute offeriert es
freihändig, hat per Zufall tausend Kilo
von dem und jenem, und noch vier Waggons
von Prima-Seife und ein Aquarell.
Und vieles gibt es, während dies da ist.
Und Amethyste gibts und in den Pampas
schaukelt — oh sieh — ein blauer Schmetterling.
Da reißt sich einer los und brüllt: Auf Ihnen
hat man gewartet, Kleinigkeit, wer sind Sie?
Und Zähne hat das Ding dem Eber gleich,
die hacken sich ins Fleisch und mahlen alles
mit wilder Wut zu hunderten Prozenten.
Der Apparat dort kommt nicht leicht zu sich.
Doch tippt man an, so sagt er: Ausgerechnet!
Hat das auch Milz und Nieren so wie wir?
Es kam wie wir aus dem Geheimnisse
und wird wie wir in das Geheimnis eingehn?
Ist dieses nicht ein größeres Geheimnis?
Die Luft ist voll von Ziffern und Miasmen.
Ich sitze da und bin narkotisiert,
ich fühle, diese sind nicht, doch wie lange
wohl dieser Übergang noch dauern mag.
Und ob er glaube, frag ich meinen Nachbarn,
daß es noch Hoffnung gibt oder schon jetzt
dem Bottich dort, der eben ein Getränk
einschlürft, Verständnis zuzutrauen sei
für mein Problem, nämlich ob hier ein Beistrich
statt eines Strichpunkts wohl am Platze wäre
und wie das Wort »chiastische Umarmung«
in Sinn und Form und Klang erfüllt erscheint,
und ob nicht, wenn ich ihm die Stelle zeige,
dies auch vielleicht die Zauberformel wär'
und ob das Chaos wär', wenn ich ihn weckte.
Mein Nachbar schweigt erschrocken und er blickt
starr wie ich selbst auf diesen Kreis von Formen,

die durch den rätselhaften Ratschluß Eines
doch sprechen und sich leicht verständigen können,
nur nicht mit uns. Da wird es lebhafter,
weil sie, im Vielerlei des Gelderwerbes
ein Ideales fest im Aug behaltend,
auf Pferde setzen und von Pferden wissen,
daß sie geschaffen sind, um zu gewinnen
für sie, da umgekehrt ja doch die Pferde
auf sie zu setzen nicht imstande sind.
So sitzen wir im Schlaf und hören zu.
Da würgt mich etwas und es ist ein Wort,
und jenes Maul, auf das wir beide starren,
hat jetzt ein wunderbares Wort gesagt,
obschon gesagt im Dialekt der Hölle:
Glaukopis! — und was er verdienen wird.

Zuflucht

Hab' ich dein Ohr nur, find' ich schon mein Wort:
wie sollte mir's dann an Gedanken fehlen?
Von zwei einander zugewandten Seelen
ist meine flüchtig, deine ist der Hort.

Ich komme aus dem Leben, jenem Ort,
wo sie mit Leidenschaft das Leben quälen
und sich die Menschen zu der Menschheit zählen,
und technisch meistern sie den Tag zum Tort.

So zwischen Schmach und Schönheit eingesetzt,
rückwärts die Welt und vorwärts einen Garten
ersehend, bleibt die Seele unverletzt.

Fern zeigt das Leben seine blutigen Scharten,
an mir hat es sich selber wundgehetzt.
Öffne dein Ohr, um meines Worts zu warten!

Abenteuer der Arbeit

Was leicht mir in den Schoß fiel,
wie schwer muß ich's erwerben,
bang vor des Worts Verderben.
O daß mir dieses Los fiel!

Zuerst war's in der Hand mir,
dann wollt' es sich entfernen,
da mußt' ich suchen lernen;
es schwindelt der Verstand mir.

Das Wort hier ist ein Zunder
für das an jener Stelle.
Gleich brennt die ganze Hölle.
Das Wort ist mir ein Wunder.

Wie öffnet es die Lider,
die sonst geschlossen waren.
Hier gibt es nur Gefahren.
Ich kenn' das Wort nicht wieder.

Tausch' ich es, wird's mich täuschen.
Wie es sich an mich klettet,
seitdem ich es gerettet
aus vielfachen Geräuschen.

Das was mir einfiel, hat mich,
der ich's nie haben werde,
ich steh' auf schwanker Erde
und setze selber matt mich.

Ich wähl' im Zweifelsfalle
von zweien Wegen beide.
Ich röste mich am Leide,
bin in der Teufelsfalle.

Ein unerschrockner Tadler
will ich mir nichts erlauben,
als aus dem reinsten Glauben
zu spielen Kopf und Adler.

Und wenn der Kopf aufs Wort kam,
der Adler fällt getroffen —
so blieb der Zweifel offen,
ich weiß nicht, wie ich fortkam.

Wer mit dem Geist verwandt ist,
in Bildern und in Schemen
die Welt beim Wort zu nehmen —
beim Himmel kein Pedant ist!

In sprachzerfallnen Zeiten
im sichern Satzbau wohnen:
dies letzte Glück bestreiten
noch Interpunktionen.

Wie sie zu rasch sich rühren,
wie sie ins Wort mir zanken —
ein Strich durch den Gedanken
wird mich ins Chaos führen;

obgleich ein Strichpunkt riefe,
dem Komma nicht zu trauen:
ein Doppelpunkt läßt schauen
in eines Abgrunds Tiefe!

Dort droht ein Ausrufzeichen
wie von dem jüngsten Tage.
Und vor ihm kniet die Frage:
Läßt es sich nicht erweichen?

Wie ich es nimmer wage,
und wie ich's immer wende,
ein Werk ist nie zu Ende —
am Ausgang steht die Frage.

Und eh' mein Herz verzage,
den Ausgang zu erreichen,
setz' heimlich ich ein Zeichen —
dem Zeichen folgt die Frage.

Es zündet immer weiter
der Blitz, der mich zerrissen.
Mein eignes besseres Wissen
will Antwort vom Begleiter.

Mit angstverbrannter Miene
stock' ich vor jeder Wendung,
entreiß' mich der Vollendung
durch eine Druckmaschine.

Wie schön ist es gewesen,
am Wege waren Wonnen.
Was heimlich süß begonnen,
nun werden's Leute lesen.

O Glück im Wortverstecke
des unerlösten Denkens,
Versagens und sich Schenkens —
was bog dort um die Ecke?

Noch nicht erseh'n, ersehn' ich's.
Vorweltlich Anverwandtes,
eh' ich's gesetzt hab', stand es,
und nun mir selbst entlehn' ich's.

Entzückung fand der Gaffer
am tausendmal Geschauten.
Aus tagverlornen Lauten
erlöst er die Metapher.

Im Hin- und Wiederfluten
der holden Sprachfiguren
folgt er verbotnen Spuren
posthumer Liebesgluten.

In Hasses Welterbarmung
verschränkt sich Geist und Sache
zu weltverhurter Sprache
chiastischer Umarmung.

Wer sprechen kann, der lache
und spreche von den Dingen.
Mir wird es nie gelingen,
sie bringen mich zur Sprache.

Das Wort trieb mit den Winden
und spielt mit Wahngestalten.
Im Wortspiel sind enthalten
Gedanken, die mich finden.

Wenn ich so weiter fortspiel',
vor solchem kühnen Zaudern
wird es die Nachwelt schaudern.
Denn alles war im Wortspiel.

Dem ewigen Erneuern,
zum Urbild zu gelangen,
entrinn' ich nur, gefangen
in neuen Abenteuern.

Durch jedes Tonfalls Fessel
gehemmt aus freien Stücken,
erlebt sich das Entrücken
auf einem Schreibtischsessel.

Was leicht mir in den Schoß fiel,
wie schwer muß ich's erwerben,
bang vor des Worts Verderben.
O daß mir dieses Los fiel!

»Alle Vögel sind schon da«

Das Zimmer schweigt und vor dem Fenster
brütet der Sonntag seinen Plan,
führt auf dies stumme Ab und An,
die Pantomime der Gespenster.

Und rechts und links in meinem Zimmer
hängt was gewesen an der Wand,
ein toter Freund reicht seine Hand
und was gewesen ist, bleibt immer.

Es schweigt mich an wie eine Sage,
ein jedes Ding von seinem Ort.
Die heimgegangne Göttin dort
ruft des Geschlechtes heilige Klage.

Wie laut wird alles, was da schweigt.
Nun bin ich schon im frühsten Alter.
Da wird die Stille rings zum Psalter,
zu dem des Nachbars Junge geigt.

Des ersten Frühlings Glückerleben
wird wieder mir so greifbar nah.
Ach, »alle Vögel sind schon da«!
Ich seh' sie durch das Zimmer schweben.

An den Schnittlauch

O gutes Grün, wie sprichst du mich zärtlich an,
Wie heilig schweigst du von dem Geheimnisse.
Du letzter Schmuck der armen Mutter,
Die ihren Schoß mit der Söhne Blut färbt.

Daß du zugleich bist und daß mit dir zugleich
Der Wille lebt, an dem eine Menschheit stirbt —
Ach, irdisch Unmaß! und dir wird nicht
Fahler die Farbe, du grüne Hoffnung.

O letztes Leben und wie das Leben auch
Verkannt, du Anbot wahrster Bescheidenheit,
Du selbstgenügsam stille Pflanze,
Die nur wie Schnittlauch schmeckt und duftet.

Nach etwas suchend, welches kein andres ist,
Im Kreis des Lebens, das im Ersatz sich lebt,
Bloß deine gute Gabe sah ich,
Chemischem Zauber unerreichbar.

Daß gleichwohl, grüne Freundschaft, du eßbar seist,
Wenn auf dem Teller treu du dich hingestreut —
Es rührt noch von dem alten Hunger.
Stets hat der Mensch von der Seele gegessen.

Grabschrift für ein Hündchen

(Woodie, gestorben 22. Mai 1913.)

Ein kleiner Hund mit langem Haar, den ich persönlich kannte,
er lachte, wenn man zu ihm sprach, er weinte, weil er stumm war,
sein Blick war Dank der Kreatur, für sich und für die andern.
Da kam ein Wagen ohne Pferd und tötete das Hündchen.
Wer hatte es so eilig, ach, wer hatte es so eilig.
Wie wenig Raum hat der Passant für sich gebraucht im Leben.
Wie eine Schlange konnte er, wenn du ihm pfiffst, erscheinen.
Wer füllt die schmale Stelle aus? Unwürdige sind am Leben,
sie brauchen mehr und dennoch bleibt der Würdige unersetzlich.
Und auch sein Beispiel bessert nicht, sein Opfer nicht die andern,
die immer allzu übrig sind. Der dort ging seines Weges
und starb daran. Die kleine Frau, sie sah sich um und rief ihn,
sie rief und rief und sah ihn nicht, da lag er in der Sonne.
So wenig Stelle nahm er ein. Und so viel Stille bleibet,
wo Leben keine Worte hat.

Inschriften

Der Besiegte

Streit' ich vergebens gegen allen Schmutz der Gosse,
entschädigt mich die Ohnmacht vor dem Licht.
Das Leben, meistens greller als die Glosse,
ist manchmal schöner doch als ein Gedicht.

Der Unähnliche

Wenn ich mich so in eurem Spiegel sehe,
so seh' ich ein: ich habe oft geirrt.
Doch wäre ich's darum noch immer.
Ein andres ist es, was mein Bild verwirrt,
und die Entstellung ist weit schlimmer.
Daß ich es nur gestehe:
Der Spiegel hat sich oft in mir geirrt.

Zitate

Schiller:

(»Über naive und sentimentalische Dichtung«)

Die Dichter sind überall, schon ihrem Begriffe nach, die Bewahrer der Natur. Wo sie dieses nicht ganz mehr sein können, und schon in sich selbst den zerstörenden Einfluß willkürlicher und künstlicher Formen erfahren ..., da werden sie als die Zeugen und als die Rächer der Natur auftreten.

*

Satirisch ist der Dichter, wenn er die Entfernung von der Natur und den Widerspruch der Wirklichkeit mit dem Ideale (in der Wirkung auf das Gemüt kommt Beides auf Eins hinaus) zu seinem Gegenstande macht. Dies kann er aber sowohl ernsthaft und mit Affekt als scherzhaft und mit Heiterkeit ausführen, je nachdem er entweder im Gebiete des Willens oder im Gebiete des Verstandes verweilt. Jenes geschieht durch die strafende oder pathetische, dieses durch die scherzhafte Satire.

*

Die pathetische Satire muß jederzeit aus einem Gemüte fließen, welches von dem Ideale lebhaft durchdrungen ist. Nur ein herrschender Trieb nach Übereinstimmung kann und darf jenes tiefe Gefühl moralischer Widersprüche und jenen glühenden Unwillen gegen moralische Verkehrtheit erzeugen, welcher in einem Juvenal, Swift, Rousseau, Haller und andern zur Begeisterung wird. Die nämlichen Dichter würden und müßten mit demselben Glück auch in den rührenden und zärtlichen Gattungen gedichtet haben, wenn nicht zufällige Ursachen ihrem Gemüt frühe diese bestimmte Richtung gegeben hätten; auch haben sie es zum Teil wirklich getan. Alle die hier Genannten lebten entweder in einem ausgearteten Zeitalter und hatten eine schauderhafte Erfahrung moralischer Verderbnis vor Augen, oder eigene Schicksale hatten Bitterkeit in ihre Seele gestreut.

*

So lange Lukian bloß die Ungereimtheit züchtigt, ... bleibt er Spötter, und ergötzt uns mit seinem fröhlichen Humor; aber es wird ein ganz anderer Mann aus ihm in vielen Stellen ..., wo seine Satire auch die moralische Verderbnis trifft .... Bei solchen und ähnlichen Anlässen muß sich der hohe Ernst des Gefühls offenbaren, der allem Spiele, wenn es poetisch sein soll, zum Grunde liegen muß.

*

.... die Naturwidrigkeit unserer Verhältnisse, Zustände und Sitten treibt uns an, dem erwachenden Triebe nach Wahrheit und Simplizität, der, wie die moralische Anlage, aus welcher er fließt,

unbestechlich und unaustilgbar in allen menschlichen Herzen liegt, in der physischen Welt eine Befriedigung zu verschaffen, die in der moralischen nicht zu hoffen ist. Deswegen ist das Gefühl, womit wir an der Natur hangen, dem Gefühle so nahe verwandt, womit wir das entflohene Alter der Kindheit und der kindlichen Unschuld beklagen. Unsere Kindheit ist die einzige unverstümmelte Natur, die wir in der kultivierten Menschheit noch antreffen; daher es kein Wunder ist, wenn uns jede Fußstapfe der Natur außer uns auf unsere Kindheit zurückführt.

Goethe:

(Sprüche in Prosa)

Die größte Achtung, die ein Autor für sein Publikum haben kann, ist, daß er niemals bringt was man erwartet, sondern was er selbst, auf der jedesmaligen Stufe eigner und fremder Bildung für recht und nützlich hält.

*

Es ist nicht immer nötig, daß das Wahre sich verkörpere; schon genug wenn es geistig umher schwebt und Übereinstimmung bewirkt; wenn es wie Glockenton ernst-freundlich durch die Lüfte wogt.

*

Tief und ernstlich denkende Menschen haben gegen das Publikum einen bösen Stand.

*

Für das größte Unheil unserer Zeit, die nichts reif werden läßt, muß ich halten, daß man im nächsten Augenblick den vorhergehenden verspeist, den Tag im Tage vertut, und so immer aus der Hand in den Mund lebt, ohne irgend etwas vor sich zu bringen. Haben wir doch schon Blätter für sämtliche Tageszeiten! Ein guter Kopf könnte wohl noch eins und das andere interkalieren. Dadurch wird alles was ein jeder tut, treibt, dichtet, ja was er vorhat, ins Öffentliche geschleppt. Niemand darf sich freuen oder leiden als zum Zeitvertreib der übrigen, und so springt's von Haus zu Haus, von Stadt zu Stadt, von Reich zu Reich und zuletzt von Weltteil zu Weltteil, alles veloziferisch.

*

Die Lust der Deutschen am Unsichern in den Künsten kommt aus der Pfuscherei her: denn wer pfuscht, darf das Rechte nicht gelten lassen, sonst wäre er gar nichts.

*

Der Deutsche hat Freiheit der Gesinnung und daher merkt er nicht, wenn es ihm an Geschmacks- und Geistes-Freiheit fehlt.

*

Alle Gegner einer geistreichen Sache schlagen nur in die Kohlen, diese springen umher und zünden da, wo sie sonst nicht gewirkt hätten.

*

Man sagt: eitles Eigenlob stinket; das mag sein: was aber fremder und ungerechter Tadel für einen Geruch habe, dafür hat das Publikum keine Nase.

*

Der Aberglaube ist die Poesie des Lebens, deswegen schadet's dem Dichter nicht abergläubisch zu sein.

*

Aufrichtig zu sein kann ich versprechen; unparteiisch zu sein aber nicht.

*

Wir alle sind so borniert, daß wir immer glauben Recht zu haben; und so läßt sich ein außerordentlicher Geist denken, der nicht allein irrt, sondern sogar Lust am Irrtum hat.

*

Der Appell an die Nachwelt entspringt aus dem reinen lebendigen Gefühl, daß es ein Unvergängliches gebe, und, wenn auch nicht gleich anerkannt, doch zuletzt aus der Minorität sich der Majorität werde zu erfreuen haben.

*

Wenn ich von liberalen Ideen reden höre, so verwundere ich mich immer, wie die Menschen sich gern mit leeren Wortschällen hinhalten; eine Idee darf nicht liberal sein. Kräftig sei sie, tüchtig, in sich selbst abgeschlossen, damit sie den göttlichen Auftrag, produktiv zu sein, erfülle; noch weniger darf der Begriff liberal sein, denn der hat einen ganz andern Auftrag.

Wo man die Liberalität aber suchen muß, das ist in den Gesinnungen und diese sind das lebendige Gemüt.

Gesinnungen aber sind selten liberal, weil die Gesinnung unmittelbar aus der Person, ihren nächsten Beziehungen und Bedürfnissen hervorgeht.

Weiter schreiben wir nicht; an diesen Maßstab halte man, was man tagtäglich hört.

*

Der Irrtum wiederholt sich immerfort in der Tat, deswegen muß man das Wahre unermüdlich in Worten wiederholen.

*

Wie in Rom außer den Römern noch ein Volk von Statuen war, so ist außer dieser realen Welt noch eine Welt des Wahns, viel mächtiger beinahe, in der die Meisten leben.

*

Unser ganzes Kunststück besteht darin, daß wir unsere Existenz aufgeben um zu existieren.

*

Alles was wir treiben und tun ist ein Abmüden; wohl dem der nicht müde wird.

*

Es ist nun schon bald zwanzig Jahre, daß die Deutschen sämtlich transszendieren. Wenn sie es einmal gewahr werden, müssen sie sich wunderlich vorkommen.

*

Zu allen Zeiten sind es nur die Individuen, welche für die Wissenschaft gewirkt, nicht das Zeitalter. Das Zeitalter war's, das den Sokrates durch Gift hinrichtete; das Zeitalter, das Hussen verbrannte; die Zeitalter sind sich immer gleich geblieben.

*

Eigentlich lernen wir nur aus den Büchern, die wir nicht beurteilen können. Der Autor eines Buchs, das wir beurteilen könnten, müßte von uns lernen.

*

Kein Wunder, daß wir uns alle mehr oder weniger im Mittelmäßigen gefallen, weil es uns in Ruhe läßt; es gibt das behagliche Gefühl als wenn man mit seinesgleichen umginge.

*

Niemand ist lästiger als ein täppischer Mensch vom Zivilstande. Von ihm könnte man die Feinheit fordern, da er sich mit nichts Rohem zu beschäftigen hat.

*

Selbst im Augenblick des höchsten Glücks und der höchsten Not bedürfen wir des Künstlers.

*

Das Schwierige leicht behandelt zu sehen, gibt uns das Anschauen des Unmöglichen.

*

Alles ist gleich, alles ungleich, alles nützlich und schädlich, sprechend und stumm, vernünftig und unvernünftig. Und was man von einzelnen Dingen bekennt, widerspricht sich öfters.

*

So wie der Weihrauch das Leben einer Kohle erfrischet, so erfrischet das Gebet die Hoffnungen des Herzens.

*

Der Deutsche läuft keine größere Gefahr, als sich mit und an seinen Nachbarn zu steigern; es ist vielleicht keine Nation geeigneter sich aus sich selbst zu entwickeln, deswegen es ihr zum größten Vorteil gereichte, daß die Außenwelt von ihr so spät Notiz nahm.

*

Daß Friedrich der Große aber gar nichts von ihnen wissen wollte, das verdroß die Deutschen doch, und sie taten das Möglichste, als Etwas vor ihm zu erscheinen.

*

Wenn man, einige Monate die Zeitungen nicht gelesen hat, und man liest sie alsdann zusammen, so zeigt sich erst, wie viel Zeit man mit diesen Papieren verdirbt. . . .

*

Was ist das für eine Zeit, wo man die Begrabenen beneiden muß!

*

Was man mündlich ausspricht, muß der Gegenwart, dem Augenblick gewidmet sein; was man schreibt, widme man der Ferne, der Folge.

*

Wer einem Autor Dunkelheit vorwerfen will, sollte erst sein eigenes Innere beschauen, ob es denn da auch recht hell ist. In der Dämmerung wird eine sehr deutliche Schrift unlesbar.

*

Die höheren Forderungen sind an sich schon schätzbarer auch unerfüllt, als niedrige ganz erfüllte.

*

Alles wahre Aperçu kommt aus einer Folge und bringt Folge. Es ist ein Mittelglied einer großen produktiv aufsteigenden Kette.

*

Vis superba formae. Ein schönes Wort von Johannes Sekundus.

*

Das Absurde mit Geschmack dargestellt, erregt Widerwillen und Bewunderung.

*

Der lebendig begabte Geist, sich in praktischer Absicht ans Allernächste haltend, ist das Vorzüglichste auf Erden.

*

Die originalsten Autoren der neuesten Zeit sind es nicht deswegen, weil sie etwas Neues hervorbringen, sondern allein, weil sie fähig sind, dergleichen Dinge zu sagen, als wenn sie vorher niemals wären gesagt gewesen.

*

Säen ist nicht so beschwerlich als ernten.

*

Ein Jeder, weil er spricht, glaubt auch über die Sprache sprechen zu können.

* *
*

(zu Eckermann)

»... Die Franzosen haben bisher immer den Ruhm gehabt, die geistreichste Nation zu sein, und sie verdienen es zu bleiben....«

*

»Der Dichter wird als Mensch und Bürger sein Vaterland lieben, aber das Vaterland seiner poetischen Kräfte und seines poetischen Wirkens ist das Gute, Edle und Schöne, das an keine besondere Provinz, und an kein besonderes Land gebunden ist, und das er ergreift und bildet, wo er es findet. Er ist darin dem Adler gleich, der mit freiem Blick über Ländern schwebt, und dem es gleichviel ist, ob der Hase, auf den er herabschießt, in Preußen oder in Sachsen läuft.

»Und was heißt denn: sein Vaterland lieben, und was heißt denn: patriotisch wirken? Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war, schändliche Vorurteile zu bekämpfen, engherzige Ansichten zu

beseitigen, den Geist seines Volks aufzuklären, dessen Geschmack zu reinigen, und dessen Gesinnungs- und Denkweise zu veredeln: was soll er denn da Besseres tun? und wie soll er denn da patriotischer wirken? An einen Dichter so ungehörige und undankbare Anforderungen zu machen, wäre ebenso als wenn man von einem Regimentschef verlangen wollte: er müsse, um ein rechter Patriot zu sein, sich in politische Neuerungen verflechten und darüber seinen nächsten Beruf vernachlässigen. Das Vaterland eines Regimentschefs aber ist sein Regiment . . . .

»Sie wissen, ich kümmere mich im ganzen wenig um das, was über mich geschrieben wird, aber es kommt mir doch zu Ohren, und ich weiß recht gut, daß, so sauer ich es mir auch mein Lebelang habe werden lassen, all mein Wirken in den Augen gewisser Leute für nichts geachtet wird, eben weil ich verschmäht habe, mich in politische Parteiungen zu mengen. . . .«

*

»Denken Sie sich aber diesen selben Béranger, anstatt in Paris geboren und in dieser Weltstadt herangekommen, als den Sohn eines armen Schneiders zu Jena oder Weimar, und lassen Sie ihn seine Laufbahn an gedachten kleinen Orten gleich kümmerlich fortsetzen, und fragen Sie sich, welche Früchte dieser selbe Baum, in einem solchen Boden und in einer solchen Atmosphäre aufgewachsen, wohl würde getragen haben.

»Also, mein Guter, ich wiederhole: es kommt darauf an, daß in einer Nation viel Geist und tüchtige Bildung in Kurs sei, wenn ein Talent sich schnell und freudig entwickeln soll. . . .

»Nehmen Sie Burns. Wodurch ist er groß, als daß die alten Lieder seiner Vorfahren im Munde des Volks lebten, daß sie ihm sozusagen bei der Wiege gesungen wurden, daß er als Knabe unter ihnen heranwuchs und die hohe Vortrefflichkeit dieser Muster sich ihm so einlebte, daß er darin eine lebendige Basis hatte, worauf er weiter schreiten konnte. Und ferner, wodurch ist er groß, als daß seine eigenen Lieder in seinem Volke sogleich empfängliche Ohren fanden, daß sie ihm alsobald im Felde von Schnittern und Binderinnen entgegenklangen, und er in der Schenke von heitern Gesellen damit begrüßt wurde. Da konnte es freilich etwas werden!

»Wie ärmlich sieht es dagegen bei uns Deutschen aus! Was lebte denn in meiner Jugend von unsern nicht weniger bedeutenden alten Liedern im eigentlichen Volke? Herder und seine Nachfolger mußten erst anfangen sie zu sammeln und der Vergessenheit zu entreißen; dann hatte man sie doch meistens gedruckt in Bibliotheken. Und später, was haben nicht Bürger und Voß für Lieder gedichtet! Wer wollte sagen, daß sie geringer und weniger volkstümlich wären als die des vortrefflichen Burns! Allein

was ist davon lebendig geworden, so daß es uns aus dem Volke wieder entgegenklänge? Sie sind geschrieben und gedruckt worden und stehen in Bibliotheken, ganz gemäß dem allgemeinen Lose deutscher Dichter. Von meinen eigenen Liedern was lebt denn? Es wird wohl eins und das andere einmal von einem hübschen Mädchen am Klaviere gesungen, allein im eigentlichen Volke ist alles stille. Mit welchen Empfindungen muß ich der Zeit gedenken, wo italienische Fischer mir Stellen des »Tasso« sangen!

»Wir Deutschen sind von gestern. Wir haben zwar seit einem Jahrhundert ganz tüchtig kultiviert; allein es können noch ein paar Jahrhunderte hingehen, ehe bei unsern Landsleuten so viel Geist und höhere Kultur eindringe und allgemein werde, daß sie gleich den Griechen der Schönheit huldigen, daß sie sich für ein hübsches Lied begeistern, und daß man von ihnen wird sagen können, es sei lange her, daß sie Barbaren gewesen.«

*

»Kriegslieder schreiben und im Zimmer sitzen — das wäre meine Art gewesen! Aus dem Biwak heraus, wo man nachts die Pferde der feindlichen Vorposten wiehern hört: da hätte ich es mir gefallen lassen. Aber das war nicht mein Leben und nicht meine Sache, sondern die von Theodor Körner. Ihn kleiden seine Kriegslieder ganz vollkommen. Bei mir aber, der ich keine kriegerische Natur bin und keinen kriegerischen Sinn habe, würden Kriegslieder eine Maske gewesen sein, die mir sehr schlecht zu Gesicht gestanden hätte.

»Ich habe in meiner Poesie nie affektiert. Was ich nicht lebte und was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen. Liebesgedichte habe ich nur gemacht wenn ich liebte. Wie hätte ich nun Lieder des Hasses schreiben können ohne Haß! Und, unter uns, ich haßte die Franzosen nicht, wiewohl ich Gott dankte, als wir sie los waren. Wie hätte auch ich, dem nur Kultur und Barbarei Dinge von Bedeutung sind, eine Nation hassen können, die zu den kultiviertesten der Erde gehört und der ich einen so großen Teil meiner eigenen Bildung verdankte!

»Überhaupt«, fuhr Goethe fort, »ist es mit dem Nationalhaß ein eigenes Ding. Auf den untersten Stufen der Kultur werden Sie ihn immer am stärksten und heftigsten finden. Es gibt aber eine Stufe, wo er ganz verschwindet und wo man gewissermaßen über den Nationen steht, und man ein Glück oder ein Wehe seines Nachbarvolkes empfindet als wäre es dem eigenen begegnet. Diese Kulturstufe war meiner Natur gemäß, und ich hatte mich darin lange befestigt, ehe ich mein sechzigstes Jahr erreicht hatte.«

Jean Paul:

(Levana oder Erzieh-Lehre)

Sie sagen, dünkt mich, in einem Ihrer Briefe, die Sättigung der Fürsten am Lobe und Wettstreite untergeordneter Menschen werde leicht zur kriegerischen Sehnsucht nach einem Wettkampfe mit Fürsten, Feinden und vor Europa. Recht wahr! mit dem Gähnfieber, woran im siebenten Jahrhundert so viele in Italien starben, steckt die böse Hofluft leicht an; durch Schießpulver will man die Luft wieder erfrischen.

. . . Werden Sie gleich mir eine Friedenspredigt vor dem Kriege an den Fürsten, der eben den Brandbrief zum Kriegsfeuer hinwerfen will, etwa so halten? »Bedenk' es, ein Schritt über dein Grenzwappen verwandelt zwei Reiche, hinter dir verzerrt sich deines — vor dir das fremde. — Ein Erdbeben wohnt und arbeitet dann unter beiden fort — alle alte Rechtsgebäude, alle Richterstühle stürzen, Höhen und Tiefen werden ineinander verkehrt. — Ein Jüngster Tag voll auferstehender Sünder und voll fallender Sterne, ein Weltgericht des Teufels, wo die Leiber die Geister richten, die Faustkraft das Herz. Bedenk' es, Fürst! Jeder Soldat wird in diesem Reich der Gesetzlosigkeit dein gekrönter Bruder auf fremdem Boden mit Richtschwert, aber ohne Wage, und gebeut unumschränkter als du; jeder feindliche Packknecht ist dein Fürst und Richter, mit Kette und Beil für dich in der Hand! — Nur die Willkür der Faust und des Zufalls sitzt auf dem Doppelthrone des Gewissens und Lichts. — Zwei Völker sind halb in Sklavenhändler, halb in Sklaven verkehrt, unordentlich durcheinander gemischt. Für höhere Wesen ist das Menschenreich ein gesetz- und gewissenloses taubblindes Tier- und Maschinenreich geworden, das raubt, frißt, schlägt, blutet und stirbt. — Immerhin sei du gerecht, du lässest doch durch die erste Manifestzeile wie durch ein Erdbeben die gefesselte Ungerechtigkeit aus ihren Kerkern los! Auch ist ja die Willkür so hergebracht groß, daß dir kleinere Mißhandlungen gar nicht, und große nur durch ihre Wiederholung vor die Ohren kommen. Denn die Erlaubnis, zugleich zu töten und zu beerben, schließt jede kleinere in sich. Sogar der waffenlose Bürger tönt in die Miß- und Schreitöne ein; vertauschend alle Lebenspläne gegen Minutengenuß und ungesetzliche Freiheit, und von den befreundeten Kriegern als ein halber, von den anfeindenden als ein ganzer Feind behandelt und aufgereizt. Dies bedenke, Fürst, bevor du in die Heuschreckenwolke des Kriegs alles dein Licht verhüllst, und in dein bisher so treu verwaltetes Land alle Krieger eines fremden zu Obrigkeiten und Henkern einsetzest, oder deine Krieger ebenso ins fremde!« —

Wenigstens ließe sich noch manches tun. Man löse doch in der Geschichte und Zeitung die so kurz und leicht

hinschwindenden Laute: »Schlachtfeld, Belagerungsnot, hundert Wagen Verwundete« . . einmal recht in ihre entsetzlichen Bestandteile auf, in die Schmerzen, die ein Wagen trägt und tiefer reißet, in einen Jammertag eines Verschmachtenden. Nicht nur die Geschichte, in welcher ganze Zeiten und Länder verbluten, sogar die gemeine Zeitung und Sprechart, und die wissenschaftliche Ansicht der Kriegs- und der Wundarzneianleitungen verwandeln Wunden in Worte, das ungeheure All-Weh in einen Buchstaben. Daher denselben Minister, welcher die Regentabelle des kriegerischen Blut- und Aschenregens ruhig liniiert, und heiter zweien Ländern ein Blutbad verordnet, eine Bühnenwunde und -Träne erschüttert, bloß weil die Dichtkunst das Wort wieder rückwärts in die lebendige Gegenwart verwandelt. Auch könnte man einen Prinzen von bedenklichen Anlagen mit demselben Warnvorteil auf ein blutiges Schlachtfeld führen, als Kinder von ganz andern in ein verwesendes Krankenhaus; aber mög' es stets der Menschheit an solchen Schul- und Heilanstalten fehlen! —

Eigentlich sollte nur das Volk – dies könnte man wenigstens einem Erbprinzen erziehend sagen – über den Krieg mit einem andern, d. h. über die Rückkehr in den ersten Naturzustand, besonders da nur dessen harte Früchte, nicht dessen süße auf dasselbe fallen, abzustimmen haben, ob es sich als Totenopfer dem Gewitter und Sturm des Krieges weihe oder nicht.

. . . Denn auf der Erde ist ein feiges Volk noch seltener, als ein kühner Mann; welche Völker der alten und neuen Zeit waren nicht tapfer? Jetzo z. B. fast ganz Europa, die Russen, Dänen, Schweden, Österreicher, Sachsen, Engländer, Hessen, Franzosen, Bayern und Preußen — Je tiefer Roms freier Geist einsank, desto wilder und kräftiger hob sich der tapfere empor; Catilina, Cäsar, August hatten siegende Knechte. Die häufige Bewaffnung der alten Sklaven (wie in der neuern die der Bettler) beweiset gegen den Wert der gemeinen Faust und Wundentapferkeit. Der Athener Iphikrates sagte: raub- und lustgierige Soldaten sind die besten; und der General Fischer setzte dazu: Landstreicher. — Kann ein Fürst in die Nachwelt mit nichts als mit den schönen Tigerflecken der Eroberer strahlen wollen, womit ihn die Timurs, Attilas, Dessalines und andre Geißeln Gottes oder Knuten des Teufels überbieten? Wie kalt geht man in der Geschichte über die unzähligen Schlachtfelder, welche die Erde mit Todesbeeten umziehen? Und mit welchen Flüchen eilt man vor der Krone vorüber, welche die sogenannte Ajüstagen oder Blechaufsätze nur auf dem fortspritzenden Wasserstrahl der Fontänen, ebenso nur auf emporspringenden Blutströmen in der Höhe sich erhalten! Wo aber einige Helden davon ein ewiger Nachschimmer überschwebet, wie Marathons Ebene, Termopyläs Tiefe: da kämpften und opferten andre Geister; — himmlische Erscheinungen, der Freiheitsmut, und welcher einzelne in der Geschichte groß dasteht, und ihre Räume erfüllt, der tut es nicht auf einer

Pyramide von Totenköpfen aus Schlachten, sondern eine große Seele schwebet, wie die Gestalt einer überirdischen Welt, verklärt in der Nacht, und berührt Sterne und Erde.

Denn es gibt eine höhere Tapferkeit, welche einmal, obwohl nicht lange, Sparta, Athen und Rom besaßen, die Tapferkeit des Friedens und der Freiheit, der Mut zu Hause. Wenn manches andre Volk, im Vaterland ein feigduldender Knecht, außer demselben ein kühnfassender Held, dem Falken gleicht (nur weniger durch Schlaflosigkeit wie er, als durch Einschläfern zahm geworden), welcher vom Falkenmeister so lange verkappt auf der Faust getragen wird, bis er als augenblicklicher Freier des Aethers in alte Wildheit losgelassen, kühn und klug einen neuen Vogel überwältigt und mit ihm auf die Sklavenerde niederstürzt: so führt das recht- und freimutige Volk zu Hause seinen Freiheitskrieg, folglich den längsten und kühnsten, gegen jede Hand, die den Flug und Blick einschränkt; der einzige Krieg, der keinen Waffenstillstand haben soll. Ebenso tapfer im höhern Sinne kann der einzelne Fürst sein. Das Ideal in der Kunst, Größe in Ruhe darzustellen, sei das Ideal auf dem Throne. Das Kriegsfeuer zu besprechen, ist eines Fürsten würdiger, sowie schwerer, als es anzuzünden. Ist aber diese Tapferkeit des Friedens vorhanden — womit man allein sich vor der Geschichte noch auszeichnen kann — so ist die zweite des Kriegs, sobald er nötig ist, die leichtere, und jede Wunde ein Glück und ein Spiel. Daher sind die Großen der alten Geschichte mehr durch Charakter als Taten, mehr durch Friedens- als Kriegszüge bezeichnet. . . .

Von dieser Geschichtseite und Öffnung müßte, dünkt mich, ein junger Fürst in die Zukunft schauen, die er bauen und füllen hilft; auf diese Weise müßte er der schönern Tapferkeit die niedere unterordnen.

Inschriften

Wiener Mahlzeit

Die Nahrungsfrage abzuwickeln,
findet der Dialekt Verwendung.
Er hat es schwer mit den Artikeln
und leugnet doch der Speisen Endung.

Ach Gott, es fehlt uns an der Fetten,
wir müssen fleischlos uns bequemen.
Wenn wir nur einen Butter hätten,
wir würden auch die Schinke nehmen.

Gespräche

Die beiden ließen sich durch mein Gespräch nicht stören.
Sie horchte auf, wenn er dazwischen sprach.
Es war so wichtig ihr, mir zuzuhören,
daß sie mich, sagt sie, unterbrach.

Selbstlose Gesellschaft

Mit jenen schlimmen Schwindlern Vorsicht übe,
die sich in deine Sachen mischen.
Sie machen dir das Wasser trübe,
ohne darin zu fischen.

Sie mengen sich in deine Interessen
zu einem ganz selbstlosen Zwecke.
Sie möchten nicht von deinem Tische essen,
nur: daß es dir nicht schmecke.

Gerüchte

Der Mann war das leibhaftige Gerücht.
Lief er auf leisen Sohlen durch den Saal,
so war es ein Skandal,
und man erfuhr die Quelle nicht.

Wie gleich und gleich sich gleich verflicht,
die Gattin, die er nahm, sah aus wie Fama.
Das gab ein Ehedrama,
das Kind war ein Gerücht.

Und eh die Ehe, die nicht ehern, bricht,
gesellt sich einer zu dem Pärchen,
erzählte ihr ein Märchen.
Was war die Folge? Ein Gerücht.

Den Neubildnern

Wer seinen Durst am Sprachquell stillet,
dem winken ungeahnte Wonnen.
Wem sich das alte Wort erfüllet,
der hat es wahrlich neu begonnen.

Es schwelgen mißgeborne Knaben
in adjektivischen Gefilden.
Sie müssen eine Krankheit haben:
der Krebs nur neigt zu Neugebilden.

Elysisches

Melancholie an Kurt Wolff

Dort in Prag, wo neukatholsche Christen
heimisch sind, teils aber Pantheisten,
hingeschwellt am Tag,
dort ertönt manch morgendlicher Triller
aus der Jugendbrust des andern Schiller;
ausgerechnet das geschieht in Prag.

Aus dem Orkus in das Grenzenlose
wird gewendet eine alte Hose,
was Ergetzung schafft.
Der dort schaukelt auf der Morgenröte,
der hier hat den Ton des alten Goethe;
denn Gewure heißt auf deutsch die Kraft.

Aber besser noch sind zwo Gewuren,
denn das zeucht dann hin wie Dioskuren,
was nur mich nicht freut,
unterscheid' ich unbeirrter Mahner
junge Prager, alte Weimaraner;
doch Talent hat schließlich jeder heut.

Wer im Himmel oder unberufen
gar an des Olympus heiligen Stufen
wie das Kind im Haus,
morgen hat er wieder andre Sorgen,
etwa zwischen Hölty und Laforgen
kennt er sich mit jeder Note aus.

Wer entzückt im Flügelkleide wandelt
oder andrer Art mit Büchern handelt,
Gott gefallen mag.
Die hier gehn nur — merkt auf das Exempel —
nebst der Kirche in den Sonnentempel
und erscheinen auch im »Jüngsten Tag«.

Reingebadet in entlieh'nen Lenzen,
läßt der Seele Überschwang nicht Grenzen
fremdem Element.
Heute ist sie à la Rimbaud tropisch,
morgen schlicht kopiert sie schon den Kopisch,
hat ein ausgesprochenes Formtalent.

Solchem Wesenswandel wehrt kein Veto,
hin zu Goethen geht es aus dem Ghetto
in der Zeilen Lauf,
aus dem Orkus in das Café Arco,
dorten, Freunde, liegt der Nachruhm, stark o
liegt er dort am jüngsten Tage auf.

Wer in altem oder Neugetöne,
jedenfalls in ausgeborgter Schöne
sich dahin ergeußt,
pochend mit der Jugend Nervenmarke
letzt sich noch mit seinem letzten Quarke
an der Quelle, die da für ihn fleußt.

Denn vom schönen Einfluß der Kamönen
können sie sich nun mal nicht entwöhnen,
und kein Hindernis
ist es für der Phantasei Erfindung
und die literarische Verbindung.
Diesen Faden keine Parze riß!

Und geklagt sei es dem ewigen Gotte,
daß der Literaten heutige Rotte
ihr Elysium
findet, denn wer nur am Worte reibt sich,
wird gedruckt bei Drugulin in Leipzich.
Edler Jüngling Wolff, ich klage drum.

Bekenntnis

Ich bin nur einer von den Epigonen,
die in dem alten Haus der Sprache wohnen.

Doch hab' ich drin mein eigenes Erleben,
ich breche aus und ich zerstöre Theben.

Komm' ich auch nach den alten Meistern, später,
so räch' ich blutig das Geschick der Väter.

Von Rache sprech' ich, will die Sprache rächen
an allen jenen, die die Sprache sprechen.

Bin Epigone, Ahnenwerthes Ahner.
Ihr aber seid die kundigen Thebaner!

Der Irrgarten

Die Sprache ist, dies glaubt mir auf mein Wort,
ein Zwist, bei dem ein Wort das andre gibt.
Es leben Lust und Zweifel immerfort
im Zwiespalt und es neckt sich, was sich liebt.
Was treibt es nur? Geburt zugleich und Mord?
Ich steh' dabei und habe nichts verübt.
Wie kam ich an den zauberischen Ort?
Die Welt ist durch das Sieb des Worts gesiebt.

Der Ratgeber

Was immer sich in meinen Traum gedrängt,
hat stets mit meinem Tage sich vermengt.

Doch nimmt der Traum das Leben leicht in Schutz.
An seinem Dunkel klärt sich aller Schmutz.

Wie sich im Wechsel da die Dinge drehn,
wird Schönes häßlich, Häßliches wird schön.

Schon manche Freundschaft plötzlich mir entschwand,
weil ich durch einen Traum den Freund erkannt.

Schon manche Feindschaft habe ich versäumt,
weil mir einmal vom Feinde hat geträumt.

Der Todfeind, den ich auf der Straße traf,
das war der Freund von meinem letzten Schlaf.

Der freundlich meinem Tage sich genaht,
an meiner Nacht übt heimlich er Verrat.

Tagsüber wußt' ich nicht, wie mir geschah,
wenn ich den andern andern Augs besah.

Es narrt mich etwas, doch ich weiß nicht was,
da ich des Winks der letzten Nacht vergaß.

Zur nächsten erst hängt wieder an dem Flaum
des Bettes der am Tag vergessne Traum.

Der Reim

Der Reim ist nur der Sprache Gunst,
nicht nebenher noch eine Kunst.

Geboren wird er, wo sein Platz,
aus einem Satz mit einem Satz.

Er ist kein eigenwillig Ding,
das in der Form spazieren ging.

Er ist ein Inhalt, ist kein Kleid,
das heute eng und morgen weit.

Er ist nicht Ornament der Leere,
des toten Wortes letzte Ehre.

Nicht Würze ist er, sondern Nahrung,
er ist nicht Reiz, er ist die Paarung.

Er ist das Ufer, wo sie landen,
sind zwei Gedanken einverstanden.

Er ist so seicht und ist so tief
wie jede Sehnsucht, die ihn rief.

Er ist so einfach oder schal
wie der Empfindung Material.

Er ist so neu und ist so alt
wie des Gedichtes Vollgestalt.

Orphischen Liedes Reim, ich wette,
er steht auch in der Operette.

Wenn Worte ihren Wert behalten,
kann nie ein alter Reim veralten.

Fühlt sich am Vers ein Puls, ein Herz,
so fühlt es auch den Reim auf Schmerz.

Aus allgemeinrer Sachlichkeit
glückt neu der Reim von Leid auf Zeit.

Weist mich das Wort in weitere Fernen —
o staunend Wiedersehn mit Sternen!

Der erdensichern Schmach Verbreitung
bedingt dafür die Tageszeitung

und leicht trifft einem irdnen Tropf
der Reim den Nagel auf den Kopf.

Dem Wortbekenner ist das Wort
ein Wunder und ein Gnadenort.

Der Reim, oft nur der Verse Leim,
ist der Gedanken Honigseim.

Hier bietet die Natur den Schatz,
dort Technik süßeren Ersatz.

Ein Wort, das nie am Ursprung lügt,
zugleich auch den Geschmack betrügt.

Dort ist's ein eingemischter Klang,
hier eingeboren in den Drang.

Sei es der Unbedeutung Schall:
ein Schöpfer ruft es aus dem All.

Dort deckt der Reim die innre Lücke
und dient als eine Versfußkrücke.

Hier nimmt er teil am ganzen Muß,
die Fessel eines Genius,

Gebundnes tiefer noch zu binden.
Was sich nicht suchen läßt, nur finden,

was in des Wortglücks Augenblick,
nicht aus Geschick, nur durch Geschick

da ist und was von selbst gelingt,
aus Mutterschaft der Sprache springt:
das ist der Reim. Nicht, was euch singt!

Vor dem Einschlafen

Wovor ist mir denn bang?
Was soll mir denn geschehen?
Ich werde Neues sehen.
Und bis dahin ist's lang.

Was das nur heute ist.
Es kommt doch immer näher.
Entging' ich doch dem Späher!
Täuscht' ich ihn nur mit List!

Oh das verlorne Glück!
O stände doch die Stunde!
O ging' es in der Runde
zum Anfang doch zurück!

Nehmt alle Uhren fort!
Die Zeit klopft mir im Herzen.
Wie flackern schon die Kerzen.
Wie dunkel wird der Ort.

O gäb's doch Aufenthalt!
Geheimnis, brich dein Siegel.
Zerbrecht mir dort den Spiegel!
Ich trotze der Gewalt!

Schlaf, rett' mich vor dem Tod.
Laß mich vom Leben borgen.
Bring wieder mir den Morgen.
Beende diese Not.

Hier neigt sich mir ein Bild,
und durch ein weises Walten
verwandeln sich Gestalten,
es fließt um mich so mild.

Dies alles war einmal.
Jetzt wird die Last mir linder.
Wir waren einmal Kinder.
Ich sinke in mein Tal.

Schon weicht mir das Gesicht.
Es kommen die Gesichter.
Verlösch' ich noch die Lichter,
so wird es wieder licht.

Nun fühle ich schon Mut.
Es schwindet das Bewußtsein.
Ah, es wird eine Lust sein.
Nun wird mir wieder gut.

Gebet

Du großer Gott, laß mich nicht Zeuge sein!
Hilf mir hinab ins Unbewußte.
Daß ich nicht sehen muß, wie sie mit Wein
zur Not ersetzen ihre Blutverluste.

Du großer Gott, vertreib mir diese Zeit!
Hilf mir zurück in meine Kindheit.
Der Weg zum Ende ist ja doch so weit,
und wie die Sieger schlage mich mit Blindheit.

Du großer Gott, so mach den Mund mir stumm!
Nicht sprechen will ich ihre Sprache.
Erst machen sie sich tot und dann noch dumm,
es lügt ihr Haß, nimmt an der Wahrheit Rache.

Du großer Gott, der den Gedanken gab,
ihr Wort hat ihm den Rest gegeben.
Ihr Wort ist allem Werte nur ein Grab,
selbst Tat und Tod kam durch das Wort ums Leben.

Du großer Gott, verschließ dem Graus mein Ohr,
die Weltmusik ist ungeheuer!
Dem armen Teufel in der Hölle fror,
er fühlt sich wohl in diesem Trommelfeuer.

Du großer Gott, der die Erfinder schuf
und Odem haucht' in ihre Nasen,
schufst du die Kreatur zu dem Beruf,
daß sie dir dankt mit ihren giftigen Gasen?

Du großer Gott, warum beriefst du mich
in diese gottverlassene Qualzeit?
Strafst du mit Hunger, straflos setzte sich
der Wucher zu der fetten Totenmahlzeit.

Du großer Gott, warum in dieser Frist,
wozu ward ich im blutigen Hause,
wo jeder, der noch nicht getötet ist,
sich fröhlich setzt zu seinem Leichenschmause?

Du großer Gott, dies Land ist ein Plakat,
auf dem sie ihre Feste malen
mit Blut. Ihr Lied übt an dem Leid Verrat,
der Mord muß für die Hetz' die Zeche zahlen.

Du großer Gott, hast du denn aus Gemüt
Vampyre dieser Welt erschaffen?
Befrei mich aus der Zeit, aus dem Geblüt,
unseligem Volk von Henkern und Schlaraffen!

Du großer Gott, erobere mir ein Land,
wo Menschen nicht am Gelde sterben,
und wo im ewig irdischen Bestand
sie lachend nicht die reiche Schande erben!

Du großer Gott, kennst du die Mittel nicht,
die diese Automaten trennten,
wenn sie sich trotz dem letzten Kriegsgericht
bedrohen mit Granaten und Prozenten?

Du großer Gott, raff mich aus dem Gewühl!
Führ mich durch diese blutigen Räume!
Verwandle mir die Nacht zu dem Gefühl,
daß ich von deinem jüngsten Tage träume.

Vorlesungen KARL KRAUS

REITAG, 17. NOVEMBER, 7 UHR
Mittlerer Konzerthaussaal
AUS EIGENEN SCHRIFTEN

n Teil des Ertrages wird wohltätigen Zwecken gewidmet.

IONTAG, 4. DEZEMBER, 7 UHR
Kleiner Konzerthaussaal

HINESISCHE KRIEGSLYRIK

ESTROY: **Die beiden Nachtwandler oder Das Notwendige und das Überflüssige**

AIMUND: **Der Alpenkönig und der Menschenfeind** (Aus dem I. Aufzug)

Das Hobellied (Klavier: Egon Kornauth)

ARL KRAUS: **Worte in Versen**

r volle Ertrag wird wohltätigen Zwecken gewidmet.

REITAG, 15. DEZEMBER, 7 UHR
Mittlerer Konzerthaussaal
AUS EIGENEN SCHRIFTEN

Teil des Ertrages wird wohltätigen Zwecken gewidmet.

---

nbestimmt) **Dienstag, 19. Dezember, 7 Uhr**
Kleiner Konzerthaussaal
hakespeares „Maß für Maß"

400785

P
LG
F

Fackel.
Nr.418-422(1916)

DATE.

NAME OF BORROWER.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED